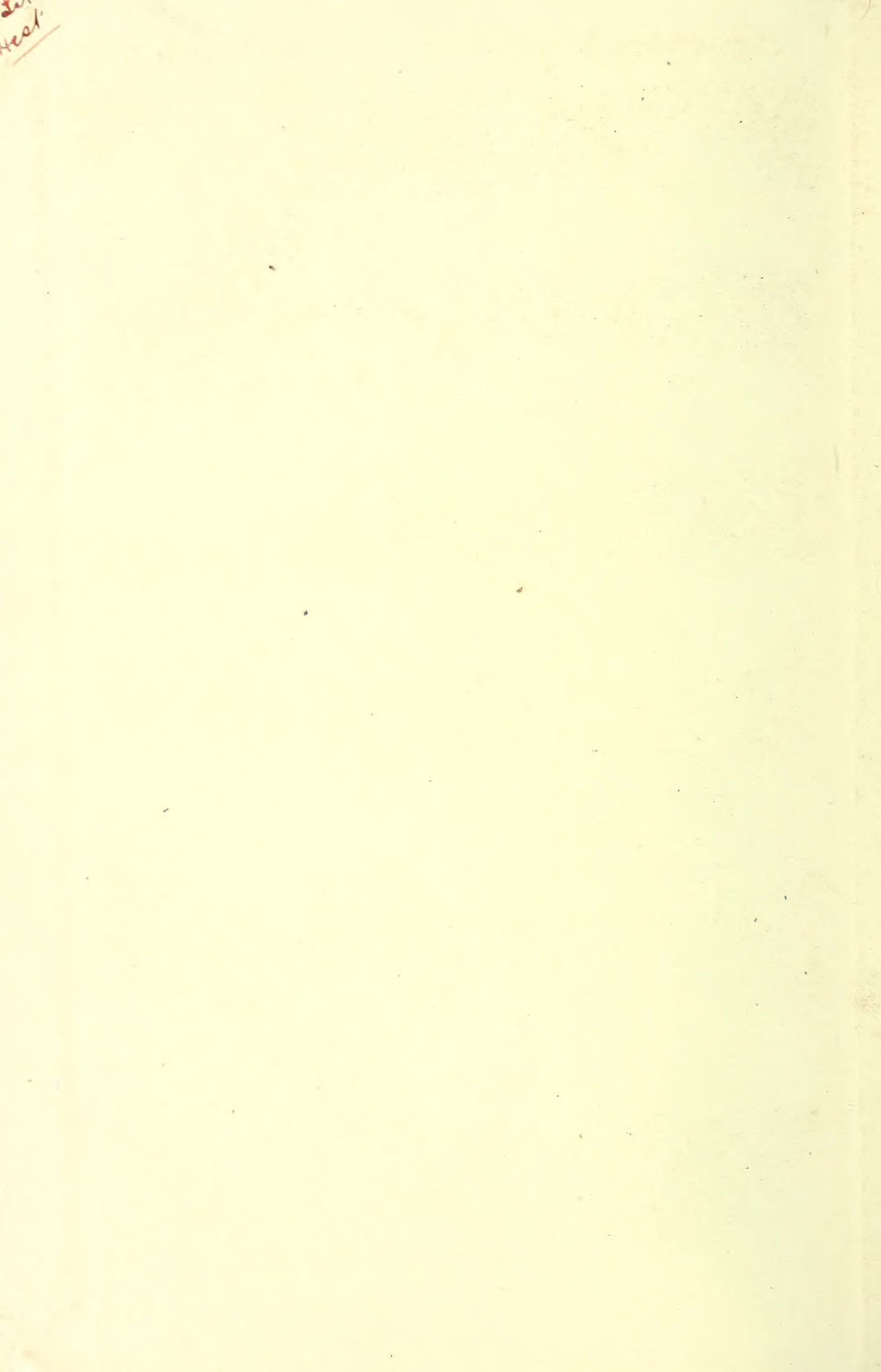


AUGUST KOBERSTEIN'S

GRUNDRISS DER GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR.

FÜNFTE UMGEARBEITETE AUFLAGE

VON

KARL BARTSCH.

DRITTER BAND.

LEIPZIG,

VERLAG VON F. C. W. VOGEL.

1872.

AUGUST KOBERSTEIN'S

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR

VOM ZWEITEN VIERTEL DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS
BIS ZU GOETHE'S TOD.

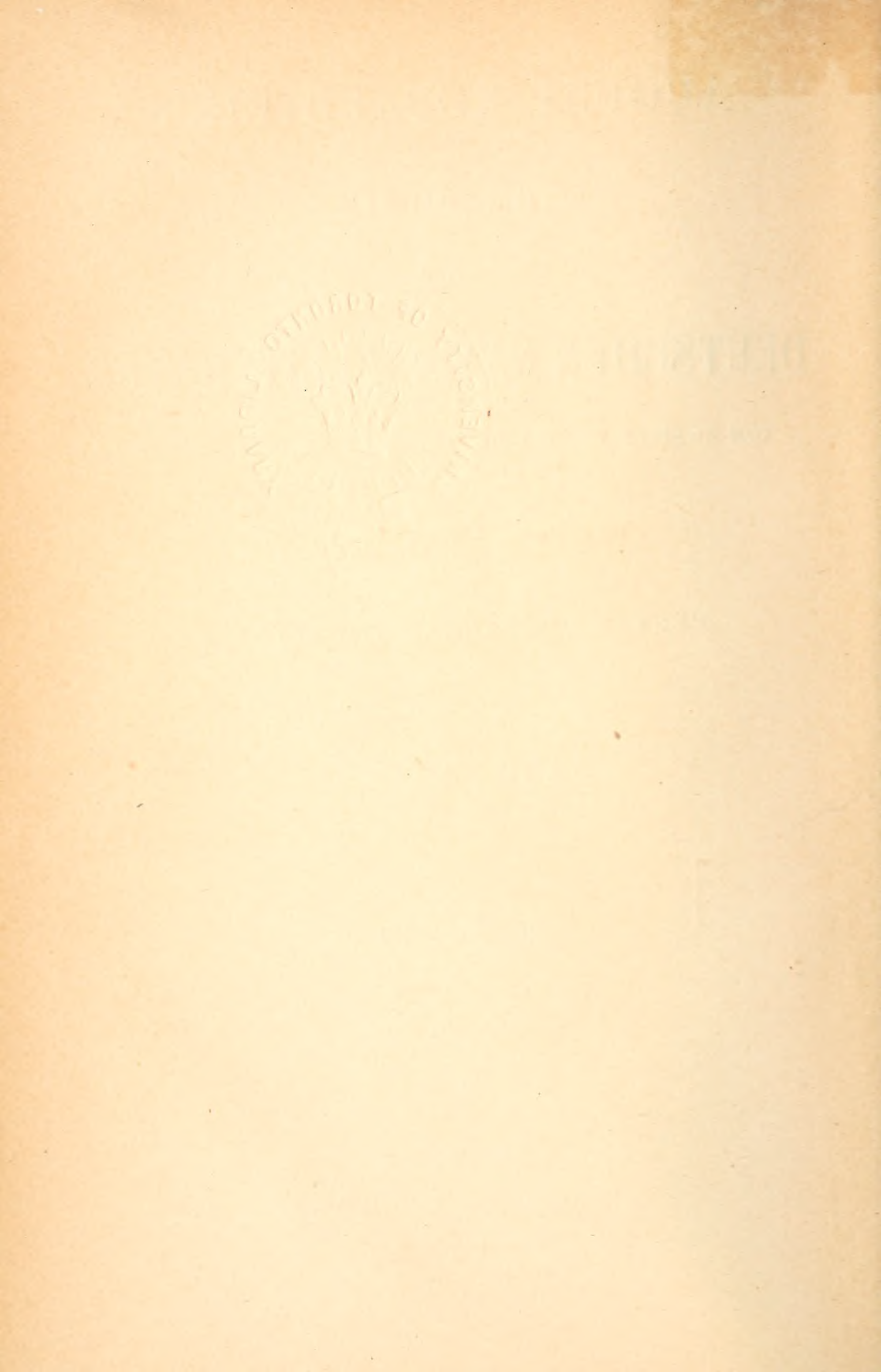
FÜNFTE UMGEARBEITETE AUFLAGE

VON

KARL BARTSCH.

ERSTER THEIL.

LEIPZIG,
VERLAG VON F. C. W. VOGEL.
1872.



ZWEITE ABTHEILUNG.

DIE NEUERE ZEIT.

Sechste Periode.

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis in das beginnende vierte Zehent des neunzehnten, oder bis zu Goethe's Tod.*)

Erster Abschnitt.

Allgemeines Verhältniss der deutschen Literatur und des deutschen Lebens zu einander.

§ 238.

Was im siebzehnten Jahrhundert Opitz und seine Nachfolger nur angestrebt hatten, eine echte und lebensvolle deutsche Dichtung auf gelehrt-künstlerischem Wege zu Stande zu bringen, das wurde von den Männern dieses Zeitraums, die das Werk von neuem aufnahmen und mit Beharrlichkeit fortführten, wirklich erreicht. Zuerst brachte uns diesem Ziele die erhöhte Wechselwirkung näher, in die gleich von Anbeginn an und in immer zunehmender Regsamkeit die sich bildende ästhetische Kritik und das künstlerische Schaffen zu einander traten; sodann das in immer weitern Kreisen geweckte Geistesleben der Nation überhaupt, die Rückkehr der Poesie zur Natur und das Verhältniss grösserer Unmittelbarkeit, das sich zwischen ihr und den allgemeinen oder besondern Lebensregungen und

---

*) Für diese Periode sind insbesondere zu vergleichen H. Hettners Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. 3 Bde. Braunschweig 1862—69. 8., und Loebell, die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Göthes Tode. Vorlesungen. 3 Bde. Braunschweig 1856—65. 8.; auch Jul. Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod 1681—1781. 2 Bde. Leipzig 1862—64. 8. und K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1854 ff. 8.

§ 238 Stimmungen der Zeit bildete; endlich die glückliche Aufeinanderfolge und die sich gegenseitig hebende und fördernde Thätigkeit der hohen dichterischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten, womit uns das achtzehnte Jahrhundert beschenkte; bis uns das beginnende achte Jahrzehent desselben einen Dichter von der höchsten Begabung und mit ihm echte und volle Poesie brachte. Der poetischen Literatur zur Seite entwickelte sich in der Muttersprache nun auch eine wissenschaftliche, die an Umfang, Fülle und geistiger Höhe jener nicht nachblieb, wenn sie sie in der neuesten Zeit nicht gar überflügelt hat. Beide dürfen die Deutschen als ihr wahres geistiges Eigenthum und als ihre reinste und schönste nationale Errungenschaft der Fremde gegenüber geltend machen, wenn auch nicht geläugnet werden kann, dass sie dazu nur unter fortwährenden Anregungen und Einwirkungen von aussen her gelangt sind. Diess hat allerdings der Volksthümlichkeit unserer Literatur auch noch während dieses Zeitraums mehrfachen und in manchen Beziehungen sehr bedeutenden Eintrag gethan, andrerseits jedoch, in Verbindung mit dem Boden, aus dem sie in der Heimath erwachsen ist und allein erwachsen konnte, ihr eine Tiefe, Innerlichkeit und Universalität verliehen und eine Wirksamkeit eröffnet, wodurch sie zu einer ganz einzigen Erscheinung in der Weltgeschichte geworden ist. Denn nicht aus einem reichen, gesunden, vielseitigen, grossartig bewegten, von der Oeffentlichkeit getragenen und mannigfach verzweigten Volksleben ist sie erwachsen, nicht ist sie genährt und gekräftigt worden durch Grossthaten der deutschen Nation, die diese in ihrer Gesammtheit ausgeführt hätte, nicht hat sie unter dem Schutz und der Pflege der Grossen ihre Blüthen angesetzt, noch die ersten entfaltet: sondern in dem geistigen Leben und Treiben eines besondern Standes im Volk, der gelehrt Gebildeten, sind vorzugsweise und in den ersten Jahrzehnten so gut wie ausschliesslich ihre Wurzeln und Verzweigungen zu suchen, und aus Kämpfen, die sich unter den Gelehrten zunächst ihretwegen selbst entspannen, dann allmählig das deutsche Geistesleben nach allen Richtungen hin erfassten und aufrüttelten, giengen lange und hauptsächlich die sie treibenden Kräfte hervor. Auf diesem Boden konnte sich weder eine eigentlich naturwüchsige, noch eine im vollsten Sinne volksthümliche Literatur entwickeln, die, in ihrem poetischen Theile wenigstens, allen Ständen und Bildungsstufen bis zu einem gewissen Grade zugänglich geworden wäre. Aber einen rein- und tiefmenschlichen Gehalt und eine Fülle von Anschauungen und Erfahrungen aus dem Gemüths- und Naturleben hat die Poesie, eine Höhe und Mannigfaltigkeit der Gedankenbewegung, einen Reichthum an Einsichten in alle Gebiete geschichtlicher Bildung und Naturgestaltung die

Wissenschaft, eine Meisterschaft der Darstellung diese wie jene sich § 238
zu eigen gemacht, dass wir schon darüber jenen Mangel einigermassen verschmerzen könnten. Sie hat indess noch eine ganz andere Bedeutung für uns, und, wenn nicht alles trügt, noch mehr für die nächste Zukunft des deutschen Volks: denn neben den Thaten Friedrichs des Grossen in Krieg und Frieden ist es unsere Literatur und zunächst die poetische und das, was mit ihr zusammenhängt, wodurch das deutsche Leben überhaupt erst wieder aus Versunkenheit und Verdumpfung geweckt, aus Zerrissenheit einer Einigung zugeführt, zuerst die Sehnsucht nach einem nationalen Leben, nach nationaler Würde und politischer Geltung in Deutschland angeregt und genährt worden ist[1]. In demselben Masse, in welchem sie sich ihrer Einseitigkeit und ihrer Standesbefangenheit zu entwinden suchte und nach einem volksthümlichen Charakter strebte, wuchs auch in der Nation der Drang nach Selbständigkeit und Freiheit, nach politischer Würde und Einheit.

§ 239.

Als zu Ende des vorigen Zeitraums in unserer Literatur schon einzelne Zeichen darauf hindeuteten, dass sie von ihren Irrwegen in eine richtigere Bahn wenigstens leise einzubiegen beginne, schienen die innern Zustände Deutschlands im Allgemeinen noch weit davon entfernt zu sein, ihrerseits diese Wendung zu beschleunigen und zu einer für eine bessere Zukunft der Literatur entscheidenden zu machen. Auch jetzt noch liessen sie anfänglich eher einen langen Fortbestand ihrer Gesunkenheit befürchten, als ihre baldige Hebung und eine für die gesammte Nation glückliche Umgestaltung hoffen. Dazu liess es schon die Spaltung in der Kirche nicht kommen, so lange in den katholischen Ländern der alles beherrschende Einfluss

---

§ 238. 1) Wer den Werth unserer neuern Literatur von diesem Standpunkte aus veranschlagt, wie sich's gebührt, und dabei erwägt, welche harten Kämpfe nicht wenige unter denen, die sich um ihre Begründung und ihren Ausbau die unvergänglichsten Verdienste erworben haben, mit dem Leben führen mussten, um sich nur erst die Fristung ihres Daseins zu sichern und sich dann mit einer angemessenen Stellung in der Gesellschaft einen freiern Spielraum für ihr Wirken zu erobern, ohne dass sie dabei jemals das hohe Ziel, das sie sich gesteckt hatten, aus den Augen verloren: der wird nicht mit dem Anerkenntniss zurückhalten, dass auf diesem Felde geistiger Thaten, eben so gut wie auf dem kriegerischen und kirchlichen, unser Volk seine Helden gehabt hat. Oder kann man die Lebensgeschichten von Männern wie Lessing, Winckelmann, Herder, Voss, Schiller lesen und ihnen das Zeugniss vorenthalten, dass sie, indem sie mit dem Leben und um das Leben im Dienste der Kunst und der Wissenschaft kämpften, nur Siege für diese, und nicht auch für die Freiheit und Selbständigkeit des nationalen Lebens errungen haben?

§ 239 der Jesuiten dem Eindringen der neuen geistigen Lebenselemente abwehrend entgegentrat, die sich im protestantischen Norden, trotz der noch immer im Ganzen sehr mangelhaften Beschaffenheit der niedern und der höhern Bildungsanstalten, bereits zu regen und zu entwickeln begannen. Eben so ungünstig für eine innere Einigung und Erstarkung des deutschen Lebens waren die politischen Verhältnisse: der Reichskörper durch das Kaiserthum und den Reichstag nur noch äusserlich, und auch nur mehr dem Scheine nach, zusammengehalten, innerlich an allen Uebeln kleinstaatlicher Zerrissenheit krankend; an der höchsten Stelle kein Sinn für Nationalehre und Nationalwohlfahrt, sondern bloss das Streben, die Hausmacht zu vergrössern oder zu sichern; bei den kleinern Fürsten viel häufiger prunkliebende Selbstsucht und gewissenlose Hingabe an die Fremde, die bisweilen sogar bis zur Verkäuflichkeit an die Feinde des Vaterlandes ausartete, als Liebe zu diesem und Sorge um die Lage der durch habgierige und hartherzige Beamten bedrückten Unterthanen[1]; an Oeffentlichkeit in der Leitung und Besprechung staatlicher Angelegenheiten[2] eben so wenig zu denken wie an Oeffentlichkeit der Rechtspflege. Was ferner das Verhalten der einzelnen Stände im Volk zu einander und zum Gemeinleben im Staate und in der Gesellschaft betrifft, so zog hier überall Verschiedenheit der Geburt, der Erziehung, der Berufsarten streng sondernde Schranken. Diess wirkte auf die allgemeinen Bildungszustände ganz besonders nachtheilig ein und machte es jetzt noch so gut wie unmöglich, dass sich für den zweiten Neubau unserer Literatur gleich von vorn herein eine breitere und festere Grundlage im Volksleben finden liess als für den ersten, an dem sich das siebzehnte Jahrhundert versucht hatte. Denn noch immer war die Bildung in den höhern Schichten der Gesellschaft eine vorzugsweise oder ausschliesslich französische, in den mittlern, die die ihrige auf gelehrten Schulen

---

§ 239. 1) Man lese nur nach, was in dieser Beziehung Schlosser in der Geschichte des 18. Jahrhunderts aus den Jahren 1740—1763 angemerkt hat 2, 14—19; 24; 27, Anmerk. 19; 256 f.; 325 f. 2) Was die Zeitungen damals ihren Lesern zu berichten pflegten und von den allermeisten Orten aus auch wohl nur berichten durften, deutet Schlosser gleichfalls an mehreren Stellen an; vgl. 2, 125; 181, Anm. 57; 246. Daher denn auch im Volke die allertiefste Abgestorbenheit für die heimischen politischen Angelegenheiten. „Es ist unglaublich, aber es ist wahr," bemerkt Danzel (Gottsched und seine Zeit, S. 279) „dass in dem bändereichen Briefwechsel Gottscheds (derselbe umfasst in 22 Folianten über fünftehalbtausend Briefe aus den Jahren 1722—1756) kaum eine oder zwei Aeusserungen politischer Art vorkommen, obgleich Gottsched einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage (zu Dresden) vertrat, von dem darin aber natürlich nichts anderes verlautet, als dass er Geld bewilligt habe. Der ärgste Servilismus wird als etwas betrachtet, was sich ganz von selbst versteht."

und Universitäten empfangen hatten, eine zunftmässig lateinische, die, § 239
wo sie auf weltmännisches Wesen ausgieng, sich an der der vornehmern Klassen schulte. Die nichtadeligen und nichtgelehrten Volksklassen, die wenigstens fortdauernd an deutscher Sitte und Sinnesart festhielten und sie uns wahrten, blieben nicht allein allem fremd, was damals für höhere Bildung galt; es war für ihre geistige Hebung überhaupt in den protestantischen Ländern nur erst wenig gesorgt, und in den katholischen wurden sie vielfach absichtlich in Finsterniss und Verdummung erhalten. Nimmt man zuletzt noch hinzu, dass es nicht bloss an einer Stadt fehlte, die als der geistige und literarische Mittelpunkt Deutschlands hätte gelten können, sondern dass es damals auch noch nicht einmal eine in allen seinen Theilen angenommene Schriftsprache gab[3]; dass die Wissenschaft noch fortwährend viel lieber im lateinischen als im deutschen Kleide auftrat, die Dichtung nicht davon abstehen zu wollen schien, sich von durchaus oder wenigstens halb falschen Lehrsätzen leiten zu lassen und dabei der Nachahmung fremder, und was noch viel schlimmer war, meistens sehr fehlerhafter Muster treu zu bleiben; dass jede Erinnerung an die Zeiten vor dem dreissigjährigen Kriege, in denen das Vaterland sich gross und mächtig gezeigt hatte, und damit auch alles höhere und kräftigende geschichtliche Bewusstsein in den allermeisten, die jetzt schrieben und lasen, erloschen, unsere ältere volksthümliche Dichtung so völlig in Vergessenheit gerathen war, dass erst wieder auf gelehrtem Wege der Zugang zu ihr mühsam gefunden werden musste, bevor die neue Zeit von ihr Vortheil ziehen konnte; endlich dass in dem Volke überhaupt und in den Männern der Literatur insbesondere sich auch nicht einmal das Bedürfniss nach nationaler Selbständigkeit und nationaler Geltung regte: so wird es begreiflich, dass es einer vollständigen Wiedergeburt des deutschen Lebens selbst bedurfte, wenn wir wieder zu einer Literatur mit einem echten und reichen Lebensgehalt und von einem wahrhaft deutschen Charakter gelangen sollten. Diese Wiedergeburt konnte aber nur von innen heraus auf rein geistigem Wege erfolgen, zunächst durch die Bekämpfung und Wegräumung bestehender oder neu aufkommender Vorurtheile, Irrthümer und Hemmnisse; sodann

---

3) Es dauerte lange genug, bis das Hochdeutsch, das man in den protestantischen Ländern schrieb, überall in die Bücher eindrang, die im katholischen Süden gedruckt wurden. Noch nach 1779, da die Jesuiten unter Karl Theodor wieder grössern Einfluss in Baiern erlangt hatten, suchten sie die in den niedern Schulen unter der vorigen Regierung eingeführten Evangelienbücher zu verdächtigen, weil die Wortschreibung lutherisch, die Sprache ketzerisch wäre. Vgl. Schlosser a. a. O. 3, 384 f.

§ 239 durch den die geistige Bewegung fördernden, die bereits gewonnene Bildung steigernden Widerstreit zwischen den einzelnen Richtungen, die, von verschiedenen Ausgangspunkten anhebend, in der Dichtung, in der Wissenschaft und nach und nach in allen höhern Lebensbezügen aufkamen; endlich unter dem erfrischenden Eindruck und der Begeisterung, welche die Thaten eines deutschen Fürsten zuerst in seinem Staate und von da aus auch in dem ganzen dafür empfänglichen deutschen Vaterlande bewirkten. Das Jahr 1740, in welchem Friedrich der Grosse den Thron bestieg, ist dasselbe, in welchem auf dem Gebiete unserer Literatur der Kampf der damals tonangebenden Parteien lebhafter zu werden anfieng: dass er schon nach Verlauf von noch nicht vollen zwei Jahrzehnten uns die „Literaturbriefe“ und in ihnen das erste sichere Pfand für eine glückliche Entwickelung unserer Dichtung und Wissenschaft bringen konnte, ist zum grossen Theil dem Geiste zuzuschreiben, in dem Friedrich die Regierung führte, und in dem er auf seine Zeit wirkte.

§ 240.

Nach dem dreissigjährigen Kriege, der Deutschland zu politischer Ohnmacht abgeschwächt hatte, theilten sich drei Mächte in die Entscheidung über seine nächsten Geschicke: die Jesuiten, die Schweden und die Franzosen. Es war schlechterdings nicht möglich, dass die Deutschen jemals wieder zu dem Vollbesitz politischer Selbständigkeit und geistiger Freiheit, noch zu irgend einem nationalen Selbstgefühl gelangen konnten, ohne dass die äussern und die innern Bande gesprengt wurden, womit die fremden Gewalthaber in allen Richtungen und Kreuzungen das deutsche Leben eingeschnürt hatten. Den brandenburgischen Hohenzollern und ihrem Volke gebührt das unermesslich hohe Verdienst, gegen sie den Kampf zuerst begonnen und im Laufe der Zeit zu einem erfolgreichen Ausgang geführt zu haben. Der grosse Kurfürst schon hatte die Schweden auf's Haupt geschlagen und sie für Deutschland unschädlich gemacht; er hatte durch sein Verhalten gegen Ludwig XIV neue Schmach, die uns von Frankreich drohte, so weit abgewandt, als seine Mittel reichten, und dem auswärts verfolgten Protestantismus die gesichertste Zufluchtsstätte in Deutschland geboten. Was durch ihn gewonnen war, das liessen die beiden ersten preussischen Könige nicht verloren gehen, ja der Gewinn ward, wenn auch nicht in allen, so doch in manchen Stücken vermehrt und gefestigt; bis Friedrich II das von dem Urgrossvater angefangene Werk in allen seinen Theilen und Richtungen mit kraftvoller Hand wieder aufnahm und zu einer weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit fortführte. Friedrich versetzte nun auch der zweiten jener auf dem deutschen Vaterlande lastenden

Mächte den ersten tödtlichen Streich: denn in seinen Kriegen kämpfte § 240
er nicht bloss gegen das Haus Oesterreich und gegen die verbündeten Heere der grössten europäischen Reiche, gegen eine neue Barbarei, die Deutschland von der einen Seite zu überfluthen drohte, und gegen den alten Uebermuth, unter dem es von der entgegengesetzten her schon so lange unsäglich litt; sondern zugleich auch gegen den Jesuitismus und gegen jede Art von Geistesdruck und Knechtschaft, die darin ihren Hauptstützpunkt hatten[1]. Diess Letzte that er aber wieder nicht allein mit dem Schwert in der Hand: er erwies sich als den Feind aller Finsterniss und aller Unfreiheit des Geistes[2] noch vielmehr insofern, als er nach seiner hellen und grosssinnigen Denkart neue Regierungsgrundsätze in dem Masse zur Anwendung brachte, dass dadurch zunächst in seinem eigenen Lande, dann nach seinem Beispiel und durch seinen Einfluss auch in dem übrigen protestantischen Nord- und Mitteldeutschland einer freieren Gedankenbewegung in Wort und Schrift, so wie jeder Art von geistiger Thätigkeit und Bildung erst ein Spielraum geöffnet wurde. Wie er aus dem siebenjährigen Kriege, ungeachtet mancher verlornen Schlacht, doch endlich als der eigentliche Sieger hervorgieng, der die protestantische Sache verfochten hatte, so drang nun auch die unterdess schon bedeutend vorgeschrittene neue Geistesbildung des protestantischen Nordens siegreich in den katholischen Süden Deutschlands ein[3] und fieng an hier die Fesseln zu sprengen, welche die

---

§ 240. 1) Schlosser 2, 656: „Der siebenjährige Krieg galt für einen deutschen Heldenkampf unter Friedrichs Anführung gegen fremde Uebermacht, für einen Kampf der Freisinnigen gegen Finsterlinge jeder Art.“ Die preussischen Dichter, Gleim, Ramler etc., dachten sich die Sache ihres Königs immer als die Sache der deutschen Freiheit und des Protestantismus, den siebenjährigen Krieg als den Kampf der Gesittung und Bildung gegen die Barbarei. Vgl. H. Gelzer, die neuere deutsche National-Literatur, nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. 2. Ausg. 1, 132 ff. 2) Wie er in seinem Staate dem Denken und der Wissenschaft die Freiheit nicht durch Glaubenszwang und theologische Verfolgung wollte verkümmern lassen, bewies er gleich nach dem Antritt seiner Regierung durch die Zurückberufung Wolffs nach Halle (vgl. § 179, Anm. 7).
3) Die erste Brücke über die Kluft, welche seit der Reformation das katholische Deutschland von dem protestantischen trennte, ward durch die schöne Literatur seit den Sechzigern des 18. Jahrhunderts gebaut. (Noch 1762 konnte Abbt im 228. Litteraturbriefe S. 225 schreiben: „Man kann wohl überhaupt sagen, dass die katholischen Provinzen in Deutschland, sobald von den schönen Wissenschaften die Rede ist, fast immer ganz auszuschliessen sind.“) Als die Dichter in Wien und zumal in dem stockkatholischen München erst anfiengen das geistige Pfund mit zu benutzen, das in den reformierten Ländern schon gewonnen war, und thätigeren Antheil an der Fortbildung der neuen Literatur nahmen, siegte, in der schriftlichen Darstellung und Mittheilung wenigstens, überall Luthers edle Sprache über die verwilderten Mundarten, die sich so lange noch immer in den von süd-

240 Jesuiten der Wissenschaft und der Kunst angelegt hatten. Unmittelbarer noch wirkte Friedrich der Grosse auf die Belebung des Nationalgefühls. Er brachte durch seine und seines Heeres ruhmvolle Thaten in dem preussischen Namen den deutschen wieder in Achtung und Ehre beim Auslande. Er weckte durch den Glanz eben dieser Kriegsthaten sowohl, wie durch seine Gesetzgebung, seine Verwaltung, seine rastlose Sorge für das Wohl des Volks, dessen Interessen er ganz und durchaus zu den seinigen machte, nicht allein in seinen Preussen, sondern auch in allen übrigen Deutschen, die zu ihm und zu der von ihm vertretenen Sache hielten, ein edles Selbstgefühl, einen Sinn, der für staatliche Entwickelung und für bürgerlichen Fortschritt empfänglich war, und ein freudiges, auf die weise Führung eines grossen volksthümlichen Fürsten vertrauendes Sicherheitsgefühl. Er rief wieder in das Bewusstsein des deutschen Volkes die fast verschollenen Begriffe von Vaterland und von Pflichten gegen dasselbe zurück [4] und gab ihnen einen lebensvollen Inhalt. Er brachte endlich, was für die Geschichte unserer poetischen Literatur das Nächste und Wichtigste war, in seiner Persönlichkeit selbst [5] und in dem, was durch ihn und unter ihm ausgeführt wurde, den ersten wahren und höhern Lebensgehalt, der im protestantischen Deutschland wenigstens schon für einen allgemeinen nationalen gelten konnte, in unsere vaterländische Dichtung [6]. Wenn der grosse König

---

deutschen Katholiken geschriebenen Büchern zu behaupten gesucht hatten. Damit war nun doch schon in einer Beziehung eine innere Einigung unter allen deutschen Ländern erreicht. 4) Unter den Dichtern des 18. Jahrhunderts war wohl Klopstock der erste, dem das Wort „Vaterland" mehr als ein blosser Schall war, und der den Tod für's Vaterland beneidenswerth fand (vgl. die Ode „Heinrich der Vogler", die schon 1749 gedichtet ward). Von den preussischen Schriftstellern aus der Zeit des siebenjährigen Krieges bezeugen vornehmlich der Dichter v. Kleist in dem Schlusse von „Cissides und Paches" aus dem Jahre 1758 (vgl. E. Niemeyer über Lessings Philotas S. 12 f.) und der Prosaist Th. Abbt in der Vorrede zu seiner Schrift „Vom Tode fürs Vaterland", so wie in dieser selbst (aus dem J. 1761, als Abbt noch in Frankfurt a. d. O. Professor war und sich also für einen Preussen ansehen durfte), wie lebendig schon, wenigstens bei Einzelnen, der Begriff Vaterland in das Bewusstsein getreten war. Vgl. auch Prutz im litterarhistorischen Taschenbuch 1846, S. 388 ff. 5) „Es war die Persönlichkeit des grossen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." Goethe's Werke (Ausg. letzter Hand von 1827 ff. 12.) 24, 71. 6) Vgl. Einert, über die hohe Bedeutung, welche die Grossthaten Friedrichs II im siebenjähr. Kriege, besonders sein Sieg bei Rossbach, für die Entwickelung der deutschen Literatur gehabt haben. Programm des Arnstadter Gymnasiums 1858. 4.; Goethe's Werke 25, 103. Vorher (S. 80) heisst es: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie (vor den Zeiten des siebenjährigen Krieges) fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel". S. 104 f. hebt er Gleims Kriegslieder und Ramlers Oden, die sich auf die Thaten Friedrichs beziehen, gerade

sich an der Förderung unserer nach dem siebenjährigen Kriege bald § 240
im schnellsten Wachsthum aufstrebenden Literatur selbst niemals unmittelbar betheiligt, wenn er ihr bei seiner in der Jugend eingesogenen Vorliebe für die französische sogar eine grosse Geringschätzung gezeigt hat, auch da noch, wo sie in ihrer neuen Entwickelung schon weit vorgeschritten war[7], so darf ihm diess um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, je mehr zu bezweifeln steht, diess habe ihr mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereicht[8], zumal nach den für ihre fernere Gestaltung so entscheidenden Siegen, die Lessing wenige Jahre nach dem Hubertsburger Frieden über den französischen Geschmack und die französische Kunstlehre erfocht[9].

---

darum besonders hervor, weil diess die ersten Gedichte waren, in denen sich ein solcher innerer Gehalt, „der Anfang und das Ende der Kunst" zeigte. „Die Preussen", fährt er fort, „und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sich durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können." Als dasjenige Werk aber, welches „den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literärischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete", gilt ihm (S. 106) und wird uns allen gelten Lessings Minna von Barnhelm (gedruckt 1767), „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch-temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that." 7) 1780, in dem bekannten Sendschreiben „De la littérature allemande" etc. Berlin. 8.; den Anlass dazu hatte der Minister Graf von Herzberg gegeben, an den es auch eigentlich gerichtet war (vgl. Just. Mösers vermischte Schriften 2, 237 ff.). Möser verfasste dagegen sein (1781 gedrucktes) sehr interessantes Schreiben an einen Freund „Ueber die deutsche Literatur" (Verm. Schriften 1, 184 ff.), auf das ich weiter unten zurückkommen werde. 8) Vgl. Goethe a. a. O. S. 105 f. und Gervinus 4[4], 211 f. Dem, was dort und hier gesagt ist, schliesse sich die Erwägung an, ob bei der Lage der Dinge in Deutschland vor den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht auch Anregungen der verschiedensten Art von aussen her nöthig waren, um das deutsche Leben nur erst in Bewegung und Widerstreit zu setzen, und ob nicht sehr folgenreiche, wenn auch keineswegs in jeder Hinsicht erspriessliche Anregungen gerade von der englischen Philosophie ausgiengen, die gewiss nicht zum geringen Theil durch französische Vermittelung geschahen, so wie von den französischen Freidenkern selbst. Dass wenigstens diese Art philosophischer Bildung und Weltanschauung, wofür Friedrich doch ganz besonders eingenommen war, die Freisinnigkeit, mit der er das Leben und seinen Beruf auffasste, sehr begünstigte, so wie auf seine ganze Regierungsweise einen höchst bedeutenden Einfluss ausübte, und dass dadurch wiederum mittelbar einer freien Entwickelung der deutschen Literatur nach allen Richtungen hin Vorschub geleistet ward, wird wohl nicht geläugnet werden können. Vgl. auch Schlosser 1, 565 f. 9) Der Laokoon erschien 1766, die hamburgische Dramaturgie 1767—69.

§ 241.

Nach dem siebenjährigen Kriege genoss Deutschland, bis auf eine kurze Unterbrechung, fast dreissig Jahre lang Frieden in seinem Innern und, da Josephs II Krieg mit den Türken das Reich nichts angieng, auch nach aussen. Diess hatte für die Neugestaltung des deutschen Lebens und für die weitere Entwickelung der Literatur einerseits sein Gutes, andrerseits aber ergaben sich daraus auch für beide manche bedeutende Uebelstände. Die Geister, einmal aus ihrem Halbschlummer geweckt und in Freiheit gesetzt, verlangten nach Gegenständen, an denen sie die Kräfte üben, auf die sie umbildend und reformierend einwirken konnten. Ein eigentlich öffentliches Staatsleben gab es, wenn es sich nicht in Kriegsthaten zeigen konnte, noch immer nicht; die geistige Bewegung setzte sich daher vorzugsweise auf dem Literaturgebiete fort, auf dem wissenschaftlichen nicht minder als auf dem poetischen, in der Ausübung der Kritik sowohl, wie in darstellenden Werken. Nur mehr mittelbar ergriff sie von da aus, und zumeist auch nur mehr Reformen innerlich vorbereitend als das Bestehende schon eigentlich umgestaltend, die allgemeinen Lebensverhältnisse und Lebensformen im Staat und in der Kirche, in der Sitte der bürgerlichen Gesellschaft und in der Schule. — War die Theilnahme an der Literatur in Lesern wie Schriftstellern früherhin hauptsächlich auf den Kreis der gelehrt Gebildeten beschränkt geblieben, gieng die Weltkenntniss der letztern nur selten über den Bereich ihres Arbeitszimmers, der Schule und der Universität, denen sie ihre Bildung verdankten, oder woran sie lehrten, und über ihre nächste häusliche und bürgerliche Umgebung hinaus, und hatten sie auch nur kaum die Ahnung davon, wie es ausser den gelehrten Ständen auch noch andere gäbe, die ein Verlangen nach geistiger Nahrung, ein Recht auf den Mitgenuss an der Literatur haben könnten: so wurde man sich dessen nun immer deutlicher bewusst[1]. Der Wunsch der Dichter und Prosaisten nach

---

§ 241. 1) Moses Mendelssohn (im 208. Litteraturbriefe S. 4, aus dem J. 1762): „Da man in Deutschland noch immer gewöhnt ist, entweder für Professors oder für Schulknaben zu schreiben; so ist ein Mann, der für Liebhaber philosophieret, eine etwas seltene Erscheinung, die billig alle unsere Aufmerksamkeit verdient." — Sulzer an Bodmer um 1765 (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner; herausg. von W. Körte. Zürich 1804. S. 361 f.): „So lange die Bücher bloss in den Händen der Professoren, Studenten und Journalschreiber sind, so dünkt es mich auch kaum der Mühe werth, für das gegenwärtige Geschlecht etwas zu schreiben. Wenn es in Deutschlaud ein lesendes Publicum gibt, das nicht aus gelehrten Professionsverwandten besteht, so muss ich meine Unerfahrenheit gestehen, dass ich dieses Publicum nicht kennen gelernt habe. Ich sehe nur Studenten, Candi-

einer ausgedehnteren Wirksamkeit in der Nation, das Streben, ein § 241
grösseres Publicum sich heranzubilden und für den Inhalt ihrer Werke empfänglich zu machen, diess beides entzog sie allmählig ihrer zunftartigen Absonderung von dem nicht gelehrten Theile des Volkes, lenkte ihre Blicke von der Fremde mehr ab und zur Heimath zurück und vermittelte ein näheres Verhältniss der Literatur zum deutschen Leben und zu allen Zeitrichtungen. Die Fortschritte der ästhetischen Kritik, die tiefern und hellern Einsichten in das Wesen und die Bestimmung der Kunst, die damit gewonnen wurden, hatten zur Folge, dass die Poesie etwas Anderes und Höheres erstrebte, als eine Dienerin der Sitten- und Glaubenslehre zu sein. Nachdem die Mangelhaftigkeit der Muster, denen die Dichter zeither nachgegangen waren, erwiesen, der Glaube an die Vortrefflichkeit der conventionellen Hofpoesie der Franzosen erschüttert, der Widerspruch der französischen Kunstlehre mit der Natur und mit den Sätzen des Aristoteles aufgedeckt, das gründlichere Verständniss der Alten angebahnt, die Bekanntschaft mit wahrer und echter Volksdichtung vermittelt und der Sinn für Vaterland und Nationalität geweckt worden war: so wurde das Bedürfniss nach einer natur-

---

daten, hier und da einen Professor und zur Seltenheit einen Prediger mit Büchern umgehen. Das Publicum, von dem diese Leser einen unmerklichen und wirklich ganz unbemerkten Theil ausmachen, weiss gar nicht, was Philosophie, Litteratur, Moral und was Geschmack ist." (Freilich bezeugen die unmittelbar vorauf gehenden Worte, dass Sulzer, als er diesen Brief schrieb, mit seinem Geschmack und seinem Urtheil schon weit hinter der literarischen Entwickelung jener Zeit zurückgeblieben war.) — In einem Briefe an F. H. Jacobi äussert Wieland (ich weiss aber nicht, in welchem Jahre, da mir der Brief selbst nicht zur Hand ist, und ich die Stelle aus Schlosser 2. 610 abschreiben muss): „Deutschland hat noch keinen Schriftsteller, den derjenige Theil des Publicums lesen kann, der nicht auf Universitäten gebildet worden, und so lange es keinen solchen hat, wird es keine Litteratur haben." — Noch 1778 konnte Herder in seiner Preisschrift „Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" (Zur schönen Litteratur und Kunst 16. 286) klagen: „Ueberdem kommt bei uns das Volk in dem, was wir Sitten und Wirkung der Dichtkunst auf Sitten nennen, gar nicht in Betracht: für sie existiert noch keine als etwa die geistliche Dichtkunst. Was bleibt uns nun für ein lesendes Publicum übrig, von dessen dichterischen Sitten wir reden sollen? Gelehrte? Aber die haben ihre Sitten schon und sind oft keiner Wirkung der Dichtkunst fähig; sie lesen zum Zeitvertreib, einen dumpfen Kopf sich etwa zu erheitern" etc. — Andere Aeusserungen aus verschiedenen Jahren, die das im Text Bemerkte bestätigen, findet man in Fr. Nicolai's „Briefen über den jetzigen Zustand der Wissenschaften in Deutschland", S. 197 ff. (aus dem J. 1754); in Abbts Werken 5, 155 (Ausg. von 1780; aus dem J. 1765); in dem Briefwechsel (von J. Mauvillon und L. A. Unzer) „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter" etc. (1771) 1, 101 f.; in Fr. Nicolai's „Sebaldus Nothanker" (Ausg. von 1776) 1, 121 ff. und in Lichtenbergs verm. Schriften (Ausg. von 1800 ff.) 2, 345 f.

241 getreuen, originalen und volksthümlichen Dichtung von Tage zu Tage fühlbarer, die Abkehr von dem alten Regelnzwang zur freiesten Bewegung bei den Dichtern immer entschiedener, das Gefühl von dem, was dem Aufschwunge der schönen Literatur noch vornehmlich im Wege stand, lebhafter[2]. Und wie hier auf dem poetischen Gebiete, so zeigte sich auch auf dem Felde der theoretischen und praktischen Wissenschaften überall Regsamkeit und Fortschritt. In der Theologie, in der Philosophie, in der Geschichte, in der classischen wie in der vaterländischen Alterthumskunde, in den Sprach- und Kunststudien wurden entweder ganz neue Bahnen gebrochen oder mindestens andere und bessere Richtungen genommen, freiere und weitere Aussichten eröffnet, befruchtende Wechselwirkungen der einzelnen Wissenschaften auf einander eingeleitet. Im Erziehungs- und Unterrichtswesen ward aufgeräumt, die Schule dem Leben näher gerückt, die Volksbildung gehoben, die gelehrte von dem starren Formelwesen und dem todten Wortkram befreit, innerlich erfrischt und gekräftigt. Zugleich begannen die Keime einer deutschen Staatswissenschaft, die bereits vor den siebziger Jahren gelegt worden, sich in erfreulichem Wachsthum zu entwickeln; sie trug besonders dazu bei, dass die Theilnahme an politischen Dingen bei uns allgemeiner ward, und dass sich, ungeachtet der Beschränkung der Presse[3], eine politische Meinung zu bilden anfieng[4]. Mit wirkten dahin auch das eigenthümliche Verhältniss, in welchem die junge Universität Göttingen[5], die Hauptpflegestätte der Geschichts- und Staatswissenschaften, zu England stand, sodann die nähere Bekanntschaft einzelner deutscher Schriftsteller mit den englischen Zuständen und in mancher Beziehung auch der freie Geist der englischen Literatur, deren Einflüsse auf die deutsche Bildung dieser Zeiten überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden können; zuletzt noch die Ideen, welche

2) Zuerst hatte sich diess Gefühl nachdrücklich Luft gemacht in den „Litteraturbriefen“ (1759 ff.), dann noch mehr in den sich an die Litteraturbriefe unmittelbar anschliessenden „Fragmenten über die deutsche Litteratur“ von Herder (1767). 3) So unbeschränkt die Druckfreiheit war, die Friedrich II in anderer Beziehung den Schriftstellern einräumte, so litt doch auch er nicht, dass die Presse zur Verbreitung von Schriften benutzt wurde, die die preussischen politischen Verhältnisse offen besprachen oder neue Staatstheorien aufstellten. Dem trat schon 1749 ein Censuredict entgegen, das später noch geschärft wurde. Lessing durfte daher in einem Briefe an Nicolai (aus dem J. 1769; bei Lachmann 12, 232 ff.) in seinem Unmuthe über den König und das „französierte Berlin“ so weit gehen, dass er die dort herrschende Freiheit gegen die, deren die Schriftsteller in Wien sich erfreuten, sehr zurücksetzte. Er versprach damals sogar der deutschen Literatur überhaupt mehr Glück in Wien als in Berlin, überzeugte sich aber später, dass er sich in seinen Hoffnungen viel zu hoch verstiegen habe.
4) Vgl. Schlosser 4, 271 f. 5) Gestiftet 1737.

von Nordamerika aus zu der Zeit, da es sich seine Unabhängigkeit § 241
von dem Mutterlande errang, über Frankreich und England zu uns gelangten. Auch in den katholischen Ländern rückte nun allmählig die neue Bildung in allen Beziehungen weiter vor, besonders seitdem im J. 1773 der Orden der Jesuiten aufgehoben worden und Kaiser Joseph II nach dem Tode seiner Mutter freiere Hand erhielt, die Verbesserungen ins Werk zu setzen, die er für seine Staaten nach allen Richtungen hin im Sinne hatte.

§ 242.

Dieser Lichtseite gegenüber hat das deutsche Leben in der Zeit von 1763—1789 nun aber auch eine kaum minder breite Schattenseite. Die Wunden, die der siebenjährige Krieg den deutschen Völkerschaften geschlagen hatte, heilten nicht so bald, zumal in den nichtpreussischen Landen, da ausser Friedrich II nur wenige Fürsten ein Herz für ihre Unterthanen hatten und sich nicht viel darum kümmerten, wie der Verarmung und Verödung ihrer Städte und Dörfer abgeholfen werden könnte[1]. Dabei dauerten die alten Schäden in dem Ganzen wie in den einzelnen Gliedern des Reichskörpers meistentheils fort; seine Ohnmacht und innere Zerrüttung fiel nun um so eher in die Augen, als der politische Blick der Vaterlandsfreunde durch die aufblühende Geschichtschreibung, die Entwickelung der Staatswissenschaft und die Besprechung der staatlichen, rechtlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände in Büchern oder eigens dafür bestimmten Zeitschriften geschärft wurde[2]. Die grossen Reformplane, mit denen Joseph II umgieng, wurden nur zum geringen Theil auf eine nachhaltige Weise ausgeführt: sie stiessen,

---

§ 242. 1) Vgl. Schlosser 2, 387; 432. 2) Hierüber so wie über vieles Andere, das die §§ dieses Abschnitts nur in seinem allgemeinsten Bezuge zur deutschen Geistesbildung und Literatur dieser Zeiten berühren sollen, das Nähere in den folgenden Abschnitten. — Wie richtig damals schon von Einzelnen die Hauptschäden erkannt wurden, an denen der politische Körper Deutschlands krankte, erhellt u. A. aus einem Briefe des Geschichtschreibers M. J. Schmidt an Justus Moeser aus dem J. 1778 (Moesers verm. Schriften 2, 229): „Was wird doch noch wohl bei so weniger Harmonie der Regenten, bei so sehr in einander laufendem Interesse der verschiedenen Glieder des Reichs, bei so schlechter Commerzialverfassung und zunehmendem Luxus in den kleinern Provinzen aus Deutschland werden? Eines ist mir dabei das Unausstehlichste, dass, da endlich die Theologen ausgezankt haben und überhaupt duldsam werden, nun die sogenannten Publicisten die Verbitterung zwischen den verschiedenen Religionsparteien nicht allein unterhalten, sondern noch vergrössern." Mit welcher Hoffnung man in demselben Jahre auf Joseph II blickte, der uns „Ein deutsches Vaterland, Ein Gesetz, Eine schöne Sprache und redliche Religion" geben sollte, beweist u. A. Herders Gedicht „An den Kaiser" (Zur schönen Litter. u. Kunst 3, 186 f.)

§ 242 weil der Kaiser zu eigenmächtig und zu ungestüm in seinem Verfahren war und zu wenig von innen heraus die Verbesserungen vornahm, schon bei seinen Lebzeiten nach allen Seiten hin auf Hindernisse[3], und was er wirklich durchgesetzt hatte, wurde nach seinem Tode von Leopold II eher beseitigt als aufrecht erhalten[4]. Zu derselben Zeit lenkte auch in Preussen die Regierung in ein Gleise ein, das von dem Wege Friedrichs des Grossen weit abführte. Unterdessen aber war die Literatur in ihrem raschen und kühnen Gange der Entwickelung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände weit vorausgeeilt. Lessings siegreiche Kritik auf dem Felde der Kunst und der Wissenschaft, Klopstocks in begeisterten Worten laut gewordene Sehnsucht nach dem Wiedererstehen eines grossen und mächtigen deutschen Vaterlandes und nach der Wiederkehr altgermanischer Freiheit und Sitteneinfalt, und Herders Feuereifer, womit er unsere Poesie zur Natur und zur Volksmässigkeit zurückzuführen trachtete, hatten in dem jugendlichen Dichtergeschlecht, das mit dem Anbeginn der Siebziger an die Spitze der literarischen Bewegung trat, einen Ungestüm und Sturm hervorgerufen, die nicht allein die deutsche Dichtung von jeder Zucht und Regel loszureissen, sondern auch alle Schranken umzustürzen drohten, welche in den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen, in den Sitten und Formen der bürgerlichen Gesellschaft einer freien und naturgemässen Gestaltung des deutschen Lebens entweder wirklich im Wege standen oder doch wenigstens zu stehen schienen. Je schreiender die Widersprüche zwischen den damals in Deutschland geltenden Verhältnissen und den Zuständen waren, in denen sich die Phantasie dieser Jünglinge als den, wie es ihnen vorkam, einzig natürlichen, vernünftigen, ursprünglich menschlichen und national-deutschen erging, desto weniger konnten sie sich mit jenen befreunden, und desto lautere Stimme gaben sie ihrem Unmuth[5]. Klopstock hatte sich ein Ideal von einem

---

3) Schlosser 4, 427: „Joseph II wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältnisses, wie die Gesetzgebung und die Rechtspflege seiner Staaten verändern; das war freilich ohne Revolution und ohne das Volk zu Rathe zu ziehen unmöglich, und das Volk wollte Joseph nicht befragen. Josephs Geschichte ist daher die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der, vom besten Willen beseelt, mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundesgenossen zu finden oder auch nur zu suchen." Wie es dem Kaiser mit seinen Bestrebungen um Herstellung einer geordneten Rechtspflege im deutschen Reiche ergieng, hat uns Goethe in seinem Leben nach eigener Anschauung erzählt (Werke 26, 133 ff.; vgl. Schlosser 3, 351 ff.). 4) Schlosser 5, 357 f.
5) Im Allgemeinen verweise ich hierbei auf die unübertreffliche Schilderung, die Goethe (Werke 26, 139 ff.) von diesem „Bedürfniss der Unabhängigkeit" oder dem Sinne gibt, woraus die „sittliche Befehdung" der geltenden Zustände und die „Einmischung der Einzelnen in's Regiment" bei der dichterischen Jugend hervor-

deutschen Vaterlande, so wie Vorstellungen von deutscher Nationalität § 242
und von vaterländischer Gesinnung gebildet, denen zum allergrössten Theil die Berichte des Tacitus über die Sitten, die Einrichtungen und die Thaten der alten Germanen und die mythologischen Ueberlieferungen der jüngern Edda zu Grunde lagen[6]. Diese Art vaterländischer Begeisterung hatte aber doch etwas zu Gemachtes und zu Bodenloses an sich, dass sie nicht schon früh hätte zum spottenden Widerspruch herausfordern sollen, der in den Siebzigern wohl von niemand energischer erhoben worden ist, als von Heinrich Füssli dem Jüngern[7]. Rücksichtlich der Stellung zum Vaterländischen überhaupt, wie besonders in der Wahl und Behandlung vaterländischer Stoffe gibt es wohl kaum einen augenfälligern Gegensatz zwischen zwei Dichtern aus diesen Jahren, als zwischen Klopstock und Lessing. Klopstock spricht immer von Vaterland, blickt aber dabei fortwährend über seine unmittelbare Umgebung hinaus in die fernste Vergangenheit seines Volks, an der allein er sich zu vaterländischen Dichtungen zu begeistern vermag; nicht einmal Heinrich I, den er sich in der Jugend zum Helden eines grössern Werks ausersehen, vermochte ihn auf die Dauer zu fesseln. Er grollt mit Friedrich dem Grossen, weil derselbe deutscher Sprache und Literatur abhold war, dafür aber durch seine wahrhaft deutschen Thaten einer Wiedergeburt des grossen gemeinsamen Vaterlandes vorarbeitete, mehr als irgend ein anderer Fürst es gethan hat[8], und verschwendet lieber

---

gieng. Unter den Dichtern, in deren Werken diese polemische Stimmung sich besonders stark ausspricht, stehen in erster Reihe J. H. Voss (die Idylle „die Leibeigenen", das „Trinklied für Freie", beide von 1774), Fr. L. v. Stolberg („Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert", 1775; „der Rath", 1784), Chr. F. D. Schubart („die Fürstengruft", „deutsche Freiheit" vor 1786), J. M. R. Lenz (die Komödien „der Hofmeister", „der neue Menoza", beide von 1774, und „die Soldaten", von 1776) und wegen seiner Jugenddramen auch Schiller („die Räuber", 1781, „die Verschwörung des Fiesko", 1783, „Kabale und Liebe", 1784).

6) Hierzu bieten Hauptbelege die Oden „Hermann und Thusnelda" (1752), „Unsere Sprache" (1767), „der Hügel und der Hain" (1767), „Hermann" (1767) und ganz vorzüglich die vaterländischen Schauspiele, deren erstes, „Hermanns Schlacht", schon 1769 erschien. 7) In einem Briefe an Lavater aus dem J. 1775 (Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder etc., herausg. von K. Wagner, Darmstadt 1835. 8. S. 58 ff.): „Was Klopstocks Vaterlandspoesie anbetrifft, so nehme ich „Hermann und Thusnelde" und „die beiden Musen" (1752) aus und sage noch einmal: hole sie der Teufel! — Bürger — Vaterland — Freiheit — wenn er zum wenigsten ein Schweizer wäre — aber wo ist das Vaterland eines Deutschen .....? ist es in Schwaben, Brandenburg, Oesterreich oder Sachsen? ist es in den Sümpfen, die die römischen Legionen unter Varus verschlungen?" Und das ist noch nicht einmal das Stärkste, was der Schweizer Maler gegen den deutschen Dichter und das deutsche Vaterlandsgefühl zu jener Zeit vorbringt. 8) Vgl. Einert in dem angeführten Programm S. 13 f.

§ 242 sein Lob an den dänischen Friedrich, bis er seine schönsten Hoffnungen für Deutschlands Zukunft auf Joseph II setzen zu dürfen meint[9]. Lessing dagegen, der im Jahre 1758 an Gleim schrieb, das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, des Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, dass er ein Weltbürger sein sollte; der nicht lange darauf ebenfalls gegen Gleim äusserte, er habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheine ihm auf's höchste eine heroische Schwachheit, die er recht gern entbehre[10]; der in der berühmten Stelle zu Ende der Dramaturgie[11] den Deutschen seiner Zeit die Nationalität absprach, weil er mit richtigem Blick erkannte, was ihnen vor allem Andern noch abgieng, um eine Nation sein zu können, und der nicht seine Kräfte auf unfruchtbare Versuche verwandte, eine erträumte und nie dagewesene Bardenpoesie wieder aufzubringen, aber sich lange und wiederholt mit unserer alten volksthümlichen Helden- und Lehrdichtung beschäftigte: Lessing begrüsste freudig Gleims Kriegslieder als die echte Barden- und Skaldenpoesie der Neuzeit[12], bemühte sich lieber durch kritische Thaten der deutschen Literatur und dem deutschen Geiste zur Freiheit und zur Unabhängigkeit von fremdländischem Wesen zu verhelfen, als dass er gegen dieses und für jene viel in hohen Worten eiferte, und gab uns, weil er in seiner Zeit so fest und so sicher stand und das, was sie ihm von wahrhaft nationalem Stoffe bieten konnte, so verständig zu benutzen wusste, die erste grosse Dichtung von einem durch und durch gesunden, lebensvollen vaterländischen Gehalt. Klopstock aber war in seinem Verhalten zum Vaterländischen wie in seiner ganzen Sinnes- und Dichtweise das leuchtende Vorbild der jungen Männer, die zu jener Zeit für deutsches Volksthum und für deutsche Freiheit schwärmten[13], bis dieser mehr hohle als gehaltvolle Patriotismus bei uns in eine noch hohlere und zugleich gefährlichere Begeisterung für ein sogenanntes Weltbürgerthum umschlug. Herder, der in jungen Jahren Vaterlands- und Freiheitsgedichte ganz im Geist der klopstockschen Schule verfasste[14], wurde durch sein Humanitätsprincip zum Weltbürgerthum geführt und trug von den ersten Jahren der Neunziger an besonders viel dazu bei, dass die kosmo-

9) Vgl. dazu Guhrauer, Lessing 2, 1, 269 f. 10) 12, 125; 127; vgl. Danzel, Lessing 1, 461 f. 11) 7, 452. 12) 5, 102 f. 13) Eine treffende Charakteristik ihrer Vaterlandspoesie brachte schon Wielands D. Merkur von 1773. 2, 160 ff. Vgl. auch Prutz, der Göttinger Dichterbund, S. 162 ff. 14) Vgl. „An den Genius von Deutschland“ und „Karl der Grosse“, beide aus dem J. 1770, das erste in den Werken zur schönen Litter. und Kunst 3, 161 ff., das andere, mit der ältesten Gestalt des ersten, in „J. G. Herders Lebensbild, herausgegeben von E. G. von Herder.“ Erlangen 1846. III, 1, 1—10.

politische Schwärmerei sich in Deutschland ausbreitete und bis auf § 242
den heutigen Tag in allerlei hässlichen Verzerrungen fortdauert[15]. Wie weit auch Schiller, zunächst in Bezug auf die Geschichtschreibung, das vaterländische Interesse dem weltbürgerlichen oder rein menschlichen nachsetzte, können wir in einem seiner Briefe an Körner aus dem Jahre 1789 lesen[16]: „Wir Neuern haben ein Interesse in unsrer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgieng, dem Menschen richtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist“[17]. Indess blieb an dem Streben dieser Männer immer zu loben, dass sie die alte verderbliche Hinneigung der Deutschen zu fremdländischem Wesen, namentlich zu französischer Sitte, Sprache und Bildung, eifrig bekämpften, was noch immer sehr Noth that, und dass sie gegen tyrannische Machthaber und ihre Werkzeuge eine kühne und energische Sprache führten, auf die Beseitigung schwer empfundener, dem Geist der Zeit widersprechender Vorrechte des Adels vor dem höhern Bürgerstande und auf gleichmässige Geltung beider im Staate und in der Gesellschaft drangen. Denn auch damit nützten sie dem deutschen Gemeinwesen mehr, als sie ihm schadeten, so lange ihre aufregenden Worte nur noch in Büchern unter den höhern Klassen und unter dem gebildeten Mittelstande umhergetragen wurden und der Weg zu den untersten Schichten des Volks ihnen noch nicht geöffnet war[18]. Allein der Poesie erwuchs aus dieser Art von vater-

---

15) Vgl. darüber den schönen und beherzigenswerthen Abschnitt bei Gervinus 5^4, 341–346. 16) Schillers Briefwechsel mit Körner. Berlin 1847 f. 4 Bde. 8. 2, 128. 17) Vgl. auch den Brief an Jacobi aus dem J. 1795 in „F. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel.“ 2 Bde. Leipzig 1825. 27. 2, 196 f. Als Dichter fühlte Schiller jedoch bald, welchen Vorzug ein nationeller Gegenstand vor jedem andern haben müsse; vgl. den Brief an Körner aus dem J. 1791 a. a. O. 2, 277 ff. 18) Der verständige H. P. Sturz rief in seinem kleinen Aufsatz „Ueber den Vaterlandsstolz“ (zuerst im D. Museum 1776. 1, 408 f.; dann in den Schriften 2, 342 ff.) den jungen Stürmern ein warnendes Wort zu: „Lasst uns nicht vergessen — dass Vaterland und Freiheit in unserer Sprache nicht viel mehr sind als Töne ohne Meinung. — Wo ist der lebendige Geist, der uns all-

242 ländischer und freiheitsliebender Gesinnung unmittelbar wenig Gewinn. — Neben dem Sturm- und Drangwesen kam zu derselben Zeit und zum Theil aus denselben Ursachen, unter mitwirkenden Einflüssen vom Auslande her, die auch bei jenem nicht fehlten, eine andere leidenschaftliche Stimmung im Leben und in der Literatur zu vollem Durchbruch, die Gefühlsschwelgerei oder das Empfindsamkeitsfieber. Angekündigt hatte sie sich schon genugsam in den vierziger und fünfziger Jahren, ihre bedenklichste Höhe erreichte sie aber erst in den Siebzigern, mit denen auch die Sturm- und Drangperiode anhob. Bei dem Mangel an allem öffentlichen Leben und bei der Beschaffenheit der vorhandenen allgemeinen Zustände der Nation war fast jeder, der nicht ohne alles höhere Bedürfniss in den Tag hineinlebte, mehr darauf verwiesen, auf sein eignes Selbst zurückzugehen, mit der Welt seines Innern und der Ideale zu verkehren, als zu einem rüstigen Eingreifen in die Aussenwelt aufgefordert. Diess führte bei den schwächlichern, gefühligern Naturen leicht entweder zur Ueberschätzung des persönlichen Werthes und zum selbstgefälligen Ausspinnen einer ganz subjectiven Gefühlsweise, oder zu einer wahren Wühlerei im Gemüthsleben, die das vollständigste Gegenbild zu jenem unterwühlenden Ankämpfen der kräftigern Persönlichkeiten gegen die Uebelstände in den äussern Zeitverhältnissen abgab. — Endlich ist hier noch zweier Richtungen zu gedenken, worin sich das deutsche Geistesleben verirrte und auch die Literatur mit nachzog: die an Freigeisterei streifende Aufklärungssucht, die mit einer jede tiefere Sittlichkeit gefährdenden sensualistischen Lebensphilosophie Hand in Hand gieng, und, im vollsten Gegensatze dazu, die auf dem religiösen und auf dem wissenschaftlichen Gebiet hervortretende Schwärmerei, die sich ihrerseits wiederum mit dem längst vorhandenen, jetzt aber hier und da in neuer Stärke erwachenden pietistischen Treiben begegnete. Die eine hatte

---

gewaltig und zu Einem Endzwecke ergreifen? der uns an Einer Kette halten sollte, wie Jupiter die Schicksale hält? Wo ist Regulus Tugend? Leidenschaft, ein Opfer zu werden für's Vaterland? Sprich den Fürsten nicht Hohn, freiheittrunkener Jüngling, der du vielleicht als Mann zu ihren Füssen kniest! Und sie verdienen auch deinen Bardeneifer nicht, denn viele unter ihnen sind freundlich und gut und verleihen selbst den Fürstenhassern Brot" etc. — Unter den vorzüglichen Schriftstellern dieser Zeit, welche Verbesserungen im Staat und in der Gesellschaft zwar auch für dringend nothwendig hielten, dabei aber, weil sie wirklich politische Einsichten besassen und die rechten Mittel erkannten, wodurch vorhandenen Uebelständen abgeholfen werden könnte, nicht ungestüm gegen das Bestehende anstürmten, sondern nur das zunächst Erreichbare aufwiesen und der Vorsorge der Fürsten empfahlen, nimmt J. G. Schlosser eine der ersten Stellen ein. Vgl. seine „politischen Fragmente" im D. Museum von 1777. 1, 97—120 (Kleine Schriften 2, 224 ff.) und dazu „J. G. Schlossers Leben und litterarisches Wirken. Von A. Nicolovius." Bonn 1844. 8. S. 52 ff.

sich zu regen begonnen, als die Lehren der englischen und französischen Freidenker von göttlichen und menschlichen Dingen nach Deutschland verpflanzt worden waren, und in diesen ersten Zeiten wirkten die Aufklärer in vieler Beziehung wohlthätig, während sie nachher, da sie den gemeinen Menschenverstand als den einzigen sichern Führer und Richter bei allem Denken und Dichten zu durchgreifender Geltung zu bringen suchten, mindestens eben so viel schadeten wie nützten. Die andere gieng darauf aus, einerseits den christlichen Offenbarungs- und Wunderglauben in einer phantasievollen, gemüthlichen Auffassung neu zu beleben und damit der starren Rechtgläubigkeit der alten theologischen Schule eben sowohl, wie dem Umsichgreifen der Aufklärerei entgegenzutreten, andererseits besondere Einsichten in die dunkeln und geheimnissvollen Bezüge zwischen Seele und Leib zu eröffnen und zu lehren, wie die geistige Natur des Individuums schon aus dessen Aeusserm vollständig erkannt werden könnte. Jene fand die meiste Anerkennung und Ausbreitung in der nördlichen Hälfte Deutschlands, und ihr Herd war vornehmlich in Berlin; diese hatte ihre Ausgangspunkte in der Schweiz und im deutschen Süden, und beide berührten sich vielfach mit den Zwecken und Bestrebungen der geheimen Gesellschaften, die in diesen Zeiten entweder erst entstanden oder sich wenigstens grössern Einfluss als früherhin zu verschaffen wussten[19]. Wenn die eine alles wegräumen wollte, was ihr als Vorurtheil, Aberglaube, Unverstand und geistige Knechtung galt, wenn sie in allen Dingen zunächst nur auf das Praktische und Gemein-Nützliche drang, so arbeitete die andere theils unabsichtlich, theils aber auch absichtlich, dem alten Aberglauben in die Hände oder brachte mit ihren Träumereien und Phantastereien neuen in Gang. — So war das deutsche Leben nun nicht mehr bloss in Kirche und Staat ein gespaltenes und innerlich zusammenhangloses, sondern auch in vielen andern Beziehungen hatten sich darin Trennungen, Gegensätze und Parteiungen hervorgethan, als fast zu derselben Zeit bei uns, nach dem Erscheinen von Kants Hauptschriften, die grosse wissenschaftliche Revolution anhub, wo in Frankreich die politische zum Ausbruch kam. Beide hatten die allerbedeutendsten Folgen für die Weiterbildung oder Umgestaltung der deutschen Verhältnisse in den nächsten vierzig Jahren. § 242

§ 243.

In Kant erreichte die kritische Bewegung, die mit dem achtzehnten Jahrhundert in Deutschland angehoben hatte, ihren Höhe-

19) Die Illuminaten, die Freimaurer, die Exjesuiten, die Rosenkreuzer. Vgl. darüber Schlosser 3, 279—328; 4, 247—54; Gervinus 5[4], 244 f.; 250 f.; 270 ff.

243 punkt. Zuerst hatte die deutsche Kritik ihre Kräfte an der schönen Literatur und Kunst geübt und ausgebildet, dann in einzelnen Wissenschaften aufgeräumt; nun unterwarf Kant die Grundbedingung alles Wissens, das Erkenntnissvermögen selbst, seinem Wesen und seinen Grenzen nach, einer tiefeindringenden und umfassenden Prüfung und wurde der Gründer einer kritischen Philosophie[1]. Nicht allein leitete er damit das höhere Denken überhaupt und die besondern philosophischen Wissenschaften in völlig neue Bahnen; sondern in dem gesammten höhern Geistesleben der Deutschen machte sich binnen Kurzem ein ausserordentlicher Umschwung bemerkbar[2], sobald nur erst zwischen dem Inhalt von Kants Schriften und den übrigen sich fortbildenden Literaturzweigen eine Vermittelung gefunden war. Sie fand sich zunächst darin, dass Reinhold die neue philosophische Lehre einem allgemeinern Verständniss näher rückte[3], und dass in der Jenaer Literaturzeitung für ihre Ausbreitung ein weithin wirkendes Organ geschaffen war[4], sodann in den jüngern philosophischen Systemen, die auf der durch die kritische Philosophie gewonnenen Grundlage rasch nach einander von Fichte und Schelling aufgeführt wurden, so wie in einzelnen mehr populär gehaltenen Schriften dieser beiden Männer. Im Besondern aber vermittelte noch Schiller[5] eine sehr erfolgreiche Einwirkung der kantischen Lehre vom Schönen auf die poetische Literatur und auf die ästhetische Kritik, und unmittelbar darauf suchten die Romantiker, namentlich die beiden Schlegel, die in ihren dichterischen, so wie in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen sich vorzüglich von fichteschen und schellingschen Grundsätzen leiten liessen, den engsten Verband zwischen der Kunst und der Wissenschaft, der Dichtung und der Philosophie zu knüpfen[6]. Die neue Bewegung, die so bei uns auf dem wissenschaftlichen Gebiete vor sich gieng und das Ansehen der zeither in Deutschland gültig gewesenen Schul- und Lebensphilosophie bei dem denken-

---

§ 243. 1) Die „Kritik der reinen Vernunft", das erste Haupt- und eigentliche Grundwerk der kantischen Philosophie, erschien 1781; nächst ihr waren unter Kants Werken die wichtigsten und einflussreichsten die „Kritik der praktischen Vernunft", 1788, und die „Kritik der Urtheilskraft", 1790. Diese letzte enthielt die Grundlage zu der neuen Aesthetik. 2) Ueber die Bewegung, welche Kant in das deutsche Geistesleben brachte, finden sich gedrängte Andeutungen in „I. Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt durch F. W. Schubert" (im 9. Jahrgang von Raumers histor. Taschenbuch, besonders von S. 536—556). 3) Seit 1786. 4) Sie wurde im J. 1785 von dem Prof. Schütz in Jena gegründet. Auch andere viel gelesene Zeitschriften, wie Wielands D. Merkur und Nicolai's Allgem. deutsche Bibliothek, nahmen sich der kritischen Philosophie an; vgl. Schlosser 4, 102 f. 5) Seit 1792. 6) Schon seit 1796, vorzüglich aber erst mit dem J. 1798, in welchem die Schlegel anfiengen das Athenäum herauszugeben.

den Theil der Nation stürzte, verkündigte gleich anfänglich das völlige Freiwerden des subjectiven Geistes in seiner reinen Selbstbestimmung gegenüber den Erscheinungen der Sinnenwelt; es bedurfte nach Kants Vorgang nur eines Schrittes weiter, und das speculative Denken schlug vollends in einen philosophischen Idealismus um, den Fichte auch in seiner Wissenschaftslehre vortrug[7] und auf eine Zeit lang zur Geltung brachte. — Unterdessen hatte in Frankreich 1789 die grosse politische Bewegung begonnen: sie zertrümmerte morsch und faul gewordene Staatsformen und brach die alte, auf dem Volk schwer lastende Willkürherrschaft; dafür sollte ein Staat in's Leben treten, bei dessen Begründung und beabsichtigtem Ausbau auch durchweg idealistische Zwecke in's Auge gefasst waren. Was dort in den ersten Zeiten zur Ausführung kam, was verheissen, was gehofft wurde, begrüssten in Deutschland alle Freisinnigen und alle Menschenfreunde mit Begeisterung; die Abschaffung verjährter Missbräuche, die Verkündigung der Menschenrechte, und was damit zusammenhieng, priesen bei uns Dichter und Männer der Wissenschaft als den Anfang eines neuen goldenen Zeitalters für die Menschheit[8]. Hier und da regte sich zwar auch im deutschen Volk das Verlangen nach einer Verbesserung der eigenen politischen und gesellschaftlichen Zustände, nach persönlicher Freiheit gegenüber der Staatsgewalt und der Beamtenwelt, nach grösserer Unabhängigkeit im bürgerlichen Leben und vor allem nach Erleichterung von so manchen drückenden Lasten. Im Ganzen jedoch ver- § 243

7) Seit 1794. 8) Vgl. besonders L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Grossen, Leipzig 1854 ff. 1, 344 ff. Ich will hier zuvörderst auf einen Brief verweisen, den Merck im Januar 1791 aus Paris an einen Freund in Darmstadt schrieb (Briefe an und von J. H. Merck. Herausg. von K. Wagner. Darmstadt 1838. 8. S. 279 ff.), als einen der sprechendsten Belege von der Schwärmerei, zu welcher der Aufschwung der französischen Nation und das damalige politische Treiben in Paris selbst die verständigsten und besonnensten deutschen Männer hinrissen. Was Klopstock beim Beginn der Revolution von ihr erwartete, sprach er in mehreren Oden aus, die er in den Jahren 1788—1790 dichtete. Selbst Fr. von Gentz, der späterhin die Revolution und ihre Folgen mit der grössten Hartnäckigkeit und mit den stärksten Waffen bekämpfte, war anfänglich ihr grösster Lobredner. (Vgl. Varnhagen v. Ense, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang etc. 2, 165). Das gründlichste und dauerndste Interesse an der grossen Bewegung in Frankreich nahm gleich von vorn herein G. Forster, ein Interesse, das aus der edelsten Gesinnung hervorgieng, und das auch da noch nicht erstarb, als er sich zu Paris aufs vollständigste und schmerzlichste in seinen Erwartungen von den leitenden Revolutionsmännern getäuscht sah. Diess bezeugen am unmittelbarsten seine Briefe vom J. 1789 bis in den Anfang von 1794 (J. G. Forsters Briefwechsel etc. Herausg. von Th. H(uber). Leipzig 1829. 2 Thle. gr. 8.). Vgl. hierzu auch K. Wagners Anmerk. zu jenem Briefe Mercks, S. 283 f.

§ 243 harrte es in alter Treue und altem Gehorsam gegen seine Fürsten[9] und erwartete um so geduldiger von oben her die nothwendig gewordenen Reformen, je sichtlicher schon in mehreren Reichsländen das Beispiel, das Friedrich II und Joseph II gegeben hatten, auf die Regierenden wirkte und deren gute Absichten, das geistige wie das leibliche Wohl der Unterthanen zu fördern, hervortraten[10]. In den gebildetern Kreisen thaten überdiess Erziehung und Unterricht, so wie die weltbürgerliche Gesinnung, die hier immer weiter wucherte, weil sie von den tonangebenden Schriftstellern so eifrig gepflegt ward, reichlich das ihrige, um den Einzelnen der Wirklichkeit und unmittelbaren Umgebung zu entrücken und ihn mit seinen höhern Bedürfnissen auf das Hineinleben in Zeiten und Bildungszustände zu verweisen, die, da sie meist von denen der Gegenwart fern ablagen, sich um so leichter einer Idealisierung fügten. Als bei den Franzosen die Revolution in ihrem raschen Gange einen immer furchtbarern Charakter annahm, als sie Gräuel auf Gräuel häufte und das begeisterte weltbürgerliche Interesse, das man in Deutschland anfänglich an ihr genommen hatte, sich bei den Einsichtigern fast durchweg in Abscheu verwandelte[11]: liessen diejenigen, die sich in den Hader der für und wider die Vorgänge jenseits des Rheins und die neuen französischen Staatsformen eifernden Parteien[12] nicht

---

9) Ein eben so schönes wie wahres Wort von dieser Treue des deutschen Volks, die sich erst recht bewähren sollte, als es durch die Revolutionskriege so unsäglich litt, sprach Klinger um 1802 in den „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur" (Sämmtl. Werke in 12 Bänden, Stuttgart u. Tübingen 1842. 11, 114 f.): „Wenn Deutschlands Fürsten je vergessen können, dass Deutschlands Völker, die in diesem langen, gefährlichen und schrecklichen Kriege das meiste gelitten — und am ärgsten gelitten haben, weil sie ganz unschuldig daran waren — doch trotz allem dem und trotz allen Versuchungen, an denen es nicht fehlte, gleichwohl ihnen und ihren Gebräuchen getreu verblieben sind, so sind sie — ich wage es zu sagen und sollten sie mir es auch noch so übel deuten — nicht werth, Fürsten solcher Völker zu sein. Wäre nach diesem Krieg ein Denkmal zu errichten, so müsste es ein Denkmal der deutschen Volkstreue sein, von deutschen Fürsten, mit dieser Inschrift: dem deutschen Volke errichtet und geweiht. Ich spreche nur von den Reichslanden und möchte wohl hören, wie es unsere Amphiktyonen in Regensburg aufnähmen, wenn wirklich ein deutscher edler Fürst diesen Vorschlag machte" etc.

10) Vgl. Gervinus 5[4], 349—351.

11) Welchen seltsamen Gegensatz bilden namentlich Klopstocks spätere auf die Revolution bezüglichen Oden gegen jene frühern! Schon „die Jacobiner" (1792) sprechen vernehmlich genug den zürnenden Unmuth des Dichters über die neuesten Vorgänge in Paris aus; noch lauter erhebt er die strafende Stimme gegen die Freiheitsmänner an der Seine in den zunächst folgenden Stücken; bis zum Lächerlichen aber versteigt sich der Ausdruck seines Grimms in der Ode „das Neue" (1793).

12) Vgl. Gervinus 5[4], 351 ff.

mischen mochten, die politischen Träume lieber ganz fahren und § 243
hielten sich dafür an dem schadlos, was die Gegenwart noch allein an grossen und erfreulichen Schöpfungen hervorbrachte, an den Werken deutscher Poesie und deutscher Wissenschaft. Die Dichtung nämlich erreichte zu derselben Zeit, wo die idealistische Philosophie Fichte's und Schellings in der vollsten Entwicklung begriffen war, und zum nicht geringen Theil unter deren unmittelbaren oder mittelbaren Einflüssen, in ihren Hauptvertretern, Goethe, Schiller und den Romantikern, eine Höhe idealer Ausbildung und innerer wie äusserer Kunstmässigkeit, auf der sie bei uns noch nie gestanden hatte. Zugleich raffte sich die ästhetische Kritik zu neuer Kraftentwicklung auf, die sich zuvörderst im Kampf gegen die schlechten Literaturrichtungen der Zeit bewährte; die Geschichts-, Sprach- und Naturwissenschaften, die Theologie und die Rechtsgelehrsamkeit erfüllten sich mit einem geistigern Gehalt; ganz neue Zweige fiengen in ihnen an zu treiben und Frucht zu tragen; überall kündigte sich auch hier der Drang an, höhere und allgemeinere Gesichtspunkte als zeither für alles Besondere zu gewinnen, in der Behandlung des Stofflichen dem Geiste zu voller Freiheit zu verhelfen. So gewann es eine Zeit lang den Anschein in Deutschland, als gebe es überhaupt keine andern oder doch keine nähern Gegenstände, für die sich der gebildetste Theil der Nation begeistern, woran er mindestens einen lebhaftern Antheil nehmen könne, als die fortschreitende Entwickelung der Philosophie, und der übrigen Wissenschaften, die Blüthe der Poesie, der Schauspielkunst und der Musik, die Veredelung und Ausbreitung des Kunstgeschmacks und literarische Parteikämpfe. Als Schiller im Jahre 1795 seine berühmte Schrift „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen“ herausgab, hoffte er damit, wie er sich am Schlusse des zweiten Briefes ausdrückt, den Leser zu überzeugen, dass man, um das politische Problem der Zeit in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen müsse, weil es die Schönheit sei, durch welche man zu der Freiheit wandere[13]. Darüber vergassen die aller-

13) Vgl. dazu Gervinus 5^4, 384 ff. Drei Jahre später sprach Fr. Schlegel (Athenäum I, 2, 56) sich dahin aus: „Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die grössten Tendenzen des Zeitalters.“ Als er damit Anstoss erregt hatte, erklärte er freilich (Athenäum 3, 341): „Dass ich die Kunst für den Kern der Menschheit und die französische Revolution für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transcendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äusserst subjectiven Ansichten.“ Man sieht daraus aber wenigstens, wie die Revolution von einem der ersten damaligen Stimmführer in der deutschen Literatur nicht sowohl wegen ihrer politischen Bedeutung schlechthin für eine ganz ausserordentliche Zeiterscheinung erklärt wurde, von der Deutschland schon damals alles zu befürchten hatte, als vielmehr wegen des

§ 243 meisten, sich um die politische Lage des Vaterlandes zu bekümmern[14], um die Gefahren, die ihm von innen und noch mehr von aussen her drohten, um die Vorkehrungen zu ihrer Abwehr, die allein einen glücklichen Erfolg hoffen liessen[15]. An einzelnen verständig warnenden und rathenden Stimmen fehlte es freilich in Deutschland schon in den drei ersten Jahren der Revolution nicht, sie wurden aber entweder überhört, oder man trat in solcher Weise gegen die Bewegung in Frankreich auf, dass dadurch viel eher Gefahren für das Vaterland herbeigezogen als abgewandt wurden[16]. Die politische Bildung war bei uns zu weit hinter den Fortschritten zurückgeblieben, die wir bereits in der Poesie, so wie in andern Künsten und in allen Wissenschaften gemacht hatten[17]; sie war, weil die Presse ängstlicher als je überwacht wurde[18], zu wenig in den höhern und mittlern Klassen verbreitet, bei den untern noch nicht einmal von fern angebahnt, und eine deutsch vaterländische

---

besondern Bezuges, in welchem sie zu der fichteschen Philosophie stehen sollte, als eine Versinnlichung nämlich der wissenschaftlichen Abstraction. 14) Ein so warmes Herz für dasselbe und einen so tiefen Einblick in seine nächsten und dringendsten Bedürfnisse wie G. Forster hatten wohl nur sehr wenige. Und dabei seine Unbefangenheit im Urtheil über die von der Vorzeit ererbten Formen und Verhältnisse, so lange er noch die Dinge um sich herum leidenschaftslos betrachtete! Man lese nur z. B. was er gegen Ende des J. 1789 von J. G. Schlossers Aufsatz „über den Adel“ schreibt (Briefwechsel 1, 853 f.). Vgl. auch Gervinus 5[4], 355 ff.

15) Nach seiner herben, ironischen Weise lässt Klinger in der Erzählung „Sahir“ den Genius der Aufklärung also sprechen (in der Umarbeitung von 1797; Sämmtliche Werke 10, 175): „Da in der Nachbarschaft meines geliebten Deutschlands eine politische Gährung entstanden ist, die es selbst mit in den wildesten aller Strudel gezogen hat, worin sich seit Erschaffung der Dinge das menschliche Wesen jemals befunden: so haben die guten und geistreichen Deutschen mit Hülfe meiner Brüder den kategorischen Imperativ (d. h. das freie sittliche Selbstgebot der kantischen Lehre oder die kantische Moralphilosophie überhaupt) zum Gegengift und zu ihrer eigenen Schutzwehr aufgestellt, und hoffentlich werden sie durch ihn eine völlige Umwälzung in der moralischen Welt erzeugen und die in der politischen besiegen. So arbeiten meine Lieblinge immer für das Beste der Welt! So bekriegen sie ihren gefährlichen Feind! Und wirklich ist die Aufstellung dieses kategorischen Imperativs alles, was sie bisher zu ihrer Vertheidigung in Verbindung gethan haben: ausgenommen, dass sie es sich herzlich angelegen sein liessen, klar und deutlich zu untersuchen, wie viel Recht ihre Nachbarn zu dieser politischen Umwälzung gehabt hätten; und dann zu beweisen, dass sie gar nicht dazu berechtigt gewesen wären.“ 16) Zu diesen Warnern gehörte wieder J. G. Schlosser, der überhaupt schon vor dem 10. Aug. 1792 klar voraussah, wohin die Revolution führen werde. Vgl. seine Briefe an G. Forster in der vorhin (§ 242, 18) angeführten Schrift von Nicolovius, besonders S. 210—220. 17) Die Verfasser der Xenien (sie erschienen bekanntlich in Schillers Musenalmanach für 1797) waren vollkommen befugt (unter Nr. 95) zu fragen: „Deutschland? aber wo liegt es?“ und zu antworten: „Ich weiss das Land nicht zu finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“ 18) Vgl. Schlosser 4, 307 f.

Gesinnung echter Art, die so ausserordentlich Noth that, konnte fürs § 243
erste schon vor dem vornehmen Idealismus des Weltbürgerthums[19] nirgend recht aufkommen. Darum waren die Schriftsteller im Allgemeinen auch noch gar nicht recht zu dem Bewusstsein gelangt, dass ein ganz ausserordentlicher Widerstreit zwischen der hohen literarischen Bildung und den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland vorhanden sei, der ohne den Erwerb von noch ganz andern geistigen Gütern, als woran die Besten sich damals erfreuten, niemals völlig ausgeglichen werden konnte, und dass wiederum ohne diese Ausgleichung der poetische Theil unserer Literatur immer mehr oder weniger auf einen wahrhaft volksthümlichen, alle möglichen Richtungen eines gesunden und rührigen Volkslebens umfassenden Gehalt werde verzichten müssen. — Dazu kam noch ein anderes Missverhältniss in dem Literaturwesen selbst, das tief in das deutsche Leben einschnitt.

§ 244.

So ausserordentlich nämlich, und man darf wohl sagen, so einzig in seiner Art auch der Aufschwung war, den die poetische und wissenschaftliche Literatur gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts genommen hatte, und so vortreffliche Werke in fast allen Gattungen sie bereits im Beginn des neunzehnten aufweisen konnte, so blieb doch im Ganzen die Zahl derer noch immer klein genug, die sich für sie wahrhaft empfänglich zeigten, die namentlich in einem tiefern Verständniss der Meisterwerke der Dichtkunst, oder auch nur in einem reinen Genuss daran, Zeugniss ablegten von dem Fortschritt und der Verbreitung einer höhern geistigen Bildung im Volke. Die grosse Menge sogar derjenigen, die wenigstens selbst Anspruch darauf machten, den gebildetern Klassen zugezählt zu werden, liess sich, so weit sie in Büchern und im Theater nicht bloss ihre Unterhaltung und Erheiterung, sondern auch eine Art von Erhebung suchte, an einer ganz andern, unendlich tiefer stehenden Literatur genügen, die in der Mehrzahl ihrer Erzeugnisse schlechthin schädlich auf den Geschmack und die Sitten wirkte. Sie drohte sogar in täglich zunehmender Anschwellung das gesammte deutsche Geistesleben in Flachheit, Leerheit und Rohheit, in unsittliche Schwäche und armselige Spiessbürgerlichkeit, in ein selbstgefälliges Behagen an den kleinlichsten, dürftigsten Verhältnissen und Anschauungen, in prahlerisches Grossthun mit einem erheuchelten Tugendeifer und in eine

19) Von den Xenien lautet Nr. 96, mit der Ueberschrift „Deutscher Nationalcharakter“ also: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!“

§ 244 seichte Schönrednerei gegen die Gebrechen, Thorheiten und Verirrungen der Zeit oder der Menschheit überhaupt zu verschwemmen. Diese Erscheinung war in der Hauptsache eine natürliche Folge davon, dass die neue deutsche Literatur in ihrer Ganzheit so wenig, wie in irgend einer ihrer besondern Richtungen und Gattungen von einem einheitlichen, vollkräftigen, gesunden und grossartig bewegten Volksleben getragen wurde. Denn da es daran noch immerfort in Deutschland fehlte, während die Literatur sich schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sehr entschieden der Auffassung und Darstellung des wirklichen Lebens der Gegenwart zugeneigt hatte, dieses aber gerade zu Ende des Jahrhunderts fast in allen Beziehungen, zumal in den höhern und mittlern Kreisen der Gesellschaft, krankte und innerlich zerrüttet war: so konnte sie, sofern sie in ihren Werken, den Stoffen und dem Geiste nach, nur auf diese gegebene und nächste Wirklichkeit eingieng, den herrschenden Gesinnungen und Neigungen ausschliesslich huldigte und um den Beifall der grossen Menge buhlte, nicht anders als selbst einen ganz krankhaften, entarteten und verwerflichen Charakter annehmen. Bei der grossen Gefahr, die hierin für die geistige und sittliche Bildung des Volks und zunächst wieder für die Bildung der höhern und mittlern Stände lag, war es also noch ein sehr grosses Glück, dass ihr in jener höhern und edlern Literatur, die in ihren vorzugsweise idealistischen Richtungen von der unmittelbaren Gegenwart eher ableitete als auf sie eingieng, fürs erste wenigstens schon eine Schutzwehr gegen ein völliges Verflachen und Verflössen in die gemeinste, jeder besseren Regung unfähige Alltäglichkeit geschaffen wurde, und dass bereits vor dem Schluss des Jahrhunderts einige ihrer Hauptvertreter das unwürdige Treiben der gelesensten und einflussreichsten Tagesschriftsteller in seiner ganzen Verwerflichkeit rücksichtslos aufdeckten oder dagegen die scharfen Pfeile ihres Witzes richteten. Es that aber eine solche Schutzwehr, ein solches Einschreiten gegen das schlechte Literaturwesen dem deutschen Volksleben überhaupt um so mehr Noth, als es noch im Verlauf des ersten Zehntels des neuen Jahrhunderts in die Gefahr gerieth, unter der Wucht fremder Gewaltherrschaft nach allen Richtungen hin geknickt und ganz erdrückt zu werden. In der That, wenn jemals, so musste es sich zu der Zeit, wo das grösste Unglück, das eine Nation treffen kann, über Deutschland kam, bewähren, ob wir in dem bessern und edlern Theil unserer neu entstandenen Literatur ein wirklich nationales Besitzthum und ein verlässliches Mittel, nicht bloss des Trostes in politischer Erniedrigung, sondern auch der Kräftigung und Ermannung gewonnen hätten, ein Mittel, das, im Verein mit andern, uns wieder zur Freiheit und Selbständigkeit zu verhelfen vermöge. —

Nur der schnödeste Undank könnte den grossen Männern deutscher § 244
Dichtung und Wissenschaft das Verdienst abstreiten, dass sie in hohem Masse, mittelbar und unmittelbar, durch Schrift und durch Wort, dazu beigetragen haben, dass der Geist unsers Volkes aus sittlicher Erschlaffung sich aufraffte, aus politischer Zerfahrenheit sich zusammennahm, um das fremde Joch abzuschütteln, das eine Zeit lang auf dem Vaterlande so schwer lasten sollte.

§ 245.

Die deutschen Regierungen hatten anfänglich der grossen politischen Bewegung, die in Frankreich vor sich gieng, ruhig zugesehen; erst als diese eine Wendung nahm, durch welche der Fortbestand des Königthums und die Person des Königs selbst im höchsten Grade gefährdet zu sein schienen, hielten die beiden mächtigsten es an der Zeit, dass man sich mit gewaffneter Hand in die innern Angelegenheiten des Nachbarlandes mische. Sie hatten dabei aber ihre eigenen Mittel zu hoch und die des Feindes, der bekämpft werden sollte, zu niedrig angeschlagen: gleich die ersten Feldzüge der Preussen und Oesterreicher waren nicht glücklich; anstatt dass die Deutschen nach Paris kamen, drangen die Franzosen bis an den Rhein vor; es stand zu fürchten, dass sie ihn bald überschritten und ihre Vortheile bis in das Herz von Deutschland verfolgten, sofern sich ihnen nicht bei Zeiten die gesammten Streitkräfte der Nation entgegenwarfen. Dazu hätte es nur kommen können, wenn alle Reichsglieder in der Erkenntniss der Gefahr und in der Wahl der Mittel zu ihrer Abwehr einig, in dem Entschluss zum Handeln rasch und fest gewesen wären. Allein daran fehlte es durchaus: im Ganzen herrschte Rathlosigkeit, und alles, was wirklich geschehen sollte, wurde nur mit grosser Langsamkeit vorgenommen; die meisten Regierungen täuschten sich über das Schicksal, das ihrer wartete, sobald die Franzosen festen Fuss in Deutschland fassten, und als die Dinge sich schon entschiedener zum Schlimmen zu wenden begannen, vermeinten mehrere, zunächst nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht und der Pflichten gegen das grosse Ganze uneingedenk, sich theils durch heimliche Unterhandlungen, theils durch offene Verträge vor den Unfällen wahren zu können, die andere bereits erlitten hatten[1]. Am längsten und ausdauerndsten, wiewohl mit zeitweiligen Unterbrechungen in Folge von Friedensschlüssen, führte Oesterreich im Bunde mit ausserdeutschen Mächten, besonders seiner niederländischen und italienischen Besitzungen wegen, den Krieg fort, bis es

---

§ 245. 1) Vgl. Schlosser 5, 470 f.; 481; 647; 707.

§ 245 die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1805 zu einem Frieden zwangen, der seine Kräfte zu sehr lähmte, als dass sich von ihm so bald ein Aufraffen zu neuem Kampfe erwarten liess. Unterdessen hatten grosse und schöne Theile des deutschen Reichs an Frankreich abgetreten werden müssen; andere waren durch ihre Herren selbst, die damit einen Zuwachs an Land und Leuten nebst andern äussern Vortheilen erlangten, dem Erbfeinde der Deutschen dienstbar gemacht worden; es entstand der Rheinbund (1806), dessen Schutzherr der französische Kaiser war, und in den, bis auf Preussen und Oesterreich, die sich immer davon fern hielten, allmählig alle deutschen Länder aufgenommen wurden. Damit war der uralte Reichsverband schon so gut wie gelöst, und das deutsche Reich hatte seine Endschaft erreicht, noch bevor Kaiser Franz II dessen Krone förmlich niederlegte[2]. Die einzige Hoffnung, dass Deutschland wieder frei und selbständig werden könne, schien nun noch auf Preussen zu beruhen, als es im Herbste 1806 sich zum Kriege gegen Frankreich entschloss. Allein es hatte den rechten Zeitpunkt zu einer glücklichen Ausfechtung der vaterländischen Sache schon versäumt; voller Selbsttäuschung über seine Stärke und zu wenig auf die Wechselfälle des Krieges gefasst, unterlag es jetzt so vollständig, dass das ganze Land, wenige feste Plätze ausgenommen, binnen einigen Monaten in die Gewalt des Feindes gerieth und die Monarchie Friedrichs des Grossen vernichtet zu sein schien. Zwar gab der Friede zu Tilsit dem Könige die eine Hälfte seiner Erblande zurück, diese musste aber noch Jahre lang die unerhörtesten Bedrückungen und Erpressungen von Seiten der ungrossmüthigen Sieger erdulden. Es hatte den Anschein, als sei es von nun an um Preussens und damit auch um des übrigen Deutschlands Selbständigkeit und Freiheit auf immer geschehen; denn was etwa von einem neuen Aufschwunge Oesterreichs erwartet werden konnte, das nach allen seinen Niederlagen noch immer mächtig genug geblieben war und sich davon weit eher zu erholen vermochte als das unglückliche Preussen, das musste endlich auch als eine Täuschung aufgegeben werden, da seine Kraftanstrengungen im Jahre 1809 zuletzt zu nichts weiter dienten, als dem französischen Kaiser neue Triumphe zu bereiten. Diesen in seinem fernern Siegeslauf zunächst bloss zu hemmen, bedurfte es einer höhern Macht: sie offenbarte sich während des Winters 1812—1813 und kündigte zugleich die neue und bessere Zeit an, die für Deutschlands Befreiung von den Tagen an begann, wo das preussische Volk sich auf den Ruf seines Königs wie ein Mann gegen die französische Gewaltherrschaft erhob.

---

2) Den 6. August 1806.

§ 246.

In Preussen hatte das Unglück, wovon ganz Deutschland nach und nach betroffen worden, die tiefsten Wunden geschlagen, und nirgend wurden auch die Schmach der Besiegung und der Druck der Knechtschaft schmerzlicher von allen Klassen des Volks empfunden als in diesem Lande, das so lange mit gerechtem Stolz auf eine ruhmvolle Vergangenheit hatte blicken dürfen. Im Laufe seiner bittern Leidens- und Prüfungsjahre war das Volk hier aber auch schneller als irgendwo in Deutschland sittlich geläutert und gestählt, geistig gehoben, zu einem freiern und rüstigern politischen Leben vorbereitet, zu neuen Kriegsthaten herangebildet worden, und von keiner Seite sonst hätte daher ein besser gerüsteter Vorkämpfer für die allgemeine Sache des deutschen Vaterlandes erstehen können[1]. Schon im Sommer 1808 wurde in aller Stille eine Verbindung von preussischen Männern geschlossen, der sogenannte Tugendbund, dessen letzter und höchster Zweck die Hebung und Kräftigung des Nationalgefühls, die Belebung der Liebe zum Vaterlande und die Abschüttelung des fremden Joches war: er zählte bald unter seinen Mitgliedern viele der Edelsten aus dem preussischen Volke von den verschiedensten Berufsarten und verzweigte sich dann von Preussen aus über andere deutsche Länder. Anderwärts waren zur Zeit der französischen Herrschaft die innern staatlichen und bürgerlichen Zustände so ziemlich dieselben geblieben oder französische Einrichtungen eingeführt worden. In Preussen wurde nach dem Tilsiter Frieden gleich von oben her mit dem vollsten Ernste Hand daran gelegt, alte Missbräuche abzuschaffen, Standesvorrechte, die nicht mehr an der Zeit waren, aufzuheben, jeden im Volke in den Vollbesitz persönlicher Freiheit zu setzen. Fast alle Einrichtungen im Staats- und Gemeindeleben wurden von Grund aus verbessert, und alles, was in der Art geschah, zielte darauf hin, das Volk allmählig mit einem höhern politischen Bewusstsein und mit einem lebendigen Interesse an der öffentlichen Wohlfahrt zu erfüllen[2]. Ein volksthümliches Heer-

---

§ 246. 1) Zu dem Folgenden sind jetzt die vortrefflichsten Belege im 2. Bande von Steins Leben zu finden („Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein von G. H. Pertz.“ Berlin 1849 f. 8.) 2) Dass der Wiederaufbau des preussischen Staats aus seinen Trümmern nur durch eine Wiedergeburt des Volks von innen heraus mit Erfolg bewerkstelligt werden könne, sahen Männer wie Stein und Scharnhorst vollkommen ein und handelten auch darnach. Im November 1807 schrieb der letztere einem jüngern Freunde (Steins Leben 2, 184): „Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn

§ 246 wesen, wie es die neuere Zeit noch nirgend gesehen hatte, wurde gegründet; die ganze männliche Jugend sollte mit einem edeln Kriegergeist beseelt werden. Die öffentliche Erziehung und der Unterricht in den höhern und niedern Schulen wurden so angeordnet, dass mehr als zeither darauf gehalten ward, eine echt religiöse und vaterländische Gesinnung zu wecken und in den Gemüthern zu befestigen; die wissenschaftliche Bildung in aller Art zu pflegen und zu fördern, ward von oben als eine der wichtigsten Aufgaben des Staates anerkannt[3]. Den auf diese Neugestaltung des preussischen Volkslebens abzweckenden und von dem Könige gut geheissenen Bestrebungen seiner höchsten Regierungs- und Kriegsbeamten schlossen sich mehrere der hervorragendsten und einflussreichsten Männer der Wissenschaft in edlem Wetteifer an[4]. Die Universitäten wurden Hauptpflegestätten des neuen geistigen und sittlichen Lebens, das sich in Preussen bald allseitig regte, und Mittelpunkte für die Erweckung und Ausbreitung vaterländischer Gesinnung: vorzüglich die junge Berliner Universität, deren Gründung (1810) und reiche Ausstattung zur Zeit der höchsten Bedrängniss des Staats schon allein bewies, ein wie grosses Gewicht in Preussen auf die geistige Bildung des Volkes gelegt ward. Schon bevor Berlin eine Universität bekam, und als die Stadt noch von den Franzosen besetzt war, im Winter 1807—1808, hielt Fichte hier mit edlem Mannesmuth eine Reihe von Vorlesungen, die er unmittelbar nachher als „Reden an die deutsche Nation" drucken liess[5]. Sie wirkten in höchst anregender

---

er hoffen könnte, dass sie mit neuer Kraft und Leben hervorgienge! — Aber nur auf Einem Wege ist diess möglich. Man muss der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflössen, man muss ihr Gelegenheit geben, dass sie mit sich selbst bekannt wird, dass sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, diess ist alles was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht." 3) Wie Stein hierüber dachte, kann man aus seiner Denkschrift vom März 1810 ersehen, worin er das, was für das Unterrichtswesen und die Literatur in Preussen geschah, dem Grafen Stadion für Oesterreich zur Nachahmung empfahl; es blieb hier jedoch ohne Folge. Vgl. Steins Leben 2. 423 ff. 4) Von jenen sind neben den beiden grössten, dem Minister Stein, an dessen Stelle, nach seiner auf Napoleons Verlangen nothwendig gewordenen Entfernung, später Hardenberg trat, und Scharnhorst, dem Schöpfer des neuen preussischen Heerwesens, vornehmlich noch Gneisenau und Grolmann zu nennen; von diesen Fichte, Arndt, Schleiermacher. In der Reihe der verdienstvollsten Staatsmänner, wie in der Reihe der ausgezeichnetsten Gelehrten, glänzten gleichmässig W. v. Humboldt und Niebuhr. 5) Berlin 1808; wiederholt in Fichte's sämmtlichen Werken 7, 257—499; neueste Ausgabe, mit Einleitung, von J. H. Fichte. Leipzig 1871. 8. (Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. u. 19. Jahrh. 31. Bd.)

und kräftigender Weise auf die Gemüther der gebildeten Klassen § 246
und sind als eine der allerwichtigsten literarischen Erscheinungen der Zeit, die in einem unmittelbaren Bezuge zum Leben standen, anzusehen. Sie sollten zunächst die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung des bisherigen Erziehungswesens darthun, worin Fichte „das einzige Mittel" sah, „die deutsche Nation im Dasein zu erhalten." Es bleibe nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch sei, die neue Bildung, die vorgeschlagen werde, zu bringen, so dass dieselbe nicht Bildung eines besondern Standes, sondern dass sie Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben werde — dass auf diese Weise unter uns keineswegs Volkserziehung (wie sie Pestalozzi angebahnt habe), sondern eigentliche deutsche Nationalerziehung entstehe. Zeither habe die Ausländerei zu ausgebreitet unter den Deutschen gewirkt; ihr Grundquell sei „der Glaube an die grössere Vornehmigkeit des romanisierten Auslandes nebst der Sucht, eben so vornehm zu sein und auch in Deutschland die Kluft zwischen den höhern Ständen und dem Volke, die anderwärts natürlich erwuchs, künstlich aufzubauen." Alle die Uebel aber, an denen das Vaterland nun zu Grunde gegangen, seien zuletzt aus jener Abkehr von der rechten deutschen Sinnesart und der ursprünglichen Natur deutschen Lebens und deutscher Sitte herzuleiten. Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus dem Zeitraum hätten, in welchem unser altes Städtewesen und Bürgerthum in der höchsten Blüthe standen, und wenn diese Geschichte National- und Volksbuch würde, so wie Bibel und Gesangbuch es seien. Durch die Erziehung überhaupt aber müsse die wahre und allmächtige Vaterlandsliebe in allen Gemüthern recht tief und unauslöschlich begründet werden. Während der Zeit äusserer Knechtschaft müsse der Geist desto kühner erhoben werden zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken, zum Wünschen und Begehren nur dieses einigen, bis die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, die Gedanken der Freiheit auch äusserlich darzustellen. Vor allem sei dazu nöthig, sich klar zu werden über die grossen Ereignisse der Zeit und über die Lage der Deutschen. Selbst das Schweben in höhern Kreisen des Denkens spreche nicht los von dieser allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Unwahr sei es und eine klägliche Täuschung, dass, wenn auch die politische Selbständigkeit verloren worden, uns doch unsere Sprache und unsere Literatur bleiben würden und wir in diesen immer eine Nation, womit wir uns über alles Andere leicht trösten könnten. Und wenn uns auch diese Güter wirklich nicht verloren

§ 246 gehen sollten, was könne denn das noch für eine Literatur sein, „die Literatur eines Volks ohne politische Selbständigkeit?" — Jetzt konnte es sich auch erst recht deutlich zeigen, worauf bereits oben hingewiesen wurde, dass in dem bessern Theil unsrer Literatur aus den vorhergangenen Jahrzehnten eine geistige Macht geschaffen war, die bei der Förderung dessen, was zunächst noth that, auf das entschiedenste mitwirkte[6]. Denn der Sinn für politische Freiheit und Unabhängigkeit wurde um so allgemeiner in Preussen und in Deutschland überhaupt geweckt, der Eifer für die Rettung des Vaterlandes um so stärker angestachelt, die Einsicht in die wahren und höchsten Bedürfnisse der Zeit in um so weitern Kreisen verbreitet: je häufiger die Gemüther unter dem Druck der Gegenwart Trost und Erhebung in den Werken der Dichtkunst und der Wissenschaft suchten. Gerade dadurch kamen nun die freiheitathmenden Ideen einzelner Dichter und Philosophen recht in Umlauf, hellten die Geister sich auf, hoben und stählten sich, zumal in der studierenden Jugend, deren Freiheits- und Vaterlandsliebe in den folgenden Kriegsjahren so ausserordentlich viel zur glücklichen Durchführung der deutschen Sache beitrug. Andrerseits musste es jetzt aber auch weit eher als sonst empfunden werden, wie unsrer neuen Dichtung noch immer zu sehr ein höherer volksthümlicher Gehalt fehle, und wie nothwendig es sei, dass, wenn sie dazu gelangen solle, um zur politischen Wiedergeburt Deutschlands in weitern Kreisen erfolgreich mitwirken zu können, sie sich in einen unmittelbarern Bezug zu dem kernhaften Theil des deutschen Lebens der Gegenwart und der Vergangenheit setze[7]. Auch in Betreff der Wissenschaft machte sich ein ähnlicher

---

6) Ich verweise hierzu, um nicht zu viel Seitenzahlen anzuführen, bloss im Ganzen auf den Abschnitt bei Schlosser 7, 1—114, wenn darin auch sehr vieles enthalten ist, was nicht in einem nähern Bezuge zu meinen Texteswörten steht. So häufig Schlosser auch hier in seiner schroffen und bittern Weise urtheilt, so hat er sich doch in den Stellen, wo er von den vortheilhaften Einwirkungen der Idealphilosophie, der Romantik und der schillerschen Dichtung auf das deutsche Leben zur Zeit der Franzosenherrschaft spricht, fast immer die Unbefangenheit der Auffassung bewahrt, die man dem verehrungswürdigen Manne so gern in allen Stücken nachrühmen möchte. — Vgl. auch J. Hillebrand, die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart. 3 Bde. Hamburg und Gotha 1845 f. 3, 226; 229 f. 7) Ad. Müller, einer der namhafteren Romantiker jener Zeit, sagt in seinen 1806 zu Dresden gehaltenen „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur" (gedr. Dresden 1806. 8., nach der 2. Aufl. vom folgenden Jahr S. 161): „Ich habe Hans Sachs und seine Werke besonders beachtet, um von neuem darzuthun, wie die politische oder die ökonomische und die poetische Existenz einander beständig bedingen, um zu zeigen, wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Freunde der Poesie gegen den gesellschaftlichen Zustand von Deutsch-

Mangel fühlbar[8]: sie fieng daher an von ihrem hohen Fluge in das § 246
Reich der Ideen mehr und mehr zu der geschichtlichen Wirklichkeit zurückzulenken. Die Neigung zu den historischen Studien ward allgemeiner, die Behandlung der Geschichte lebensvoller, freier und geistreicher. Namentlich war es die Erforschung des heimischen Alterthums, seiner Sprache und Literatur, seiner Geschichte, Sage, Staats- und Rechtsverfassung, worauf man, besonders in Folge von Anregungen, die von der romantischen Schule kamen, gerade in dieser Zeit politischer Erniedrigung Deutschlands mit grösserem Ernste einzugehen begann. Diese Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit, deren allgemeineren Einfluss auf die Nation und hauptsächlich auf das jugendliche Geschlecht nachher, in den Tagen der Entscheidung, wiederum zumeist die Dichtkunst vermittelte, half in sehr bedeutendem Grade dazu mit, dass die Liebe zum deutschen Vaterlande in den Gemüthern tiefer Wurzel fasste und der Drang nach seiner Befreiung wuchs[9]. Zugleich aber mussten die Lehren, die sich aus den Ereignissen vergangener Zeiten ziehen liessen, wenn sie an die eigenen Erfahrungen

---

land erscheinen muss. Die Kunst werdet ihr nicht eher im Fortschreiten erblicken, eher ihr euch nicht um das Fortschreiten des politischen Lebens des Landes, in dessen Sprache ihr dichtet, bekümmert, ehe euch sein Gedeihen nicht am Herzen liegt, wie dem Hans Sachs das Gedeihen von Nürnberg und den griechischen Tragikern das Wohl des athenischen Gemeinwesens am Herzen lag.“ Bereits ein halbes Jahr vor den Niederlagen von Jena und Auerstädt schrieb A. W. Schlegel an Fouqué (Sämmtliche Werke 8, 145 f.): „Unsere Zeit krankt — an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu grossen Bedürfnissen, an einem allgemeinen mit-dem-Strom-Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. — Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakspeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? — Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maasse der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber Du wirst zugeben, dass die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort.“ 8) Vgl. Ad. Müller a. a. O. S. 50; 71 ff. und Fichte, Reden an die deutsche Nation, S. 447; 450. 9) Schlosser, dem sicherlich niemand nachsagen wird, er habe eine Hinneigung zu den sogenannten romantischen Tendenzen, gesteht doch zu (7, 381), dass „auf das Volk das unbestimmte Gefühl und die poetische Gestalt der Vergangenheit, die man hervorrief, mächtiger wirkten, als historische wahre Erkenntnisse und ganz deutliche und bestimmte Begriffe würden gethan haben.“

§ 246 gehalten wurden, die Deutschen immer mehr darauf bringen, die eigentlichen Grundursachen der Schmach zu erkennen, die über sie gekommen war, und der Leiden, die sie zu erdulden hatten[10]. So fand sie das Jahr 1813 vor.

§ 247.

Der grosse Befreiungskampf, der deutscherseits von Preussen mit der heldenmüthigsten, das ganze Volk hinreissenden Begeisterung allein begonnen wurde, indem Oesterreich erst später Theil daran nahm, musste in der schwersten Zeit nicht bloss gegen die Franzosen und ihre fremden Verbündeten geführt werden; noch stritten die Heere deutscher Fürsten in den Reihen der Feinde. Endlich jedoch sah sich die ganze deutsche Nation wieder einmal zur Erreichung eines grossen Zweckes vereinigt, und man durfte sich, als dem Vaterlande nun wirklich seine Freiheit nach aussen wieder errungen war, anfänglich dem Glauben hingeben, es werde für dasselbe auch eine neue ruhmvolle Zeit freier innerer Entwicklung und politischer Grösse anheben. Allein der deutsche Bund, der an die Stelle des ehemaligen Reiches trat, und der alle grösseren und kleineren Staaten, ohne ihre Selbständigkeit zu gefährden, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschliessen sollte, erhielt eine Verfassung, mit der sich die Gestaltung eines höhern politischen Lebens der Nation, so wie eine erfolgreiche Ausbildung und Verwendung aller ihrer Kräfte zu grossen gemeinsamen Zwecken nicht vertrugen. Das ungestüme Verlangen vieler im Volk, solche Güter und Bürgschaften gewährt zu sehen, die zu fordern die Nation ein Recht zu haben glaubte, machte die Regierungen misstrauisch, dass sie auch mit dem entweder ganz oder doch zum guten Theil zurückhielten, was jede im Besondern ihren Angehörigen verheissen hatte. Diess Misstrauen und diess Versagen steigerten wiederum die Unzufriedenheit auf der andern Seite; es

---

10) Im J. 1806 schrieb Fr. v. Gentz in der Vorrede zu den Fragmenten aus der neuesten Geschichte: „Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde convulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht oder Geschick hat die Welt aus den Angeln gehoben; die selbstverschuldete Wehrlosigkeit Deutschlands hat es gethan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unserer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödtlichen Feinde und die Feinde Europa's gewesen." — Vgl. dazu noch Ad. Müller a. a. O. S. 89 f. und in Fichte's Reden die „Inhaltsanzeige der dreizehnten" und die vierzehnte Rede.

kam die Zeit, in der die Freiheit der Presse wieder mehr einge- § 247
schränkt wurde, die Zeit der Angebereien, der Untersuchungen gegen heimliche, strafbare Verbindungen: ein allgemeines Unbehagen und ein täglich wachsender Missmuth verdüsterten die Gemüther Unzähliger. Es gewann den Anschein, als sollte die sittliche Spannkraft, die das Volk erst eben wieder gewonnen hatte, absichtlich herabgestimmt und niedergehalten werden. Der freie, frische, lebensmuthige Aufschwung des nationalen Geistes, der bereits so Grosses geleistet, und durch den sicherlich auch die Dichtung in nicht zu ferner Zeit endlich zu dem gelangt sein würde, was sie zu ihrem eigenen und der allgemeinen Volksbildung Schaden in ihrem innern Gehalt noch immer zu sehr entbehrte, war wieder gehemmt, und ein neuer schien weit hinaus vertagt zu sein. So kam es, dass die Poesie selbst bald zu sinken anfieng, und dass ihre Quellen immer mehr zu versiegen schienen. Die grossen und schweren Gattungen traten zusehends zurück gegen die kleinen und leichtern; die Dichtung wurde mehr wie jemals bei uns, und in einer viel gefährlichern Weise als in den Siebzigern und Achtzigern des vorigen Jahrhunderts, ein Hauptmittel demagogischer Aufregung, gleich denjenigen Prosaschriften von eigentlich politischem Inhalt, die unter dem lesenden Publicum die allermeiste Ausbreitung und den grössten Beifall fanden; und endlich drängte sich, bei dem Heisshunger der Lesewelt nach immer neuem Unterhaltungsstoff, die dahin einschlagende, Geschmack und Sitten vergiftende Literatur des Auslandes so mächtig wie nur je zuvor bei uns ein. Anders verhielt es sich mit den Wissenschaften: in ihnen herrschte gerade jetzt eine ganz ausserordentliche Regsamkeit, und mehrere, namentlich die Geschichts-, Sprach-, Rechts- und Naturwissenschaften, schritten in der Ausbildung und Vervollkommnung auf eine erstaunliche Weise rasch vorwärts; während die philosophische Entwickelung, deren vielseitiges Einwirken auf das ganze wissenschaftliche Leben und Treiben der Zeit sich überall wahrnehmen liess, durch Hegel für's erste gewissermassen zu einem Abschluss gelangte. Diess war der Theil unserer Bildung und geistigen Errungenschaft, worin zuerst und fast durchweg Franzosen und Engländer uns den Vorrang einräumen mussten. Es war, als habe sich die ganze Energie des deutschen Geistes in dem wissenschaftlichen Forschen und Darstellen zusammengedrängt, nachdem ihm die Bahnen wieder verschlossen worden, die sich ihm während und unmittelbar nach den Befreiungskriegen in dem öffentlichen Leben eröffnet hatten. — Nach einigen Jahrzehnten erst sollte sich diess ändern, aber in einer Art, die kein Vaterlandsfreund hätte herbeiwünschen mögen. Und gleichwohl ist es schon jetzt wieder ungewiss geworden, was von den gerechtesten Wünschen der deut-

§ 247 schen Nation in Erfüllung gehen, was zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Vaterlandes wirklich geschehen, und was sich auf's neue als täuschende Hoffnung des Augenblicks erweisen werde.*)

Zweiter Abschnitt.

Aenderungen in den örtlichen Verhältnissen der Literatur; ihre Hauptstätten; Dichterkreise und andere Einigungspunkte literarischer Bestrebungen. Ausbreitung des Interesses an dem Literaturleben, durch Zeitschriften vermittelt. Verhältniss der Schriftsteller und des Publicums zu einander.

§ 248.

Bis in die Sechziger des achtzehnten Jahrhunderts bleibt das Verhalten der beiden grossen Religionsparteien in Deutschland zu der Nationalliteratur in so fern dasselbe wie im vorigen Zeitraum, als es noch immer ausschliesslich die Protestanten sind, die sich an ihr lebhaft betheiligen; wenigstens sind die deutschen Werke, welche von katholischen Verfassern herrühren, so werthlos an und für sich und so ganz ohne Bedeutung für den Fortschritt der deutschen Geistesbildung, dass sie bei der Abschätzung des literarischen Gesammtertrages dieser Jahrzehnte kaum in irgend einen Betracht kommen können. Gottsched war bei seinen vielen literarischen Verbindungen und seinem weit verzweigten Briefwechsel von allen nur irgend bemerkenswerthen Erscheinungen seiner Zeit, die in das Fach der deutschen Dichtkunst einschlugen, gewiss am besten unterrichtet und verfolgte und registrierte auch mit grosser Achtsamkeit die Zeichen, die ihm einen Fortschritt der Bildung und eine Verfeinerung des Geschmacks in Deutschland zu verkündigen schienen. Gleichwohl vermag er unter den unzähligen neuen Sachen, woraus und worüber er in seinen Zeitschriften von 1732—1762 berichtet, aus der katholisch-deutschen Literatur kaum andere Producte anzuführen, als die er zu Belegen der fortdauernden Rohheit und Erbärmlichkeit süddeutscher Schriftstellerei braucht[1]. Auch in Betreff der Gegen-

---

*) Dies wurde geschrieben in den Zeiten der Reaction, die auf das Jahr 1848 folgten.

§ 248. 1) Vgl. Beiträge zur kritischen Historie etc. Bd. 4, 264 ff.; S. 233 ff.; N. Büchersaal 4, 54 ff.; 195 ff.; 5, 353 ff.; 437 ff.; 6, 176 ff.; das Neueste aus

den, die sich im siebzehnten Jahrhundert der Literatur allein oder § 248
doch vorzugsweise günstig erwiesen, und wo sie ihre Hauptpflegestätten fand, ändert sich im Ganzen nicht so gar viel: fortwährend haben wir noch die Dichter und nicht minder die Männer der Wissenschaft vornehmlich in denselben Landstrichen zu suchen, wo wir sie früher fanden; nur dass dabei jetzt von Schlesien und von Nürnberg ganz abgesehen werden darf[2], und dass dagegen der Südwesten viel mehr und viel anhaltender berücksichtigt werden muss als im siebzehnten Jahrhundert. Und zwar ist es hier der protestantische Theil der deutschen Schweiz, der gleich vom Anbeginn dieses Zeitraums an sehr stark auf die Entwicklung unsers Literaturlebens einwirkt und sich diesen Einfluss auch auf lange Zeit hin bewahrt; das angrenzende Schwaben und die obern Rheinlande üben den ihrigen zunächst nur noch mehr mittelbar aus, da die diesen Gegenden durch Abstammung angehörigen Schriftsteller, die sich einen Namen machen, weniger in ihrer Heimath selbst als in der Mitte und im Norden Deutschlands die Stätten ihrer Wirksamkeit finden. Diess gilt namentlich von Abbt und Wieland; der letztere hatte überdiess seine Jugendbildung hauptsächlich im nördlichen Deutschland erhalten und dann lange in Zürich bei Bodmer gelebt, der erstere wenigstens in Halle studiert. Auch späterhin hat Schwaben seine besten Köpfe weit häufiger lieber dem Norden Deutschlands ganz oder doch zeit-

---

der anmuth. Gelehrsamkeit 3, 452 ff.; 534 ff.; 4, 594 ff.; 5, 679 ff. Nur in Wien, wohin bereits früher, besonders unter Karl VI, die französisch-norddeutsche Bildung einige Streiflichter geworfen hatte, stand es etwas besser mit einzelnen Schriftstellern; wenigstens gewann Gottsched selbst dort schon vor dem siebenjährigen Kriege einen gewissen Einfluss und Anhang (vgl. Danzel, „Gottsched und seine Zeit," S. 290 ff. und Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland" etc. 4, 890). Allein wie lange dauerte es nun auch wieder, bis man dort über Gottscheds Lehre und Kunst hinauskam! Noch im J. 1761 schrieb Nicolai in den Litteraturbriefen (12, 324 f.): „Oesterreich hat uns noch keinen einzigen Schriftsteller gegeben, der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlandes verdienet hätte; der gute Geschmack ist (wenigstens was das Deutsche betrifft) daselbst kaum noch in seiner ersten Kindheit, kaum noch da, wo Sachsen und Brandenburg schon um das J. 1730 waren. Scheyb, Schönaich, Gottsched, die das ganze übrige Deutschland auspfeift, heissen daselbst noch Dichter, und dennoch ist von diesen elenden Schriftstellern kaum einer ein Eingeborner. Wie könnte man von einem solchen Lande wohl erwarten, dass es tragische und komische Schriftsteller hervorbrächte? und wenn es welche gäbe, wie elend würden sie sein?

2) Erst nach 1760 hat Schlesiens Literatur wieder einige berühmtere Namen aufzuweisen, wie die Karsch, Garve, Hermes (der aber kein geborner Schlesier war), Schummel etc. Manso wurde erst 1790 nach Breslau berufen. Ein frischeres literarisches Leben kam in Schlesien erst im 19. Jahrhundert wieder auf, wozu unstreitig die Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau mit beitrug. Vgl. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, S. 78 ff.

§ 248 weilig abgetreten, als sie dauernd zu fesseln verstanden: ich erinnere nur an Planck, Spittler, Schiller, Schelling, Hegel[3]. Was seit 1750 Deutsch-Literarisches in Schwaben auftauchte, war alles von den Züricher Kritikern und den norddeutschen Dichtern angeregt[4]. Am Oberrhein waren die Dichter K. F. Drollinger und J. Nic. Götz geboren, jener in Durlach, dieser in Worms. Drollinger, der in Basel gebildet war und dort späterhin lange und bis an sein Ende lebte, rechneten die Schweizer selbst zu den Ihrigen[5]; Götz aber, der wieder in Halle studiert hatte, schrieb, als er später in der Nähe seiner Heimath angestellt worden war, an Ramler, er lebe in einem Lande, wo alle schönen Wissenschaften verachtet seien und auf achtzehn Stunden Wegs kein Buchladen und keine gute Bibliothek sich finde.[6] Die vaterländische Poesie rückt nun ihre Sitze weiter nach Norden vor, über die Grenzen der deutsch-redenden Länder hinaus, indem sich einige unsrer angesehensten Dichter seit den Vierzigern in Kopenhagen niederlassen. J. E. Schlegel kam schon 1743 dahin, Klopstock 1751, J. A. Cramer 1754[7]. Auch Basedow und v. Gerstenberg gehörten eine Zeit lang zu dem Kreise, der sich in Dänemark um Klopstock und Cramer bildete. 1762 kam Sturz nach Kopenhagen. In noch späterer Zeit, von der Mitte der Achtziger, wurden Baggesen und nach ihm Oehlenschläger, beide Dänen, zugleich als dänische und deutsche Dichter berühmt. — Nach dem siebenjährigen Kriege und besonders seit dem Beginn der siebziger Jahre haftet die Pflege deutscher Dichtung und Wissenschaft zwar noch immer hauptsächlich an den Gegenden und Stätten, wo sie lange ihr Gedeihen gefunden, in Sachsen und Thüringen, in Brandenburg, den Harzgegenden und dem eigentlichen Preussen, in den niedersächsischen Gebieten, Holstein und Schleswig, und in der Schweiz; in-

---

3) Welche Hindernisse noch um 1762 die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, Sitten und Vorurtheile in Schwaben einem Aufschwunge oder auch nur einer Anerkennung der schönen Literatur entgegenstellten, deutet Abbt in den Litteraturbriefen an, Th. 14, 215—237; und E. F. Frhr. v. Gemmingen klagt im Vorbericht zu seinen zuerst 1753, dann (unter etwas verändertem Titel. Jördens 2, 93) 1769 herausgegebenen „Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken," dass er in einem Lande (Würtemberg) lebe, wo es zwar eine Menge grosser Staatsleute und Gelehrte gebe, aber eine sehr geringe Anzahl Männer von gutem Geschmack (vgl. Gelzer, die neuere d. Nationallitter. 1, 94 f. Ueber die Zustände in der Pfalz bis in die Siebziger vgl. Guhrauer in Lessings Leben 2, 2, 286 f.) 4) Vgl. Gervinus 4[4], 168 ff. 5) Vgl. Sprengs Zuschrift vor seiner Ausgabe von Drollingers Gedichten, so wie seine Gedächtnissrede auf ihn, ebenda S. XXII f. 6) Vgl. Gervinus „Zur Geschichte der d. Litteratur." Heidelberg 1834. S. S. 65, und Geschichte der deutschen Dichtung 5[4], 124. 7) Zu dem G. B. Funk 1756 als Hauslehrer gieng und dann Mitarbeiter am Nord. Aufseher wurde.

dessen fangen nun auch die westdeutschen Landschaften, insbesondere § 248
die Striche um den Main und den Rhein entlang, an für die Fortbildung der Literatur, vorzüglich der poetischen, höchst wichtig und einflussreich zu werden. Zugleich öffnet der katholische Süden, vornehmlich Wien[8] und später, wiewohl nicht in dem Masse, auch München[9], sich den Einflüssen der nord- und mitteldeutschen Dichtung und geht auf ihre Strebungen thätig mit ein, wenn gleich immer noch weit hinter deren glänzenden Erfolgen mit den seinigen zurückbleibend. Nach den Männern in Wien, die zu Gottsched hielten, war es Joseph von Sonnenfels, der die Wiener zuerst mit der Literatur bekannt zu machen suchte, die neben und nach den Erzeugnissen der gottschedischen Schule bis 1760 frisch aufgeschossen war[10]. Die ersten namhaften Lyriker in Wien, Denis, Mastalier, wurden dann unmittelbar von Klopstock und Ramler angeregt. Als Joseph II damit umgieng, seine Hauptstadt zu einem Mittelpunkt deutscher Bildung zu machen, ergriffen, wie Heinse[11] sich ausdrückt, „die Wiener Barden deswegen ihre Harfen, damit man den Vorwand entfernen möchte, unter welchem man grosse Männer dahin ziehen wollte, z. B. Wielanden, Lessingen und auch Klopstocken — weil man den Wienern immer vorwarf, sie legten sich nicht auf die deutsche Literatur[12]“. Kein Schriftsteller erlangte aber einen grössern Einfluss auf jene Gegenden als Wieland[13]. Von Wien aus verbreitete sich dann nach und nach, zufolge der „Kritischen Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses[14]“ etwas Licht in Gegenden, welche immer von dem Wiener Geschmack abgehangen hatten, nach Böhmen, Mähren, Baiern und durch das katholische Franken. Auch Schwaben und Westphalen mit dem Münsterlande zeigen sich nun regsamer und fruchtbarer im Hervorbringen und liefern ihren Beitrag zu der mit erstaunlicher Schnelligkeit anwachsenden Literaturmasse. Allmählig ziehen sich dann die eigentlichen Führer der grossen literarischen Bewegung und die Hauptvertreter der höhern Dichtung und der höhern Wissenschaft nach der Mitte von Deutschland, wo Wei-

---

8) Ueber die Literaturzustände Wiens und das dortige Schul-, Universitäts- und Gelehrtenwesen um das Jahr 1781 und während der voraufgegangenen Jahrzehnte handelt sehr ausführlich Nicolai, Beschreibung einer Reise etc. 4, 642—940; vgl. Gervinus 4[4], 351 ff. 9) Ueber die Münchener Bildung um 1781 und ihre Geschichte vgl. Nicolai a. a. O. 6, 605 ff. 10) Den ersten Anstoss dazu hatte er durch jene Worte Nicolai's erhalten, die ich Anmerk. 1 mitgetheilt habe. Vgl. Nicolai a. a. O. 3, 353 ff.; 4, 893 ff. 11) In einem Briefe an Gleim aus dem J. 1772. 12) Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und Joh. Müller. Herausg. von W. Körte. 2 Bde. Zürich 1806. 8. 1, 73. 13) „Das südliche Deutschland, besonders Wien,“ bemerkt Goethe, Werke 31, 39, „sind ihm ihre poetische und prosaische Cultur schuldig.“ 14) Im D. Merkur von 1774. 4, 194.

§ 248 mar und Jena gegen den Ausgang des Jahrhunderts die Hauptsitze des deutschen Literaturlebens werden und es bis kurz vor den unglücklichen Ereignissen der Jahre 1805 und 1806 bleiben. Seitdem vertheilt sich dasselbe wieder mehr über die deutschen Länder; vorzugsweise regsam zeigt es sich indessen in Preussen, wo es zu Berlin seinen Mittelpunkt hat. Von da aus wird daher der Gang der deutschen Bildung, vorzüglich der wissenschaftlichen, mehr als von irgend einer andern deutschen Stadt aus während der nächsten Jahrzehnte bestimmt[15]. — So viel im Allgemeinen über die räumliche Ausbreitung und Niedersetzung der Literatur in diesem Zeitraum. Was die Orte im Besondern betrifft, die ihre Hauptpflegestätten wurden, oder an denen sie mindestens vorzügliche Stütz- und Anhaltepunkte bei ihrer Fortbildung fand, so haben wir darunter zuerst diejenigen in's Auge zu fassen, wo für längere oder kürzere Zeit, in engerem oder loserem Verbande junge Männer zusammentraten und in verschiedenen Arten genossenschaftlicher Thätigkeit den Geschmack der Zeitgenossen zu reinigen, die Sprache zu bilden, die Dichtung zu heben und zu veredeln, endlich auch ein leichteres Zusammenwirken der in Deutschland zerstreuten poetischen Kräfte zu vermitteln suchten. Diess waren Zürich, Leipzig, Halle, Berlin, Halberstadt und Göttingen.

§ 249.

Wie die innern Zustände Deutschlands, nach den im vorigen Abschnitt gegebenen Andeutungen[1], in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen waren, konnte für die schöne Literatur im Ganzen und Grossen nur dann eine entschiedene Wendung zum Bessern eintreten und dem einzelnen Guten, das sie hervorbrachte, in schneller und weiter Verbreitung, Eingang in die Kreise der deutschen Lesewelt verschafft werden, wenn junge und frische Kräfte, die sich ihrer Pflege und Förderung annehmen wollten, zusammentraten, um von gemeinsamen Mittelpunkten aus, in wechselseitiger Anregung, in einerlei Absicht und von denselben Grundsätzen geleitet, zu wirken. Die Dichterorden, die derartige Einigungspunkte für das siebzehnte Jahrhundert abgegeben hatten, waren grossentheils eingegangen, und der einzige, welcher noch fortdauerte, der Nürnberger Blumenorden[2], stand mit seinen ursprünglichen Tendenzen ganz ausserhalb der Zeitbedürfnisse. Die deutschen Gesell-

---

15) Vgl. die Uebersicht bei Gervinus 5[4], 521—524.

§ 249. 1) Vgl. § 239. 2) Vgl. § 182. Als Herdegen 1744 die Geschichte des Ordens während seines hundertjährigen Bestandes herausgab, hatte derselbe noch immer nicht seine alten Formen und Einrichtungen aufgegeben.

schaften, die auf die alten Orden folgten, waren, obgleich sie zu allermeist erst in dem laufenden Jahrhundert in's Leben traten, noch zu sehr aus dem Geiste der alten Zeit hervorgegangen und von ihm erfüllt, als dass ein dichterisch gestimmtes neues Geschlecht, das höhern Zielen zustrebte, an ihnen Gefallen, in ihren Einrichtungen die rechten Stütz- und Ausgangspunkte eigner Wirksamkeit hätte finden können[3]. Ueberdiess trat keine dieser Genossenschaften, mit einziger Ausnahme der Leipziger, jemals auch nur in dem Grade an die Oeffentlichkeit und griff so bedeutend in das deutsche Literaturwesen ein, wie jene Orden es wirklich gethan hatten; und auch in der Leipziger war es viel mehr die eifrige und rastlose Thätigkeit eines einzelnen Mannes, die in weitern Kreisen etwas für literarische Bildung leistete, als die Thätigkeit des Vereins im Ganzen. Von diesem Manne aber wurden denn auch die Jünglinge zunächst angezogen und angeregt, die in Norddeutschland die ersten jener für unsre schöne Literatur so wichtig gewordenen Dichterbündnisse zu Leipzig und zu Halle[4] schlossen. Die übrigen literarischen Kreise bildeten sich ganz frei und ohne irgend eine Anlehnung an einen der ältern Vereine in Städten, wo entweder dergleichen früher gar nicht bestanden hatten, wie in Zürich, Berlin, Halberstadt, oder wo man, wie in Göttingen, mit der vorhandenen Gesellschaft ausser allem Verbande blieb[5]. Die an Universitätsorten entstandenen, und bei seinem Zusammentreten auch der Züricher, zählten zu ihren Mitgliedern fast nur Jünglinge, die entweder noch studierten, oder erst vor Kurzem ihre akademische Bildung vollendet hatten; zu den andern gehörten, im Anfange wenigstens, nur jugendfrische Männer. § 249

---

3) Vgl. § 183 (II. 38). Ausser den daselbst genannten Gesellschaften gab es noch andere in Frankfurt a. O., Bremen, Altorf, Bern, Basel (welche beide letztern in der grossen Fehde der Leipziger und Schweizer auf Seiten Gottscheds standen: vgl. Danzel a. a. O., S. 236 ff.) Auch in Wittenberg wurde 1756 eine gegründet: vgl. Knothe, über C. F. Kretschmann, Zittau 1858. 4. S. 4. Von einem andern, von dem Geist der gottschedischen Schule schon bedeutend abstehenden und dem der literarischen Bildung verwandteren Charakter war die „deutsche Gesellschaft", welche v. Sonnenfels und einige andere junge Leute 1761 in Wien stifteten. Vgl. Literaturbriefe Th. 16, 49 und Nicolai a. a. O. 4, 893 ff. Ueber das Treiben und die Leistungen der deutschen Gesellschaften überhaupt um 1754 und 1763 vgl. Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 129 ff. und Literaturbriefe Th. 16, 54 ff. 4) Dass sich auch die Gründer der hallischen Schule zuerst an Gottsched anlehnten, wird bald näher angegeben werden.

5) Die Göttinger deutsche Gesellschaft hatte unter Kästners Vorstandschaft 1762 so viel von ihrem ursprünglichen Charakter aufgeben müssen, dass die jungen Dichter, die sich zu Anfang der Siebziger in Göttingen um Boie vereinigten, nur um so weniger versucht sein konnten, zu ihr in irgend eine Art von Verhältniss zu treten. Vgl. Prutz, der Göttinger Dichterbund S. 186 und Weinhold, J. Chr. Boie, Halle 1868. 8. S. 21, Anm. 2.

§ 249 In allen waren, ausser den unmittelbar auf die vaterländische Literatur gerichteten Zwecken, Hauptbindemittel heiter geselliger Verkehr und freundschaftliche Verbrüderung; in einigen, namentlich in den Vereinen zu Halle und Halberstadt, und zum Theil auch in dem Leipziger, bildeten sich das Freundschaftsbedürfniss und die Freundschaftshuldigungen zu einer Höhe von Leidenschaftlichkeit und Schwärmerei aus, bis wohin sich nur das Zeitalter der Empfindsamkeit und des subjectivsten Gefühlsdranges versteigen konnte[6]. Andere Bande wurden um die Glieder jedes Kreises durch die besondere Vorliebe und Verehrung für einzelne ausgezeichnete Dichter des Auslandes, des Alterthums und der Heimath geschlungen, wozu für einige, ausser verschiedenen, jedem mehr eigenthümlichen Neigungen und Bestrebungen, noch die von ihnen gegründeten und besorgten Zeitschriften kamen. Diese wurden nun auch die Organe, durch welche die in den theils gleichzeitigen, theils auf einander folgenden Vereinsbestrebungen der jungen Schriftsteller erstarkende ästhetische Kritik und neu belebte Dichtung sich von dem Jahre 1721 bis in den Anfang der Siebziger Einfluss und Anerkennung in Deutschland verschafften.

§ 250.

Den ältesten dieser literarischen Vereine, den Züricher, stiftete Johann Jacob Bodmer, der auch die eigentliche Seele desselben war. Geboren 1698 zu Greifensee bei Zürich und auf dem Gymnasium dieser Stadt gebildet, wurde er zuerst durch Opitzens Gedichte, die ihm vorzüglich zusagten, veranlasst, sich eifriger auf die deutsche Sprache zu legen. Anfänglich für den geistlichen, dann für den Handelsstand bestimmt, sollte er sich, nachdem er 1718 Reisen nach Lyon und Genf gemacht, für sein Fach in einigen italienischen Orten ausbilden, wurde aber davon durch seine Vorliebe für die schöne Literatur und für wissenschaftliche Beschäftigungen

---

6) Die sprechendsten Beweise dafür liefern die Briefsammlungen aus den Freundeskreisen von S. G. Lange (s. dessen „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe“, 2 Thle. Halle 1769 f. 8.) und Gleim (besonders die abwechselnd in Prosa und Versen geschriebenen Briefe zwischen ihm und J. G. Jacobi. Berlin 1768. 8; dann auch die von Gleim und Lange herausgegebenen „freundschaftlichen Briefe.“ Berlin 1746. 8. Neue Ausg. 1760, so wie die § 241, 1 u. § 248, 12 angeführten, von W. Körte aus Gleims literarischem Nachlass herausgegebenen Briefsammlungen. Sehr bezeichnend für die Zeitstimmung ist u. a. eine Aeusserung Gleims an Lange aus dem J. 1747 (S. G. Lange's Sammlung 2, 98): „Ja, in der That, es ist eine Enthusiasterei in der Freundschaft, wie unser Spalding sagt, die der Menschheit viel Ehre macht.“ Ich werde auf dieses Freundschaftswesen, welches besonders in dem gleimschen Kreise in eine ganz unausstehliche Tändelei und Schönthuerei ausartete, noch weiter unten einmal zurückkommen.

zu sehr abgezogen und darum 1719 wieder nach Hause berufen. § 250
Von hier aus verkehrte er viel mit seinen Freunden in Zürich, bis er im nächsten Jahre ganz dahin zog. Er studierte nun mit Eifer die Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes, da er den Entschluss gefasst hatte, sich zu einem Lehramt für diese Fächer vorzubereiten, vernachlässigte dabei aber nicht das Studium der alten und mehrerer neuen Sprachen, worauf er sich schon früher gelegt hatte. Im Jahre 1725 wurde er zum Professor der helvetischen Geschichte und der Politik ernannt und 1737[1] in den grossen Rath zu Zürich aufgenommen. Als er sich 1775 von seinen Amtsgeschäften zurückzog, lebte er fortan auf einer Besitzung in der Nähe von Zürich, wo er sich aber, da sein Geist frisch blieb, und er einer dauernden Gesundheit genoss, noch fortwährend mit literarischen Arbeiten abgab. Er starb erst 1783[2]. Schon 1719 hatte er mit seinem Freunde Joh. Jac. Breitinger[3] den Plan zu einem literarischen Vereine entworfen; nicht lange nachher führten sie ihn wirklich mit mehrern andern ihnen befreundeten Männern aus[4]. Die Mitglieder versammelten sich allwöchentlich an einem bestimmten Tage; ihr nächster Zweck war nur eine gebildete Unterhaltung, besonders über moralische und literarische Gegenstände, deren wesentlicher Inhalt jedesmal gleich niedergeschrieben wurde. Diess führte sie aber zur Herausgabe einer Wochenschrift, die mit dem Jahre 1721 begann und, weil die Verfasser darin als Sittenmaler auftraten, den Titel „die Discurse der Mahler" erhielt[5]. Verfasser und Herausgeber nannten sich nicht, die einzelnen Stücke wurden aber mit den Namen berühmter Maler unterzeichnet. Bei weitem die meisten rührten von Bodmer her, der sich gewöhnlich Rubeen (Rubens) nannte; die mit Holbeins Namen unterschriebenen Stücke sind bald von ihm bald von Breitinger[6].

---

§ 250. 1) Nach Gödeke, Grundriss S. 561, schon 1735. 2) Vgl. über ihn und seine Freunde J. C. Mörikofer, die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1861. S. 3) Geboren 1701 zu Zürich, wo er Theologie studierte und 1720 zum geistlichen Stande ordiniert wurde. Seine gründliche theologische und philologische Gelehrsamkeit verschaffte ihm 1731 die Professur der hebräischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, und bald darauf wurden ihm auch die logischen und oratorischen Vorlesungen übertragen. 1745 bekam er zu seinem bisherigen Amte auch noch die Professur der griechischen Sprache und wurde Kanonikus des Stifts zum grossen Münster. Er starb 1776. 4) Jördens 1, 126 nennt Laur. Zellweger (geb. 1692, Arzt zu Troyen im Canton Appenzell, gest. 1764; vgl. Weim. Jahrbuch 3, 185), Zollikofer, Heinrich Meister und Keller von Maur. 5) Diplomatisch genau lautet der Titel: „Die Discourse der Mahlern." 3 Thle., Zürich 1721 f.; auf dem vierten und letzten Theil, der 1723 erschien, war er geändert in „Die Mahler, oder Discourse von den Sitten der Menschen." 6) Ueber das Verfahren der Gesellschaft bei der Wahl und Bearbeitung der Gegenstände für ihre Zeitschrift lässt

§ 250 Zum Muster hatten sie sich den „englischen Zuschauer“ genommen[7], den Bodmer bereits 1719 in einer französischen Uebersetzung kennen lernte und lieb gewann[8]. Die Hauptzwecke der Zeitschrift waren nun zwar, vorhandene Sittenzustände zu beleuchten, besondere Sitten in einzelnen Charakterbildern zu schildern und Interesse an der Besprechung von moralischen Gegenständen und gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt in den Kreisen der Männer- und Frauenwelt zu erwecken; indessen gieng man auch öfter auf Dinge ein, die der Literatur näher lagen, auf Sprache, Stil, Versbehandlung, auf die Kunst zu lesen, auf die Prüfung und Beurtheilung des Werths oder Unwerths der zu jener Zeit gelesensten deutschen Dichter etc. Und gerade die Stücke dieses Inhalts machten die Discurse, in einer so ungebildeten und schlechten Sprache sie auch geschrieben wurden[9], und so wenig sie sich sonst durch ihren Gehalt vor andern gleichzeitigen Wochenschriften auszeichneten, zu einer der bedeutendsten literarischen Erscheinungen im dritten Zehntel des vorigen Jahrhunderts. Denn die ästhetische Kritik hatte hier, wie wir später sehen werden, nach ihren frühern schwachen Anfängen zuerst einen festern Standpunkt gegenüber den Häuptern der schlesischen Schule gewonnen, deren Ansehn bis dahin noch immer unerschüttert ge-

---

sich das erste Stück aus. Ob sie im J. 1729 wirklich fortgesetzt wurde, wie in mehrern Büchern zu lesen ist, weiss ich nicht; in der Vorrede zu der von Bodmer 1746 in zwei Bänden besorgten und sehr verbesserten Umarbeitung, „Der Mahler der Sitten,“ ist davon nichts erwähnt, sondern nur auf die „moralischen Blätter, die vor 25 Jahren zuerst gedruckt worden,“ Bezug genommen. Vgl. Gödeke's Grundriss S. 561, Nr. 5. 7) „The Spectator“ (von Steele und Addison), London 1711 ff. Vgl. über diese Zeitschrift, die mittelbar einen so grossen Einfluss auf die deutsche Bildung und Literatur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgeübt hat, Schlosser 1, 501 f.; 505—509 und E. Pätsch, im Jahresbericht der städtischen Realschule erster Ordnung zu Potsdam. Potsdam 1868. 4. 8) Er war Bodmern auf seiner Heimreise aus Italien in die Hände gefallen. Die dem ersten Theil der Discurse vorgesetzte Zuschrift „an den erlauchten Zuschauer der engeländischen Nation“ erklärt gleich von vorne herein, diess Werk habe ihm seinen Ursprung, einen Theil seiner Methode und vielleicht alles dasjenige zu danken, was es Artiges habe. 9) Wie Bodmer in der Umarbeitung der Discurse „zwar die Grundsätze und die Materie der ersten Arbeit behalten, dieselbe aber in eine sehr veränderte Form umgegossen, viele kleine Sätze, auch ganze Stücke verworfen, viele Sachen in einem andern Gesichtspunkt gefasset, die ersten Abhandlungen mit neuen Vorstellungen vermehret, den Gedanken einen andern Schwung gegeben und endlich eine ziemliche Anzahl neuer Abhandlungen hinzugethan hat:“ so hat er auch in der Sprache sehr wesentliche Verbesserungen vorgenommen, und man kann hier wohl am deutlichsten erkennen, welche grossen Fortschritte er in der Sprachbehandlung von 1721 bis 1746 gemacht; und wie viel er dabei von Gottsched und den übrigen Norddeutschen gelernt hatte.

blieben war, die von nun an aber eben bald so tief in der Meinung § 250
sanken, wie sie früher darin hoch gestanden hatten[10]. — Als bereits 1722 die meisten Mitarbeiter an den Discursen von Zürich schieden, hörten diese zwar bald nachher auf; keineswegs jedoch erlosch damit auch das geistige Leben, das Bodmer und Breitinger in Zürich geweckt hatten[11]. Beide, zeitlebens treu verbunden, blieben in rastloser literarischer Thätigkeit, ja dieselbe fieng nun erst, besonders seit dem J. 1740 an, für Deutschland die rechte Wichtigkeit zu erlangen[12]. In der Nähe regten sie neue Kräfte an und verbündeten sie sich; in die Ferne wirkten sie durch ihre Schriften und ihre Briefe und besonders auch durch ihre Schüler, die zwischen ihnen und den norddeutschen Schriftstellern die engere Verbindung vermittelten[13]. In Bodmers gastlichem Hause verlebte Klopstock die zweite Hälfte des Jahres 1750 und den Anfang des folgenden; auf noch längere Zeit und zu noch traulicherer Gemeinschaft kehrte bald nachher Wieland bei ihm ein. Damals (1752) standen hinter Zürich andere Städte, die später die bedeutendsten in unserem Literaturleben wurden, noch weit zurück in der Bildung[14], und etwa dreissig

---

10) Gleich im Anfang der Vorrede zu der Umarbeitung der Discurse wird der Grund des Aufsehens, das dieselben bei ihrem ersten Erscheinen gemacht, besonders in der Schwäche der übrigen gleichzeitigen Wochenschriften gesucht. „Nicht wenig," heisst es dann aber, „mag auch dazu beigetragen haben die freie Beurtheilung der berühmtesten Poeten Deutschlands, welche für die sächsischen und schlesischen Leser etwas schier Unerhörtes und Wiedersinnisches war. Die Verfasser hatten mit denselben eine neue Rangordnung vorgenommen, indem sie Opitzen wieder auf den Gipfel gesetzet, von welchem ihn Amthor, Menantes und Neukirch verdrungen hatten. Sie hatten die fürchterliche Anzahl der deutschen Poeten bis auf zweene oder dreie hinuntergesetzet, und man fand bei ihnen ganz andere Grundsätze der Poesie, als man in den gewöhnlichen Kunstbüchern gelesen hatte." 11) Vgl. Gervinus 4[4], 48 ff. 12) Das Nähere darüber im vierten Abschnitt. 13) Sulzer, 1743 aus der Schweiz nach Magdeburg kommend und vier Jahre später in Berlin angestellt, wurde, da er bald zu dem hallischen Kreise in ein sehr nahes Verhältniss trat, „der Unterhändler zwischen den Verbesserern des Geschmacks seines alten und neuen Vaterlandes." (Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. 2 Abtheil. Zürich 1779. 8. 1, 79). Als der Züricher H. C. Hirzel sich 1747 in Potsdam aufhielt, von wo er auch häufig Berlin besuchte (Jördens 2, 433), schrieb Bodmer an ihn (Briefe der Schweizer etc. herausgeg. von Körte, S. 45): „Ich sehe Sie öfters in meinen Gedanken als einen Gesandten der zürcherischen Kunstrichter zu den brandenburgischen Musen an, und ich habe schon Proben genug, dass durch Ihre kluge Vermittelung die Herzen derjenigen, welche an der Elbe und der Limmat den Musen opfern, auf's genaueste vereinigt worden sind, wodurch das finstere Reich der Teutobochs (Gottscheds und seines Anhangs) nothwendig geschwächt und seinem Untergange näher gebracht werden muss." Auch der übrige Inhalt des Briefes zeigt, wie viel Bodmern daran lag, mit den bessern Schriftstellern Norddeutschlands (namentlich den Leipzigern) Verbindungen anzuknüpfen. 14) Gegen Ende des J. 1752 schrieb

§ 250 Jahre nachher, wo Bodmer auch noch lebte und zu schreiben nicht müde ward, wiewohl die Zeit seines Ruhms und seines die Literatur fördernden Einflusses schon längst vorüber war, war wenigstens die Zahl der Schriftsteller daselbst, die sich in allerlei Gesellschaften zusammengethan hatten, so gross, dass gewiss nur äusserst wenige deutsche Städte eben so viele aufweisen konnten[15]. — Auch in andern Theilen der protestantisch-deutschen Schweiz regten sich die Geister: nicht wenige unter den Männern, deren Namen in der Geschichte der Literatur und Bildung unsers Volks hervortreten, wie Haller, Sulzer, Gessner, Iselin, Zollikofer, Zimmermann, Lavater, Salis, Pestalozzi, J. von Müller, haben wir der Schweiz zu danken.

§ 251.

Leipzig konnte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, so klein es auch war, für die deutsche Literatur und Bildung doch als die bedeutendste unter allen unsern Städten gelten. Als Sitz einer der blühendsten Hochschulen, die damals vor allen übrigen die Studierenden aus den höhern Klassen an sich zog, als Herd des deutschen Buchhandels und der gelehrten Journalistik, und als der vornehmste Handelsplatz im Binnenlande, wo die vielseitige Berührung der gebildetern Stände unter einander und der Verkehr mit den vielen Fremden, welche alljährlich mehrmals die Messe dahin führte, die Sitten abschleifen, den Ton der guten Gesellschaft verfeinern und schmeidigen mussten, wo endlich ein verbessertes Bühnenwesen eher als an den meisten andern Orten in Deutschland zu einem Bedürfniss wurde: war diese Stadt zugleich für die Interessen der Literatur und des Lebens ein Einigungspunkt, wie er sich zu jener Zeit nirgend anderwärts bei uns vorfand[1]. Hier konnte daher auch am

---

E. Chr. von Kleist an Gleim (Kleists Leben, vor der Ausgabe seiner Werke von W. Körte. Berlin 1825. 12. 1, 47 f.): „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt dass man in dem grossen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreissig derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler; allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie und sind dabei lustige und witzige Schelme.“ Vgl. auch S. Vögelin, die literarische Bedeutung Zürichs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in den Akadem. Vorträgen von züricherischen Docenten. Wintersemester 1852–53. Zürich 1853. 15) „Man zählt an die achthundert am Leben, die etwas haben drucken lassen.“ Brief Heinse's an F. H. Jacobi aus dem J. 1780 in Körte's Ausgabe der Briefe zwischen Gleim etc. 2, 94.

§ 251. 1) Vgl. Danzel, G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1850. 1, 49 f.; Schlosser 1, 622 f. und Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus 1, 355 f.

allerersten einem Manne die Idee von einer deutschen Gesammt- § 251
literatur aufgehen, und war sie einmal erfasst, von hieraus durch ihn am nachdrücklichsten darauf hingearbeitet werden, dass in das deutsche Literaturleben, wie es war und wurde, Zusammenhang und Einheit käme, damit jene Idee verwirklicht würde. Dieser Mann fand sich in Johann Christoph Gottsched[2], der sich bald nach der Stiftung des Züricher Vereins in Leipzig niederliess. Im Jahre 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Pr. geboren, bezog er, erst vierzehn Jahre alt, die Königsberger Universität, um Theologie zu studieren; er verwandte indess seinen Fleiss weniger darauf als auf Sprachen, Philosophie und die sogenannten schönen Wissenschaften. In der Dichtkunst wurde Pietsch[3] sein Lehrer, in der Philosophie hielt er sich an Chr. Wolffs Lehre, seitdem er im Jahre 1720 mit dessen Schriften bekannt geworden war. Er war bereits Magister und Privatdocent, als er der Gefahr, wegen seines stattlichen Wuchses in ein preussisches Regiment gesteckt zu werden, ausweichend, zu Anfang des Jahres 1724 von Königsberg nach Leipzig flüchtete. Hier wurde er bald von J. B. Mencke[4], dem er empfohlen worden, zum Aufseher seiner Bibliothek und zum Privatlehrer seines ältesten Sohnes erwählt. Noch im Herbst desselben Jahres habilitierte er sich an der Universität, und zu Ostern 1725 fieng er an Vorlesungen zu halten, die erste über die leibnitz-wolffische Philosophie. 1729 lernte er auf einer Reise in die Heimath zu Danzig seine nachherige Gattin und „geschickte Freundin" L. A. V. Kulmus kennen, in der er seit 1735, wo sie sich erst verheirathen konnten, die fleissigste und treuste Gehülfin bei seinen literarischen Unternehmungen erhielt. Unterdessen war er zu Anfang des Jahres 1730 zum ausserordentlichen Professor der Poesie und 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt worden. Die Zeit seines höchsten literarischen Ruhmes und seiner fast unbestrittenen Alleinherrschaft im deutschen Literaturreiche fiel zwischen 1729 und den Anfang der Vierziger. Er starb kurz vor Ablauf des Jahres

---

2) Das Gründlichste und Umfassendste über Gottscheds literarische Thätigkeit, seine Verbindungen, seinen Einfluss auf die deutsche Bildung und Literatur, seine Verhältnisse zu Freunden und Feinden etc. findet man in dem vortrefflichen Buche von Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848. 8. Wenn die anfänglich sehr überschätzten, späterhin ganz ungebührlich herabgesetzten Verdienste des merkwürdigen Mannes in neuester Zeit auch schon anderweitig eine unbefangnere Würdigung und gerechtere Anerkennung gefunden hatten, namentlich von Schlosser und Gervinus, so hat sie doch niemand gründlicher ermittelt und vorurtheilsfreier in das gehörige Licht gesetzt, als der für die Wissenschaft und seine Freunde viel zu früh verstorbene Verfasser jenes Buchs. 3) Vgl. § 210, 21. 4) Vgl. § 183, 10.

§ 251 1766. Als Schüler von Pietsch übertrug er nach Leipzig den Geist der alten brandenburg-preussischen Dichterschule von Canitz, Besser, Neukirch, und als Anhänger von Chr. Wolff brachte er zugleich die neue philosophische Lehrart in Sachsen zur Geltung, beides zu einer Zeit, wo in Preussen unter Friedrich Wilhelm I die schöne Literatur eher auf Ungunst als auf Schutz zu rechnen hatte und Wolff den Verfolgungen der Pietisten hatte weichen müssen. Sein Glück fügte es, dass er in Leipzig zuerst mit dem Manne in eine nähere Verbindung trat, der sich unter den dortigen Liebhabern der Dichtkunst der Berliner Schule am meisten verwandt fühlte, mit Wolff in gelehrtem Verkehr stand[5], einer der einflussreichsten Lehrer an der Universität und dabei das Haupt der deutschübenden poetischen Gesellschaft war[6]. In diesen Verein liess sich Gottsched nun aufnehmen, und nicht lange, so war er der eigentliche Leiter und Ordner desselben[7]. Zunächst diese Stellung, die seit der von ihm mit der Gesellschaft vorgenommenen Umgestaltung[8] erst ihre rechte Wichtigkeit erhielt, sodann sein akademisches Lehramt, seine Schriften, seine unmittelbare Wirksamkeit in eigens von ihm gebildeten Vereinen[9], so wie seine weit verzweigte mittelbare durch die deut-

---

5) Vgl. Danzel S. 12. 6) Vgl. § 183, Bd. II, 38. 7) Wahrscheinlich erfolgte Gottscheds Eintritt bald nach seiner Ankunft in Leipzig. Zu dem, was über die Geschichte der Gesellschaft bis zu der Zeit, da Gottsched ihr Senior wurde und sie umgestaltete, in § 183 und den Anmerkungen dazu gesagt und citiert ist, finden sich reichhaltige Ergänzungen bei Danzel S. 79—82, von wo an sehr ausführliche Mittheilungen über deren fernere Geschichte folgen. 8) Was ihre Umgestaltung durch Gottsched betrifft, so hebt Danzel besonders zweierlei hervor. Erstens nämlich sollten, was früher nicht geschah, fortan auch auswärtige Mitglieder aufgenommen werden können, und zwar sollte man bei der Wahl neuer Mitglieder das Augenmerk vornehmlich auf solche richten, die von Adel oder graduiert wären oder in Bedienungen stünden, oder sonst von besonderer Geschicklichkeit wären. Zweitens gieng Gottsched darauf aus, dass nicht mehr, wie vorher, fast nur poetische Uebungen Statt fänden, sondern auch prosaische. So breitete die Gesellschaft ihre Wirksamkeit nicht bloss äusserlich viel mehr aus, sondern auch innerlich erweiterten sich ihre Zwecke dadurch bedeutend, dass sie auf jede der beiden Hauptdarstellungsformen der deutschen Literatur nun gleichmässig gerichtet waren. Demnach sollte die deutsche Gesellschaft wenigstens annäherungsweise das für unser Literaturwesen werden, was die französische Akademie für das französische war. Gottsched blieb nur bis zum Jahre 1738 in der Gesellschaft: in Folge eines Verdrusses, den er hatte, legte er das Senioramt nieder und trat, als die Bitte der Mitglieder um die Wiederannahme ausblieb, ganz aus dem Verein. Dass er später wieder eingetreten sei, lässt sich mehr nur vermuthen als streng beweisen; jedenfalls war die Blüthezeit der deutschen Gesellschaft in Leipzig mit Gottscheds Austritt zu Ende; sie gerieth bald in tiefen Verfall. 9) Die „Rednergesellschaft“ bestand schon in der Zeit seines höchsten Ruhmes; als er auf ihrer Grundlage 1752 in Leipzig „die Gesellschaft der freien Künste“ stiftete (über die Danzel S. 113 f. berichtet), war sein Ansehen

schen Gesellschaften in andern Städten[10], endlich das ganz eigen- § 251
thümliche Verhältniss, in welchem er eine Zeit lang zu der besten damaligen Bühne in Deutschland stand[11], machten es ihm möglich, sich allmählig einen so ausserordentlichen Einfluss auf das gesammte deutsche Literaturwesen zu verschaffen, dass er dasselbe in der That ungefähr anderthalb Jahrzehnte hindurch von Leipzig aus diktatorisch beherrschte. Von welchen Grundsätzen er als Lehrer der Dicht- und Redekunst, als Sprachbildner, Dichter und Reformator der deutschen Bühne ausgieng, wie er sie zur Anwendung brachte, was er damit im Besondern erreichte, und wie er zuerst nur von Einzelnen Widerspruch erfuhr, nach und nach aber Alle, die vorwärts strebten, ihm den Rücken wandten und nichts mehr von ihm wissen wollten, davon an andern Stellen. Eine Art von Einheit hatte er wirklich in die deutsche Literatur gebracht[12], und der Gewinn, den sie daraus gleich zog, gieng ihr auch in der Folge nicht verloren, obschon das Princip, von dem Gottsched bei seinen dahin zielenden Bestrebungen ausgegangen war, und worauf er immerwährend zurückkam, viel zu starr und unfruchtbar, viel zu einseitig formell und in die bloss mechanische Regel gelegt, viel zu sehr einer fremden, mehr künstlich und willkürlich gemachten, denn naturgemäss gewordenen Literatur abgeborgt war, als dass es nicht nothwendig hätte bekämpft und beseitigt werden müssen, sobald Leben, Fluss und echter Gehalt in unsere Literatur kommen sollte.

§ 252.

Wie die Schweizer, so hatte auch Gottsched seine schriftstellerische Laufbahn für das grössere Publicum in einem Wochenblatt nach der Art des englischen Zuschauers[1] eröffnet. Es erschien im

---

schon lange tief gesunken und sein Einfluss ausserhalb des engern Kreises um ihn nur noch sehr geringe. 10) In nächster und unmittelbarster Verbindung stand er mit der Königsberger, die 1742 in's Leben trat (Danzel S. 108 ff.). In dem Streite der Leipziger und der Schweizer hielten nicht alle deutschen Gesellschaften zu den erstern (vgl. § 249, 3); über die Stellung der Greifswalder in dem Streite vgl. § 281. 11) Davon das Nähere weiter unten; ganz im Allgemeinen ist das Verhältniss Gottscheds zu der neuberischen Schauspielertruppe bekannt genug. 12) Dass er zuerst die Idee der deutschen Literatur in ihrer Gesammtheit erfasst hat, ist von Danzel S. 76—78 sehr schön nachgewiesen; wie er, von dieser Idee geleitet, sein Leben lang darauf hinarbeitete, eine Zusammenfassung der Literatur zu einer Einheit zu bewirken, wird zwar nicht an einer besondern Stelle des Buchs dargethan, allein der Inhalt der ganzen Darstellung lässt sich der Hauptsache nach in dieses Ergebniss zusammenfassen.

§ 252. 1) Gottsched hielt immer sehr viel von dem Zuschauer und empfahl ihn bei vielen Gelegenheiten (an der deutschen Uebersetzung, die davon zu Leipzig 1739—43 erschien, und die zum grössten Theil von seiner Gattin gefertigt war,

§ 252 Jahre 1725 unter dem Titel „die vernünftigen Tadlerinnen", an die sich dann zwei Jahre später als Fortsetzung „der Biedermann" schloss[2]. Mehr schon den Charakter eigentlicher Literaturzeitungen oder sprach- und literargeschichtlicher Magazine hatten seine drei übrigen Zeitschriften, die er in den Jahren 1732 bis 1762 hintereinander herausgab, die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit"[3], die entschieden das beste unter allen gleichzeitigen Blättern waren und unter den gottschedischen noch jetzt für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur das werthvollste sind, der „neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste"[4], eine Monatsschrift, die nach der Vorrede von den wichtigsten neuen Schriften aus den Fächern

---

hat auch er gearbeitet, nebst noch einem Dritten). Um so mehr schien es ihm daher Pflicht, vor dem 592. Stück desselben zu warnen und die Ansichten über dramatische Kunst, die er darin fand, und die den seinigen schnurstracks entgegen liefen, ausführlich zu widerlegen, damit „die Feinde der strengen theatralischen Regeln" daraus keinen Vortheil gegen ihn ziehen möchten. (Vgl. Beiträge zur kritischen Historie etc. Bd. 8, 143 ff.). 2) Die erste dieser Wochenschriften erschien in zwei Theilen. Halle und Leipzig 1725 f. gr. 8. und ward öfter aufgelegt; die andere, gleichfalls in zwei Bänden, kam zu Leipzig 1727 f. 4. heraus. Als Gottsched „die vernünftigen Tadlerinnen" schrieb, kannte er bereits die Discurse der Mahler, ja sie hatten ihn wahrscheinlich erst auf den Gedanken gebracht, selbst ein ähnliches Blatt herauszugeben. Gleich das erste Stück spielt auf sie an, und sehr anerkennend, wiewohl sein Lob verständig beschränkend, lässt er sich über sie im 14. Stücke des zweiten Theiles vernehmen, nachdem er über den Mangel einer gerechten und gründlichen Kritik in Deutschland geklagt und diesen Mangel als die Hauptursache des Zurückbleibens der deutschen Literatur gegen die ausländischen bezeichnet hat. Er findet nämlich, dass „in der Schweiz etliche muntere Köpfe einen guten Anfang zu öffentlichen Beurtheilungen" literarischer Werke gemacht. „Sie haben die gebundene und ungebundene Beredsamkeit vorgenommen und in manchem grossen Poeten und Redner Schnitzer gewiesen, die vorhin niemand bemerkt hatte." — Es sei nicht zu sagen, was sie bereits an verschiedenen Orten für Gutes gestiftet. Ein einziges habe diesen geschickten Mahlern nur gefehlt, das Vermögen, sich in einer reinen hochdeutschen Schreibart auszudrücken. 3) Sie erschienen in 32 Stücken oder 8 Bänden, Leipzig 1732—44. 8. (Ueber den Inhalt vgl. Jördens 2, 227 ff.) Auf dem Titel des 1—5. Bandes steht „herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig," auf dem der drei letzten dagegen „herausg. von einigen Liebhabern der deutschen Literatur." Diese Aenderung nahm Gottsched vor, als er sich mit der deutschen Gesellschaft entzweit hatte. Er hatte die Beiträge, wie er sich in der Vorrede zum 6. Bande selbst ausspricht, nie als der Gesellschaft angehörig anerkannt, weil er sie allein in Verbindung mit einem gewissen Lotter gegründet; daher behielt er sie auch als seine Zeitschrift nach dem Jahre 1738. (Näheres über die Verhandlungen, die er deshalb mit der Gesellschaft hatte, bei Danzel S. 104 ff.) Dass übrigens nur wenige Mitglieder jenes Vereins daran vor dem Zerwürfniss mitgearbeitet haben, wird ausdrücklich in der Vorrede zum 5. Bande bemerkt und zugleich deren Verzeichniss gegeben; auch Bodmer befindet sich darunter. 4) Zehn Bände, Leipzig 1745—50. 8.

der Dichtkunst und Beredsamkeit, der Geschichte und der Alterthümer, über Musik, Mahlerkunst und Sprachkunst kurze Auszüge geben, und zwar nicht bloss deutsche, sondern auch englische, französische und italienische Sachen berücksichtigen sollte, und „das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“[5], im Grunde nichts anders als eine Fortsetzung des neuen Büchersaals unter geändertem Titel, nur dass hier die Grenzen der Gegenstände, über die Auskunft ertheilt werden sollte, etwas weiter gesteckt waren, indem namentlich auch „kleinen Gedichten oder artigen Abhandlungen von den schönen Wissenschaften“ oder Mittheilungen über „eine neue Erfindung oder eine Beobachtung besonderer Naturbegebenheiten“ ein Raum offen gelassen war. Seine beiden Wochenblätter schrieb er noch ganz allein[6], bei den mehr gelehrten Zeitschriften dagegen hatte er Mitarbeiter in der Nähe und Ferne; in Leipzig selbst vornehmlich unter seinen Schülern. Von diesen hatte unterdessen einer, Johann Joachim Schwabe[7], der sich immer als Gottscheds ergebensten Anhänger und Verehrer bewies, in Verbindung mit mehrern andern schon im Jahre 1741 selbst eine Monatsschrift gegründet, die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“[8], unter deren ersten Mitarbeitern sich J. E. Schlegel, Gellert, Rabener, Kästner, Straube befanden, die damals in Leipzig beisammen waren[9]; auch Gärtner, Mylius, Zernitz, J. A. Cramer, J. A. Schlegel, Zachariae, Ebert, K. A. Schmid, Uz und E. Chr. v. Kleist lieferten Beiträge[10]. Zur Unterhaltung und Belehrung zugleich bestimmt, sollte sie eigentlich nur allerhand dahin zielende poetische und prosaische Sachen geringern Umfanges geben. Die Absicht war[11], allerhand kleine Schriften zur Weltweisheit, Beredsamkeit und Dichtkunst gehörig, und die sich einzeln verloren hätten oder vielleicht gar nicht an's § 252

5) Zwölf Bände, Leipzig 1751—62. 8. 6) Diess könnte nach der Vorrede zu der Ausgabe von 1738 zweifelhaft sein, indem darin bald von „den Verfassern,“ bald von „dem Verfasser“ die Rede ist; vgl. die vernünftigen Tadlerinnen 2, 463 f.; 468 f. Dass die beiden Stücke N. 8 und N. 29 des ersten Theils dieser Ausgabe, welche Frau Gottsched verfasst hat, von ihrem Gatten nicht schon 1725 in sein Blatt aufgenommen werden konnten, würde schon aus ihrer erst vier Jahre später erfolgten Bekanntschaft sich ergeben, wenn es Gottsched auch nicht ausdrücklich in dem Widmungsschreiben an seine Gattin vom 19. April 1738 erwähnte. 7) Geb. 1714 in Magdeburg; lebte, nachdem er in Leipzig studiert, daselbst als Hofmeister in verschiedenen Häusern, bis er 1765 Professor und Universitätsbibliothekar wurde. Er starb 1784. Seine Schriftstellerei bestand hauptsächlich im Uebersetzen. Vgl. Gudens chronologische Tabellen etc. 3, 14 f.

8) In acht Bänden, Leipzig 1741—45. 8. 9) Vgl. J. E. Schlegels Werke 5. S. XXVIII. 10) Vgl. hierzu Manso in den Nachträgen zu Sulzer etc. 8, 67 ff. 11) Vgl. die Ankündigung in den Beiträgen zur krit. Historie etc. Bd. 7, 350 f.

§ 252 Licht gekommen wären, zu sammeln. Es sollte also diese Monatsschrift kleine Abhandlungen, Reden, Gespräche, Gedichte, Fabeln, Oden, Träume, auch wohl galante Briefe und artige Liebeslieder in sich halten. Demnach würde sie zwar dem französischen Mercure galant in etwas, aber doch nicht in allem ähnlich sein. Politische Zeitungen nämlich, Nachrichten von neuen Büchern, Räthsel, Endreime, Sonette, Rondeaux, Virelays, Vaudevilles, Rebus „und andere französische Lappereien" sollten ausgeschlossen bleiben. — Da indess damals der Streit zwischen den Leipzigern und den Zürichern schon heftig zu werden anfieng, so schlichen sich in sie auch bald Ausfälle und Streitschriften des gottschedischen Anhanges gegen die Schweizer Kritiker ein. Diess, und weil es der Herausgeber an Strenge bei der Wahl der aufzunehmenden Stücke überhaupt fehlen liess, veranlasste mehrere der begabtesten unter den Mitarbeitern, sich von diesem Unternehmen ganz loszusagen und sich zur Herausgabe eines andern Blattes zu vereinigen, das seit dem Jahre 1744 unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erschien und bald unter der kürzern und gangbarern Bezeichnung der „Bremer Beiträge" berühmt wurde[12]. Den Verlag der Beiträge übernahm ein Bremer Buchhändler; daher, und weil die Verfasser, um sich zu verbergen, die Vorrede vor dem ersten Stück von Bremen aus datiert hatten, die üblichste Benennung[13]. Nach dieser Vorrede beabsichtigten die Verfasser, die Liebe zu den Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit allgemeiner zu machen und ihre Leser dabei zu vergnügen. Besonders wollten sie sich bemühen, durch ihre Blätter „dem Frauenzimmer zu gefallen und nützlich zu sein"[14]. Der Zuschauer habe bereits die Anmerkung gemacht, dass man seine Schriften gar nicht nachlässig verfertigen dürfe, „wenn sie den feinsten unter den vernünftigen Seelen gefallen sollten": wenn sie sich demnach vorgesetzt hätten, munter zu sein, so würden vernünftige Leser wohl wissen, dass man in einem gewissen Verstande gar nicht scherzhaft sein könne, wenn man nicht zuvor auf der Studierstube eine lange Zeit ernsthaft gewesen sei. Auch sollten ihre ernsthaften Stücke zeigen, dass sie nicht immer lachten. Vor Streitschriften dürften sich die Leser nicht fürchten, obgleich be-

---

12) Die Geschichte von der Entstehung und Verfassung des Leipziger Vereins, der die Bremer Beiträge herausgab, berichtet am genauesten Chr. Fel. Weisse in Rabeners Leben (zuerst vor der Ausg. von Rabeners Briefen, Leipzig 1772. S. S. XXXVI ff.; dann vor dessen sämmtl. Schriften 1, 25 ff.). Vgl. auch Danzel, Gottsched etc. S. 156; 255 ff. 13) Auf dem Titel standen übrigens Bremen und Leipzig neben einander als Verlagsorte. 14) Das war schon ein Hauptzweck des englischen Zuschauers und der ältern deutschen Wochenschriften gewesen.

scheidenen Beurtheilungen über andere Schriften die Aufnahme nicht § 252
schlechthin verwehrt sein sollte. Es gäbe genug kriegerische Gegenden, und man würde schon noch ausmachen, unter welchem Himmelsstrich der gute Geschmack seine meisten Anhänger habe. Sie selbst wollten friedlich zusehen. Endlich verhiessen sie nicht lauter deutsche Originalwerke; auch einigen Uebersetzungen oder freien Nachahmungen ausländischer Schriftsteller sollte der Platz nicht versagt sein. Traten die Verfasser der Beiträge mit ihrer Sinnesweise und ihren Strebungen nun auch sogleich in eine Art gegensätzlichen Verhältnisses zu Gottsched, das weiter unten noch etwas näher bezeichnet werden wird, so gestaltete sich dasselbe doch nie zu einem eigentlich feindseligen, ja mehrere von ihnen blieben mit ihm sogar in einer gewissen freundschaftlichen Verbindung[15]. Die poetischen und prosaischen Stücke, die darin Aufnahme fanden, erregten gleich bei ihrem Bekanntwerden das grösste Aufsehen in Deutschland; sie verkündigten mit zuerst, so bescheiden ihr Verdienst auch an und für sich war, den Anbruch der neuen und bessern Zeit unsrer Dichtung und schönen Prosa und trugen ganz erstaunlich viel dazu bei, dass besonders unter den mittlern Ständen die Bildung sich allgemeiner verbreitete, der Geschmack sich veredelte und ein lebendiges und höheres Interesse an der schönen Literatur erwachte. Den ersten Anstoss zur Gründung der Beiträge hatte Karl Christian Gärtner gegeben. 1712 zu Freiberg im Erzgebirge geboren, befreundete er sich schon auf der Fürstenschule zu Meissen mit Gellert und Rabener, die nur um wenige Jahre jünger waren, und alle drei wurden wahrscheinlich gleich da, wo die Schüler in Nachahmung des Palmenordens bereits im 17. Jahrhundert eine Art von poetischer Gesellschaft gestiftet hatten, die aber 1684 beschränkt ward, zu ihrer nachherigen Schriftstellerei angeregt[16]. Auf der Universität zu Leipzig fanden sich die Freunde wieder zusammen. Unter Gottscheds Aufsicht arbeiteten Gärtner, Gellert und andere, die sich nachher an den Beiträgen betheiligten, mit an der Uebersetzung von Bayle's Wörterbuch[17] und Gärtner insbesondere lieferte, bevor er die Bremer Beiträge gründete, ausser verschiedenen Sachen für die Belustigungen des Verstandes und Witzes auch noch die Uebersetzung einiger Bände von Rollins Geschichte. 1745 gieng er von Leipzig als Führer zweier jungen Grafen von Schönburg nach Braunschweig; schon im nächsten Jahre wurde er auf Jerusalems Vorschlag beauftragt, an dem dortigen, erst kurz

15) Vgl. Danzel S. 257 ff. 16) Vgl. E. A. Diller, Erinnerungen an G. E. Lessing. Meissen 1841. 8. S. 82 und Danzel, Lessing etc. 1, 41. 17) Vgl. Jördens 2, 225.

§ 252 zuvor errichteten Collegium Carolinum die deutsche Sprache zu lehren[18] und 1748 erhielt er an dieser Anstalt die Professur der Beredsamkeit und der Sittenlehre. 1775 wurde ihm ein Kanonikat und 1780 der Hofrathstitel verliehen. Er starb 1791. Gärtner war es, der den Plan zu den Beiträgen entwarf, nachher die Herausgabe leitete und, obgleich er nur wenig Eigenes lieferte, doch als der älteste und urtheilsfähigste der einigende Mittelpunkt des sich bei dem Unternehmen betheiligenden Dichterkreises blieb. Die Gesetze dieses Vereins, wie sie Weisse angibt, waren im Wesentlichen folgende. Der Herausgeber sollte bloss die Angelegenheiten mit dem Verleger besorgen, aber ausserdem in Absicht auf die einzurückenden Stücke vor seinen Mitarbeitern kein Recht voraus haben und seine Arbeiten gleicher Kritik und Entscheidung als die übrigen unterwerfen. Kein Mitarbeiter solle ohne Bewilligung der andern dazu gezogen werden, die Aufnahme eines Stücks immer von der Zustimmung der Mehrheit abhängen, jedes von allen Mitarbeitern kritisiert und in jedem nach der Entscheidung der Mehrheit das Missliebige gestrichen oder geändert werden; wer sich dieser Censur in einem vorliegenden Falle nicht fügen wolle, dürfe so lange auch nicht auf den Abdruck der vorgelegten Arbeit in dem Vereinsblatte rechnen. Endlich solle keinem Stück der Name seines Verfassers beigefügt werden. Die Ausführung dieser Gesetze brachte es mit sich, dass die Verfasser der Beiträge, die in Leipzig anwesend waren, häufig zusammenkamen: es geschah diess allwöchentlich an bestimmten Tagen in einem festgesetzten Umlauf[19]. Gärtner leitete vorzugsweise die Herausgabe von 1744—48[20]. Daran schloss sich die „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“[21]. Unterdessen hatte sich auch J. M. Dreyer[22] der Herausgabe eines fünften und sechsten Bandes der „neuen Beiträge“ etc. unterzogen, deren einzelne Stücke von 1748—59 erschienen. Die darin enthaltenen Sachen sind indess zumeist in einem ganz andern, viel schlechtern und gemeinern Geist geschrieben als der ist, der in den vier ersten Bänden herrscht[23]. Gärtner hatten sich gleich Johann Andreas Cramer und Johann Adolf Schlegel zugesellt. Cramer, 1723 zu Jöhstädt im Erzgebirge geboren, kam auf die Fürstenschule zu Grimma,

18) Vgl. den Brief bei Danzel, Gottsched S. 261. 19) Vgl. auch Jördens 4, 522 f. 20) Es erschienen in dieser Zeit vier Bände in 8, jeder zu 6 Stücken. 21) Leipzig 1748—52, in drei Octavbänden: sie wurde zuerst von Cramer, dann von J. A. Schlegel und Giseke herausgegeben. 22) Ein Hamburger, der von 1716—1769 lebte und mancherlei schlechte Sachen schrieb; vgl. Jördens 6, 22 ff. 23) Vgl. darüber K. Goedeke, elf Bücher deutscher Dichtung etc. Leipzig 1849. gr. 8. 1, 559.

von wo er 1742 die Universität Leipzig bezog. Er musste hier, um sich § 252
durchzuhelfen, zu mancherlei Erwerbsmitteln greifen, was ihn schon früh der Schriftstellerei zuführte. 1745 wurde er Magister und fieng an Vorlesungen zu halten; 1748 erhielt er eine Predigerstelle auf einem Dorfe bei Weissenfels[24], wurde zwei Jahre darauf als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Quedlinburg und 1754, auf Klopstocks Empfehlung, als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, wo er später auch noch Professor der Theologie an der Universität wurde. Kränkungen, die er nach Friedrichs V Tode erfuhr, veranlassten ihn, 1771 von Dänemark zu scheiden und als Superintendent nach Lübeck zu gehen; als sich aber die Verhältnisse in jenem Lande wieder geändert hatten, nahm er 1774 die ihm angebotene erste theologische Professur an der Kieler Universität an, wurde nach und nach auch noch Procanzler, Kanzler und Curator derselben und starb 1788. J. A. Schlegel, ein Meissner (geb. 1721), erhielt, wie sein älterer Bruder Joh. Elias, seine Schulbildung in Pforte, von wo er jenem, der bereits 1739 abgegangen war, zwei Jahre später nach Leipzig folgte. Hier blieb er bis 1746, von wo ab er theils als Hauslehrer in einer kleinen sächsischen Stadt, theils wiederum in Leipzig, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, theils bei seinem Freunde Cramer auf dem Lande lebte. 1751 wurde er als Lehrer und Diaconus in Pforte, drei Jahre nachher als erster Prediger und Gymnasialprofessor in Zerbst und 1759 als Prediger in Hannover angestellt. Seit dem Jahre 1775 erweiterte sich hier sein Wirkungskreis noch, indem er Consistorialrath, Generalsuperintendent und erster Pastor an der Neustädter Hof- und Stadtkirche wurde. Er starb 1793[25]. Gottlieb Wilhelm Rabener[26] trat hinzu, sobald Hand ans Werk gelegt werden konnte, worauf zunächst in Leipzig selbst noch gewonnen wurden Konrad Arnold Schmid[27], dessen thätiger Antheil an den Bremer Beiträgen sich jedoch auf die Einlieferung weniger, zumeist kleiner Stücke beschränkte, und der überhaupt

24) Vgl. Pischon, Denkmäler 4, 195, Note 1. 25) August Wilhelm und Friedrich Schlegel waren seine Söhne. 26) Geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, kam 1728 auf die Fürstenschule zu Meissen (vgl. S. 55) und 1734 nach Leipzig, wo er die Rechte studierte. Im Jahre 1741 wurde er Steuerrevisor des Leipziger Kreises und um dieselbe Zeit ein fleissiger Mitarbeiter an Schwabe's Belustigungen etc. 1753 erhielt er die Stelle eines Ober-Steuersecretärs in Dresden, wo er 1760 bei der Belagerung und Beschiessung der Stadt schwere Verluste erlitt. Nach dem Hubertsburger Frieden wurde er Steuerrath und starb 1771. 27) Geb. 1716 zu Lüneburg, studierte, auf der Johannisschule seiner Vaterstadt dazu vorbereitet, in Kiel und Göttingen Theologie und Philologie, gieng aber noch 1740 nach Leipzig, um besonders mathematische und philosophische Vorlesungen zu hören (vgl. Danzel, Gottsched etc. S. 258 f.). 1746 folgte er nach dem Tode seines Vaters diesem als Rector der Johannisschule in Lüneburg, nahm aber 1760 den Ruf zu einer Professur am Carolinum in Braunschweig an, erhielt hier später

§ 252 bedeutender als Gelehrter denn als Dichter war[28], Johann Arnold Ebert[29], von Hagedorn, dem er bekannt wurde und der sich seiner freundlich annahm, zu seinen ersten dichterischen Versuchen und Uebersetzungen angeregt und zu einer vertrautern Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur geführt, und Justus Friedrich Wilhelm Zachariae[30]; auch Christlob Mylius gehörte zu den ersten, die zur Theilnahme an den Bremer Beiträgen von den Begründern aufgefordert wurden; er lieferte aber nur eine Abhandlung von physikalischem Inhalt, da sich das Band zwischen ihm und den übrigen Mitarbeitern sehr bald löste. Von Auswärtigen schloss sich bald Schlegels Bruder, Johann Elias Schlegel, an, der von allen denen, die dem Leipziger Kreise näher oder entfernter angehörten, nächst Klopstock sicherlich der für die Dichtkunst begabteste war. 1718 zu Meissen geboren, versuchte er sich schon während seines Aufenthalts in Pforte als Dichter, namentlich in Trauerspielen: die ersten Abfassungen seiner „Trojanerinnen", des „Orest und Pylades" und der „Dido" sind aus dieser Zeit; das zweite dieser Stücke, dem er anfänglich den Titel „die Geschwister von Taurien" gegeben, ward sogar schon auf der Leipziger Bühne gespielt, bevor der Verfasser die Schule verlassen hatte. In Leipzig, wo er sich besonders der Rechtswissenschaft und nachher der Geschichte widmen sollte, die er auch keineswegs vernachlässigte, gab er doch auch das auf der Schule liebgewonnene Studium des Alterthums eben so wenig, wie die Poesie auf. Er kam hier mit Gottsched in Verbindung, trat dessen Rednergesellschaft bei, arbeitete an den von ihm herausgegebenen Beiträgen etc. und lieferte ihm auch Stücke zur deutschen

---

ein Kanonikat, zuletzt auch den Charakter eines Consistorialraths und starb 1789. 28) Lessing, mit dem er nahe befreundet war, schätzte ihn sehr. 29) Geb. 1723 zu Hamburg, ein Schüler des dortigen Johanneums (auf dem damals auch Giseke war) und dann des Gymnasiums. 1743 begab er sich nach Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, stand indess von diesem Vorhaben ab, als die strenggläubige Hamburger Geistlichkeit an einem von ihm verfassten, ganz unverfänglichen Hochzeitsgedicht Anstoss genommen hatte, und legte sich nun vorzüglich auf Sprachstudien und literarische Arbeiten. 1748 wurde er nach Braunschweig als Hofmeister an das Carolinum berufen, erhielt 1753 die Professur der englischen Literatur an dieser Anstalt, später auch ein Kanonikat und den Hofrathstitel und starb 1795. 30) Geb. 1726 zu Frankenhausen im Schwarzburgischen, studierte seit 1743 zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber mehr noch mit schöner Literatur und lieferte bereits 1744 seinen „Renommisten" in die Belustigungen des Verstandes und Witzes. Nach seinem Abgange von Leipzig hielt er sich erst eine Zeit lang zu Hause, dann in Göttingen auf, wohin er sich 1747 begeben hatte, und wo er mit E. F. von Gemmingen eine vertraute Freundschaft schloss. 1748 wurde er am Braunschweiger Carolinum Hofmeister und 1761 Professor der Dichtkunst; später wurde er auch zum Kanonikus ernannt. Er starb 1777.

Schaubühne[31]. 1743 gieng er als Privatsecretär eines Verwandten, § 252
der zum sächsischen Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, nach Kopenhagen. Auf der Reise dahin lernte er in Hamburg Hagedorn kennen, mit dem er seitdem einen Briefwechsel unterhielt. Als die Verfasser der Bremer Beiträge ihn zur Theilnahme daran aufforderten, sandte er von Kopenhagen verschiedene Gedichte und prosaische Aufsätze ein: er hatte damals aber schon weit den allgemeinen Standpunkt der Leipziger Freunde überschritten, sowohl als Dichter, wie in seinem Urtheil über ästhetische Dinge[32]. Unter den literarischen Arbeiten, die er in Kopenhagen ausführte, schrieb er auch 1745 f. eine eigene Wochenschrift, „der Fremde". 1748 wurde er als ausserordentlicher Professor zu Soroe angestellt, starb aber schon 1749. Mit Schlegel wurde von ausserhalb Leipzigs lebenden Literaten der gottschedischen Schule gleich anfänglich auch noch dessen akademischer Freund, Gottl. Benj. Straube, der schon Mitarbeiter an Gottscheds Beiträgen und an Schwabe's Belustigungen gewesen und jetzt in Breslau lebte, wo er 1773 als Professor starb, zur Theilnahme an den Bremer Beiträgen eingeladen. Er steuerte dazu aber, nach Weisse's Aussage, nur ein bereits lange zuvor gedrucktes Gedicht bei[33]. Fr. von Hagedorn, als Dichter damals bereits berühmt und von diesen jungen Männern besonders hoch gehalten, wurde in das Geheimniss gezogen, als die Verfasser der Beiträge noch unbekannt bleiben wollten, und wenn er auch selbst nicht thätigen Antheil an ihrem Werke nahm, so gereichte schon sein Beifall zu dessen Förderung. Erst da die Verfasser bekannter zu werden anfiengen, schlossen sich ihnen Christian Fürchtegott Gellert[34] und Nicolaus Dietrich Giseke an. Gellert, 1715 zu Hainichen in Sachsen geboren, auf der Fürstenschule in Meissen gebildet[35], kam 1734 nach Leipzig, um Theologie zu studieren. Nach vierjährigem Aufenthalt an diesem Orte wurde er zuerst Hauslehrer und gieng dann 1741 mit einem jungen Verwandten, den er für die Universität vorbereitet hatte, nach Leipzig zurück. Hier ertheilte er Privatunterricht, beschäftigte sich dabei mit Sprachen und Literatur und lieferte, bevor er den Bremer Beiträgen zutrat, poetische Sachen zu den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Als er Magister geworden, fieng er 1744 an Vorträge über Poesie und Beredsamkeit zu halten, mit

31) Vgl. über sein Verhältniss zu Gottsched Danzel, Gottsched etc. S. 154 ff.
32) Vgl. Danzel, a. a. O. S. 272 ff. 33) Sonst giengen von auswärts auch noch poetische Spenden von Uz, Gleim und Ramler ein. 34) Vgl. J. A. Cramer, Gellerts Leben 1774. 8.; H. Döring, Gellerts Leben. Greiz 1833. 2 Bde. 12.; A. Böttger, Erinnerungen an Chr. F. Gellert. Leipzig 1870. 8.; Gellerts Tagebuch aus dem Jahre 1761. 2. Aufl. Leipzig 1863. 16. 35) Vgl. S. 55.

§ 252 denen er lange Jahre hindurch praktische Uebungen verband[36]. 1751 erhielt er eine ausserordentliche Professur der Philosophie; bei dieser Gelegenheit schrieb er sein für die Geschichte des deutschen Drama's einigermassen wichtig gewordenes Programm „de comoedia commovente.“ Die Verehrung, welche Gellerten als akademischem Lehrer in Leipzig und als Schriftsteller bald in ganz Deutschland gezollt wurde, war ausserordentlich gross. Es ist bekannt, dass selbst Friedrich der Grosse, der 1760 während seines Aufenthalts in Leipzig eine Unterredung mit ihm hatte, für Gellert's Poesie günstig gestimmt wurde[37]. Als ihm 1761 eine ordentliche Professur an der Universität angetragen wurde, lehnte er sie ab. Er starb 1769. Giseke war 1724 zu Csó[38] in Niederungarn von deutschen Eltern, die aus Hamburg stammten, geboren[39]. Da er schon wenige Tage nach seiner Geburt seinen Vater verlor, gieng die Mutter mit ihren Kindern nach Hamburg, wo er das Johanneum besuchte[40]. Er war schon Brockes und Hagedorn näher bekannt und befreundet, als er 1745 nach Leipzig gieng, wo er Theologie studierte. Seit 1748 gab er sich in Hannover und Braunschweig mit der Erziehung junger Leute ab, bis er fünf Jahre später Prediger zu Trautenstein bei Blankenburg am Harz und nicht lange darauf an J. A. Cramers Stelle Oberhofprediger in Quedlinburg wurde. 1760 nahm er die Berufung zum Superintendenten und Consistorialassessor in Sondershausen an, wo er 1765 starb. Zuletzt ausser einigen Andern, die mehr nur als Freunde, denn als Schriftsteller diesem Vereine angehörten, wie Spener, Olde, Kühnert, Schmidt[41], Rothe, traten noch Gottlieb Fuchs[42] und Klopstock[43] hinzu. Als sich durch

---

36) Vgl. Goethe's Werke 26, 64 f. 37) Vgl. J. D. E. Preuss, Friedrich der Grosse etc. 2, 272 ff. und Gelzer, Nationalliteratur 1, 37 ff. 38) Nicht zu Günz; über seinen Geburtsort, dessen deutscher Name Tschabing ist, vgl. Schröer in der Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien 11, 393 f.; auch Blätter f. literar. Unterhaltung 1860, Nr. 37, S. 682. 39) Die Angabe, dass sein eigentlicher Name Köszeghi gewesen sei, ist falsch; vgl. G. E. Guhrauer in den Blättern für liter. Unterh. 1846, N. 308. 40) Vgl. Anm. 29. 41) Aus Langensalza, der Bruder von Klopstocks Fanny. 42) Geb. 1722 zu Löppersdorf im Erzgebirge, Sohn eines armen Bauern und bis zum 18. Jahre ohne alle gelehrte Schulbildung bleibend. Dem dringendsten Wunsche des Sohnes, ihn studieren zu lassen, endlich nachgebend, sandte ihn der Vater auf die Schule zu Freiberg, von der er 1745 nach Leipzig kam. Des ganz mittellosen nahm sich, als Gottsched etwas von ihm mit einer Empfehlung hatte drucken lassen, Hagedorn an. Er konnte seine Studien nun vollenden und wurde nachher Prediger, zuletzt in Taubenheim bei Freiberg. Er starb 1799 zu Meissen. Ueber seine „Gedichte eines Bauernsohns“, Dresden 1752 (vermehrt Dresden und Leipzig 1771. 8.), so wie über Anderes, was von ihm gedruckt worden, vgl. Jördens 1, 582 f. 43) Er kam im Frühling 1746 von Jena nach Leipzig. Durch Schmidt von Langensalza

den allmähligen Abgang der meisten Mitglieder von Leipzig der § 252
Kreis äusserlich gelöst hatte[44], blieben doch alle ihr Leben lang innerlich verbunden in ihrer Freundschaft[45], ihrer Liebe zur vaterländischen Dichtung und ihrem Eifer, dieselbe nach Massgabe ihrer besonderen Anlagen und Neigungen zu fördern. Für Leipzig trat aber die Zeit ein, wo es das Uebergewicht, das es einige Jahrzehnte vor allen andern deutschen Städten in der vaterländischen Literatur behauptet hatte, wieder verlor, wenn es für dieselbe auch immer noch in mehrfacher Beziehung bedeutend genug blieb. Die Führerschaft bei ihrer Fortbildung gieng nun zunächst mit **Lessings** Uebersiedelung von Sachsen auf Preussen, von Leipzig auf Berlin über. Dies fiel ungefähr mit dem Anfang des siebenjährigen Krieges zusammen[46].

§ 253.

Nach Leipzig nahm unter den Universitätsstädten, die sich während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um die literarische Bildung Deutschlands Verdienste erwarben, das benachbarte Halle die erste Stelle ein[1]. An jenem Orte war es mehr die Fülle und Rührigkeit des städtischen Lebens überhaupt und ein Zu-

---

wurde es in dem Kreise der jungen Dichter zuerst bekannt, dass Klopstock eine grosse erzählende Dichtung angefangen habe. Nun erschienen die drei ersten Gesänge des Messias 1748 im vierten Bande der Bremer Beiträge. Es muss aber schon damals oder doch bald nachher manches Bedenken gegen dieses Werk unter den Leipzigern sich erhoben haben, die ja in ihren Bestrebungen noch immer durch zu viele Fäden mit Gottsched zusammenhiengen. Vgl. eine darauf bezügliche Aeusserung Sulzers gegen Bodmer aus dem Jahre 1749 in den „Briefen der Schweizer" etc. herausgeg. v. Körte S. 111. 44) Sie fanden sich aber grossentheils zu einzelnen Gruppen wieder zusammen in Braunschweig (Gärtner, Zachariae, Ebert, Schmid, und eine Zeit lang war ja auch Giseke dort, wie denn diese Stadt mit dem nahegelegenen Wolfenbüttel seit der Mitte der Vierziger mehrere Jahrzehnte hindurch für die vaterländische Literatur einer der wichtigern Punkte wurde, zumal durch Lessing; vgl. K. G. W. Schiller, „Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800" etc. Wolfenbüttel 1845. 8.) und Kopenhagen (vgl. § 248, S. 40). In Leipzig blieben nur Rabener und Gellert zurück.

45) Mehrere von ihnen haben ihrer Jugendfreundschaft poetische Denkmäler gesetzt: das bedeutendste und schönste Klopstock in seiner Ode „Wingolf" (in der ursprünglichen Gestalt aus dem J. 1747), worin zugleich die einzelnen Mitglieder des Leipziger Kreises und mit ihnen auch ihr verehrter Hagedorn charakterisiert sind (vgl. dazu Gervinus 4[4], 72 ff.). Von andern führe ich nur Eberts Gedicht auf J. A. Cramers Tod (Episteln und vermischte Gedichte, Hamburg 1789. S. 312 ff.) und das von J. A. Schlegel an, welches „Freundschaft" überschrieben ist (Vermischte Gedichte, Hannover 1787. 89. 2, 372 ff.), beide aus dem J. 1788.

46) Vgl. Gervinus 4[4], 71; 213.

§ 253. 1) Vgl. den § 178, Anm. 18 angeführten Aufsatz von Echtermeyer.

§ 253 sammentreffen glücklicher Umstände, als der Geist der Universität insbesondere, was sich der weitern Entwickelung unserer Literatur günstig erwies. In Halle dagegen, wo das Meiste von dem schlechthin fehlte, was in seiner Vereinigung Leipzig eine Art von grossstädtischem Charakter verlieh, giengen die sie fördernden Anregungen und Bestrebungen alle unmittelbar oder mittelbar von dem Geiste der Universität allein aus. Durch die Pietisten war die hallische Hochschule seit ihrer Gründung der Hauptsitz der neu belebten theologischen Wissenschaft, durch Thomasius und späterhin durch Wolff der Ausgangspunkt und die vornehmste Pflegestätte der neuen deutschredenden Philosophie geworden. Die Theologie und Philosophie waren aber zu jener Zeit gerade die beiden Wissenschaften, mit denen die schöne Literatur entweder schon von früher her in einem sehr nahen Bezuge stand, oder jetzt durch die ästhetische Kritik gebracht wurde. Bereits Gottsched hatte bei seiner theoretischen und praktischen Thätigkeit auf dem deutschen Literaturgebiet auf Wolffs philosophischem Systeme gefusst; die Schweizer, sobald sie es näher kennen gelernt, erklärten sich gleichfalls dafür und lehnten ihre theoretischen Werke an dasselbe an[2]. Unterdessen war Wolff zwar selbst von Halle vertrieben worden, seine Lehre jedoch erhielt sich dort, bis er zurückberufen ward, durch seine Schüler fortwährend in Ansehn. Einer der eifrigsten war Alex. Gottlieb Baumgarten[3]. Der Erste in Deutschland, der die Frage nach dem Wesen des Schönen streng philosophisch zu lösen suchte, wurde er der Gründer einer neuen Wissenschaft, die er Aesthetik nannte. Die Grundlinien dazu hatte er bereits 1735, da er noch in Halle war, in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung gezogen[4]; von ihm selbst ausgeführt, wurde

---

2) Danzel, Gottsched S. 222. 3) Geb. 1714 zu Berlin, wo er auch seine Schulbildung erhielt. Damals beschäftigte er sich viel mit lateinischer Poesie, wovon er auch nicht ganz abzustehen vermochte, als er in Halle Theologie und Philosophie studierte. Der Unterricht, der ihm auf einem Gymnasium in der Poesie und Philosophie zugleich übertragen wurde, gab wohl die nächste Veranlassung, dass er diese auf jene anzuwenden suchte. Nachdem er in Halle mehrere Jahre als ausserordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Vorlesungen gehalten, wurde er 1740 als ordentlicher Professor nach Frankfurt a. O. berufen, wo er 1762 starb. 4) „Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus.“ Halle 1735. 4. Vgl. Danzel a. a. O. S. 216 ff., der es auch wahrscheinlich gemacht hat, dass Baumgarten bei Abfassung dieser Abhandlung bereits den Einfluss einer im J. 1727 von den Schweizern herausgegebenen und Wolffen gewidmeten Schrift („Von dem Einfluss und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks“ etc.) erfahren hatte. Soviel ist aber nach Danzels Beweisführung S. 223 f. zum wenigsten gewiss, dass ihm, als er sich zur Ausarbeitung seines grossen Werks entschloss, die theoretischen Schriften der Schweizer, welche 1740 erschienen waren, bekannt sein mussten.

seine, gleichfalls lateinisch abgefasste, Aesthetik erst seit 1750 § 253
durch den Druck bekannt[5], nachdem er mehrere Jahre Vorträge darüber in Frankfurt a. O. gehalten hatte. Allein schon zuvor hatte für ihre weitere Verbreitung sein in Halle zurückgebliebener Schüler Georg Friedrich Meier[6] durch ein ausführliches deutsches Werk Sorge getragen, die „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften"[7], die mit Baumgartens Bewilligung nach dessen Collegienheften ausgearbeitet waren. Wie er damit, nicht bloss in der Sprache, sondern auch in der Behandlungsart überhaupt, die neue Lehre vom Schönen in ein näheres und unmittelbareres Verhältniss zur deutschen Dichtung brachte, so war er es auch, der, von seiner Studienzeit her mit den beiden jungen Männern, die das erste Dichterbündniss in Halle schlossen, innig befreundet, und nachher von den jüngeren Dichtern, die sich einige Jahre später hier zusammenfanden, Lehrer und Freund zugleich, gleichsam von jenen zu diesen überführte und unter ihnen eine innere Verbindung vermittelte, noch bevor sie sich anderweitig näher getreten waren. Jene beiden ältern waren Samuel Gotthold Lange[8] und Jacob Immanuel Pyra[9]. Der erstere, der früher als der andere seine Studien in Halle begann, stiftete hier bereits in der ersten Hälfte der Dreissiger eine Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen

5) „Aesthetica." Frankfurt a. O. 1750 u. 1758. 2 Thle. 8. 6) Geb. 1718 zu Ammendorf bei Halle. In dieser Stadt war er schon eine Reihe von Jahren auf der Schule gewesen, als er 1735 bei der Universität eingeschrieben wurde. 1739 fieng er selbst an Vorlesungen zu halten; nach sieben Jahren wurde er ausserordentlicher und 1748 ordentlicher Professor der Philosophie. Er starb 1777. 7) Sie erschienen zu Halle 1748—50 in drei Octavbänden. Die im Anhange gelieferten Nachbildungen lateinischer Dichterstellen in deutschen Versen rühren von S. G. Lange her. Vgl. Danzel, Lessing etc. 1, 42. 8) Geb. 1711 zu Halle, ein Sohn von Wolffs Hauptgegner, dem Theologen Joachim Lange. Er besuchte zuerst eine Schule in Magdeburg, dann die des hallischen Waisenhauses und fieng schon in seinem sechzehnten Jahre an theologische Vorlesungen an der Universität seiner Vaterstadt zu hören. 1734 gieng er nach Erfurt, kehrte aber nach einem halben Jahre zurück, begab sich im Jahre 1736 auf einige Zeit nach Berlin und wurde das Jahr darauf Prediger in dem Dorfe Laublingen, einige Meilen von Halle. Seit 1755 war er zugleich Inspector der Kirchen und Schulen im Saalkreise. Er starb 1781. 9) Geb. 1715 zu Cottbus. Lohensteins Werke, die ihm früh in die Hände fielen, weckten zuerst den Trieb zur Dichtkunst in ihm. Da er von seinen durch unglückliche Verhältnisse in Armuth gerathenen Eltern auf der Universität nicht unterhalten werden konnte, diese vielmehr von ihm unterstützt wurden, litt er öfter an dem Allernothwendigsten Mangel, bis Lange von seinen Umständen unterrichtet wurde, der sich nun seines Freundes hülfreich annahm. Als Lange nach Laublingen kam, nahm er Pyra zunächst mit dahin und verschaffte ihm nachher Hauslehrerstellen. Nach einem zweiten längern Aufenthalt bei seinem Freunde wurde Pyra 1742 Conrector am kölnischen Gymnasium zu Berlin, starb aber schon 1744.

§ 253 Sprache, Poesie und Beredsamkeit, bei der er sich die deutsche in Leipzig zum Vorbild genommen hatte[10]. In sie trat auch Pyra, als er 1735 die Universität bezog. Beide, so wie auch ihr Freund Meier, gehörten damals zu Gottscheds Anhängern und blieben es auch noch eine Zeit lang nach ihrem Abgange von Halle[11], der 1737 erfolgte. Seit ihrem Abfall aber, den Pyra nicht lange überlebte, ergriffen sie mit grosser Entschiedenheit Partei gegen ihn, und von da an entspann sich durch Briefwechsel ein lebhafter literarischer Verkehr der Schweizer mit Lange und Meier[12]. — 1738 kam Johann Wilhelm Ludwig Gleim nach Halle, und im nächsten Jahre trafen Johann Peter Uz und Johann Nicolaus Götz ein. Gleim, 1719 zu Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt geboren, kam von der Schule zu Wernigerode, um die Rechte zu studieren, nach Halle, wo Baumgarten, den Gleim und seine Freunde ihren Xenophon zu nennen pflegten, „mit seiner Dissertation, de nonnullis ad poema pertinentibus, die schlafenden Geister weckte" und vor allen Andern einen entschiedenen Einfluss auf seine Bildung hatte[13]. Nach seinem Abgange von Halle hielt sich Gleim nur kurze Zeit in Berlin, länger in Potsdam auf, wo er bei einem Obristen Hauslehrer ward, dann auch, ohne aus diesem Verhältniss zu scheiden, als Secretär in die Dienste eines dem königlichen Hause nahverwandten Prinzen trat. Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges begleitete er diesen ins Feld und wurde, als der Prinz vor Prag fiel, 1745 dem Fürsten Leopold von Dessau als Stabssecretär überwiesen. Aber schon nach kurzer Zeit trennte er sich von diesem Herrn und gieng nach Berlin zurück, wo er zwei Jahre blieb und verschiedene Pläne für sein weiteres Fortkommen

---

10) Jördens 3, 140 und 4, 220. An einer andern Stelle (4, 223) findet sich die Nachricht, Pyra habe im Namen der hallischen Gesellschaft Langen 1737 das didaktische Gedicht „Der Tempel der wahren Dichtkunst" gewidmet, als sie diesem zu seiner Beförderung nach Laublingen ihren Glückwunsch abstattete. Ich weiss nicht, woher diess Jördens genommen hat. Nach der poetischen Anrede an Lange, die zu Anfang des Abdrucks von diesem Gedicht in „Thirsis (so!) und Damons freundschaftlichen Liedern", Halle 1749, auf S. 100 steht, sollte man eher meinen, dasselbe sei dem Freunde bei seiner Verheirathung übergeben worden, die freilich auch noch im Jahre 1737 Statt fand. Dass er es nicht gedruckt erhielt, aber nachher selbst einzeln drucken liess, erhellt aus Lange's Vorrede zu jener Ausgabe der „freundschaftlichen Lieder". 11) Diess geht aus einem Briefe Pyra's an Gottsched vom 4. August 1738 hervor, dessen Inhalt Danzel a. a. O. S. 190 angibt. 12) Vgl. die von Lange herausgegebene, § 249, Anm. 6 näher bezeichnete Briefsammlung. 13) Vgl J. W. L. Gleims Leben. Aus seinen Briefen und seinen Schriften von W. Körte. Halberstadt 1811. S. S. 21 und die Note zu S. 19. Dieses Buch liefert die vollständigsten Nachrichten über Gleims Leben und Wirksamkeit.

machte, ohne dass es ihm mit einem glücken wollte. Endlich jedoch wurde er zum substituierten Domsecretär in Halberstadt ernannt, wohin er 1747 abgieng. Unmittelbar darauf starb sein Vorgänger, so dass Gleim sehr bald zu dem vollen Besitz der Stelle kam. Als ihm nachher auch ein Kanonikat an dem nicht weit von Halberstadt gelegenen Stift Walbeck verliehen wurde, hatte er ein Einkommen, das ihn in den Stand setzte, seiner Neigung zum Wohlthun zu folgen und insbesondere manches Talent, welches Gefahr lief, unter dem Druck der Armuth zu verkümmern, auf die edelmüthigste Art zu unterstützen und in seiner Entwicklung zu fördern. „Ein solches Förderniss junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat," wie Goethe[14] sagt, „diesen deutschen Mann verherrlicht. Er fühlte einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht genügte, deswegen er sich einem andern vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durcheinander. Er hätte ebensowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, dass man ihm seine breite Poesie gerne gelten liess." Gleim lebte indess nicht bloss für seine Freunde und Schützlinge und für das, was ihm als Poesie galt; er hatte ein zu warmes Herz für sein preussisches Vaterland, als dass ihn nicht Alles, was dessen Ehre, Glück und Gedeihen erhöhte, oder was ihm Gefahr und Verderben drohte, tief ergriffen und zum lauten Worte der Freude, der Ermahnung und des Schmerzes aufgefordert hätte. Wie seinen Drang nach Freundschaft, nach Wohlthun und nach dichterischem Hervorbringen, so nahm er auch dieses lebendige Vaterlandsgefühl mit in's Greisenalter hinüber, und so wenig das eine wie das andere verlor sich vor seinem Tode, der 1803 erfolgte. — Uz[15], 1720 zu Anspach geboren, beschäftigte sich, schon als er das dortige Gymnasium besuchte, viel mit poetischen Versuchen und las sehr fleissig Horaz und Anakreon. In Halle studierte er die Rechte, hörte aber § 253

14) Werke 25, 293 f. 15) Vgl. Henriette Feuerbach, Uz und Cronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Ein biographischer Versuch. Leipzig 1866. 8.; Briefe von J. P. Uz an einen Freund aus den Jahren 1753 bis 1782. Herausgeg. von A. Henneberger. Leipzig 1866. 8.; G. Zimmermann, J. P. Uz, in Prutz' Deutsch. Museum 1866, Nr. 44—46.

§ 253 auch philosophische und geschichtliche Vorlesungen. Daneben übersetzte er einige Stücke aus dem Homer, Pindar und Anakreon und nahm thätigen Antheil an Götzens später erschienener Uebersetzung des zuletzt genannten Dichters. Fünf Jahre nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, in der er sich mit seiner Liebe zur Dichtkunst sehr vereinsamt fühlte, wurde er Secretär bei dem anspachischen Justizcollegium und bekleidete diese Stelle zwölf Jahre lang ohne alle Besoldung. 1752 und 53 hielt er sich in Amtsgeschäften zu Römhild auf, und diese Zeit machten Freundschaft, Liebe und eine schöne Natur vielleicht zu der glücklichsten seines Lebens: einige seiner gelungensten Gedichte wurden damals abgefasst. 1763 erhielt er die Stelle eines Assessors beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafthums Nürnberg, und zugleich wurde er zum gemeinschaftlichen Rath der Markgrafen von Anspach und Kulmbach ernannt. Von da an nahmen ihn seine Geschäfte so sehr in Anspruch, dass er der Dichtkunst entsagen zu müssen glaubte. 1790 ward ihm die burggräfliche Directorstelle übertragen, und wenige Stunden vor seinem Tode erhielt er noch, als nunmehriger preussischer Unterthan, die Bestallung eines wirklichen Geh. Justizraths und Landrichters zu Anspach. Er starb 1796. — Götz wurde 1721 zu Worms geboren, wo er auch seine Schulbildung erhielt. In Halle studierte er Theologie, hörte aber auch bei Alex. Baumgarten, Meier und Wolff und unterrichtete dabei auf dem Waisenhause. 1742 wurde er Hauslehrer und zugleich Hausprediger und Secretär bei einem preussischen Obristen in Emden, aber schon im nächsten Jahre kehrte er in seine Heimath zurück. 1744 berief ihn eine vornehme Frau zum Hofmeister ihrer Enkel und zum Schlossprediger nach Forbach in Lothringen. In diesem Verhältniss, das ihn 1746 nach Luneville führte, wo seine Zöglinge die Ritterakademie besuchten, hatte er mehrfach Gelegenheit, die grosse Welt Frankreichs und auch Voltaire kennen zu lernen. 1747 wurde er Feldprediger bei einem Regiment, das in Nancy und Toul stand und mit dem er nach Flandern und Brabant in den Krieg zog. Nach dem Frieden von 1748 ernannte ihn der Herzog von Zweibrücken zum Pfarrer in Hornbach. 1754 ward er als Oberpfarrer und Inspector nach Meisenheim versetzt, sieben Jahre später als Assessor beim pfalz-sponheimschen Consistorium nach Winterburg berufen, wo er, seit 1776 Superintendent der evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen mehrerer Aemter, 1781 starb. — Ein Zufall hatte Gleim und Uz einander bekannt gemacht; von gleicher Liebe zur classischen Literatur und zur Dichtkunst beseelt, wurden sie bald die vertrautesten Freunde; ihnen schloss sich dann noch Götz und als Vierter ein weniger bekannt gewordener Jüngling, Namens

Rudnik[16], an. Sie lasen miteinander einzelne Dichter des Alterthums, besonders den Anakreon, und versuchten sich dabei sowohl in eigenen Erfindungen, wie in Nachbildungen und Uebersetzungen, mit denen sie indess, soweit sie sie der Oeffentlichkeit übergeben haben, erst nach ihrem Abgange von der Universität hervortraten. Zu Gottsched hielten sie sich eigentlich nicht mehr; als Anhänger der baumgartenschen Lehre fühlten sie sich von Anfang an den Schweizern verwandter. Dichterisch angeregt hatte sie zunächst Hagedorn. Ihr Beisammenleben war nur von kurzer Dauer; schon im Frühling 1740 gieng Gleim von Halle nach Berlin, Götz blieb noch zwei, Uz drei Jahre. Doch wurde der Geist sowohl dieses jüngern, wie des ältern Dichterbundes bald in neu sich bildende literarische Kreise hinübergetragen. Der Mittelpunkt des einen war Laublingen, der des andern zunächst Berlin. Dort vermittelte Lange, bei dem sich Pyra anfänglich zu verschiedenen Zeiten aufhielt, der eine in diesem Kreise als Dichterin gefeierte Gattin hatte[17], und in dessen Hause Gleim[18], Meier, Sulzer u. A. öfter einsprachen, in gewisser Weise die literarische Verbindung zwischen § 253

16) Er war aus Danzig und starb jung (1745 lebte er nicht mehr; vgl. Lange's freundschaftliche Briefe 2, 126). Nach der Lebensbeschreibung von Uz, die einer von dessen Freunden für Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1796 verfasst hat, „zeigte Rudnik grossen Scharfsinn im Studium der Philosophie und der schönen Literatur, und Uz glaubte ihm viel schuldig zu sein.“ (Jördens 5, 131). Körte in Gleims Leben S. 20, Anm. 1 erwähnt von ihm einen „kleinen Aufsatz“ in „die Oden Anakreons in reimlosen Versen“. Frankfurt und Leipzig 1746. S. S. 84. Es ist dies, wie R. Köhler im Weimar. Jahrbuch 3, 475 ff. zeigt, eine in Prosa abgefasste „Ode über die durch Unvorsichtigkeit abgebrannte Kirche zu Glaucha bei Halle“ 1740 den 6. Januar (wieder abgedruckt im Weim. Jahrb. 3, 476 f.).

17) Anna Dorothea, geb. Gnüge, unter dem Namen Doris dichtend und bedichtet; sie war auch in die Jenaer deutsche Gesellschaft aufgenommen, und Bodmer (Brief an Lange aus d. J. 1745 in Lange's Sammlung 2, 51) wollte zum Vortheil des guten Geschmacks „die geschickte Doris als die echte Muse des Parnasses der unechten des Blocksberges (d. h. der Frau Gottsched) entgegensetzen.“ Sie starb 1764. Wo die von ihr gedruckten Gedichte (sogenannte Oden und anakreontische Stücke) zu finden sind, gibt Jördens 3, 142 an. 18) Dass Gleim bereits 1740 von Berlin aus mit Lange in brieflichem Verkehr stand, erhellt aus des letztern Sammlung von Briefen, wofern die Jahreszahl über dem halb in Versen, halb in Prosa geschriebenen Briefe Th. 1, 60 ff. richtig ist. Persönlich scheinen sie sich aber erst 1745 kennen gelernt zu haben, als Gleim Langen in Laublingen besuchte; vgl. im 2. Theil derselben Sammlung S. 126 unten mit S. 157. Auch mit Pyra kann Gleim damals, als er im Kreise seiner Freunde zu Halle durch ein reimloses Gedicht jenes „alten Studenten“ zuerst auf den Gedanken zu seinem „Versuch in scherzhaften Liedern“ (ohne Reime) geführt ward (Gleims Leben S. 20), noch nicht persönlich bekannt gewesen sein; vielmehr wird er ihn erst in Berlin gesehen haben und in ein freundschaftliches Verhältniss mit ihm getreten sein. Vgl. Briefe der Schweizer S. 13.

§ 253 Preussen und der Schweiz[19], wie es Sulzer später von Berlin aus that; hier dagegen war es Gleim, der die jungen dichterischen und wissenschaftlichen Kräfte an sich zog und damit den ersten Grund zu der Literaturschule legte, die von diesem Orte aus nicht lange nachher einen so mächtigen Einfluss auf die ganze deutsche Geistesbildung gewinnen sollte.

§ 254.

Als Gleim 1740 nach Berlin und Potsdam kam, fand er in diesen Städten niemand, der schon einen Namen als deutscher Dichter gehabt hätte: selbst Pyra, der überdiess erst später, nachdem er gegen Gottscheds Schule geschrieben hatte, bekannter wurde, war noch nicht in Berlin. Ueberhaupt schien das Interesse an deutscher Literatur, das sich etwa fünfzig Jahre früher in den höhern Kreisen der preussischen Hauptstadt wenigstens zu regen angefangen hatte, nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I wieder völlig geschwunden zu sein[1]. Anfänglich stand hier also Gleim ganz vereinsamt mit seinem poetischen Eifer. Allein 1743 lernte er in Potsdam Christian Ewald von Kleist, einen jungen Offizier von wissenschaftlicher Bildung kennen, befreundete sich bald aufs innigste mit ihm, ermunterte ihn zur Ausbildung seines dichterischen Talents und gewann ihn somit für die vaterländische Poesie. Kleist, 1715 zu Zeblin in Pommern, unweit Cöslin, geboren, kam zuerst auf eine Jesuitenschule, dann auf das Danziger Gymnasium und 1731 auf die Universität Königsberg, wo er die Rechte studierte, aber auch Vorlesungen über Philosophie, Mathematik und Physik hörte. Nach seiner Heimkehr nöthigten ihn ungünstige Verhältnisse, seine Absicht, sich dem Civildienste zu widmen, aufzugeben und 1736 in dänische Kriegsdienste zu treten. 1740 musste er auf Friedrich II Geheiss Dänemark verlassen und wurde als

---

19) Vgl. Danzel, Lessing 1, 193; 245 f.

§ 254. 1) Selbst das Interesse für die damals anderwärts so beliebten Wochenschriften scheint in Berlin vor dem Jahre 1748 noch äusserst matt gewesen zu sein. In dem langen Verzeichniss derartiger Blätter in Gottscheds Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 11, 829 ff. finden sich aus den Jahren 1730—45 nur vier, die in Berlin herausgekommen sind, und keins davon wird über ein Jahr, wenn ja so lange, bestanden haben. Zwei zugleich erschienen erst im J. 1748, „der Druide" und „der deutsche Sokrates", und auf sie sind die Worte in einem Briefe Spaldings an Gleim vom 4. Mai 1748 (Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. S. 35) zu beziehen: „Woher wird Berlin so witzig, dass es nun zwei Wochenschriften zeugen kann? und zu unserer Zeit (d. h. 1745—47) konnte kein einziges darin zuwegegebracht werden" (s. Briefe der Schweizer S. 81). Vgl. dazu § 250, 14.

Lieutenant im Regiment des Prinzen Heinrich zu Potsdam angestellt. § 254
Als er hier in einem Zweikampf schwer verwundet worden, hörte Gleim von seinem Zustande und besuchte ihn. Der Schluss eines von Gleims scherzhaften Liedern, das er dem Kranken vorlas, erregte in diesem ein so heftiges Lachen, dass dadurch die Wunde aufbrach, ein Zufall, der Kleisten das Leben gerettet haben soll. 1744 und 45 machte er den Feldzug in Böhmen mit und kehrte das Jahr darauf nach Potsdam zurück. Mit Sulzer und Spalding schon bekannt und befreundet, lernte er durch den erstern zu Ende 1748 oder zu Anfang 1749 in Berlin auch Ramler und Sack kennen. Bald darauf wurde er Stabs-Capitän. 1752 gieng er auf Werbung in die Schweiz, wo er Bodmern und dessen Züricher Freunden nahe kam. Als er wieder in Potsdam stand, wurde er durch Ewald, Verfasser von Sinngedichten und Auditeur im Regiment Prinz Heinrich, der von Frankfurt a. O. her Nicolai's Freund war, mit diesem letztern bekannt[2]. 1756 zog er mit in den Krieg, wurde im nächsten Jahre, nachdem er als Major zu einem andern Regiment versetzt worden, auf längere Zeit nach Leipzig befehligt und fand hier Lessing, mit dem er zwar früher schon zusammengekommen war, den er aber erst jetzt genauer kennen lernte[3], und der ihm Ersatz für Alles leistete, was er sonst entbehren musste. Erst im Mai des folgenden Jahres verliess er Leipzig. 1759 führte er sein Bataillon in die Schlacht bei Kunersdorf, wurde hier nach den heldenmüthigsten Anstrengungen für die Sache seines Königs tödtlich verwundet und, nachdem er lange völlig ausgeplündert auf dem Schlachtfelde gelegen hatte, nach Frankfurt a. O. gebracht, wo er den 24. August starb. Als Kleist sich mit Poesie angelegentlicher zu beschäftigen anfieng, galt es in Potsdam noch, wie er wenigstens selbst an Gleim 1746 schrieb[4], unter Offizieren für eine Schande, ein Dichter zu sein[5]. Diess änderte sich später sehr: nach dem siebenjährigen Kriege bildete in Potsdam eine Anzahl junger Offiziere einen Kreis, der sich mit schöner und wissenschaftlicher Literatur eifrig beschäftigte[6]. Gleim und Kleist fanden zunächst in

---

2) Vgl. Nicolai's Anmerkung zu einem Briefe Lessings, 12, 75 und Danzel, Lessing 1, 268. 3) Lessing 12, 81. 4) Vgl. Kleists Leben von Körte S. 15.

5) Indessen nahm um dieselbe Zeit schon ein hochgestellter preussischer Officier, der General von Stille, von Aschersleben aus ein lebhaftes Interesse an dem literarischen Treiben des lange'schen Kreises; vgl. Lange's Sammlung und ausserdem auch noch Danzel, Lessing 1, 288, Anmerk. 6) Zu ihm gehörte auch von Knebel, der nachher eine so würdige Stellung unter den grossen Männern Weimars einnahm. Vgl. hierzu Preuss, Friedrich der Grosse 3, 151 und v. Knebels literarischer Nachlass und Briefwechsel. Herausg. von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. 3 Bde. Leipzig 1835 f. 8. 1, S. XV f.

§ 254 Berlin an Pyra einen Freund[7], der ihre literarischen Neigungen theilte, und als sie ihn nicht lange nachher schon wieder verloren, wurde Gleim noch in demselben Jahre mit Karl Wilhelm Ramler und Johann Georg Sulzer und im nächstfolgenden mit Johann Joachim Spalding bekannt. Ramler war 1725 in Colberg geboren, erhielt seine Schulbildung auf der Schule seiner Vaterstadt und in den Waisenhäusern zu Stettin und Halle. Hier waren, ausser den Kirchengesängen, Brockes' „irdisches Vergnügen" die einzigen Verse, die er zu lesen bekam[8]. In Halle soll er[9] 1742 auf die Universität gekommen sein; wahrscheinlich 1744 begab er sich nach Berlin, wo er mit Gleim bekannt wurde[10], der ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester aufs Land, nach Lähme, brachte. 1748 wurde er als sogenannter Maître an der Berliner Cadettenschule angestellt; später erhielt er den Professortitel. Für die Grösse Friedrichs II begeistert und ihn als den ersten der Könige und Helden in seinen Oden feiernd, trachtete er doch nie nach einem Lohn von „seinem so herzlich besungenen Helden"; ein Sänger, meinte er, der nicht gedungen worden, könne keine Belohnung fordern; der König möge sie denen ertheilen, die ihr Leben für ihn gewagt[11]. Friedrichs Nachfolger ernannte ihn, indem er ihm ein ansehnliches Jahrgehalt

---

7) Gleims Leben S. 24. 8) Von eigenen Gedichten, die er in der lateinischen Schule verfertigte (1740 und 1741) ist das eine, „Ode auf Friedrich den Grossen" (1740) zum erstenmal gedruckt. Halle 1856. 4. 9) Nach Grubers Angabe in Wielands Leben, Ausg. von 1827. 1, 67. Gruber kann diess freilich aus dem Universitäts-Album ersehen haben, sonst dürfte man versucht sein, Ramlers Besuch der hallischen Universität nicht minder in Abrede zu stellen, wie seine schon dort mit Gleim gemachte Bekanntschaft, von der Göckingk in Ramlers Leben (hinter dessen poetischen Werken. Berlin 1800 f. 8.) Meldung thut. Wir erfahren nämlich von Gleim selbst (Leben S. 26 f.), er habe Ramlern erst in Berlin als einen jungen Studierenden, der auf Befehl seines Vaters das Collegium anatomicum besuchen sollte, kennen gelernt. Die Klage, dass er wider seine Neigung Arzneikunde studieren sollte, war so rührend, dass Gleim durch sie bewogen wurde, des jungen Mannes sich anzunehmen. 10) Ihre Bekanntschaft muss schon 1744 oder spätestens ganz zu Anfang 1745 erfolgt sein: das ergibt sich aus einem Briefe Gleims an Lange vom 12. März 1745 (Lange's Sammlung 2, 121), womit denn auch die Nachricht bei Göckingk und denen, die aus ihm geschöpft haben, Ramler sei erst 1746 nach Berlin gekommen, sich als falsch erweist. Das Jahr seiner Ankunft steht hiernach freilich noch nicht fest, gewiss aber ist, dass er vom 12. März 1745 bis in den Sommer von 1746 sich dort schon aufhielt, gegen Ende dieses Jahres aber auf dem Lande (in Lähme) war, im Herbst 1747 wieder in Berlin lebte, im April 1748 mit einem Herrn von Rosey nach Magdeburg gehen wollte, im October 1748 aber schon wieder in Berlin war: vgl. Lange's Sammlung 1, 75 f.; 84; 89; 93; 96; 305; 307. 2, 102, und Briefe der Schweizer S. 53; 92; 101. 11) Vgl. den Brief Ramlers in Knebels literar. Nachlass 2, 39.

aussetzte, 1786 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften. § 254
Vier Jahre darauf wurde er nach Niederlegung seines Amtes an der Cadettenschule auf Engels Vorschlag Mitdirector des königl. Nationaltheaters, führte die Direction von 1794—96 allein, zog sich dann auch aus dieser Stellung zurück und starb 1798. Neben seinen Amtsgeschäften widmete er sich seit seiner Anstellung im Jahre 1748 ausschliesslich der schönen Literatur als Dichter, Kritiker und Uebersetzer. — Sulzer, der erste und ausdauerndste Vertreter der Dicht- und Geschmackslehre der Schweizer in Preussen, war 1720 zu Winterthur in der Schweiz geboren und studierte seit 1736 auf dem akademischen Gymnasium zu Zürich, wo Bodmer und Breitinger seine Lehrer waren. Er machte hier seinen theologischen Cursus, legte sich dabei aber mit besonderer Vorliebe auf Mathematik, Physik und Philosophie. Nach drei Jahren zum Prediger ordiniert, unterstützte er einen Geistlichen in seinem Amt und wurde darauf eine Zeit lang Hauslehrer, zuerst in der Schweiz, seit 1743 in Magdeburg. Gleimen lernte er in Berlin kennen, das er 1744 besuchte und trat mit ihm seit dem Juli dieses Jahres in Briefwechsel[12]. 1747 wurde er, besonders auf Gleims Betrieb, noch vor dessen Abgang nach Halberstadt, als Professor an das joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin berufen[13]; 1750 machte er mit Klopstock und noch einem Gefährten eine Reise in die Schweiz[14]; nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1763 legte er seine Stelle am Gymnasium nieder und wurde nun Professor an der neu errichteten École militaire, seit 1775 auch Director der philosophischen Klasse der Akademie. Er starb 1779. — Spalding, 1714 zu Tribsees im damaligen Schwedisch-Pommern geboren, kam auf die Stralsunder Schule und von da 1731 auf die Universität zu Rostock, wo er Theologie studierte; drei Jahre darauf gieng er nach Greifswald, wo er Unterricht ertheilte und dabei fortstudierte. Von 1735—45 unterstützte er zunächst seinen Vater im Predigtamte, wurde dann Hauslehrer und zuletzt Hofmeister eines jungen Edelmanns, den er 1745 nach Halle geleiten sollte. Unterwegs traf er in Berlin mit dem schwedischen Gesandten zusammen, bei dem er, als er nach einigen Monaten von Halle wieder heimkehren wollte, für einige Zeit die Stelle eines

---

12) Briefe der Schweizer S. 5 f. 13) Ueber Gleims Antheil an dieser Berufung vgl. Gleims Leben S. 53 f. und die in der ersten Note zu S. 54 angegebenen Bücherstellen. 14) Vgl. Klopstock und seine Freunde etc. Aus Gleims brieflichem Nachlasse herausgeg. von Klamer Schmidt. 2 Bde. Halberstadt 1810. S. 1. 40 ff., wo besonders auch das Verzeichniss der Freunde zu beachten ist, an welche die Reisenden schrieben.

§ 254 Secretärs übernahm. Er hatte damals schon Einiges von Shaftesbury übersetzt, und Gleim hatte den „Versuch in scherzhaften Liedern“ auch schon herausgegeben: beide waren einander als Schriftsteller dem Namen nach bekannt; ein Zufall führte ihre persönliche Bekanntschaft herbei[15]. Durch Gleim kam darauf Spalding mit Kleist in Verbindung. Im Frühling 1747 verliess er Berlin und lebte wieder bei seinem Vater; 1749 wurde er Pastor zu Lassahn in seinem Heimathlande, 1757 erster Prediger und Präpositus in Barth, wo 1763 Lavater mit zwei andern jungen Schweizern mehrere Monate bei ihm verlebte. 1764 kam er nach Berlin als Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an der Nicolaikirche. Als 1788 das bekannte Religionsedict erschien, führte Spalding seinen schon längst gehegten Vorsatz, sein Amt niederzulegen, aus. Er starb erst 1804. — Sulzer vermittelte nun auch ein näheres Verhältniss zwischen Kleist und Ramler[16], wogegen der erstere es wieder war, der sieben bis acht Jahre später Ramler und Gleim in eine engere Verbindung mit Lessing brachte[17]. Spalding blieb nach seinem Weggange von Berlin (1747) wenigstens mit Gleim in einem jahrelangen freundschaftlichen Briefwechsel[18] und als einer der frühesten unter den bessern Lehrprosaisten dieser Zeit in steter Beziehung zu dem literarischen Kreise in Berlin, zu dem auch noch, wiewohl mehr nur als einflussreicher und wohlwollender Gönner, denn als Theilnehmer an den von hier aus auf die schöne Literatur und die allgemeine wissenschaftliche Bildung gerichteten Bestrebungen, August Friedrich Wilhelm Sack[19] gerechnet werden kann. — Was die literarische Thätigkeit der

---

15) Gleims Leben S. 25 f. 16) Vgl. S. 69. 17) Danzel, Lessing 1, 464. Dass Lessing, als er noch auf der Schule in Meissen war, also vor der Mitte des J. 1746, mit Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern“ bekannt und dadurch hauptsächlich zu seinen eigenen Jugendgedichten anakreontischer Art angeregt worden sei, hat Danzel S. 41 f. wahrscheinlich gemacht. 18) Als Gleim sich erlaubte „Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim“. Frankfurt und Leipzig 1771, zu veröffentlichen, war diess zu Spaldings grossem Verdruss geschehen. Seine Erklärung über diese ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehene indiscrete Veröffentlichung steht u. a. im Wandsbecker Boten 1771, Nr. 83. Vgl. Weinhold, H. Chr. Boie S. 141. 19) Geb. 1703 zu Harzgerode im Bernburgischen, studierte in Frankfurt, hielt sich einige Zeit in Holland auf, leitete dann die wissenschaftliche Bildung eines jungen hessischen Prinzen in der Nähe von Magdeburg, wurde 1731 als reformierter Prediger in dieser Stadt angestellt, wo er mit der Zeit einen noch weitern geistlichen Wirkungskreis erhielt, und folgte 1740 dem Ruf zu einer Hofpredigerstelle in Berlin. Hier wurde er zugleich Mitglied des Consistoriums, 1745 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und 1750 Oberconsistorialrath. Sechs Jahre vor seinem Tode zog er sich von seinen Aemtern zurück. Er starb 1786. In den Briefen der Berliner Dichter und Gelehrten aus den Vierzigern und Fünfzigern wird seiner oft gedacht.

Berliner Schule später, als sie durch neu hinzugetretene Kräfte erst § 254
recht erstarkte, vorzüglich charakterisierte, das entschiedene Vorwalten der kritischen und der populär philosophischen Richtung vor der eigentlich dichterischen, das machte sich auch jetzt schon in ihren Anfängen bemerklich genug. Nach Gleims Abgang zählten zwar noch Kleist und Ramler unter den berühmtesten von Deutschlands damaligen Dichtern; allein jener dichtete im Ganzen nicht viel und das Beste davon auch nur in mehr untergeordneten Gattungen, und dieser war ebenfalls nichts weniger als fruchtbar, arbeitete dabei äusserst langsam und zeigte sich immer weit mehr als Sprach- und Verskünstler, denn als eigentlich schöpferischen Dichter. Die viel gefeierte Karsch[20] kam aber erst zu Anfang der Sechziger nach Berlin. So war denn auch gleich das erste literarische Unternehmen, zu dem sich 1750 zwei der genannten Männer, Ramler und Sulzer, mit zwei andern, weniger bekannten Schriftstellern vereinigten, eine kritische Zeitschrift; indess richteten sie mit derselben wenig aus und zogen sich auch sehr bald davon zurück[21]. Ganz andere Erfolge erlangten dagegen die jungen Männer, die einige Jahre später das kritische Richteramt auf dem deutschen Literaturgebiet übernahmen und es in den von ihnen gegründeten Zeitschriften ausübten, Lessing, Nicolai und Moses Mendelssohn, mit denen zwar Ramler immer in gutem Vernehmen und Einverständniss blieb, Sulzer aber, bei seiner blinden Verehrung für Bodmer, sehr bald in Widerspruch gerieth, was dann auch eine innere Entfremdung zwischen ihm und Ramler zur Folge hatte[22]. Lessing

---

20) Vgl. über ihr Leben § 355. 21) Diess waren die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das J. 1750. Mit Genehmhaltung der königl. Akademie der Wissenschaften.“ Berlin 4. Ausser Ramler und Sulzer waren die Verfasser L. G. Langemack (der öfter in den Briefen der Berliner Freunde als ein ihnen Angehöriger erwähnt wird und 1761 als Rathmann in Berlin starb; vgl. Gleims Leben. S. 440) und Sucro (ich weiss nicht, welcher von den Brüdern dieses Namens, die als Schriftsteller aufgetreten sind, Mitarbeiter an den Nachrichten war, auch nicht, ob das ganz genau ist, was Manso in den Nachträgen zu Sulzer S, 104 und Guden in den chronol. Tabellen 3, 16 f. über zwei berichten. Auf den Berliner Conrector Sucro wenigstens, der 1750 durch Gleims Vermittelung als zweiter Domprediger nach Halberstadt berufen wurde und später Consistorialrath und erster Domprediger in Magdeburg wurde, wo er auch starb [vgl. Kl. Schmidt, Klopstock und seine Freunde etc. 1, 407] passen weder die Vornamen, noch die Lebensumstände, die dort angegeben sind.) An der Fortsetzung dieser Nachrichten vom J. 1751 hatten Ramler und Sulzer keinen Antheil mehr (vgl. über die Nachrichten Schlosser 1, 669 f.). — Dass Sulzer gewiss nicht und Ramler schwerlich an dem Anmerk. 1 erwähnten „Druiden“ mitgearbeitet haben, wie Göckingk (in Ramlers Leben) und Andere berichten (auch Gervinus, der sogar den Druiden später setzt als die kritischen Nachrichten, 4 [3], 192), glaube ich aus den Briefen der Schweizer S. 81 schliessen zu dürfen. 22) Schon

§ 254 hatte bereits in den Jahren 1751—55, die er mit einer ungefähr einjährigen Unterbrechung in Berlin verlebte, den gelehrten Artikel der vossischen Zeitung und ein eigenes Beiblatt zu derselben, „das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ etc. redigiert[23]. Zu Anfang des Jahres 1754 lernte er Moses Mendelssohn kennen, der sich damals zwar schon eine Art von philosophischer Bildung angeeignet hatte, der deutschen Literatur aber noch ziemlich fern stand: erst Lessing führte ihn eigentlich in sie ein und machte ihn zum deutschen Schriftsteller. Mendelssohn[24] war 1729 zu Dessau von jüdischen Eltern geboren. So arm sein Vater war, sorgte er doch dafür, dass der wissbegierige Knabe frühzeitig in der hebräischen Sprache und in jüdischer Wissenschaft unterrichtet ward. In seinem vierzehnten Jahre kam er nach Berlin, wo er anfänglich in der grössten Dürftigkeit lebte, bis sich einige Glaubensgenossen seiner annahmen und ihm das Leben wenigstens etwas erleichterten. Von zwei gelehrten Juden dazu angeregt und nur wenig angeleitet, fieng er an die Mathematik in einer hebräischen Uebersetzung des Euklides zu studieren und mit unsäglicher Mühe die lateinische Sprache zu erlernen. 1748 kam er in Verbindung mit einem jungen jüdischen Arzte, Namens Gumperz, der ihn mit neuerer europäischer Literatur bekannt machte; auch verschaffte er ihm den Umgang mit einigen Gymnasiasten, mit denen er oft über philosophische Gegenstände disputierte. Noch immer fehlte es ihm an einem gesicherten Unterhalt: da nahm ihn ein reicher israelitischer Seidenfabrikant als Erzieher seiner Kinder in's Haus und machte ihn, als

---

gegen das Ende des J. 1752 schreibt Sulzer an Bodmer (Briefe der Schweizer S. 191): „Ich habe es bei Ramler und seinen Freunden so weit gebracht, dass ich nur etwas rühmen darf, um ihnen einen Ekel dafür zu machen.“ 1761 spricht er (a. a. O. S. 342) von „dem schlechten Geschmack der neuesten Deutschen, der Nicolai, Lessinge und Ramler“. Andere Urtheile Sulzers über Ramler aus den Jahren 1771 und 74 stehen ebendaselbst S. 402 und 424 f. Zu Sulzers Berichten über Berliner Literaturzustände an Bodmer aus den Jahren 1747 bis 1762 vgl. auch Weim. Jahrb. 4, 164 ff. Was die Stellung überhaupt betrifft, in die Sulzer nach und nach gegen Männer gerieth, die andere Wege zur Poesie suchten, als die Bodmer und sein Anhang giengen, so hat darüber ausführlich und gut Gruber in Wielands Leben, Ausg. von 1827. 2, 444 ff. gehandelt. 23) Was Lachmann als Lessings eigenen Antheil an dem gelehrten Artikel der vossischen Zeitung und an dem Beiblatt herausgefunden hat, ist von ihm in den 3—5. Band der Ausgabe von Lessings sämmtlichen Werken aufgenommen worden. Vgl. hierzu Danzel, 1, 188—212, der in diesem vortrefflichen und als literargeschichtliche Monographie wahrhaft musterhaften, nur leider unvollendet gebliebenen Buch überhaupt die sicherste und lehrreichste Auskunft über alles gibt, was Lessings Lebens- und Bildungsgang, wie seine literarische Thätigkeit bis zum J. 1764 betrifft.

24) Vgl. M. Keyserling, M. Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1862. 8. (Mit ungedruckten Briefen.)

er ihn näher kennen lernte, nach und nach zum Aufseher, dann zum Factor und endlich zum Theilnehmer an seiner Fabrik. Durch Gumperz war er Lessingen 1754 als guter Schachspieler empfohlen worden; diess führte zu ihrer genauern Verbindung und Freundschaft. Mendelssohn hatte damals schon Philosophie in Wolff's und Locke's Schriften studiert: eine Abhandlung von Shaftesbury, die er von Lessing erhielt, veranlasste ihn, etwas Aehnliches in deutscher Sprache zu schreiben. Diess liess Lessing, ohne dass Mendelssohn davon wusste, drucken und führte ihn damit in die deutsche Schriftstellerwelt ein[25]. 1769[26] forderte ihn Lavater öffentlich auf, Christ zu werden, worauf Mendelssohn fein und würdig antwortete, wiewohl ihn diese Zumuthung anfänglich so sehr erschütterte, dass er schwer erkrankte. Einen noch empfindlichern Verdruss bereitete ihm später eine Schrift von Fr. Heinrich Jacobi, worin Lessing nach seinem Tode des Spinozismus in einer Art beschuldigt ward, die seinen Freund tief verletzen musste. Schon krank, verschlimmerte Mendelssohn durch die Ausarbeitung einer Gegenschrift seinen Zustand in dem Grade, dass dadurch mittelbar sein Tod (1786) herbeigeführt wurde. Gleich im Jahre nach ihrem Bekanntwerden hatten Lessing und Mendelssohn zusammen die kleine kritisch-philosophische Schrift „Pope ein Metaphysiker"[27] verfasst. Um diese Zeit trat Lessing auch in Verbindung mit Christoph Friedrich Nicolai. Dieser, 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater einer Buchhandlung vorstand, besuchte zuerst das joachimsthalsche Gymnasium, kam dann auf die Schule des hallischen Waisenhauses und zuletzt auf die neugestiftete Realschule in Berlin. Als er in Halle war, studierte dort sein älterer Bruder Gottlob Samuel[28], der ein Schüler von Meier war und den Geschmack des strebsamen Knaben zum Verständniss des Homer, den dieser zu lesen wünschte, nicht besser heranbilden zu können vermeinte, als wenn er ihn vor allem Andern mit den bremischen Beiträgen bekannt machte[29]. Von der Realschule kam er 1749 als Lehrling in eine Buchhandlung nach Frankfurt a. O., wo er bis 1752 blieb. Er behielt hier Zeit genug übrig, sich durch Selbststudien mannigfaltige Kenntnisse, namentlich auch im Griechischen und Englischen, zu erwerben[30]. Sein Englisch brachte § 254

---

25) Vgl. Danzel a. a. O. S. 273 f. 26) Vgl. Lessing 13, 195. 27) In Lessings sämmtl. Schriften 5, 1—36; vgl. Danzel S. 276 ff. 28) Geb. 1725, seit 1753 ordentlicher Professor der Philosophie in Frankfurt a. O., später in Zerbst und zuletzt in Tübingen angestellt, gestorben 1765. 29) Nach Nicolai's eigenem Bericht in Fr. N's Leben und literar. Nachlass. Herausg. von L. F. G. v. Göckingk. Berlin 1820. 8. S. 8 ff. 30) Vgl. Göckingk a. a. O. S. 12 f. wonach eine Bemerkung über Nicolai bei Danzel. Lessing 1, 143, zu berichtigen ist.

§ 254 ihn in Bekanntschaft mit Ewald[31], der damals Hofmeister bei einem adelichen Studenten war; durch ihn kam er schon um diese Zeit mit Kleist in Briefwechsel. Sehr bald nach seiner Heimkehr starb sein Vater, und an die Spitze der Handlung trat der älteste Sohn; Friedrich Nicolai blieb zwar im Geschäft, studierte aber fleissig fort, besonders wolffsche Philosophie. Anfänglich hatte er gar keinen gelehrten Umgang in Berlin, bis er Lessing kennen lernte. 1757 trat er aus dem Geschäft des Bruders, um sich ganz einem wissenschaftlichen Leben widmen zu können, musste dasselbe jedoch im folgenden Jahre nach dem Tode seines Bruders allein übernehmen. 1781 machte er die von ihm sehr weitläuftig beschriebene Reise durch Deutschland und die Schweiz. 1799 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb 1811. Er gerieth während seines Lebens in viele literarische Streitigkeiten mit Dichtern, Philosophen, Schwärmern etc. Um die deutsche Literatur hat er sich unbestreitbare und grosse Verdienste, besonders in seiner frühern Zeit erworben. Seinem Unternehmungsgeist verdankte Deutschland hauptsächlich die Begründung der ersten grossen und einflussreichen kritischen Zeitschriften[32]. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr von Frankfurt nach Berlin (1752) schrieb er seine „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“, die 1755 im Druck erschienen[33]. Sie erregten Lessings Aufmerksamkeit, der mit dem Verfasser Bekanntschaft machte und nun auch die zwischen Nicolai und Mendelssohn herbeiführte. Etwas Gemeinsames unternahmen diese drei damals noch nicht; Lessing gieng schon im Herbste 1755 nach Leipzig und erst drei Jahre später traf er wieder bei seinen Berliner Freunden ein. Unterdess hatte Nicolai allein den Entschluss gefasst, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ zu schreiben, verband sich jedoch bei der Herausgabe selbst, die im Jahre 1757 begann, mit Mendelssohn; Lessing, der nur mehr mittelbar das Werk unterstützte, lieferte wenige Beiträge dazu[34]. Die Stiftung der Bibliothek macht[35] in doppelter Beziehung in der deutschen Literatur Epoche. Deutschland erhielt in ihr die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht in Gottscheds Händen war, und sie zog zuerst auch die schönen Künste wieder

---

31) Vgl. S. 69, 2. 32) Vgl. darüber so wie über Nicolai's, Lessings und Mendelssohns Verbindung und gemeinsame literarische Thätigkeit Danzel S. 267 ff.

33) Mit einer langen Vorrede herausg. von Gottl. Sam. Nicolai. Berlin 8. Der Verfasser war weder auf dem Titel noch in der Vorrede genannt.

34) Vgl. Nicolai's Anmerk. zu einem Briefe Lessings 12, 42 f. und Danzel S. 335 ff.

35) Wie Danzel a. a. O. S. 335 bemerkt.

in das Gebiet der allgemeinen Bildung. Ihr Hauptzweck war „die Beförderung der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks unter den Deutschen"; zu dem Ende lieferte sie nicht bloss Auszüge und Kritiken von den Werken der deutschen und der ausländischen Literatur, die in die schönen Wissenschaften einschlugen, sondern auch selbständige Abhandlungen über einzelne Theile der schönen Literatur und der schönen Künste, und zugleich sollte sie der in der deutschen Schriftstellerwelt noch immer so häufigen Vernachlässigung der Schreibart nachdrücklich entgegenarbeiten. Als die Herausgeber nach einigen Jahren ihre Zeitschrift an Chr. Felix Weisse in Berlin überliessen[36], war Lessing schon wieder in Berlin, wo er sich zunächst mit Ramler zu einer literarischen Arbeit verband[37], dann aber im Jahre 1759 mit Nicolai und Mendelssohn eine ausschliesslich der Besprechung der neuesten deutschen Literaturerscheinungen gewidmete Zeitschrift gründete, die, so lange Lessing daran mitarbeitete, ihrem Geist und ihren Wirkungen nach alles weit hinter sich liess, was sich bis dahin auf dem Felde der ästhetischen und wissenschaftlichen Kritik in Deutschland aufgethan hatte. Diess waren die berühmten Literaturbriefe oder, wie ihr eigentlicher Titel lautete, die „Briefe die neueste Literatur betreffend[38]. Das Aufsehen, das sie machten, war ausserordentlich. Ueber die Verfasser war man lange im Unklaren; erst nach Lessings Tode, im Jahre 1782, erhielt das grössere Publicum darüber Gewissheit. „Lessing war der erste," sagt Nicolai[39], „der die Idee zu diesem Werke hergab. Er wollte auch das Meiste machen. Die Schreibart war eigentlich die seinige. Wir andern (Moses und ich und hernach Abbt) nahmen nur die äussere Form und schrieben jeder seinem eigenen Charakter gemäss. Moses versprach im Anfange nur die philosophischen Briefe zu machen. Ich aber verband mich zu nichts, als wenn Msc. fehlen sollte, hin und wieder zur Ausfüllung § 254

36) Die Bibliothek erschien von Anfang an in Leipzig: von den ersten vier Octavbänden (1757—59) war Nicolai der eigentliche Herausgeber. Die nächsten acht Bände, die bis zum J. 1765 reichten, besorgte schon Weisse (vgl. Danzel S. 376 f.); von da an führte er das Werk unter dem Titel „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" fort. Anfänglich hatte er die Redaction allein, sodann gemeinschaftlich mit dem Verleger Dyk, dem sie zuletzt ganz überlassen blieb. Mit dem J. 1806 hörte diese Zeitschrift auf. 37) Zu der § 202, Anmerk. 23 angeführten Bearbeitung und Herausgabe logauischer Sinngedichte. Vgl. Danzel S. 372—376. 38) Sie wurden seit dem 4. Januar 1759 allwöchentlich in der Nicolaischen Buchhandlung ausgegeben und erschienen dann bis 1765 gesammelt in 24 Theilen, Berlin und Stettin 8; die ersten Theile wurden mehrmals aufgelegt. 39) In der Beilage zu einem Briefe an Herder aus dem Jahre 1768 (abgedruckt in J. G. v. Herders Lebensbild I, 2, 393 ff.).

§ 254 etwas zu machen; in den ersten Theilen habe ich auch wirklich nichts mehr gethan." Die Briefe wuchsen ganz eigentlich aus dem lebendigen mündlichen Verkehr der drei Freunde über literarische Dinge heraus. „Der damalige Krieg spannte alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermassen Vollständiges zu haben und sich nicht auf ein zu grosses Feld einzulassen, ward beschlossen, die Literatur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte." Der Einleitung zufolge sollten die Briefe so angesehen werden, als seien sie an einen verdienten Offizier und zugleich einen Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, der in der Schlacht von Zorndorf verwundet worden und in Fr. seine Wiederherstellung abwartete, von seinen Freunden geschrieben, um ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniss der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. „Dieser Gedanke, an einen verwundeten Officier zu schreiben, gehört ganz Lessingen an; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein"[40]. Lessing verliess 1760 Berlin, und seitdem sandte er nur noch ein Paar Beiträge ein[41]; an seine Stelle trat Thomas Abbt[42], der 1761 den Sommer über in Berlin verweilte und fortan mit Nicolai und Mendelssohn freundschaftlich verbunden blieb. Er hatte sich Nicolai und Mendelssohn durch seinen Aufsatz vom Tode für's Vaterland zuerst empfohlen und bildete eigentlich, wie Nicolai berichtet, seine Schreibart in den

---

40) Vgl. was Danzel S. 379 ff. aus dem von Nicolai im göttingischen Magazin 1782 Th. 1 veröffentlichten Bericht über die Gründung der Literaturbriefe (wieder abgedruckt vor dem 26. Th. der alten Berliner Ausg. von Lessings sämmtl. Schriften) mittheilt.

41) Bis zum Ende des 6. Theils darf diese Zeitschrift als Lessings Werk betrachtet werden, wenn er auch nicht alle Briefe bis dahin allein geschrieben hatte. Nachher hat er nur noch zwei beigesteuert.

42) Er wurde geb. 1738 zu Ulm, kam von dem dortigen Gymnasium 1756 nach Halle, um Theologie zu studieren, wandte sich aber nach einiger Zeit von ihr ab und legte sich auf Mathematik, Philosophie und neuere Literatur, besonders die englische. 1758 fieng er an in Halle Vorlesungen zu halten, wurde 1760 ausserordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O. und im nächsten Jahr Professor der Mathematik in Rinteln. 1763 machte er von da aus eine neunmonatliche Reise durch Oberdeutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich; 1765 berief man ihn zu derselben Zeit nach Marburg und nach Halle, er zog es aber vor, im Herbst dieses Jahres in die Dienste des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der ihn aus seinen Schriften kennen gelernt hatte und in seiner unmittelbaren Nähe haben wollte, als Hof-, Regierungs- und Consistorialrath etc. zu treten, starb jedoch schon im Herbst des J. 1766. Vgl. über ihn Prutz im literarhistorischen Taschenbuch von 1846, S. 371 ff. und Geisler, über die schriftstellerische Thätigkeit Th. Abbts. Breslau 1852. 4. (Programm).

Literaturbriefen[43]. Später[44], wurde auch Fr. Gabr. Resewitz[45] § 254
Mitarbeiter. Sulzer hat nur zwei und Fr. Grillo[46] auch nicht mehr als fünf Briefe geliefert. Die Literaturbriefe waren noch nicht geschlossen, als Nicolai schon wieder ein neues periodisches Werk ankündigte[47], eine „Allgemeine deutsche Bibliothek", die sich nach der Absicht des Herausgebers über die ganze neue deutsche Literatur vom Jahre 1764 an verbreiten, und womit im nächsten Jahre der Anfang gemacht werden sollte und auch wirklich gemacht wurde[48]. Lessing trat nicht hinzu und hielt sich immer fern davon, Mendelssohn und Abbt dagegen wurden mit vielen der gelehrtesten und geachtetsten Männer Deutschlands für die Zeitschrift gewonnen. Sie verschafften ihr, besonders in den ersten Jahren ihres Bestehens, ein grosses und weitverbreitetes Ansehen[49]. Nicolai aber, der nicht bloss die Herausgabe im Ganzen leitete, sondern auch die Beiträge aller Mitarbeiter überwachte und einer bis in's Einzelne gehenden Prüfung unterwarf[50], erlangte durch sie eine

---

43) Er trat im 9. Theil der Literaturbriefe mit dem 148. Briefe als Mitarbeiter zu und blieb es bis ans Ende des Werks. 44) Vom 17. Theile an. 45) Geb. 1725 zu Berlin, zuerst Prediger in Quedlinburg, 1767 deutscher Prediger in Kopenhagen, 1774 Abt zu Kloster Bergen und preuss. Generalsuperintendent, gest. zu Magdeburg 1806. 46) Geb. 1737 zu Wettin, gest. als Professor an der Cadettenanstalt in Berlin 1802. 47) Zu Ende des 20. Theils der Literaturbriefe. 48) Die allgemeine deutsche Bibliothek erschien unter Nicolai's Redaction von 1765—1792, Berlin und Stettin, 8. Als der Minister Wöllner in Preussen der alten Denk- und Druckfreiheit Fesseln angelegt hatte, gab Nicolai sie im Jahre 1792 an Bohn in Hamburg ab; seit 1795 erhielt sie den Titel „Neue allgemeine deutsche Bibliothek"; 1801 übernahm sie Nicolai wieder und schloss sie mit dem Jahre 1806. Mit den Anhängen und Registern wuchs das ganze Werk zu mehr als drittehalb hundert Bänden an. Ueber den Charakter desselben vgl. Hayms Preuss. Jahrbücher 1861, Sept. S. 227. 49) Anfänglich waren 40 Mitarbeiter an der Bibliothek, als sie in Berlin aufhörte, waren ihrer 135. („Die Mitarbeiter an Fr. Nicolai's allgem. d. Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte" [von Dr. G. Parthey, Nicolai's Enkel]. Berlin 1842. 4.) „Unter den ersten interessierten sich Heyne und Kästner am lebhaftesten für das Unternehmen, und ihren vortrefflichen Recensionen hatte das Werk vorzüglich das schnelle Glück zu danken, das es bei dem Publicum machte" (Göckingk in Fr. Nicolai's Leben S. 36). Gleich bei ihrem Beginn berichtete die Bibliothek, was einem Manne wie Abbt sehr missfiel, vorzugsweise über theologische Bücher; sie begriffen damals aber auch, wie Nicolai sagte, wenigstens das Drittel der neuen Literatur (vgl. Abbts Schriften 5, 158 f.; 161; 179 f.). Späterhin waren es jedoch gerade die theologischen Artikel, denen Nicolai selbst die bedeutendste Wirkung auf das deutsche Publicum zuschrieb, und die ihn hauptsächlich bewogen, das Werk fortzuführen, als er dessen bereits müde war. (Vgl. seinen Brief an Lessing aus dem Jahre 1771 im Supplementbande zu Lachmanns Ausg. von Lessings sämmtl. Schriften S. 283). 50) Vgl. Göckingk a. a. O. S. 36 f.

§ 254 Zeit lang einen ganz ausserordentlichen Einfluss auf die gesammte deutsche Literatur, auf die Bildung des allgemeinen Urtheils über literarische Gegenstände und auf die Entwickelung des deutschen Geisteslebens überhaupt; wiewohl sich schon zeitig von verschiedenen Seiten her Widerspruch erhob sowohl gegen den Geist, in welchem das ganze Werk geleitet wurde, wie gegen einzelne, besonders stark hervortretende Tendenzen desselben. Mit der Zeit wurde die Bibliothek immer entschiedener das Hauptorgan der deutschen Aufklärungspartei und ihrer rein rationalistischen Bestrebungen, und dabei trat Nicolai's Absicht, die ganze schöne und wissenschaftliche Literatur von Berlin aus zu bevormunden und zu meistern, immer unverhüllter hervor. Diess führte allmählig zu den heftigsten Reibungen und Zerwürfnissen zwischen ihm und andern deutschen Schriftstellern; in Berlin selbst aber bildete sich erst eine mächtige Partei gegen ihn und den Kreis, dessen Mittelpunkt er war, als die romantische Schule dort festen Fuss fasste.

§ 255.

Halberstadt verdankte den Rang, den es eine Zeit lang unter den für die Geschichte unserer Literatur wichtig gewordenen Städten einnahm, ganz eigentlich Gleims Persönlichkeit und seinem Enthusiasmus für Freundschaft, Dichtkunst und den Ruhm seines preussischen Vaterlandes[1]. Man kann nicht sagen, dass von diesem Orte aus durch ein besonderes Werk auf die Entwickelung der deutschen Poesie selbst oder auf die Fortschritte der ästhetischen Kritik irgendwie bedeutend eingewirkt worden sei; man wird sogar zugeben dürfen, dass das Allermeiste, was Gleim oder Andere aus dem Halberstädter Dichterkreise geschrieben haben, dem innern Werth nach gegen viele gleichzeitige Erscheinungen auf dem deutschen Literaturgebiete sehr zurücktrete: und gleichwohl muss Gleim, wie in den Vierzigern, so auch noch in den Fünfzigern und bis in den Anfang der Siebziger des vorigen Jahrhunderts als einer der eifrigsten Pfleger des damaligen Literaturlebens in Deutschland, und Halberstadt als ein Mittelpunkt desselben angesehen werden. In der ersten Zeit nach seiner Uebersiedelung von Berlin, wo er in Halberstadt noch niemand hatte, dem er sich in seinen liebsten Neigungen hätte verwandt fühlen können[2], vermittelte Gleim von

---

§ 255. 1) Zu diesem § überhaupt verweise ich auf Gleims Leben von Körte.

2) „So wenig mit Sucro (vgl. § 254, Anm. 21) konnte es zu einem wahren Seelenvertrauen kommen, wie mit dem Regierungsrath Lichtwehr" (dem Fabeldichter, der seit 1749 in Halberstadt ein Kanonikat besass und 1752 Regierungsrath wurde). A. a. O. S. 57.

hier aus vielfache Annäherungen und freundliche Beziehungen unter § 255
den deutschen Schriftstellern, und allen, mit denen er entweder schon in Verbindung stand, oder mit denen er erst ein Verhältniss anknüpfte[3], suchte er seinen begeisterten Eifer für die Förderung der vaterländischen Literatur mitzutheilen. Dazu bot schon sein ausgebreiteter Briefwechsel Gelegenheiten genug; noch unmittelbarer wirkte er in diesem Sinne auf diejenigen seiner auswärtigen Freunde, mit denen er von Zeit zu Zeit persönlich verkehrte, zumal wenn sie, wie diess zuweilen geschah, Wochen und Monate lang seine Gäste waren[4]. Unterdessen hatte er aber auch den Gedanken gefasst, Halberstadt zu einer Hauptpflegestätte der deutschen Literatur und Bildung zu machen und zu dem Ende mehrere der berühmtesten Dichter und Prosaisten jener Zeit, mit denen er befreundet war, ganz dahin zu ziehen. Das Braunschweiger Carolinum brachte ihn schon um 1750 auf „die Idee einer vorbereitenden Akademie zu Halberstadt, als eines trefflichen Mittels, seine

---

3) Seit dem Sommer 1749 stand er in freundschaftlichem Verkehr mit Ebert und Zachariae, die er öfter in Braunschweig besuchte. Im Frühling 1750 lernte er auf einer Reise über Langensalza nach Leipzig Klopstock, Gellert, Rabener, Cramer und Joh. Ad. Schlegel kennen. Lessing sah und sprach er zuerst im Winter 1754—55 in Berlin (vgl. § 251, 17). — Verhehlt darf aber auch nicht werden, dass Gleims Neigung, mit allen bedeutendern Schriftstellern seiner Zeit irgend ein näheres Verhältniss anzuknüpfen, und sein Wunsch, wo möglich mit allen literarischen Parteien gut zu stehen, oder es wenigstens bei keiner ganz zu verschütten, ihn zu diesen bisweilen in eine sehr zweideutige Stellung brachten, so dass ihm eine gewisse Achselträgerei nachgesagt werden konnte. Der Art war namentlich sein doppelseitiges Verhalten zu den Schweizern und zu Gottsched (vgl. Körte S. 46 ff. und dazu Danzel, Lessing S. 194 f.). Zu einer andern Zeit trieb ihn seine Eitelkeit zu so nahem Anschluss an Klotz und seinen Anhang, dass Gleims ältere Freunde mit Recht darüber empfindlich wurden und vor ihm warn'en. (Vgl. zwei Briefe, den einen von Nicolai, den andern von Weisse, an Herder aus dem J. 1768 in J. G. v. Herders Lebensbild I, 2, 323 f. und I, 3, 528, auch J. G. Jacobi's Vorrede zum 1. Bd. seiner sämmtl. Werke. Zürich 1819. S. VIII f.) 4) Klopstock und sein Freund Schmidt verlebten 1750 einen Theil des Sommers bei Gleim („fast den ganzen Sommer," wie Körte S. 57 sagt, ist sehr übertrieben; das beweisen Klopstocks und Schmidts Briefe an Gleim bei Kl. Schmidt, Klopstock und seine Freunde 1, 3—40). 1752 wurden Klopstock, Cramer und Ramler einige Wochen lang von ihm bewirthet. — Mit Klopstock blieb Gleim bis an sein Ende innig befreundet. Mit Ramler dagegen entzweite er sich später. Den ersten Anlass zum Bruch gaben 1764 die Randbemerkungen, welche Ramler in der ihm von Gleim zur Beurtheilung übersandten Handschrift seiner Fabeln als Erwiederung auf seines Freundes Kritik über eine ihm mitgetheilte neue Ode gemacht hatte. Beider Zusammentreffen bei Nicolai im folgenden Jahre entschied den Bruch (a. a. O. S. 136 ff.); doch müssen sie einige Jahre später, wenn auch nur äusserlich, ein leidliches Vernehmen unter einander wieder hergestellt haben (vgl. Nicolai's Brief an Herder aus dem J. 1770 in J. G. v. Herders Lebensbild 2, 145).

§ 255 Freunde um sich her anzusiedeln, zum Ruhme und Nutzen seines Vaterlandes und um seines Friedrichs Zeit zur glänzenden Epoche grosser, freier literarischer Ausbildung zu erheben und der deutschen Nation ein goldenes (Literatur-) Zeitalter zu bereiten. Halberstadt oder Berlin sollten dann der Mittelpunkt dieser neuen Glorie sein" etc. Und späterhin, als er J. G. Jacobi in Halberstadt erwartete (um 1768), nahm er den Plan wieder auf und dachte nun daran, ausser Andern auch Uz, Götz und Herder für sein Halberstadt zu gewinnen und hier nichts Minderes als „eine ganze deutsche Akademie der Wissenschaften" ins Leben zu rufen[5]. Dazu kam es zwar nicht, allein dafür hatte er die Freude, seit 1769 einige Jahre hindurch eine Anzahl junger talentvoller Männer um sich versammelt zu sehen, mit denen er ein Freundschafts- und Dichterleben führen konnte, wie es sein Herz nur wünschte. Unter den ersten, die er an sich zog, wurden durch ihre Dichtungen am bekanntesten Johann Georg Jacobi, Klamer Eberhard Karl Schmidt und Johann Benjamin Michaelis. Jacobi, der, 1740 zu Düsseldorf geboren, seit 1758 in Göttingen und Helmstädt Theologie studiert hatte, wurde von Professor Klotz, mit dem er schon von Göttingen her bekannt war, als derselbe 1765 nach Halle berufen worden, auch dahin gezogen, wo er als Professor ohne Gehalt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften hielt. 1766 lernte ihn Gleim im Bade zu Lauchstädt kennen, schloss mit ihm jene viel besprochene überzärtliche Freundschaft und wurde durch ihn auch mit Klotz und dessen hallischen Freunden in Verbindung gebracht. 1769 verschaffte ihm Gleim ein Kanonikat in Halberstadt; in der Zwischenzeit hatten sie die süsslichen Freundschafts- und Liebesbriefe gewechselt, welche in der Sammlung von 1768 stehen[6]. 1774 verliess Jacobi Halberstadt und gieng nach Düsseldorf, um dort die „Iris", eine Quartalschrift, „der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechts gewidmet", herauszugeben[7]. Im Jahre 1784 wurde er ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften an der Universität Freiburg im Breisgau, von wo aus er einen freundschaftlichen und literarischen Verkehr mit J. G. Schlosser in Emmendingen, Pfeffel in Colmar u. A. unterhielt[8] und wo er 1814 starb[9]. Klamer Schmidt war 1746 zu Halberstadt geboren, wo er

---

5) Körte S. 63 und 155 f. 6) Vgl. § 249, Anm. 6. 7) Düsseldorf 1774—76. 8) Vgl. Gervinus 4[4], 240 f. 9) Vgl. sein Leben von J. A. v. Ittner im 8. Bande von Jacobi's sämmtl. Werken, Zürich 1807—22. 8. — Nicolai hat ihn zu der Zeit, da die Freundschaft zwischen Gleim und Jacobi noch in der Blüthe stand, zum Urbilde des jungen „Herrn Säugling" im Sebaldus Nothanker genommen.

auch nach seiner Universitätszeit als Kriegs- und Kammersecretär angestellt wurde und nachher Domcommissarius war, 1819 sein Dichterjubiläum feierte und 1824 starb[10]. Michaelis, 1746 zu Zittau geboren, besuchte das dortige Gymnasium und gieng 1765 nach Leipzig, um Medizin zu studieren, hörte aber auch Vorlesungen bei Gottsched, Gellert und Ernesti. Bald vernachlässigte er die Medicin ganz, las fleissig lateinische, französische und deutsche Dichter und setzte seine bereits auf der Schule begonnenen Uebungen in eigenen Poesien, besonders in Fabeln, fort. Da er von Hause keine Unterstützung hatte, lebte er anfänglich überaus kümmerlich. Aus Noth liess er seine Fabeln mit einigen andern poetischen Stücken drucken. Dadurch erregte er Gellerts und Weisse's Aufmerksamkeit und gewann ihr Wohlwollen; sie suchten ihm fortzuhelfen. Auch der Maler Oeser nahm sich seiner an und empfahl ihn Gleimen, der ihm ein kleines Stipendium verschaffte. Aber immer noch musste er die Poesie zum Erwerbsmittel machen, bis er endlich 1769 eine einträgliche Hauslehrerstelle in Leipzig erhielt. Schon im nächsten Jahre gab er sie wieder auf und gieng nach Hamburg, um die Herausgabe des Correspondenten zu übernehmen. Hier lernte er Lessing kennen, durch dessen Vermittlung er bei Seylers Gesellschaft als Theaterdichter angestellt ward. Er zog sich aber auch davon 1771 zurück und gieng zu Gleim, der ihn schon früher eingeladen hatte, sein Haus- und Tischgenosse zu werden. Ihr Beisammenleben dauerte indess nur bis über die Mitte des Jahres 1772, wo Michaelis starb. Etwas später als die drei genannten Männer[11], kam Wilhelm Heinse nach Halberstadt und wurde ein Liebling Gleims. 1746[12] zu Langenwiesen, einem thüringischen Dorfe bei Ilmenau, geboren, studierte er die Rechte in Jena und Erfurt und wurde an letzterm Orte mit Wieland bekannt, der ihn als einen „feuervollen, aber darbenden Jüngling“ Gleimen empfahl[13]. Er trat unter dem Namen Rost in Halberstadt auf, wo ihm Gleim eine Hauslehrerstelle verschafft hatte. Als er durch eine Uebersetzung aus dem Petron und durch die üppigen und zuchtlosen Stanzen im Anhang zu Laidion selbst Wielands Unwillen erregt hatte, suchte er diesen wieder freundlich gegen sich durch § 255

10) Vgl. Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausg. von dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Schwiegersohne Fr. Lautsch. 3 Bde. 8. Stuttgart 1826 bis 28 und Gervinus 4^{5}, 241 ff. 11) Von einigen andern, weniger bekannten jungen Männern, die zu Gleims Kreise gehörten, noch bevor Heinse nach Halberstadt kam, gibt Körte S. 161 ff. Nachricht. 12) Nach Schäfer 2, 276, Anm. 24; neue Ausg. S. 461, Anm. 24; nach Gödeke u. a. 1749. 13) Vgl. Gruber in Wielands Leben 3, 113 ff.

§ 255 einen Brief zu stimmen, der sehr merkwürdig für die Seelengeschichte Heinse's ist und die Richtung erklären hilft, die er in seinen Jugendschriften nahm[14]. Im Frühjahr 1774 gieng Heinse mit Jacobi nach Düsseldorf, um ihm bei der Herausgabe der Iris beizustehen. Gleim nannte diess eine Entführung seines jüngsten und damals geliebtesten Freundes. In Düsseldorf erweckte die Gemäldesammlung Heinse's Interesse für bildende Kunst; auch gieng er hier schon zeitig an seine später herausgegebenen Uebersetzungen von Tasso's befreitem Jerusalem und Ariost's wüthendem Roland. 1780 machte er eine Reise durch die Schweiz und einen Theil von Frankreich nach Italien, von wo er erst 1783 nach Düsseldorf zurückkehrte. Drei Jahre darauf wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz und später von demselben zum Hofrath und Bibliothekar ernannt. Zuletzt lebte er in Aschaffenburg und starb 1803[15]. — Das dichterische Treiben in dem Gleim'schen Kreise war im Winter 1773—74 am lebhaftesten[16]. Durch den Tod hatte er schon früher zwei seiner

---

14) Der Brief, dessen wesentlichen Inhalt auch Gervinus 5. 5 mittheilt, ist vom 2. Januar 1774 und steht in den Briefen zwischen Gleim, W. Heinse und J. v. Müller 1, 136 ff. 15) Vgl. über ihn H. Hettner in Westermanns illustrirten Monatsheften 1866, Decemb. S. 248—256. 16) „Gleim, Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen und Gleim d. j. sandten einander jeglichen Morgen eine verschlossene Büchse zu, in welche jeder eine Musengabe warf: ein Sinngedicht von zwei Zeilen oder ein Heldengedicht von so viel Tausenden, ganz nach eines jeden freiem Willen; nur dass der Gegenstand heiterer Spott der Kritiker und Journalisten sein musste. — Sonnabends Abends — kamen dann die Dichter bei Gleim zusammen und sassen im Kreise. Gleim las die Beiträge vor und liess die Verfasser errathen. Der beste Beitrag erhielt einen kleinen Preis, welchen die Mehrheit der Stimmen zuerkannte. Die Beiträge wurden, je monatlich oder wöchentlich, zusammengeheftet und in Gleims Archiv niedergelegt. — Wichtiger als diese poetische Lust war der von Gleim früher veranlasste poetische Epistelwechsel mit Jacobi und Michaelis (über ein Aergerniss, welches Michaelis mit seinen an Gleim und Jacobi gerichteten Poesien gab, vgl. Gruber a. a. O. 3, 59 ff.), späterhin mit Schmidt, Heinse und Sangerhausen, noch später mit Göckingk und Tiedge." (Körte S. 188 f.) — An das, was ich bereits § 249. Anm. 6 über den in diesem Kreise herrschenden Geist angedeutet habe, knüpfe ich hier die weitere Bemerkung, dass in den Poesien und Briefen der Halberstädter ein nicht minder grosser Unfug wie mit der Freundschaft auch mit der Vergötterung eines ganz unwahren Griechenthums, mit Anakreon, mit einem läppischen Grazien-, Genien- und Amorettenwesen getrieben wird, was in seiner ewigen Wiederkehr unleidlich ist. (Gleim wird einmal in einem Briefe der vorhin angeführten Sammlung 1, 104 von Heinse geradezu „Grazienheiliger" angeredet.) Gewissermassen wiederholt sich in diesen pretiösen Spielereien, nur nicht unter so geschmacklosen Formen, das Leben und Dichten der Nürnberger Pegnitzschäfer. Die Freundschaftelei der Halberstädter Schule hat ihrem eigentlichen Wesen nach niemand treffender charakterisiert, ohne darum Gleims Werth zu verkennen und herabzusetzen, als Herder in einem Briefe an Merck aus dem J. 1771 (Briefe an und von J. H. Merck

Mitglieder verloren[17], im Frühling 1774 entzogen sich ihm auch § 255
Jacobi und Heinse. Damit war die schönste Zeit von Gleims halberstädtischem Leben vorüber. Die neuen Freunde, die er gewann[18], konnten ihm jene Verluste nie ganz ersetzen. Er blieb zwar noch fortwährend der Mittelpunkt eines kleinen Dichterkreises, unterstützte noch manches bedürftige Talent, und in „Vater Gleims" Hause verweilten auch noch immer von Zeit zu Zeit Männer wie Wieland, Herder[19], Voss, Fr. Richter u. A.; allein auf den ferneren Bildungsgang der deutschen Literatur übte er mit seinen Halberstädter Freunden seit der Mitte der Siebziger eigentlich keinen merklichen Einfluss mehr aus.

§ 256.

Gerade zu der Zeit, wo es Gleimen in Halberstadt gelang, eine Anzahl junger strebsamer Männer um sich zu versammeln, bildete sich in dem unfern gelegenen Göttingen ein Dichterbund, der durch das, was theils unmittelbar aus dem Zusammenwirken seiner Mitglieder hervorgieng, theils später durch einzelne von ihnen geleistet ward, sowohl zur Einigung der in Deutschland zerstreuten dichterischen Kräfte, als auch zur Erweckung eines freiern, lebenskräftigern und vollksthümlichern Geistes in unserer schönen Literatur sehr wesentlich beitrug[1]. Man kann eigentlich nicht sagen, derselbe sei unter dem besonderen Einflusse eines akademischen Lehrers entstanden, oder der eigenthümliche Geist der Universität habe ihn irgendwie hervorgerufen und seine Bildung begünstigt. Allerdings nahm Göttingen schon damals eine sehr hohe, ja in vieler Beziehung die erste Stelle unter den deutschen Hochschulen ein: in den Geschichts- und Staatswissenschaften gieng es allen übrigen unbedingt voran, in den andern, die Philosophie ausgenommen, brauchte es

---

1838. S. 34): „Wohin man sich in Deutschland wendet, fliegen halberstädtische Liebesbrieflein, die, man verkleistre sie wie man wolle, doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen und für mich keinen Grad minder abscheulich sind als alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren — das ist, was ich davon weiss!" 17) Ausser Michaelis einen jungen Verwandten Gleims, Namens Jähns, der im Frühjahr 1772 starb, da er sich als Feldprediger in Halberstadt eben häuslich niederlassen wollte.
18) Ihre Namen und die Verhältnisse, in denen sie zu Gleim standen, gibt Körte an. 19) Wielanden lernte Gleim 1771 in Darmstadt und Herdern drei Jahre später persönlich kennen; mit beiden aber hatte er schon früher Briefe gewechselt.
§ 256. 1) Zu diesem § überhaupt vgl. die mit Fleiss und Umsicht abgefasste Schrift von Prutz, „Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur." Leipzig 1841. 8

§ 256 hinter keine zurückzutreten, und in den auf das morgenländische und auf das classische Alterthum bezüglichen Studien hatte es wenigstens seit der Zeit den Vorsprung gewonnen, wo Joh. Dav. Michaelis[2] und Christ. Gottl. Heyne[3] dort lehrten. Auch darf nicht geläugnet werden, dass einerseits das Göttinger wissenschaftliche Leben überhaupt und die besondere Wirksamkeit einiger berühmten Lehrer, andererseits der durch das eigenthümliche Verhältniss dieser Universität zu England erleichterte Einfluss englischer Literatur und Wissenschaft auf Lehrende und Lernende[4], die Richtungen in hohem Grade mit bestimmt haben, welche einige der namhaftesten Mitglieder des Bundes schon während ihres Aufenthalts in Göttingen einschlugen und nachher verfolgten. Von den Professoren übte in dieser Beziehung, wenn auch nur mehr mittelbar, den bedeutendsten Einfluss Heyne aus. Seine ganze Art, das classische Alterthum in seinem lebendigen Zusammenhange aufzufassen und seine Zuhörer darin einzuführen, musste in diesen den ästhetischen Sinn, wo derselbe nur irgend vorhanden war, wecken und bilden; wie denn auch auf die Anregungen, die von ihm ausgiengen, die früh anhebende liebevolle Beschäftigung mehrerer Mitglieder des Göttinger Dichterbundes mit den homerischen Gesängen und deren wetteiferndes Bestreben, sie in Deutschland durch Uebersetzungen einzubürgern, zum nicht geringen Theil zurückzuführen ist. Allein für die

---

2) Geb. zu Halle 1717, seit 1745 in Göttingen, gest. 1791. 3) Geb. 1729 zu Chemnitz in Sachsen, nach Göttingen berufen 1763, gest. 1812. 4) Die Verbindung mit England kam ganz besonders der Göttinger Bibliothek zu Gute. „Es wär damals gerade die Zeit, wo unsere Literatur, selbst unsere Wissenschaft mit jugendlichem Enthusiasmus bei England in die Lehre gieng. Shakspeare und Ossian hatten bereits gezündet, die percy'sche Sammlung fieng an unsern Poeten ein Gefühl zu erwecken von dem wahrhaft Volksthümlichen und dem eigentlichen Charakter der Romanze und Ballade, eine neue Betrachtung des Homer und damit der Poesie im Allgemeinen begann von England her sich auszubreiten, von wo auch in der Historie sowohl jene bekannten grossen Sammel-, als einzelne Meister- und Musterwerke ausgiengen. Diese ganze anregende englische Literatur nun war nirgend anders so vollständig und so frühzeitig zu erlangen als in Göttingen, ja Einiges ausschliesslich hier" etc. Prutz S. 190 f. Ueberhaupt erleichterten die zweckmässige Anlage und die musterhafte Einrichtung der Göttinger Bibliothek mehr als anderswo die Bekanntschaft mit den neuern ausländischen Literaturen, namentlich auch den südlichen. Vieles, was dort bereits benutzt werden konnte, wurde dem übrigen Deutschland erst durch eine von den Göttinger Gelehrten ausgehende Zeitschrift bekannt, die vorzüglich nur dadurch eine besondere Wichtigkeit erhielt. Sie erschien seit dem J. 1739 unter dem Titel „Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen." Göttingen. 8; vom J. 1753 als „Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen unter Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften"; von 1802 an endlich unter dem noch jetzt fortdauernden Titel „Göttingische gel. Anz. unter d. Aufs. d. k. G. d. W."

Aufnahme und Pflege der vaterländischen Literatur und der deutschen Dichtung insbesondere war hier unmittelbar so gut wie gar nichts geschehen. Als Haller 1736 nach Göttingen kam, hatte er seine Jugendgedichte von der Hand gelegt und lebte nur der Wissenschaft; sein Interesse an den Bewegungen auf dem deutschen Literaturgebiet während der siebzehn Jahre, die er an der Universität angestellt war, scheint sich, so viel er damals auch wegen seiner Poesie von den sich bekämpfenden Parteien erhoben oder angefeindet wurde, bloss darauf beschränkt zu haben, dass er die „Göttingischen Anzeigen"[5] gänzlich frei von gottschedischen Einflüssen hielt[6]. Seine politischen Romane schrieb er erst lange nach seinem Abgange von Göttingen. Kästner war, ausser in Epigrammen, auf denen allein sein Dichterruhm beruhte, und die auch nicht in viel mehr als in einzelnen witzigen Einfällen bestanden, ganz und gar ein Poet der gottschedischen Schule und von Natur nichst weniger als geeignet, junge Talente tiefer zu erregen und in ihrer Entwickelung zu fördern[7]. Es gehörte gewissermassen zum guten Ton der Göttinger Gelehrten, auf alle in die deutsche Literatur einschlagenden Bemühungen vornehm herab zu sehen. Es konnte daher mehr nur für einen glücklichen Zufall gelten, dass damals, wo das geistige Leben in Deutschland und namentlich der poetische Drang schon überall in voller Regsamkeit war und auch in Göttingen mehrere dichterisch begabte und sinnesverwandte Jünglinge zusammentrafen, ein junger Mann von Geschmack und Urtheil, kenntnissreich und voll schönen Eifers für die deutsche Literatur, sich gerade in dieser Stadt auch noch nach Vollendung seiner akademischen Studien aufhielt, der den Gedanken gefasst hatte, eine literarische Zeitschrift ganz neuer Art für Deutschland zu gründen, und dass er mit einzelnen jener Jünglinge in Verbindung kam, zwischen ihnen und andern die nähere Bekanntschaft vermittelte und der Mittelpunkt einer Verbrüderung wurde, die ihre poetischen Kräfte nun zunächst in der Förderung jenes literarischen Unternehmens üben konnte. Diess war Heinrich Christian Boie. Geboren 1744 zu Meldorp in Dithmarsen, studierte er seit 1763 in Göttingen die Rechte, gab sich aber bald mehr literarischen Beschäftigungen hin: besonders übersetzte er Verschiedenes aus dem Englischen; auch unterrichtete er junge Engländer im Deutschen und übernahm zu verschiedenen Malen Hofmeisterstellen. Mit Heyne, Kästner und andern Göttinger Gelehrten stand er in freund- § 256

---

5) Vgl. Anm. 4. 6) Vgl. Danzel, Gottsched etc. S. 228 ff. 7) Doch war er einer der wenigen Professoren in Göttingen, die sich, als der Bund zusammentrat, demselben freundlich erwiesen.

§ 256 schaftlichem Verkehr. Ende des Jahres 1775 wurde er Stabssecretär zu Hannover, 1781 dänischer Justizrath und Landvogt in Süder-Dithmarsen, 1790 erhielt er den Titel eines dänischen Etatsraths und starb 1806 zu Meldorp[8]. Was er beabsichtigte, war die Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs, worauf ihn zuerst die französischen brachten, die seit 1765 erschienen waren[9]. Zu dem ersten Jahrgange, der 1770 herauskam, und, wie die französischen Vorbilder, weniger bis dahin noch nicht gedruckte[10], als ausgewählte Stücke aus den neuesten poetischen Büchern und aus Zeitschriften enthielt, hatte er sich mit Friedrich Wilhelm Gotter vereinigt. Dieser war 1746 zu Gotha geboren, wo er auch durch Privatlehrer zur Universität vorgebildet wurde und schon damals von dem dortigen Hofe her die Einflüsse französischer Literatur und Kunst erfuhr, die ihn früh zu einem gründlichen Studium der französischen Sprache und zu eigenen kleinen dramatischen Versuchen in derselben reizten. 1763 gieng er nach Göttingen, um die Rechte zu studieren, beschäftigte sich aber dabei fortwährend mit neuerer Literatur, Schauspielkunst und poetischen Uebungen. Im Herbst 1766 kehrte er nach Gotha zurück und wurde daselbst als zweiter Geheimer Archivar angestellt. 1767 gieng er als Legationssecretär nach Wetzlar. Im nächsten Jahre begleitete er zwei junge Edelleute nach Göttingen, wo er bis zum Herbst 1769 blieb[11]. Während dieser Zeit traf er mit Boie, auf dessen Geschmack und Urtheil er mit seiner feinen, halb französischen Bildung bedeutend einwirkte, die Anstalten zur Herausgabe des ersten Musenalmanachs; auch benutzte er sie zur weitern wissenschaftlichen Ausbildung. Nach einem ungefähr einjährigen Verweilen im Vaterhause gieng er im Herbst 1770 wieder nach Wetzlar, wo er mit Goethe bekannt wurde und diesen in „einige Berührung“ mit den jungen Göttinger Dichtern brachte[12]; zwei

---

8) Vgl. K. Weinhold, H. Chr. Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrh. Halle 1868. 8. und seine Selbstanzeige, die Zusätze und Berichtigungen enthält, in Zachers Zeitschrift 1. 378—388. Ueber Boie's Uebersetzungen und (wenigen) eigenen Gedichte geben, nächst Weinhold, selbst Nachweisungen oder zeigen an, wo dergleichen zu finden sind, Prutz S. 193, Anm. 2 und K. Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung 1. 731. Nach Weinhold S. 41, Anm. 2, wird die Verfasserschaft der auch von Gödeke (Grundriss S. 691) angeführten Ausgabe seiner Gedichte von 1770, in dem von Boie durchgesehenen Artikel in Cordes' Lexicon der schleswig-holstein. Schriftsteller S. 26 abgelehnt.

9) Ueber die innere und äussere Einrichtung des Almanac des Muses gibt im Allgemeinen Auskunft Prutz S. 199 f. und Weinhold S. 22 f.

10) Doch sammelten sie auch ungedruckte Gedichte: Weinhold S. 23.

11) Weinhold S. 22. 24.

12) Vgl. Goethe, Werke 26, 139. Nach Weinhold S. 186, Anm. 1, schickte jedoch die ersten Gedichte, welche der Göttinger M. A. von Goethe brachte, nachweislich

Jahre darauf erhielt er eine Anstellung bei der Geheimen Canzlei § 256
in Gotha. Seiner schwachen Gesundheit halber machte er 1774 eine Reise nach Lyon und bestärkte sich dort in seiner Vorliebe für die französische Bühne. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich viel mit dramatischen Arbeiten, und als um diese Zeit Seyler mit seiner Schauspielertruppe sich von Weimar nach Gotha übersiedelte, nahm er einen lebhaften und einflussreichen Antheil an der Leitung des Hoftheaters. 1782 wurde er Geheimsecretär und starb 1797[13]. — Die beiden jungen Männer wurden von Kästner[14] in ihrem Unternehmen mit Rath und That unterstützt. Als Gotter von Göttingen wieder geschieden war, unterzog sich Boie allein der Redaction, und es gelang ihm, in der Nähe und Ferne Unterstützung genug zu finden, um den nächsten Jahrgang schon bei weitem reicher mit ganz neuen Sachen ausstatten zu können. Bald flossen ihm in Folge der Verbindungen, in denen er entweder schon stand oder die er allmählig anzuknüpfen wusste[15], die Beiträge immer zahlreicher zu, so dass der Göttinger Musenalmanach binnen kurzem eine Zeitschrift wurde, zu welcher Dichter aus allen Gegenden Deutschlands beisteuerten, und die somit einerseits die Dichter selbst, vornehmlich die jüngern, unter sich in eine Art lebendiger Verbindung brachte[16] und andrerseits viele der trefflichsten neuen Stücke, besonders von der lyrischen und den ihr verwandten

---

Merck hin, im Januar 1773. Vgl. auch S. 185, wonach diese Gedichte in den Jahrgang für 1774 kamen. (Die Buchstaben HD, TH, EO gehören Goethe).

13) Seine Biographie ist aus Schlichtegrolls Nekrolog wieder abgedruckt vor dem „Literarischen Nachlass von F. W. Gotter.“ Gotha 1802. 8.

14) Ueber sein Leben vgl. § 373.

15) In den Jahren 1770 und 71 hatte er schon nahe Beziehungen zu Gleim (wodurch nachher ein freundliches Verhältniss zwischen dem Halberstädter Kreise und dem Göttinger Bunde vermittelt ward), zu Wieland in Erfurt, zu den Braunschweigern (Jerusalem, Lessing, Schmid, Gärtner, Zachariae, Ebert), den Berlinern (besonders zu Ramler), und zu v. Knebel und dessen Freunden in Potsdam (vgl. § 254, 6). Für das Jahr 1772 hatte er zum Musenalmanach bereits so „viele und unerwartete Beiträge“ von den verschiedensten Seiten her erhalten, dass er am Schlusse dieses Jahrgangs die Hoffnung aussprechen durfte, die Fortsetzung der Sammlung werde ihm nun leichter werden, als der Anfang gewesen sei. Zu den Einsendern von Gedichten für die folgenden Jahrgänge gehörten auch Klopstock und Goethe. (Vgl. hierzu, ausser Weinholds Buche, Prutz S. 272 ff.; 228 ff.; Gervinus 5[4], 22 f. und über Boie's literarische Verbindungen insbesondere die von Prutz S. 193, Anm. 1 angeführten Briefsammlungen.) Die verständige Weise, in der Boie den Musenalmanach redigierte, fand bald allgemeine Anerkennung. Gleim schrieb im Herbst 1772 an Knebel (s. des letztern literar. Nachlass 2, 61): „Herr Boie macht seine Sachen vortrefflich! Wir wollen ihn zum Intendanten auf dem Parnass machen.“

16) Goethe, Werke 26, 116 f. „Eine rasche Mittheilung war unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern.“

§ 256 Gattungen, schnell, sicher und zusammengedrängt nach allen Seiten hin dem Publicum zuführte[17]. In Göttingen selbst war es zuerst Gottfried August Bürger[18], der sich an Boie anschloss und ihm bereits für das Jahr 1771 einen Beitrag für den Almanach lieferte. Bürger wurde 1747[19] zu Molmerswende im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater Prediger war. In seiner Kindheit versprach man sich sehr wenig von ihm, wiewohl ihm ein sehr glückliches Gedächtniss und eine gewisse Erregbarkeit der Phantasie eigen waren. Bis in sein zehntes Jahr lernte er nichts weiter als lesen und schreiben, machte aber schon damals Verse, in denen sich ein natürliches Gefühl für richtige rhythmische Bewegung und für genaue Reimbindung kund gab. Dagegen schien es ihm an aller Anlage oder Lust zu fehlen, das Lateinische zu erlernen. 1759 wurde er zu seinem Grossvater nach Aschersleben geschickt, um die dortige Schule zu besuchen. Ein Epigramm, das er auf einen seiner Mitschüler verfertigte, hatte verdriessliche Folgen für ihn; sie veranlassten seinen Grossvater, ihn 1760 nach Halle auf das Pädagogium zu schicken[20]. Hier gefielen ihm vornehmlich die deutschen Versübungen; seine und seines Mitschülers Göckingks Leistungen darin schienen dem Lehrer schon damals die entschiedene Anlage beider zur Dichtkunst zu beurkunden. 1764 bezog Bürger die hallische Universität, auf der er gegen seine Neigung Theologie studieren sollte. Der Umgang mit dem lockern Philologen Klotz, an dem er einen grossen Gönner und Freund fand, schadete seiner Sittlichkeit mehr, als ihm dessen Kenntnisse und wissenschaftliche Anregungen nützten. Unzufrieden mit seinem Leben und Treiben, rief ihn sein Grossvater von Halle zurück, erlaubte ihm aber Ostern 1768 nach Göttingen zu gehen und daselbst die Rechte zu studieren. Zwar betrieb er dieses Studium eifriger als früher das theologische, allein bald gerieth er in eine schlechte Verbindung und gab sich neuen Ausschweifungen hin, wodurch er seinen Grossvater so sehr

17) Der Göttinger Almanach erhielt eine für die damalige Zeit ganz ausserordentliche Verbreitung im Publicum: es wurden drei bis fünftausend Exemplare davon abgesetzt. Prutz S. 278, Anm. 1.

18) Vgl. Althof, einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürgers. Göttingen 1798. 8. H. Döring, Bürgers Leben. Berlin 1826. 12. Göttingen 1828. 8. H. Pröhle, G. A. Bürger, sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1856. 8. (Zusätze und Berichtigungen dazu von dem Verf. in Herrigs Archiv für das Studium der neuern Sprachen 21, 169—179). Weinhold a. a. O. S. 198 ff. Tittmann vor seiner Ausgabe von Bürgers Gedichten (Bibl. der d. Nation.-Lit. des 18. und 19. Jahrhs. 21. und 22. Bd.) Leipzig 1869. 8. Zur Erinnerung an G. A. Bürger. Briefe des Dichters und seiner Freunde. Zum ersten Mal veröffentlicht von L. v. Donop; in Westermanns illustr. Monatsheften 1872, Aprilheft u. f.

19) In der Silvesternacht; daher man auch 1748 (1. Januar) angegeben findet.

20) Vgl. H. A. Daniel, Bürger auf der Schule, in den „Zerstreuten Blättern“, Halle 1866. 8. S. 47—72.

erzürnte, dass derselbe die Hand von ihm abzog und den ganz § 256
Mittellosen nun sich selbst überliess. Indessen nahmen sich einige wackere junge Leute, mit denen er bekannt geworden, seiner an und hielten ihn: unter ihnen war auch Boie, der Bürgers bedeutendes Talent erkannte[21], durch sein Urtheil auf ihn zu wirken anfieng, ihn zu dichterischen Versuchen aufmunterte und sein Lied „Herr Bacchus ist ein braver Mann" in den zweiten Jahrgang des Musenalmanachs aufnahm. In dieser Zeit trieb Bürger mit seinen Freunden mancherlei Studien gemeinschaftlich: besonders beschäftigten sie sich auch viel mit der englischen und den romanischen Sprachen und Literaturen, namentlich mit der spanischen; ihr Lieblingsdichter war Shakspeare. Neben demselben zogen Bürgern noch gar sehr die wenige Jahre zuvor von Th. Percy herausgegebenen Reliques of ancient English poetry an, die nachher so bedeutend für seine Balladenpoesie wurden. Durch Gleim, der von ihm als einem ausserordentlich begabten Jünglinge gehört hatte und bei Boie nähere Erkundigungen über ihn einzog, wurde er nun auch unterstützt, bis er 1772 durch Boie's freundschaftlichen Eifer die Stelle eines Justiz-Beamten in Gelliehausen im Gerichte Alten-Gleichen, unfern von Göttingen, erhielt. Jetzt söhnte sich auch sein Grossvater wieder mit ihm aus und gab die Gelder her, deren der Enkel zum Antritt des übertragenen Amtes bedurfte; sie giengen jedoch durch die Unredlichkeit eines Dritten zum grossen Theil verloren, und dies legte den ersten Grund zu der Zerrüttung in Bürgers häuslichen Umständen, welche bis an sein Ende fortdauerte, sein Leben mit verkümmerte und auch auf seinen schriftstellerischen Charakter nachtheilig einwirkte. Noch viel traurigere Folgen für sein inneres und äusseres Leben giengen aus seiner Verheirathung hervor, die im Herbst 1774 Statt fand: die Leidenschaft, die er zu der jüngern Schwester seiner Gattin fasste, verbitterte ihm die Ehe und führte Verhältnisse in der bürger'schen Familie herbei, die das Sittengesetz zu tief verletzten, um entschuldigt werden zu können. Ein Versuch, seine äussere Lage zu verbessern, schlug fehl und zog noch dazu grosse Verluste für Bürger nach sich. Als er endlich auch noch eine schwere Kränkung durch eine verläumderische Anklage wegen Verwaltung seines Amtes erfuhr, glaubte er, diess niederlegen zu müssen[22], und gieng nach Göttingen, wo er für's erste von schriftstellerischen Arbeiten und Privatvorlesungen leben zu können hoffte. Unterdessen Wittwer geworden, konnte er endlich 1785 seine Schwägerin, die von ihm verherrlichte Molly, heirathen; aber schon

---

21) Vgl. Bürgers Schilderung in einem Briefe Boie's an Gleim vom 28 Januar 1771, bei Weinhold S. 39 f. 22) Vgl. Weimar. Jahrbuch 5, 173 ff.

§ 256 nach einigen Monaten verlor er sie durch den Tod: diess war der härteste Schlag, der ihn treffen konnte. 1789 wurde er endlich ausserordentlicher Professor in Göttingen. Eine dritte, thöricht eingegangene und höchst unglücklich geführte Ehe[23], die bald wieder gelöst wurde, Krankheit, Nahrungssorgen, Vereinsamung verdüsterten seine letzten Lebensjahre völlig und beugten ihn tief nieder. Er starb 1794. — Durch Bürger wurde Boie dann zunächst mit zwei andern talentvollen Jünglingen bekannt, die damals in Göttingen studierten, mit Ludwig Heinrich Christoph Hölty und Johann Martin Miller. Hölty[24], 1748 zu Mariensee im Hannöverschen geboren, zeigte schon früh eine ausserordentliche Wissbegierde, und sobald er schreiben konnte, schrieb er auf, was ihm aus Erzählungen und Gesprächen merkwürdig schien. Sein Vater, der Prediger war und zu den Mitgliedern der Göttinger deutschen Gesellschaft gehörte, unterwies selbst den Knaben, und dieser war im Lernen so fleissig, dass die Eltern bedacht sein mussten, seinen übermässigen Eifer durch Vorkehrungen, die er aber umgieng, zu zügeln. Dabei wahrte er sich den ihm angeborenen Sinn für die Natur und ein warmes, empfindungsvolles Herz. Von seinem elften Jahre an fieng er insgeheim an Verse zu machen. Um ihm einen gründlichern Unterricht zu verschaffen, schickte ihn sein Vater 1765 nach Celle auf die Schule. Nach drei Jahren gieng er zunächst wieder heim und gieng dann zu Ostern 1769 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Ohne diess Studium zu vernachlässigen, behielt er noch immer Zeit übrig, sich viel mit Lesung alter Classiker und neuerer Schriftsteller, namentlich englischer und italienischer, so wie mit eigenen Arbeiten zu beschäftigen. 1771, als Bürger in Göttingen schon als Dichter genannt wurde, suchte ihn Hölty auf und ward von ihm Boie'n zugeführt. Sein Vater gestattete ihm, nun noch länger in Göttingen zu bleiben; seinen Unterhalt erwarb er sich fortan zum Theil selbst durch Unterrichten und Uebersetzen aus dem Englischen. Unter den alten und neuen Dichtern, die er im Verein mit Bürger, Hahn, Voss und Miller las und studierte, waren auch unsre alten Lyriker oder Minnesinger, welche die Freunde zu Nachbildungen ihrer Lieder reizten. Das bardische, freiheitswüthige Treiben des Bundes machte er zwar mit, im Grunde lag diess aber fern von seinem stillen, schüchternen, sanft melancholischen Charakter und von seinem Hange zu einem empfindsamen Hineinleben in die Natur. Im Herbst 1774 fieng sein Gesundheitszustand an

23) Mit Elise Hahn; vgl. Ebeling, G. A. Bürger und E. Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben. Leipzig 1868. 8. 24) Vgl. Weinhold a. a. O. S. 87 ff. und in Zachers Zeitschrift 1, 380 Mitte.

bedenklich zu werden; diess veranlasste ihn, im nächsten Frühjahr, § 256
bald nach dem Tode seines Vaters, nach Marienssee und im Herbst nach Hannover zu gehen, wo er 1776 starb. — Miller, 1750 zu Ulm geboren, kam 1770 nach Göttingen, um Theologie zu studieren, und kehrte 1775, nachdem er noch ein halbes Jahr in Leipzig zugebracht hatte, in seine Vaterstadt zurück. Hier ertheilte er Unterricht am Gymnasium, bis er 1780 eine Pfarre zu Jungingen bei Ulm erhielt. 1782 gab er sie wieder auf gegen eine Professur am Ulmer Gymnasium, übernahm aber im folgenden Jahre auch noch eine städtische Predigerstelle. Später wurde er Consistorialrath und Stadtdecan, 1810 Decan der Diöcese Ulm mit dem Charakter eines geistlichen Raths und starb 1814. — Zu den Genannten trat im Frühjahr 1772 Johann Heinrich Voss hinzu. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg geboren, erhielt Voss den ersten Unterricht in dem Städtchen Penzlin, wo sein Vater, der früher Pächter gewesen, sich angekauft hatte und verschiedene bürgerliche Geschäfte trieb. Die guten Anlagen und die Lernbegierde des Knaben bestimmten den Vater, ungeachtet sein Wohlstand in Folge des Krieges zu sinken begann, ihn 1766 auf die Schule in Neubrandenburg zu bringen. Hier bildete derselbe mit einigen Schulgenossen einen Verein, in dem sie wöchentlich mehrere Stunden Griechisch und Lateinisch trieben und sich mit der deutschen Literatur bekannt zu machen suchten. An Ramlers Oden, die er sich abschrieb, studierte er deutschen Versbau; auch Klopstocks Dichtungen lernte er schon damals kennen, dichtete selbst manches Lied, versuchte sich im Uebersetzen horazischer Oden und fieng auch an eine Fortsetzung der Insel Felsenburg zu schreiben. Die Gegend, in der er sich aufhielt, bot ihm Gelegenheit, seinem Hange zum Naturgenuss nachzugehen. Unterdessen war der Vater so verarmt, dass er nicht im Stande war, den Sohn auf einer Universität zu erhalten. Voss nahm daher 1769 bei einem mecklenburgischen Edelmanne, Herrn v. Oertzen in Ankershagen, eine Hauslehrerstelle an, in der Hoffnung, sich so viel von seinem kümmerlichen Gehalt zu ersparen, dass er davon eine Zeit lang werde studieren können. In der Nachbarschaft des Gutes, wo er sich aufhielt, lernte er den Prediger E. Th. J. Brückner kennen, der nur um einige Jahre älter war[25], sich schon als Student in Trauerspielen versucht und Vieles gelesen hatte. Voss wurde bald mit ihm vertraut, vernahm durch ihn zuerst etwas von Shakspeare und empfand gleich die Lust in sich, das Englische zu erlernen. Später brachte er seinen Freund in

---

25) Geb. 1746, zuletzt Hauptpastor in Neubrandenburg, wo er 1805 starb.

§ 256 eine nähere Beziehung zum Göttinger Bunde. Der Musenalmanach veranlasste Voss, einige seiner Gedichte an Kästner, den er für den Herausgeber hielt, einzusenden. Diess machte Boie auf ihn aufmerksam, der ihn nach Göttingen zog und dafür sorgte, dass sein sehnlichster Wunsch, studieren zu können, erfüllt wurde[26]. Er wollte sich für ein geistliches Amt vorbereiten, änderte indess bald seinen Vorsatz und entschied sich für das Studium der Philologie und der neueren Sprachen. Zu Heyne fühlte er sich auf die Länge nicht hingezogen; desto eifriger studierte er in Gemeinschaft mit seinen Freunden die Alten, die deutschen Minnesinger und Luthers Schriften. Im Frühjahr 1774 reiste er in Hahns Gesellschaft nach Hamburg, um Klopstock zu sehen, der ihn freundlich und herzlich aufnahm; auch besuchte er in Flensburg Boie's Eltern und lernte in dessen Schwester Ernestine seine nachherige vortreffliche Gattin kennen. Nach Boie's Fortgang von Göttingen zog Voss 1775 nach Wandsbeck zu Claudius und besorgte von da aus die Herausgabe des Musenalmanachs, die ihm Boie abgetreten hatte. Während seines Aufenthalts in Wandsbeck gieng er unter andern literarischen Arbeiten auch an die Uebersetzung der Odyssee. 1778 wurde er als Rector an die Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln berufen. 1780 begann seine Entzweiung mit Heyne; der völlige Bruch wurde besonders durch einen Aufsatz Lichtenbergs, dem Heyne nicht fremd geblieben war, herbeigeführt. 1782 vertauschte Voss sein bisheriges kärgliches Rectorat mit dem anfänglich nicht einträglichern zu Eutin, wo sein Freund Fr. L. von Stolberg, der seine Berufung besonders betrieben hatte, damals noch wohnte; und einige Jahre darauf erhielt er den Hofrathstitel. 1786 machte er sich an die Uebersetzung der Ilias: sie wurde mit eine der Ursachen der allmähligen Erkältung zwischen Stolberg und Voss, die bei dem letztern späterhin in eine Feindseligkeit von nur zu trauriger Berühmtheit übergieng. Seine sehr geschwächte Gesundheit, die unter den anstrengenden Amtsarbeiten ganz zu erliegen drohte, bestimmte ihn, 1802 seine Stelle in Eutin aufzugeben. Mit einem nicht unansehnlichen Jahrgehalt und der Erlaubniss, dasselbe ausser Landes zu geniessen, zog er nach Jena. Mehrere Stellen, die ihm angetragen wurden, lehnte er ab, bis ihn der Kurfürst von Baden 1805 nach Heidelberg berief. Hier beschäftigte er sich noch viele Jahre hindurch mit zahlreichen literarischen Arbeiten, namentlich mit Uebersetzungen und polemischen Schriften und starb erst 1826[27].

---

26) Vgl. Weinhold a. a. O. S. 43 f. 27) Eine mit Liebe, aber freilich nicht ohne eine gewisse philologische Befangenheit und Parteilichkeit abgefasste Schilderung seines Lebens und Charakters, so wie seiner literarischen Verdienste

Durch Boie hatte Voss bald nach seiner Ankunft in Göttingen (1772) § 256
Hölty und Miller, nachher auch Bürger kennen gelernt, der damals zwar nicht mehr in Göttingen selbst, aber ganz in dessen Nähe lebte, so wie Karl Friedrich Cramer[28], Johann Friedrich Hahn[29] und einige andere Studierende, die sich entweder selbst mit dem Dichten abgaben, oder doch einen offenen und geweckten Sinn für Poesie hatten[30], und es dauerte nicht lange, so war der Bund gebildet, der nachher häufig mit dem Namen des Göttinger Hainbundes bezeichnet worden ist[31]. Bereits im Mai 1772 hatte die Gesellschaft unter Boie's Vorsitz ihre wöchentlichen Versammlungen.

---

von F. E. Th. Schmid ist der Ausgabe der „Sämmtlichen poetischen Werke von J. H. Voss. Herausgg. von Abr. Voss." Leipzig 1835. gr. 8. einverleibt. Den Anfang einer streng wissenschaftlichen Biographie hat W. Herbst gemacht: J. H. Voss. 1. Band. Leipzig 1872. 8. 28) Ein Sohn Joh. Andr. Cramers, geb. 1752 zu Quedlinburg, kam 1772 nach Göttingen, wurde 1775 ausserordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. Er gehörte zu denjenigen in Deutschland, die in Wort und Schrift am meisten und ungemessensten für die Freiheit schwärmten, welche die französische Revolution bringen sollte. Diess zog ihm 1794 Amtsentsetzung und Verweisung aus Kiel zu, doch liess man ihm die Hälfte seines Gehalts. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg gieng er nach Paris, wo er sich als Buchdrucker und Buchhändler ansässig machte und sich viel mit Uebersetzen beschäftigte. Er starb 1807. Von seinen literarischen Arbeiten ist am bekanntesten sein Buch „Klopstock. Er und über ihn." 5 Theile nebst einer Beilage und Nachlese. Hamburg 1780—93. 8. Es war darin auf die Verherrlichung, ja die Vergötterung Klopstocks abgesehen, der von dem Zweck des Werks wusste und gleichwohl eitel genug war, dessen Herausgabe nicht zu verhindern. Vgl. Jördens 6, 597 ff.; 3, 51 f.; Prutz S. 360—62; K. Goedeke a. a. O. 1, 777. 29) Geb. um 1750 im Zweibrückischen, gest. 1779 (nach der Allgem. D. Bibliothek 40, 628 schon 1778). Vgl. Prutz S. 223 f.; 226; 358 f.; K. Goedeke 1, 768 und Weinhold a. a. O. S. 48 f.; 54, und in Zachers Zeitschrift 1, 379. 30) Ewald (geb. 1745 zu Gotha; vgl. Weinhold S. 46, Anm. 2, und S. 54), Esmarch (geb. 1752 zu Boel in Angeln, kam 1771 nach Göttingen, gest. zu Rendsburg 1820; vgl. Weinhold S. 46 f., Anm. 5), Wehrs (vgl. Weinhold S. 46, Anm. 2), Seebach (vgl. Weinhold S. 46, Anm. 2) und ein jüngerer Miller (Vetter von Joh. Mart. M.); ausser ihnen traten dem Bunde dann auch noch bei v. Closen, der frühzeitig starb, und Clauswitz, der Hofmeister der Stolberge. 31) Schon einige Monate vor Vossens Ankunft, im Januar 1772, schrieb Boie an Knebel (Knebels liter. Nachlass 2, 116): „Wir bekommen nachgerade hier einen Parnassus in nuce. Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen. Gegenseitige Ermunterung, Kritik hilft mehr, als man glaubt." Ueber die nachherige Bildung des Bundes und dessen Geschichte sind die genauesten und vollständigsten Nachrichten in den Briefen von Voss aus dieser Zeit zu finden (J. H. Voss' Briefe, nebst erläuternden Beilagen, herausgg. von Abr. Voss. 3 Bde. in 2 Abtheilungen. 8. Halberstadt 1829—33. N. Aufl. Leipzig 1840); das Wichtigste darüber ist auch in der von Voss abgefassten Lebensbeschreibung Hölty's (vor den rechtmässigen Ausgaben der höltyschen Gedichte) mitgetheilt. (Bei Prutz ist hierzu S. 219 ff. nachzulesen)

§ 256 „Die Producte eines jeden wurden vorgezeigt und beurtheilt, und Boie verbesserte.“ Anfänglich scheint noch ein sehr gemässigter Geist in diesen Zusammenkünften geherrscht zu haben. Anders wurde es, als Cramer und Hahn, „beides ungestüme, feurige Naturen,“ Einfluss gewannen: sie waren es besonders, der eine unmittelbar, der andere mehr nur mittelbar, durch welche Klopstock zum poetischen und vaterländischen Heiland der Genossenschaft erhoben und der bardische Schwindel in sie eingeführt wurde. Als der eigentliche Bund am Abend des 12. September von Voss, den beiden Millern, Hahn, Hölty und Wehrs in einem kleinen Eichengrunde nahe bei Göttingen gegründet ward und seine erste Einrichtung erhielt, waren zwar Cramer[32] und Hahn selbst nicht gegenwärtig; aber hinlänglich ergriffen von der Schwärmerei für das klopstocksche Urdeutschthum waren auch schon jene sechs. „Wir umkränzten,“ schreibt Voss[33], „die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, fassten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die grösste Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt“[34]. Die Bundesglieder kamen alle Sonnabend um vier Uhr bei einem zusammen. Klopstocks Oden und Ramlers lyrische Gedichte und ein eigenes Bundesbuch[35], zur Aufnahme der von den Einzelnen abgefassten und einstweilen durchgehends gebilligten Gedichte bestimmt, lagen auf dem Tisch. Einer las eine Ode aus Klopstock oder Ramler her, und man urtheilte alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Declamation des Lesers. Nachher wurde, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und besprochen; eine schriftliche Kritik theilte einer, der damit beauftragt worden, am folgenden Sonnabend mit. Der gesellige Mittelpunkt und der Ordner bei den Zusammenkünften blieb Boie, der als der ältere, erfahrnere und einsichtsvollere Freund sowohl auf die wissenschaftlichen Beschäftigungen, wie auf die dichterischen

---

32) Ueber Cramers Verhältniss zum Bunde vgl. Voss' Briefe 1, 114; 281. Nach 1, 126 wurde er erst kurz nach den Stolbergen d. h. nach dem 19. Decbr. 1772 auf sein Ansuchen aufgenommen. 33) A. a. O. 1, 91. 34) Vgl. damit Boie's Brief an Knebel vom 20. Nov. 1772, a. a. O. 2, 138 f., der von dem Bunde den Vorwurf des Bardenschwindels fern halten soll, aber ihn keineswegs ganz beseitigt, und dazu Prutz S. 235 f. 35) Die Bundesbücher nahm nach Auflösung des Bundes Voss an sich, der sich als Erben betrachtete; vgl. Briefe 2, 101. Weinhold S. 52, Anm. 2.

Arbeiten der übrigen Bundesglieder durch Anleitung und kritische Feile einen grossen und wohlthätigen Einfluss ausübte; die eigentliche Seele des Bundes jedoch und der Anführer in den Schwärmereien, denen sich diese Jünglinge hingaben, wurde Voss. Begeisterter Freundschaftsdrang, jene oben näher bezeichnete Vaterlands- und Freiheitsliebe[36], die sich wohlgefällig in ein mehr erträumtes als geschichtlich wahres Urdeutschthum und Bardenwesen hineinlebte und mit dem entschiedensten Franzosenhass gepaart war, empfindsame Naturschwärmerei, grosse, auf die Förderung von echter Religiosität und Wissenschaftlichkeit, von allem Guten und Edlen zielende Vorsätze, endlich in der Dichtung ein Streben nach dem Ursprünglichen, nach Volksmässigkeit und nach reiner, unverfälschter Natur, im Hinblick auf die Griechen, auf Shakspeare, die altenglische Balladenpoesie und die altdeutsche Kunstlyrik: das waren die in seltsamer Mischung durcheinander gährenden Lebenselemente dieses Bundes. Den Gegenstand seiner höchsten Verehrung aber und gleichsam den idealen Mittel- und Stützpunkt für sein Treiben und Dichten fand er in Klopstock. Dagegen wurde Wieland, in der Zeit wenigstens, wo der Bund in voller Blüthe stand, gehasst und verabscheut[37]. Den Charakter, den das Bundesleben allmählig angenommen hatte, und den Götzendienst, der mit Klopstock getrieben wurde, kann man vornehmlich aus dem Hergange bei zwei Festlichkeiten erkennen. Bei der ersten[38], einem Abschiedsschmause, den Ewald „dem ganzen Göttinger Parnass“ gab, und zu dem auch Bürger in die Stadt gekommen war, sass Boie, im Bunde Werdomar genannt, oben im Lehnstuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Klopstocks Gesundheit wurde von Boie zuerst ausgebracht; nicht voll so feierlich Ramlers, Lessings, Gleims etc. Als aber jemand[39] Wielands Namen nannte, „stand man mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!“ Die andere Festlichkeit war die Feier von Klopstocks Geburtstag im Jahre 1773, als die Stolberge schon in Göttingen waren[40]. Sie fand auf Hahns Stube Statt. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Beim Caffee wurden die § 256

---

36) Vgl. § 242. 37) Vgl. Gruber a. a. O. 3, 74. 93. 38) Vgl. Voss. Briefe 1, 93 f. 39) Voss meint, es möge wohl Bürger gewesen sein.
40) Vgl. Voss, Briefe 1, 144 f.

§ 256 Pfeifen mit Fidibus aus Wielands Schriften angezündet. Auch Boie, obgleich er nicht rauchte, musste doch auch einen anbrennen und auf den zerrissenen Idris stampfen[41]. Hernach trank man in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Armins (oder wie man damals seinen Namen zu fälschen liebte, „Hermanns") Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethe's, Herders etc. Man sprach von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, „und — wie!" und zuletzt wurden noch Wielands Idris und Bildniss verbrannt. — Das Glück war den Bundesgliedern günstig genug, sie durch die jungen Grafen zu Stolberg, Christian[42] und Friedrich Leopold[43], die, als sie im Herbst

---

41) Bei der Achtung, die Boie für Wieland hegte, wenn er auch mehr der Klopstockschen Richtung Beifall zollte, mag er, wie Weinhold S. 153 meint, „mit fein lächelndem Zuge um den freundlichen Mund auf das Begehren der tobenden Barden" eingegangen sein, „gleich darauf aber, wie Voss später berichtet (Briefe 1, 144; in Hölty's Leben 1804, S. XXXIII), den Freunden ihre Unbändigkeit verwiesen haben". Vgl. auch Weinhold S. 154 ff. 42) Geb. 1748 zu Hamburg, stammte aus einer Seitenlinie des Hauses Stolberg-Stolberg und genoss mit seinem Bruder Friedr. Leopold eine sorgfältige Erziehung. Beide studierten zuerst, seit dem Sommer 1770, in Halle (vgl. Th. Menge, der Graf Fr. L. Stolberg und seine Zeitgenossen, 2 Bde. Gotha 1862. 1, 31), dann in Göttingen. Nach seinem Abgange von Göttingen kam er an den dänischen Hof, wurde Kammerjunker (später Kammerherr), machte 1775 mit seinem Bruder und Goethe eine Reise in die Schweiz (Goethe. Werke 48, 90 ff.), erhielt 1777 die Amtmannsstelle zu Tremsbüttel im Holsteinischen, legte sie 1800 nieder und zog sich auf sein Gut Wiedebye bei Eckernförde zurück, wo er als Landrath bis zum J. 1821 lebte.

43) Geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein, viel begabter und in der Geschichte der deutschen Literatur auch ungleich bedeutender geworden als sein Bruder. (Wie Boie von seinem Talent dachte, ergibt sich aus einem Briefe an Bürger vom 8. December 1776: „Stolbergs dithyrambische Stücke — ich glaube nicht, dass Freundschaft mich verblendet — thun fast alle grosse Wirkung auf mich. Nächst Klopstock wird er unser grösster lyrischer Dichter, und wer weiss, ob er nicht in einigen noch über ihn hinausfliegt. Sein Geist ist edel, frei, selbständig und hat nichts vom Nachahmer an sich." Weinhold S. 215). In dem Göttinger Bunde war er wohl unter Allen der am meisten republikanisch gesinnte und der grimmigste Tyrannenhasser; als solchen zeigte er sich auch 1775 in dem Hause von Goethe's Eltern (vgl. Goethe a. a. O.). Später, zumal einige Jahre nach Ausbruch der französischen Revolution, änderten sich seine Ansichten und seine Gesinnungen in politischen Dingen nicht minder als in literarischen und in der Religion. In Beziehung auf diese wirkte schon Lavater während jener Reise in die Schweiz stark auf seine Sinnesweise ein. Auch er war, bald nachdem er Göttingen verlassen, dänischer Kammerjunker geworden. 1777 wurde er als fürst-bischöflich-lübeckscher Minister in Kopenhagen bevollmächtigt, lebte aber auch viel in Eutin. 1789 gieng er als dänischer Gesandter nach Berlin, kam zwei Jahre darauf, wo er auch eine Reise durch Deutschland nach der Schweiz, Italien und Sicilien antrat, als Regierungspräsident nach Eutin, gab jedoch 1800 den Dienst auf und liess sich in Münster nieder, wohin ihn hauptsächlich die Fürsten Gallizin und

1772 nach Göttingen kamen und dem Bunde beitraten, bereits persönlich mit Klopstock bekannt waren, mit diesem in ein unmittelbares Verhältniss zu bringen. Er erwies sich dem Bunde sehr freundlich und geneigt, wohl nicht ohne die Hoffnung, in ihm ein geeignetes Mittel zur Verwirklichung seiner wunderlichen Ideen von einer deutschen Gelehrtenrepublik zu gewinnen. Als Klopstock im Herbst 1774 durch Göttingen reiste, verkehrte er während seines mehrtägigen Aufenthalts daselbst nur mit den Mitgliedern des Bundes[44]. — Das Jahr 1772 und der Sommer des folgenden waren die Zeit, wo das Leben in diesem Freundeskreise auf seiner Höhe stand. Schon im Herbst 1773 verlor er die beiden Stolberge; die neu gewonnenen Mitglieder leisteten theils in ihrer Gesinnung und in ihrer Begabung keinen vollen Ersatz für sie, theils gehörten sie dem Bunde nur noch kurze Zeit und zu vorübergehend an, wie diess namentlich mit Johann Anton Leisewitz[45] der Fall war. 1752 zu Hannover geboren, kam er zwar schon im Herbst 1770 nach Göttingen, wo er die Rechte studierte, wurde aber, obgleich er lange mit Hölty umgegangen, durch diesen erst im Winter 1773—74 mit dessen Freunden bekannt gemacht und darauf am 2. Juli (Klopstocks Geburtstage) in den Bund aufgenommen. Im Herbst desselben Jahres verliess auch er Göttingen und hielt sich zunächst in Hannover und abwechselnd in Celle auf. Gegen Ende des Jahres 1775 gieng er als Sachwalter nach Braunschweig, wo er durch Eschenburg Lessings Bekanntschaft machte. 1778 wurde er Landschaftssecretär in Braunschweig, 1780 Hofrath und Lehrer des Erbprinzen, erhielt ein Kanonikat, trat in das § 256

---

deren Freundeskreis zogen (vgl. Levin Schücking, die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde. im Rheinischen Jahrbuche. Köln 1840, S. 121—183; Neue Mittheilungen über die Fürstin Gallitzin und den Grafen F. L. v. Stolberg. in: Der Katholik 1872, Januar). Hier trat er öffentlich zur katholischen Kirche über, zu der er sich schon seit mehrern Jahren heimlich bekannte. Von 1812 an lebte er zu Tatenfeld bei Bielefeld und zuletzt auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Er starb Ende 1819; das Erscheinen von Vossens berüchtigter Schrift: „Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier?" (1819) erlebte er noch. Vgl. über ihn A. Nicolovius, Fr. L. Graf zu Stolberg. Mainz 1846. 8.; Th. Menge. Erinnerungen an Fr. L's, Grafen zu Stolberg. Jugendjahre bis 1775. Aachen 1851—52 (Programme); dessen oben erwähntes Buch von 1862; K. Windel. Graf F. L. Stolberg. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1866. 8.; J. G. Hennes. F. L. Graf zu Stolberg und Herzog Peter v. Oldenburg. Aus ihren Briefen und andern archival. Quellen. Mainz 1870. 8.

44) Vgl. darüber und über seine Absichten mit dem Bunde Prutz S. 331 ff., 321 ff. und Weinhold S. 53 f. 45) Vgl. sein Leben in Schweizers Ausg. der sämmtlichen Schriften, Braunschweig 1838; dazu Weinhold a. a. O. S. 215 ff.; Schiller, Liebesbriefe von J. A. Leisewitz, in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 31, 353—410.

§ 256 Regierungscollegium ein, ward 1801 zum Geh. Justizrath, späterhin auch zum Vorsitzenden des Ober-Sanitätscollegiums ernannt und starb 1806. — Gegen den Ausgang des Jahres 1774 waren bereits die meisten Bundesglieder von Göttingen geschieden, und nicht lange darauf verliess es auch Boie. Diejenigen von ihnen, die nicht früh starben, giengen späterhin in ihren Lebensbahnen, wie in ihren literarischen Richtungen weit auseinander. Nur eine Zeit lang wurde noch wenigstens ein äusserlicher Zusammenhang unter mehreren durch die Musenalmanache[46] vermittelt, so wie durch das „deutsche Museum"[47], eine der vielseitigsten und gehaltreichsten Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts, die seit 1776 erschien und zuerst von Boie und Christ. Konr. Wilh. Dohm[48], bald nachher

---

46) Musenalmanach, oder poetische Blumenlese auf das Jahr 1770—75. Göttingen. 12. Als Boie die Herausgabe an Voss abgetreten hatte (bereits die Besorgung des Jahrg. 1775 hatte Boie Voss übertragen, weil er eine Reise nach Holland machte: Weinhold S. 253) und dieser den Verlagsort änderte, gab der alte Verleger die Fortsetzung des so lange bei ihm erschienenen Almanachs nicht auf: er wurde unter dem bisherigen Titel redigiert von Göckingk 1776—78, von Bürger 1779—94 (vgl. dazu seine im Musen-Almanach für 1782 abgegebene Erklärung, Weimar. Jahrb. 2, 220 ff.), von K. von Reinhard 1795—1802 (vgl. Weinhold S. 254). — Der von Voss übernommene „Musenalmanach für das J. 1776 ff., von den Verfassern des bisherigen Göttinger M.-A. herausgegeben" (auch unter dem Titel „Poetische Blumenlese für das J. 1776 ff. 16), kam im ersten Jahr zu Lauenburg, von 1777—99 zu Hamburg und als „letzter Musenalmanach auf das J. 1800" zu Neustrelitz heraus. Von 1776—78 und von 1787—1800 redigierte ihn Voss allein, von 1779—86 in Verbindung mit Göckingk. Von den übrigen zahlreichen poetischen Blumenlesen, die nach und nach als Musenalmanache, (poetische) Taschenbücher oder unter andern Titeln erschienen, und die, soviel mir bekannt ist, am vollständigsten in W. Engelmanns Bibliothek der schönen Wissenschaften etc. Leipzig 1837 und 46. 2 Bde. 8. 1, 272 ff.; 2, 218 und (zum allergrössten Theil nach Engelmann) bei K. Goedeke a. a. O. 1, 727 f. verzeichnet sind, erschien auch schon im J. 1770, aber in ganz anderer Art angelegt und anfänglich in entschieden feindseliger Tendenz gegen den Göttinger, der „Almanach der deutschen Musen auf das J. 1770 ff." Leipzig 1770—75. 8. Vgl. darüber Prutz S. 202 ff., 280 ff.; Weinhold S. 234 f. 245, Anm. 2, und Klotzens Bibliothek der schönen Wissenschaften 5, 1, 32 ff. Nach dem Weimar. Jahrb. 3, 57, Anm. 1 gab diesen Almanach Chr. Heinr. Schmid von 1770—1781 heraus. Vgl. aber Engelmann a. a. O. 1, 273, und Weinhold S. 23. 47) Vgl. Weinhold S. 255 ff.

48) Geb. 1751 zu Lemgo, studierte in Leipzig die Rechte, wurde 1773 als Pagenlehrer nach Berlin berufen, gab diese Stellung aber bald wieder auf und gieng 1774 nach Göttingen, wo er noch Vorlesungen hörte und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. 1776 erhielt er eine Professur am Carolinum zu Cassel; drei Jahre darauf trat er in preussische Dienste, zunächst als Kriegsrath und Archivar im auswärtigen Amte; nachher wurde er zu mehreren höhern Aemtern befördert, zuletzt zum Kammerpräsidenten in Heiligenstadt. Auch war er 1786 in den Adelstand erhoben worden. Unter dem Könige von Westphalen war er seit 1807 Staatsrath und Gesandter in Dresden. 1810 trat er in den Privatstand

aber von Boie allein herausgegeben ward[49]. Was die Herausgeber bei Gründung ihrer Zeitschrift hauptsächlich im Auge hatten, deutet Boie in einem Briefe an Merck aus dem Jahre 1775 an[50]: „Es (das Journal) ist der wissenschaftlichen Unterhaltung gewidmet; wir wollen so gut wie möglich die Gegenstände der jetzigen Aufmerksamkeit zu fixieren suchen, immer aber auf das am meisten Rücksicht nehmen, was Deutschland näher angeht, und mit der Zeit es ganz zu einem deutschen Nationaljournal zu machen suchen. Recensieren wollen wir eigentlich nicht, aber wohl grosse Werke der Ausländer, die nicht ganz übersetzt werden können und müssen, ausziehen, einzelne Stücke aus solchen übersetzen und bei Gelegenheit über einzelne Bücher was sagen. Die kleinere gesellschaftliche Poesie bleibt den Musenalmanachen, aber grössere Stücke von jedem Ton und Manier werden mir willkommen sein"[51]. Besondere Rücksicht nahm das Museum auch auf ältere deutsche Literatur[52], und namentlich hat es grossen Antheil an der Weckung des Sinnes für unsern Volksgesang gehabt. Von den Göttinger Freunden haben dazu Bürger, Voss und die beiden Stolberge viel beigesteuert[53]. § 256

§ 257.

Das Uebergehen des Göttinger Musenalmanachs aus Boie's in Vossens Hände bezeichnet das Ende des Zeitabschnitts, der mit der Gründung der Bremer Beiträge anhob, wo nämlich die Neubelebung und Pflege der vaterländischen Dichtung zum nicht geringen Theil und ganz unmittelbar von jungen, unter einander verbündeten Männern ausgieng, deren meiste ihre akademische Bildung noch nicht vollendet hatten. Denn von nun an treffen wir auf eine

---

zurück und lebte fortan auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen, wo er 1820 starb. 49) Deutsches Museum. Leipzig 1776—88. S., die beiden ersten Jahrgänge von Boie und Dohm gemeinschaftlich (schon vom Augustheft 1778 an war Boie alleiniger Leiter), die folgenden nebst der Fortsetzung, die als „Neues deutsches Museum" (vom Juli 1789 bis Ende Juni 1791) erschienen, von Boie allein herausgegeben. 50) Briefe an J. H. Merck, 1835, S. 70 ff. 51) Vgl. Weinhold S. 74 f. 52) Vgl. Weinhold S. 268 f. 53) Vgl. Prutz S. 351 ff. und Schlosser 4, 284 ff. Der letztere rühmt dieser Zeitschrift nach, sie sei unstreitig die beste für das grössere Publicum, welche je in Deutschland erschienen. „Die innige Freundschaft, welche vom Strande der Ost- und Nordsee bis zu den Grenzen Italiens alle die Männer, welche damals unsere Nation und ihre Literatur von der Barbarei und dem Despotismus der Pfaffen und Pedanten, von den elenden Kabalen, Kamaraderien, dem Handwerksgeist und der Gemeinheit der Universitäten befreien wollten und, ohne sich persönlich zu kennen, im geheimen innigen Bunde standen, erleichterte Boie und Dohm das Unternehmen, um Vorzügliches dem Publicum periodisch darzubieten."

§ 257 solche Verbindung, wie wir sie namentlich in Leipzig und in Göttingen fanden, an keiner Universität mehr, die gleich von da aus auf den Bildungsgang der deutschen Literatur irgendwie mit Erfolg eingewirkt hätte; und auch anderwärts bildet sich in der bisherigen Art weiter kein in bestimmten Absichten geschlossener und zugleich auf verabredeten Einrichtungen und Satzungen fussender Dichterverein von nur einiger Bedeutung[1]. Aber Sammelpunkte literarischer Kräfte überhaupt gaben neben oder nach den bisher angeführten Orten noch viele Städte ab. Hamburg ist darunter zuerst zu nennen, sowohl deshalb, weil hier, wo Brockes, Richey[2] und Friedrich von Hagedorn[3], späterhin Klopstock und verschiedene andere angesehene, so wie viele minder bedeutende Schriftsteller lebten, die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts in einer so ununterbrochenen Folge von Erzeugnissen in die des achtzehnten hinübergeleitet ward, wie nirgend anderswo; als auch, weil diese Stadt durch ihr Theater unmittelbar und mittelbar durch Lessings Dramaturgie, zu der es den nächsten Anlass gab, die Blüthe der Schauspielkunst und die Entwickelung der dramatischen Poesie in Deutschland ganz ausserordentlich gefördert hat[4]. Sodann Braunschweig, wohin Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem[5] ausser mehrern Mitgliedern des Leipziger Dichterkreises

---

§ 257. 1) Nachdem Berlin der Mittelpunkt einer Kritik geworden, die sich über das Gesammtgebiet der deutschen Literatur erstreckte und von einem durch ganz Deutschland verzweigten Gelehrtenverein ausgeübt ward, in dem Göttinger Musenalmanach aber ein Vereinigungspunkt für die deutschen Dichter aller Länder gegeben war, bedurfte es nicht einmal mehr solcher Sonderbündnisse. Am allerwenigsten aber hätte unsre schöne Literatur noch in der Art, wie früherhin, aus Studentenverbindungen Nutzen ziehen können, da nun die Zeit gekommen war, wo sie bei den neuern Ausländern und bei den Alten nicht mehr bloss in die Schule gehen sollte, und ihre Erzeugnisse den Charakter von Jugendübungen zu verlieren und den männlichern von freien und selbständigen Erfindungen anzunehmen begannen. Als nachher wieder die schlechten Literaturtendenzen das Uebergewicht bekamen und ihnen einerseits Schiller und Goethe, andererseits die Romantiker entgegentraten, kehrte in diesem doppelten Bündniss zwar etwas dem Aehnliches wieder, was die Verbindung von Lessing, Mendelssohn und Nicolai gewesen war; allein von den genossenschaftlichen Einrichtungen und dem, was damit zusammenhieng, wie bei den Zürichern, Leipzigern, Hallischen, Halberstädtern und Göttingern, konnte zwischen Schiller und Goethe von selbst nicht die Rede sein, und ebensowenig fand etwas der Art beim Aufkommen der romantischen Schule Statt. 2) Ueber Brockes und Richey vgl. § 208 und § 219, Anm. 25.

3) Vgl. über ihn und sein Leben § 282. 4) Vgl. hierzu fürs erste Prutz, der Göttinger Dichterbund S. 169 ff.; Gervinus 4[4], 357 ff. und Danzel a. a. O. S. 117 ff. 5) Geb. 1709 zu Osnabrück, von dessen Gymnasium er 1724 die Universität Leipzig bezog, um Theologie zu studieren. Er gehörte zu Gottscheds ältesten Schülern, der ihn in die wolffische Philosophie einführte, und dem er, wie es scheint, immer zugethan blieb (Danzel a. a. O. S. 318 ff.). 1727 begab er

noch andere talentvolle Männer an das Carolinum zog[6], und wozu § 257
auch Lessing von Wolfenbüttel aus in dem allernächsten Bezuge stand. Ferner Königsberg, der Wohnsitz von Immanuel Kant, Johann Georg Hamann, Theodor Gottlieb von Hippel etc., von wo aus Hamann seit dem Ende der Sechziger des vorigen Jahrhunderts, mittelbar durch Herder, unmittelbar durch seine Schriften, und seit den Achtzigern Kant durch seine philosophische Lehre so mächtig und folgenreich in die Gestaltung des deutschen Geisteslebens eingriffen. Kant, geboren 1724 zu Königsberg, wo er auch studierte und sein ganzes Leben zubrachte, trat 1755 als akademischer Lehrer auf, wurde 1766 zweiter Schlossbibliothekar und 1770 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. 1786 nahm ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Er starb 1804. Bekannter ward sein Name in Deutschland zuerst 1764, als er schon einige kleinere Schriften herausgegeben hatte, durch die Literaturbriefe, von denen der 280. nebst dem folgenden über seinen „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“[7] sehr vortheilhaft berichteten. Epochemachend aber wurde seine „Kritik der reinen Vernunft“, die 1781 erschien[8]. Hamann, 1730 zu Königsberg geboren, besuchte verschiedene Schulen seiner Vaterstadt und von 1746 an die Universität. Anfänglich studierte er Theologie, legte

---

sich auf zwei Jahre nach Holland, theils um in Leyden noch Vorlesungen zu hören, theils um die bedeutendsten Städte und Gelehrten dieses Landes kennen zu lernen, und begleitete dann zwei junge Edelleute als Hofmeister nach Göttingen. Später hielt er sich drei Jahre in England auf, kehrte 1740 nach Osnabrück zurück und wurde zwei Jahre darauf von dem Herzog Karl von Braunschweig zum Erzieher des Erbprinzen und zum Hof- und Reiseprediger ernannt. Nach und nach zu höhern geistlichen Stellen befördert, wurde er 1752 Abt von Riddagshausen und 1771 Oberhofprediger und Vicepräsident des Wolfenbüttler Consistoriums. Schon bald nach seiner Ankunft in Braunschweig brachte er die Gründung einer neuen Bildungsanstalt bei dem Herzog in Anregung, die zwischen Gymnasium und Universität eine gewisse Mitte halten, und worin, „bei einer tüchtigen und praktischen Unterlage der Fachwissenschaften, hauptsächlich die sogenannten schönen Wissenschaften und Humaniora, besonders die Pflege der Muttersprache zur Erweckung eines bessern Geschmacks, die allerwichtigsten Gegenstände des Unterrichts werden sollten.“ 1745 trat sie unter dem Namen Collegium Carolinum ins Leben und gelangte bald, zumal seitdem Jerusalem ihr alleiniger Curator war, zu ausgezeichnetem Ruf. Im J. 1772 traf ihn der harte Schlag, dass sich sein einziger Sohn das Leben nahm, ein Ereigniss, mit dem der Inhalt und die Abfassung von Goethe's Werther im nächsten Zusammenhange stehen (vgl. Goethe, Werke 25, 155 f. 223 und dazu H. Düntzer, Studien zu Goethe's Werken, S. 103 ff.). Er starb 1789. 6) Ausführlich handelt davon die § 252, Anm. 44 angeführte Schrift von K. G. W. Schiller. 7) Königsberg 1763. 8. 8) Vgl. § 243, Anm. 1, wo die Hauptschriften und die Zeit, wo sie erschienen, angegeben sind

§ 257 sich indess bald auf allgemeinere und seinem Geiste mehr zusagende Dinge, namentlich auf Alterthümer, Kritik und schöne Literatur, woneben er, wiewohl nur mehr zum Schein, die Rechtsgelehrsamkeit betrieb. 1752 verliess er Königsberg und lebte, nirgend lange aushaltend, bis 1756 in Liefland und Kurland, bald als Hauslehrer, bald bei Freunden in Riga, wo er sich mit Eifer auf die politischen und Handelswissenschaften legte und auch ein dahin einschlagendes Werk aus dem Französischen übersetzte. Im Herbst 1756 machte er für das ihm besonders befreundete Handlungshaus Berens in Riga eine Reise, zuerst nach Berlin, wo er Moses Mendelssohn, Sulzer und Ramler kennen lernte, dann nach Lübeck und zu Anfang des folgenden Jahres weiter über Hamburg und Holland nach London. Den ihm anvertrauten Geschäften nicht gewachsen, suchte er seine innere Angst durch Zerstreuungen und Ausschweifungen zu übertäuben, fiel dabei schlechten Menschen in die Hände, bis er, der Verzweiflung nahe, in der Bibel Trost und neuen Lebensmuth fand. Im Sommer 1758 kehrte er nach Riga zurück und lebte im berensschen Hause. Ein Zerwürfniss mit demselben und der Wunsch seines Vaters, eines in Königsberg beliebten Wundarztes, führten ihn 1759 wieder seinem Geburtsorte zu, wo er nun einige Jahre im väterlichen Hause lebte und vielerlei Studien betrieb, namentlich auch orientalische Sprachen. Er hatte einen wahren Heisshunger nach Büchern, die er noch nicht kannte, und gelangte dadurch nach und nach zu einer erstaunlichen Belesenheit in aller Art Schriften. Seine eigentliche Autorschaft hob sich, wie er selbst 1784 an Fr. H. Jacobi schrieb[9], mit dem Jahre 1759 und den „sokratischen Denkwürdigkeiten“ an[10]. „Zur Autorschaft verführt“ hätten ihn J. Ch. Berens[11] und Kant. Die immer mehr sinkenden Umstände seines kränkelnden Vaters nöthigten ihn 1762, zuerst bei dem Magistrat zu Königsberg Copist, dann bei der königl. Kammer Canzellist, beides noch ohne Besoldung, zu werden; er hielt diese Art von Arbeit aber nur ein halbes Jahr lang aus. Eine vortheilhafte Anstellung in Darmstadt, die ihm F. K. von Moser antrug, nahm er nicht an, als er auf einer Reise, die ihn bis ins Elsass und nach Basel führte, und die ihm Mosers persönliche Bekannt-

---

9) J. G. Hamanns Briefwechsel mit F. H. Jacobi, herausg. von Fr. Roth, als 3. Abth. des 4. Bandes von Jacobi's Werken, S. 13 f. 10) Sie wurden gleich im 113. Literaturbrief mit grosser Anerkennung von Mendelssohn besprochen.
11) Um 1785 Rathsherr in Riga, der von der Universität her mit ihm befreundet war, ihn zuerst mit der französischen und deutschen Literatur bekannt gemacht hatte, ihn in Kurland aufsuchte und ihm seinen Geschmack an den neuesten welschen politischen und Handlungsschriften einpfropfte.

schaft verschaffen sollte, diesen verfehlte. 1765 gieng er wieder § 257
nach Mietau als Hauslehrer, kehrte zu Anfang des Jahres 1767 nach Königsberg zurück und erhielt daselbst auf Kants und eines andern angesehenen Mannes Empfehlung bei der neuen Provincial-Accise- und Zolldirection die Stelle als Secrétaire-Traducteur. Erst zehn Jahre später wurde er Packhofsverwalter mit einem sehr mässigen Gehalt und einigen geringen Nebeneinkünften, die aber allmählig gekürzt und endlich ganz gestrichen wurden. Da er, ohne sich trauen zu lassen, eine Gewissensehe geschlossen hatte und Vater von mehreren Kindern geworden war, musste er mit grossen und höchst drückenden Nahrungssorgen kämpfen, bis 1784 Franz Buchholz[12], ein begüterter Jüngling zu Münster, den Lavater auf Hamann aufmerksam gemacht hatte, ihm ein bedeutendes Capital zur Verfügung stellte. In demselben Jahre verlangte die Fürstin Gallizin in Münster, deren Interesse an dem Magus im Norden (diesen Namen hatte ihm Moser gegeben) durch F. H. Jacobi geweckt worden war, alle seine Schriften kennen zu lernen. Dadurch kam er in Verbindung mit der Fürstin und ihren Freunden. Als ihm 1787 sein Abschied mit einem Ruhegehalt ertheilt worden, reiste er nach Westphalen: er verweilte ein Jahr theils in Münster, theils bei F. H. Jacobi in Düsseldorf oder Pempelfort und auf dem Gute Buchholzens, und starb, als er sich eben zur Heimreise anschickte, den 21. Juni 1788 in Münster[13]. Hippel endlich, 1741 zu Gerdauen in Ostpreussen geboren, zeigte früh, bei einer ungewöhnlichen geistigen Organisation und sehr glücklichen Anlagen, Neigung zur Poesie und Musik. Durch Privatunterricht allein vorbereitet, bezog er schon in seinem fünfzehnten Jahre die Universität Königsberg, wo er sich der Theologie widmen sollte, sich aber auch auf das Studium der alten Classiker, auf Mathematik und Philosophie legte. Kanten hörte er erst in der letzten Zeit. Der Umgang mit einem holländischen Juristen erweckte in ihm die Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit und verschaffte ihm die Bekanntschaft mit einem jungen russischen Officier, den er 1760 nach Petersburg begleitete. Die neuen Anschauungen, die er hier gewann, blieben nicht ohne bedeutenden Einfluss auf seine Geistes- und Gemüthsrichtung. Nach seiner Zurückkunft nahm er zwar zunächst eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie an, gab sie aber 1762 wieder auf, um die Rechte zu studieren. Entscheidend

12) Geb. 1760 zu Münster, gest. 1812. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 265, Anm. 1.

13) Vgl. C. H. Gildemeister, J. G. Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. 5 Bde. Gotha 1856—68. 8. A. Brömel, J. G. Hamann. Ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts. Berlin 1870. 8. Petri. Hamanns Schriften und Briefe. 1. Theil. Hannover 1872. 8.

§ 257 wirkte bei dieser Aenderung seines Lebensplans mit der Wunsch, schnell zu hohen Ehrenstellen und zu Reichthümern zu gelangen, indem er dadurch allein das Herz und die Hand eines von ihm leidenschaftlich geliebten, aber an Stand und Vermögen weit über ihm stehenden Frauenzimmers gewinnen zu können meinte. So schwer es ihm wurde, ohne Vermögen und ohne Unterstützung den neu eingeschlagenen Weg zu verfolgen, er schritt muthig, beharrlich und unter grossen Entbehrungen, die er sich auferlegte, auf demselben vorwärts und erlangte, wenn er auch dem Besitz der Geliebten entsagte und immer ehelos blieb, Würden, Rang und Reichthum. Nachdem er 1765 Sachwalter in Königsberg geworden war und sich bald Zutrauen und Achtung erworben hatte, erhielt er nach und nach immer höhere richterliche Aemter. 1780 wurde er endlich erster Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirector mit dem Character eines Geh. Kriegsrathes und Stadtpräsidenten; bald darauf liess er den Adel seiner Familie erneuern. Er starb 1796. Als Schriftsteller wollte er, so lange er lebte, nicht genannt werden[14], und wirklich wussten damals nur höchstens einige vertraute Freunde, dass er der Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", des Buchs „über die Ehe" etc. wäre[15]. — So treten nach und nach, wenn sich auch nicht gleich grosse Erinnerungen an sie knüpfen, in der Geschichte unserer Literatur während dieses Zeitraums noch Wien[16], Stuttgart[17], Erfurt[18], Darmstadt mit Giessen und Frankfurt a. M.[19], Gotha, Düsseldorf, Münster, München[20], Cassel[21], Manheim[22], Mainz[23], Breslau[24], Heidelberg[25] und Dresden[26], auf die Dauer oder mehr nur im Vorübergehen, in den Vordergrund[27], alle jedoch in

---

14) Nach H. M. Schletterer, J. Fr. Reichardt, sein Leben und seine musikalische Thätigkeit, Augsburg 1865. 8. 1, 179 war es ein Lustspiel „Der Mann nach der Uhr", dessen ungünstiges Schicksal ihn hernach besonders zu der lange und strenge gehaltenen Anonymität bewog. 15) Er schrieb 1792 in einem Briefe: „Wenn Schriftsteller in Aemtern sind, die in ausserordentlichen Connexionen mit Menschen stehen, welche nicht gleich denken, ist die Anonymität eine herrliche und fast nothwendige Sache." 16) Vgl. § 248, 9—14, und Gervinus 5, 20; 481 f. 17) Vgl. denselben 5, 124 ff. 18) Vgl. Schlosser 4, 152 f. und Prutz, der Göttinger Dichterbund S. 158 f. 19) Vgl. § 259. 20) Bezüglich Gotha, Düsseldorf, Münster, München vgl. Gervinus 5, 484; 4, 516; 5, 282 ff.; 4, 533 f. 21) Vgl. Schlosser 3, 321. 22) Vgl. Gervinus 5, 136 f.; 494 f. 23) Vgl. Schlosser 3, 321. 24) Vgl. § 248, Anm. 2. 25) Vgl. Schlosser 7, 1, 89. 26) Vgl. Gervinus 5, 327. 27) Um hier nicht längere oder kürzere Reihen von Schriftstellernamen bei den einzelnen genannten Orten aufzuführen, verweise ich im Allgemeinen auf Gudens chronolog. Tabellen, aus denen ohne grosse Mühe solche Namensverzeichnisse zusammengestellt werden können, und für die neueste Zeit auf die topographische Uebersicht bei Gervinus 5[4], 521—524.

§ 257 Schatten gegen Weimar und Jena, als an diesen beiden Orten die Häupter der poetischen und viele der ersten Vertreter der wissenschaftlichen Literatur beisammen waren. — Was die Städte betrifft, in denen die mit der schönen Literatur im engsten Verbande stehende Schauspielkunst den ihr günstigsten Boden fand, so folgten hier der Zeit nach auf Leipzig und Hamburg zunächst und auf lange hin Wien und Berlin, während kürzerer Perioden Weimar, Gotha und Manheim, dann aufs neue Weimar und von den übrigen Residenzorten die bedeutendern, so wie noch einige andere grosse Plätze. — Die Hauptsitze streng wissenschaftlicher Thätigkeit und gelehrter Forschung blieben auch jetzt, nebst den Akademien zu Berlin, München und Göttingen, die Universitäten. Von diesen zeichneten sich durch Leistungen aus, die nicht bloss die Fachwissenschaften bereicherten und förderten, sondern auch noch einen mehr oder minder nahen Bezug zu unserer Nationalliteratur oder einen bemerkbarern Einfluss auf die allgemeine Geistesbildung in Deutschland hatten, während der ganzen Dauer dieses Zeitraums (wiewohl nicht gleichmässig) Leipzig, Halle und Göttingen, mehr nur in dessen erster Hälfte Frankfurt und Königsberg, in der zweiten aber ganz vorzüglich Jena, Heidelberg und Berlin, dann auch Breslau und ganz zuletzt noch Bonn und München.

§ 258.

Alle jene literarischen Kreise, die in den fünfzig Jahren seit der Gründung der Züricher Gesellschaft durch Bodmer und Breitinger bis zur Stiftung des Göttinger Hainbundes zusammentraten, bewerkstelligten zunächst nur mehr die Einigung des Literaturlebens innerhalb engerer räumlicher Grenzen; allgemeine Mittelpunkte für die verschiedenen Schriftstellergruppen wurden dagegen schon in der Zeit von 1740 bis 1773 einige grosse oder mindestens einflussreiche Persönlichkeiten. So gab Gleim, wie wir sahen, erst einen Vermittler ab zwischen dem halle-laublingenschen und dem berlinischen Kreise einer- und den Schweizern andrerseits, befreundete sich dann von Halberstadt aus mit den Leipzigern, den Braunschweigern und der Schule Klotzens[1] in Halle und stand auch in

---

§ 258. 1) Chr. Adf. Klotz, geb. 1738 zu Bischofswerda, seit 1762 in Göttingen ausserordentlicher, seit 1765 in Halle ordentlicher Professor, einige Jahre später zum Geheimenrath ernannt, gest. 1771. Als geschmackvoller Philologe und ausgezeichneter Lateinschreiber in Versen wie in Prosa hatte er sich Ruf erworben, als Lebemann und heiterer Gesellschafter, der es mit der Sittlichkeit nicht strenge nahm und gern mit jungen Leuten umgieng, einen Kreis um sich versammelt, der es bei seinen Zusammenkünften nicht bloss bei den anakreontischen Scherzen der Halberstädter bewenden liess, als Kunstkenner und Kritiker

§ 258 gutem Vernehmen mit den Dichtern des Hainbundes. Ein zweiter Mittelpunkt wurde Friedrich Gottlieb Klopstock[2]. Geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, verlebte er seine Knabenzeit zum grossen Theil auf dem Amt Friedeberg im Mansfeldischen, das sein Vater gepachtet hatte. In seinem dreizehnten Jahre kehrte er mit seinen Eltern nach Quedlinburg zurück und besuchte von da an drei Jahre hindurch das dortige Gymnasium. 1739 kam er nach Pforte, wo er bis 1745 blieb. Neben den alten Sprachen, die er mit Eifer betrieb, beschäftigte er sich schon hier mit neuerer Literatur und lernte, wie aus seiner am 21. September 1745 gehaltenen Abschiedsrede[3] erhellt, namentlich mehrere berühmte epische Dichter des Auslandes, wie Tasso, Voltaire und besonders Milton, näher kennen. Auch versuchte er sich früh, ausser in Oden und Liedern, in Schäfergedichten, wozu er bald die lateinische oder griechische, bald die deutsche Sprache wählte[4]. Den Plan zum Messias fasste und entwarf er der Hauptsache nach gleichfalls schon in Pforte, noch bevor er, wie versichert wird, mit Milton bekannt geworden war, und nachdem er die Absicht, Heinrich I als Retter Deutschlands zum Helden einer grossen Dichtung zu machen, aufgegeben hatte. Als er im Herbst 1745 nach Jena kam, um Theologie

endlich durch mehr scheinbares als wirkliches, aber mit Anmassung vorgetragenes Wissen und allerlei Künste und Ränke es zu Ansehen, Einfluss und Anhang in der deutschen Gelehrtenwelt bis nach Wien hin gebracht, wodurch seine Eitelkeit bis zum Uebermass gesteigert wurde. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, gründete er eine neue kritische Zeitschrift, die „deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften,“ die in Halle von 1767—72. 8. erschien. Dünkelhaft und muthwillig, mit leichtfertigem, wiewohl mitunter treffendem und öfter sehr beissendem Witze trat er hier, unterstützt von seinem Anhange (Riedel, v. Schirach, Meusel, Chr. H. Schmid etc.) gegen die verdienstvollsten und gefeiertsten Männer in die Schranken, befehdete andere Zeitschriften, namentlich die allgemeine deutsche Bibliothek, und begünstigte nur solche Schriftsteller, die die Partei entweder schon zu den Ihrigen zählte, oder zu sich herüber zu ziehen hoffte. Der doppelte Streit aber mit Lessing und Herder, wozu ihn sein Dünkel und sein Uebermuth verleiteten, schlug zu seinem Verderben aus und stürzte ihn von seiner Höhe. Die Hauptquelle für sein Leben ist C. R. Hausen, Leben und Charakter Hrn. Chr. A. Klotzens. Halle 1772. Vgl. Nicolai's Vorrede zum 2. St. des 8. Bandes der Allg. d. Bibl., so wie dessen Recension im 10. Bde. St. 2. S. 103—129; Guhrauer, Lessing 2, 1, 231 ff.; Manso in den Nachträgen zu Sulzer S. 282 ff.; Gruber, Wielands Leben, Buch 3, S. 181 ff.; Gervinus 4[5]. 319 ff. und Weinhold a. a. O. S. 236 ff. 241 ff.

2) Die Literatur über sein Leben betreffend vgl. Gödeke, Grundriss S. 597 f.; dazu D. Strauss, Klopstocks Jugendleben, in den kl. Schriften, neue Folge, Leipzig 1866. 8.; und Briefe an und von Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Herausg. von J. M Lappenberg. Braunschweig 1867. 8. 3) Declamatio qua poetas epopoeiae auctores recenset F. G. K. Vgl. Freybe, Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie, cultur- und litterargeschichtlich beleuchtet etc. Halle 1868. 8. 4) Vgl. den Brief eines seiner Mitschüler aus dem J. 1743 bei Freim. Pfeiffer, Goethe und Klopstock. Leipzig 1842. 8. S. 177 ff.

zu studieren, hatte er noch den Vorsatz, vor seinem dreissigsten Jahre nicht an die Ausarbeitung des Messias zu gehen. Er gab ihn indess bald auf und schrieb die drei ersten Gesänge nieder, zuerst in Prosa, weil ihm keine der damals für die deutsche Erzählungspoesie üblichen Versarten zusagte. Erst in Leipzig, wohin er sich im Frühling 1746 begab, verfiel er darauf, einen Versuch mit deutschen Hexametern zu machen und seine Prosa darin umzusetzen. Von der Absicht, mit dem Gedicht nicht früher hervorzutreten, bis es vollendet wäre, stand er ab, als sich sein Freund Schmidt im Eifer eines Gesprächs hinreissen liess, das ihm allein anvertraute Geheimniss von dem angefangenen Messias Cramern zu verrathen[5]. Das Aufsehen, welches diese ersten Gesänge des nicht früher als nach 25 Jahren zum Abschluss gebrachten Werks bei ihrem Erscheinen in ganz Deutschland erregten, war unglaublich gross. Klopstock hatte sich nicht als Verfasser genannt und sein Name blieb auch noch einige Zeit den Lesern unbekannt. 1748 verliess er Leipzig und gieng als Hauslehrer zu einem Verwandten nach Langensalza. Eine tiefe und schwärmerische, aber unerwiedert bleibende Neigung zu Schmidts Schwester, die er unter dem Namen Fanny dichterisch verherrlicht hat[6], stürzte ihn in eine lang anhaltende Schwermuth; um so williger nahm er Bodmers Einladung nach Zürich an, wohin er im Sommer 1750 reiste[7]. Als er im folgenden Jahre aus der Schweiz, wo er viele Verehrer und Freunde zurückliess, heimzukehren im Begriff war, in der Hoffnung, eine Anstellung am Carolinum in Braunschweig zu erhalten, wurde er auf Verwenden des Grafen Bernstorf von König Friedrich V nach Kopenhagen berufen und ihm ein Jahrgehalt zugesichert, das ihm die zur Vollendung des Messias erforderliche Unabhängigkeit verschaffen sollte. Auf seiner Reise nach Dänemark lernte er zu Hamburg seine nachherige erste Gattin Margaretha (Meta) Moller, in seinen Gedichten Cidli genannt, kennen, mit der er sich 1754 ver- § 258

5) Vgl. § 252, Anm. 43. 6) Vgl. Klopstocks Liebe zu Fanny. In Briefen Klopstocks an Bodmer, im Weimar. Jahrb. 4, 116 ff. 7) Vgl. § 250, S. 48, § 254, 14 und besonders J. C. Mörikofer, Klopstock in Zürich im Jahr 1750—51. Zürich und Frauenfeld 1851. 8. Besonders interessant zur Beurtheilung der zwischen Bodmer und Klopstock später allmählig eingetretenen Spannung und Entfremdung ist Klopstocks Brief an Bodmer (der ihn aber nicht erhielt) bei Lappenberg Nr. 35; vgl. auch Brief 37. Zur Erläuterung des Verhältnisses zwischen beiden sollen mit als Berichtigung einiger harten Worte über B. in Klopstocks Briefen, herausg. von Kl. Schmidt, 1, 176. 200, die Briefauszüge dienen, die zuerst Morgenblatt 1814. Nr. 275 standen und dann ins Weim. Jahrb. 3, 184 ff. aufgenommen wurden. Sie sind von Bodmer an Zellweger 1748 und 1750 geschrieben.

§ 258 band, die ihm aber schon 1758 durch den Tod entrissen wurde. 1763 erhielt er den Titel eines dänischen Legationsraths und blieb noch bis 1771 in Kopenhagen, wo er nach Bernstorfs Scheiden aus dem Ministerium Dänemark ganz verliess und, ohne sein Jahrgehalt einzubüssen, Hamburg zum Wohnort nahm. Unterdessen hatte er am Messias fortgedichtet und ihn stückweise bekannt gemacht, seine besten lyrischen Sachen abgefasst[8], zu „dem nordischen Aufseher“, einer von J. A. Cramer herausgegebenen und „zur Beförderung der Tugend, der Sitten und des guten Geschmacks bestimmten“ Wochenschrift nach Art des englischen Zuschauers[9], poetische und prosaische Beiträge geliefert, zwei seiner biblischen Trauerspiele „den Tod Adams“[10] und „Salomo“[11] sowie von den vaterländischen Schauspielen oder den sogenannten Bardieten das erste „Hermanns Schlacht“[12] geschrieben, auch seine „geistlichen Lieder“ gesammelt[13]. Gegen Ende des Jahres 1774 folgte er der Einladung des Markgrafen von Baden[14] und hielt sich ungefähr ein Jahr in Karlsruhe auf; dann kehrte er als badenscher Hofrath mit einer ihm von dem Markgrafen gewährten Pension nach Hamburg zurück, wo er am 14. März 1803 starb[15]. Seit der Zeit, wo er sich in Hamburg niedergelassen, waren von ihm noch ausser dem Schluss des Messias (1773) von neuen grössern Dichtwerken erschienen ein drittes biblisches Trauerspiel, „David“ (1772), und zwei Bardiete, „Hermann und die Fürsten“ (1784) und „Hermanns Tod“ (1787); ausserdem der erste Theil „der deutschen Gelehrtenrepublik“ (1774) und verschiedene Schriften über Sprache, Dichtkunst, Grammatik und deutsche Rechtschreibung, mit welchen Gegenständen er sich besonders in seinen späteren Jahren viel beschäftigte. Klopstock schlang durch seine besonderen Beziehungen und durch den Einfluss, den er als Dichter überhaupt ausübte, ein geistiges Band um seine Leipziger Freunde und die Schweizer, nachher von Kopenhagen und Hamburg aus um die deutschen Schriftsteller in Dänemark und Schleswig, die von 1766 an die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ herausgaben[16],

---

8) Die Oden und Elegien überhaupt beginnen mit 1747 und reichen bis 1801.
9) Erschienen 1758—61 in Kopenhagen, nachher in 3 Bänden 8. zu Kopenh. und Leipzig 1760. 62. 70. 10) Gedruckt 1757. 11) Gedruckt 1764.
12) Gedruckt 1769. 13) 1758. 1769. 14) Vgl. Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden, von D. Fr. Strauss, in v. Sybels histor. Zeitschrift 1859, 2. Heft, 424—448. 15) Ueber die ausserordentlichen Ehren, die dem Verstorbenen beim Begräbniss erwiesen wurden, gibt Jördens 3, 10 ff. sehr ausführliche Nachricht. 16) Diese Zeitschrift, welche sich gewissermassen an die Berliner Literaturbriefe anschloss, obgleich sie dieselben eher angriff, als dem darin herrschenden Geiste huldigte, erschien in drei Sammlungen, Schleswig und

um die Braunschweiger und Halberstädter, die Wiener und Göttinger. § 258
Nicolai hatte seit Gründung der allgemeinen deutschen Bibliothek literarische Freunde und kritische Helfer fast in allen Theilen von Deutschland[17]. Lessing endlich, der zuerst abwechselnd in Leipzig, Wittenberg und Berlin, darauf eine Zeit lang in Breslau lebte, von da nach Berlin zurückkehrte, dann sich in Hamburg niederliess und zuletzt, kurz vor 1770, in Wolfenbüttel eine feste Stätte fand, der an diesen Orten und anderwärts mit vielen verdienstvollen Gelehrten und Schriftstellern in ein näheres Verhältniss und in Briefwechsel kam, weckte durch seine anregende Persönlichkeit sowohl, wie durch den ganzen lebensvollen Character seiner schriftstellerischen Wirksamkeit überall die Geister. Gotthold Ephraim Lessing wurde den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater, ein Mann von nicht gemeiner theologischer Gelehrsamkeit, Geistlicher war. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt und kam dann 1741 auf die Fürstenschule in Meissen. Die alten Sprachen wurden hier sein Hauptstudium und mit Vorliebe las er Theophrast, Plautus und Terenz, die in dieser Zeit „seine Welt waren"; in den obern Classen beschäftigte er sich jedoch auch fleissig mit der Mathematik und versuchte sich in der deutschen Poesie. So übersetzte er den Anakreon und ahmte ihn nach; auch entstand schon hier der ersten Anlage nach sein Lustspiel „der junge Gelehrte." Im Herbst 1746 gieng er nach Leipzig, wo er nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie studieren sollte. Die ersten Monate lebte er sehr eingezogen, stets bei den Büchern und nur mit sich selbst beschäftigt: es dauerte aber nicht lange, so

---

Leipzig 1766. 67. 8., denen noch das erste Stück einer Fortsetzung folgte: „Ueber Merkwürdigkeiten der Literatur." Hamburg und Bremen 1770. 8., worin die Briefform aufgegeben war. Sie brachte nicht eigentliche Recensionen, sondern nebst besondern Aufsätzen einzelne Bemerkungen und Nachrichten und gieng darin mehr noch auf altnordische, celtische und englische Literatur (über alte runische Poesie, die neue Edda, über Ossian, über die Reliques of ancient english poetry, über Shakspeare etc.) als auf die deutsche ein. Herausgeber war H. W. von Gerstenberg (von dessen Lebensumständen weiter unten berichtet werden wird), und zu seinen Mitarbeitern gehörten Sturz, Funk und v. Schoenborn: auch Klopstock und Resewitz lieferten Beiträge. Nähere Angaben über diese Briefe findet man bei Jördens 2, 105 f.; 6, 168. Bald nach dem Erscheinen der ersten Sammlung, im October 1766, schrieb Herder an einen Freund über die Verfasser der Briefe (Herders Lebensbild I. 2, 196): „Man sieht offenbar, dass diese Leute eine vierte Faction machen wollen, die die Literaturbriefe herabzuwerfen, die Gottschedianer etwas zu retten und die Schweizer, ich weiss nicht, zu loben oder zu tadeln sucht. Sie scheinen — einen skaldrischen Geschmack aufbringen zu wollen, der zur Bildung Deutschlands viel beitragen kann" etc. 17) Die Belege dazu liefern die § 254 Anm. 49 angeführten Register über die Mitarbeiter an der allgem. d. Bibliothek von Parthey.

§ 258 lernte er einsehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Er wagte sich unter seines Gleichen, lernte, um sich äusseres Geschick anzueignen, tanzen, fechten und voltigieren, suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen, legte die ernsthaften Bücher eine Zeit lang auf die Seite und las Komödien, die ihm, wie er selbst schreibt[18], sehr grosse Dienste leisteten: den vornehmsten damit, dass er sich selbst kennen lernte. Zu seinen nächsten Freunden zählte er Christlob Mylius, der um mehrere Jahre älter war, einen leichtsinnigen und lockern, aber geistvollen Menschen. Unter denen, mit denen er sonst noch in nähern Verhältnissen stand, befanden sich auch mehrere Schauspieler. Indessen, so ungezwungen er auch lebte, von Rohheit hielt er sich stets fern. Auch versäumte er keineswegs seine wissenschaftliche Ausbildung. Der regelmässige Besuch der Vorlesungen war freilich nicht seine Sache; er konnte selbst nicht einmal zu einem festen Entschluss in Betreff des Fachstudiums kommen, dem er sich widmen wollte: nur in dem philosophischen Disputatorium, das Kästner leitete, hielt er von Anfang bis zu Ende aus; von andern Universitätslehrern waren es besonders Ernesti und Christ, an deren Vorlesungen er ein lebhafteres Interesse nahm, und die anregend und folgereich auf ihn einwirkten. Desto eifriger studierte er für sich, zunächst vornehmlich die deutschen Schriften Wolffs. Die Theologie zog ihn nicht an; seine von Meissen mitgebrachte Vorliebe für mathematische und naturwissenschaftliche Studien fand in dem Umgang mit Mylius reiche Nahrung; er entschloss sich endlich, von der Theologie zur Medicin überzugehen, und da seine Eltern damit wenig zufrieden waren, versprach er ihnen, sich neben der Medicin auch noch auf Schulsachen zu legen. Als Schriftsteller trat er zuerst in zwei von Mylius gegründeten Zeitschriften auf, den „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“ (1746—48)[19] und „dem Naturforscher“ (1747. 48); den letztern scheint Lessing mit herausgegeben zu haben. Seine Beiträge zu beiden Blättern bestanden in kleinen lyrischen und epigrammenartigen Stücken und in dem Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft.“ Ganz besonders wichtig für seine künftige literarische Thätigkeit war die Stellung, in die er schon jetzt in Leipzig zu dem dort unter der Leitung der Frau Neuber noch in voller Blüthe stehenden Theater kam. Die Neuber war es, die Lessingen zuerst und unmittelbar für die deutsche Schauspieldichtung gewann, indem sie seinen jungen Gelehrten, den er in Leipzig völlig ausarbeitete, im Januar 1748 zur Aufführung

---

18) Sämmtliche Schriften 12, 5. 19) Vgl. Danzel 1, 94.

brachte und den Verfasser als ein theatralisches Genie begrüsste. § 258
Er kam dadurch mit dieser Frau und einigen ausgezeichneten Mitgliedern ihrer Gesellschaft, namentlich mit dem trefflichen Koch, in nähere Verbindung: was er als dramatischer Dichter aus Büchern nie hätte lernen können, lernte er aus dem Spiel dieser Künstler und aus dem Verkehr mit ihnen[20]. Unterdessen waren Lessings Eltern mit seinem Leben und seinem Umgange nach den darüber eingezogenen Nachrichten nichts weniger als zufrieden. Der Vater berief ihn zu Anfang des Jahres 1748 nach Hause, wo er sich denn freilich bald überzeugte, dass sein Sohn seine Zeit nicht vergeudet habe und besser sei als sein Ruf. Zu Ostern kehrte dieser wieder nach Leipzig zurück, blieb aber nicht mehr lange da; der Verfall der neuberschen Truppe, Mylius' Entfernung, der nach Berlin gieng, und Geldverlegenheiten veranlassten ihn, seinem Freunde nach Berlin zu folgen. Auf dem Wege dahin in Wittenberg erkrankend, entschloss er sich, mit des Vaters Einwilligung den Winter dort zu bleiben, und liess sich im August 1748 als Student der Medicin einschreiben. Allein bald änderte er seinen Entschluss und gieng nun doch nach Berlin, wo er entweder noch zu Ende desselben oder ganz zu Anfang des folgenden Jahres eingetroffen sein muss. In Berlin hatte er die erste Zeit mit drückender Armuth zu kämpfen und nur an Mylius einen Anhalt. Durch ihn machte er dann nach und nach Bekanntschaften und fand dadurch Mittel zum Unterhalt. Aus der literarischen Thätigkeit, die ihm diese hauptsächlich verschaffte, und den damit verbundenen Studien erwuchs hier und nachher in Wittenberg ebenso seine prosaische, seine kritische und gelehrte Schriftstellerei, wie aus seinen Leipziger Verhältnissen seine Jugenddichtung hervorgieng. Er übersetzte und lernte zu dem Ende auch mit vielem Eifer das Spanische, erfand oder vollendete mehrere Lustspiele[21], machte den Entwurf zu einer Abhandlung über die Pantomimen der Alten, begründete im Verein mit Mylius eine Vierteljahrsschrift, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", von der noch vor Ablauf des Jahres 1749 das erste Heft erschien, und übernahm dann im Februar 1751 die Redaction des gelehrten Artikels der vossischen Zeitung[22] und eines Beiblattes dazu[23]. Auch gab er im Jahre 1751 die erste

20) Gleiche Vorliebe für theatralische Darstellungen und Wetteifer in dramatischen Versuchen waren es wohl zumeist, worauf sich die Freundschaft zwischen Lessing und Chr. Fel. Weisse gründete, die um diese Zeit sehr innig gewesen zu sein scheint. 21) „Die alte Jungfer", schon 1748 abgefasst, wurde 1749 einzeln in Berlin gedruckt. 22) Vom 18. Febr. bis Ende 1751; dann nach seiner Rückkehr von Wittenberg vom December 1752 bis zum 18. Octbr. 1755. 23) April bis Decbr. 1751; vgl. § 254, S. 74.

§ 258 Sammlung seiner kleinen Gedichte heraus[24]. Gegen Ende dieses Jahres gieng er nach Wittenberg. Hier, wo er fast beständig auf der Universitätsbibliothek war und seine schon bedeutende Bücherkenntniss sehr erweiterte, beschäftigte er sich zunächst mit der Gelehrtengeschichte, vorzüglich mit der der Reformationszeit, wobei Bayle durch sein Wörterbuch einen unverkennbaren Einfluss auf seine fernere Geistesentwickelung ausübte, so wie mit römischen Dichtern, namentlich mit Martial und Horaz: und die Früchte dieser Studien waren die „Rettungen“ und seine Epigrammenpoesie. Im Frühjahr 1752 wurde der Studiosus der Medicin Magister und gegen das Ende des Jahres kehrte er nach Berlin zurück. Bald darauf gab er die beiden ersten Theile seiner Schriften heraus[25]. Im Jahre 1754 erschien sein „Vade mecum für den Herrn S. G. Lange,“ wodurch er sich zuerst in der gelehrten Welt allgemein bekannt und sogleich geachtet und gefürchtet machte, und in demselben Jahre begann er auch die „theatralische Bibliothek,“ als eine Art von Fortsetzung der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Um sein bürgerliches Trauerspiel „Miss Sara Sampson“, ungestört auszuarbeiten[26], begab er sich im April 1755 auf mehrere Wochen nach Potsdam[27]. Im October 1755 gieng er wieder nach Leipzig, auch gewiss mit von der Kochschen Schauspielergesellschaft dahin gezogen. Hier fielen ihm zuerst Goldoni's Lustspiele in die Hände, mit denen er sich vertraut machte, und die auf die Entwickelung seines Talents für das Komische sehr vortheilhaft einwirkten. Bald bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, sich in der Welt weiter umzusehen. Einem reichen jungen Manne zum Begleiter empfohlen, trat er mit diesem im Mai 1756 eine Reise durch Norddeutschland nach Holland an, von wo es zunächst weiter nach England gehen sollte, als der Ausbruch des Krieges dazwischen trat: schon den 1. October war Lessing wieder in Leipzig, und aufs neue musste er, um bestehen zu können, zu literarischen Arbeiten, fürs erste zum Uebersetzen greifen. Dabei warf er sich mit grossem Eifer auf das Studium altdeutscher Dichtungen und altdeutscher Sprache, wozu ihm Gleims Kriegslieder den nächsten Anlass gaben. Auch liess er sich jetzt zuerst tiefer auf kunstphilosophische Fragen ein, die besonders die Theorie des Trauerspiels betrafen und führte darüber einen lebhaften Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn. 1757

---

24) „Kleinigkeiten.“ Stuttgart 1751. 8. 25) „G. E. Lessings Schriften.“ 6 Thle. Berlin 1753—55. 12. 26) Es wurde noch in den 6. Theil der Schriften aufgenommen. 27) Ueber seine in diese Jahre fallende Bekanntschaft mit Mendelssohn und Nicolai, so wie über die Schrift, die er mit dem erstern abfasste, vgl. § 254, S. 74 ff.

kam Kleist nach Leipzig, mit dem Lessing nun am meisten umgieng[28]. Als derselbe eben im Begriff stand, diese Stadt wieder zu verlassen, im Mai des folgenden Jahres, gieng Lessing zum dritten Male nach Berlin. Ausser dem, was er hier 1758—60 in Gemeinschaft mit Ramler, sodann mit Nicolai und Mendelssohn ausführte[29], gab er 1759 seine prosaisch abgefassten „Fabeln" nebst den „Abhandlungen über die Fabel," womit er sich schon in Leipzig ernstlich beschäftigt hatte, und das Trauerspiel „Philotas" heraus. Auch fällt die Ausarbeitung des Lebens des Sophokles, soweit es von ihm ist, in diese Zeit, so wie die 1760 gedruckte Uebersetzung des Theaters von Diderot, der von nun an einen Haupteinfluss auf Lessings dramatische Dichtung und auf seine Theorie vom Drama erhielt. Am Ende des Jahres 1760 gieng er, nachdem er unmittelbar vorher zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt worden, als Secretär des Generals von Tauenzien nach Breslau, wo dieser als Gouverneur stand, und begleitete ihn zwei Jahre später zur Blocade von Schweidnitz. Während der Zeit seines Aufenthalts in Breslau lebte er vorzüglich in militärischen Kreisen, unter vielfachen Zerstreuungen, und mit einer wahren Leidenschaft gab er sich dem Spiele hin. Auch liess er hier nichts weiter drucken. Gleichwohl betrieb er mannigfaltige und tiefe Studien: er beschäftigte sich viel mit Spinoza, begann seine patristischen Forschungen und verfasste den ersten Theil des „Laokoon"[30]; auch „verfertigte" er hier schon 1763 der Hauptsache nach die „Minna von Barnhelm", die aber erst vier Jahre später im Druck erschien. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und verliess Ostern 1765 Breslau ganz, um zum vierten Male nach Berlin zu gehen und seine angefangenen Arbeiten fortzusetzen. Im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf nach Hamburg, wo eine Gesellschaft, die ein deutsches Nationaltheater zu gründen beabsichtigte, ihn für dieses Unternehmen gewinnen wollte. Lessing nahm den Ruf an, schied von Berlin im März 1767 und kündigte schon den 22. April seine „Dramaturgie" an, die vom 1. Mai an stückweise erschien. Die Hoffnungen, die er für die Gestaltung des deutschen Bühnenwesens an die Hamburger Unternehmung geknüpft hatte, musste er bald aufgeben; ebenso die, welche er bei der Betheiligung an einem Buchhändler- und Druckergeschäft für sich gefasst hatte. Um diese Zeit entspann sich die Fehde zwischen ihm und Klotz, der wir die „Briefe antiquarischen Inhalts" (1768. 69) und die Abhandlung „wie die Alten den Tod gebildet" (1769) zu verdanken haben. Sich des Missmuths zu

§ 258

28) Vgl. § 254, 3. 29) Vgl. § 254, S. 77 f. 30) Gedruckt 1766.

§ 258 entschlagen, der sich seiner, besonders in Folge seiner vereitelten Hoffnungen, immer mehr bemächtigte, beschloss er nach Italien zu gehen und in Rom ganz für sich zu leben und zu studieren; als er gegen Ende des Jahres 1769 auf den Wunsch und Betrieb des Erbprinzen von Braunschweig als Hofrath und herzoglicher Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen wurde. Er trat sein Amt im Frühjahr 1770 an, und nicht lange darauf konnte er schon den glücklichen Fund ankündigen, den er auf der Bibliothek in der Handschrift eines für die Kirchengeschichte äusserst wichtigen Werkes von Berengarius von Tours gemacht hatte. Aussichten, die sich ihm 1771 eröffneten, nach Wien gezogen zu werden, erwiesen sich bald als nichtig. Er fühlte sich in Wolfenbüttel verlassen und war verstimmt, leiblich und geistlich. Gleichwohl war er fleissig: 1772 vollendete er die „Emilia Galotti", und von 1773 an gab er die „Beiträge zur Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel" heraus. 1775 reiste er über Berlin und Dresden nach Wien, wo der Prinz Leopold von Braunschweig mit ihm zusammentraf und ihn sich zum Begleiter auf der Reise nach Italien wählte. Sie dauerte nur etwas über ein halbes Jahr. Nach seiner Rückkehr wurden ihm scheinbar sehr vortheilhafte Anerbietungen von Manheim aus gemacht, die Lessing nicht von der Hand weisen mochte; als er aber selbst 1777 dahin reiste, überzeugte er sich bald, dass man es nicht aufrichtig meine, und die Sache zerschlug sich. Die von ihm in den Beiträgen herausgegebenen „Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten" (H. S. Reimarus in Hamburg), die so ausserordentliches Aufsehen in der theologischen Welt machten, verwickelten ihn in Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze, die während seiner letzten Lebensjahre seine schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich in Anspruch nahmen und ihm eine Zeit lang seine Stellung der braunschweigischen Regierung gegenüber erschwerten und verdriesslich machten. Von seinen hierhin einschlagenden Schriften gehören der „Anti-Goeze" (1778), „Nathan der Weise" (1779) und „die Erziehung des Menschengeschlechts" (1780) zu seinen Meisterwerken. Unterdessen hatte Lessing seine Gattin nach einer sehr kurzen Ehe im Kindbette verloren. Dieses Unglück beugte ihn tief. Er fieng an zu kränkeln, auch die geistige Verstimmung und Abspannung nahm sichtlich zu, und als er sich in Braunschweig erholen wollte, starb er daselbst den 15. Februar 1781 [31]. Wie er zuerst, sich über

---

31) Vgl. ausser Danzels Buch noch G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse. Herausg. von K. G. Lessing. 3 Thle. Berlin 1793—95. 8.; ferner W. Dilthey, über Lessing, in den preuss. Jahrbüchern 1867,

die Parteien der Zeit erhebend, das gesammte deutsche Literaturgebiet von einem höheren Standpunkt aus übersah und beherrschte, war er auch ganz eigentlich derjenige, der in dasselbe einen geistigen Zusammenhang zu bringen verstand und durch Gegensätze und Reibungen, die seine Kritik darin hervorrief, es in die rechte Art von Bewegung setzte, ohne welche dessen lebendige Fortbildung von innen heraus unmöglich gewesen wäre. — Wieland, wiewohl schon in den Sechzigern einer der gelesensten deutschen Dichter, hatte bis zum Beginn der Siebziger Jahre ausserhalb der Schweiz doch noch wenig oder gar keine Verbindungen mit andern namhaften Schriftstellern. Selbst während der Zeit, da er in Erfurt angestellt war, stand er noch ziemlich allein. Christoph Martin Wieland wurde geboren den 5. September 1733 in dem schwäbischen Pfarrdorfe Ober-Holzheim, von wo sein Vater bald darauf als Prediger nach der nahgelegenen Stadt Biberach versetzt wurde. Unter des Vaters Leitung und in der Biberacher Stadtschule entwickelten sich sehr frühzeitig und schnell die glücklichen Anlagen des Knaben[32]. Schon von seinem elften Jahre an zeigte sich bei ihm eine fast leidenschaftliche Liebe zur Poesie, und im zwölften versuchte er sich schon in allerlei lateinischen und deutschen Versen. Von den vaterländischen Dichtern war Brockes sein Liebling, und von ihm empfieng er Eindrücke, deren Nachwirkung er sein ganzes Leben hindurch empfand. In den alten Sprachen und in andern Lehrgegenständen gut vorbereitet, kam er, noch nicht völlig vierzehn Jahre alt, auf die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg. Sie war damals völlig in dem Pietismus befangen, der in Halle seinen Herd hatte. Der junge Wieland, sehr fromm erzogen und schon von selbst sehr zur Schwärmerei hinneigend, gab sich anfänglich ganz den pietistischen Einflüssen seiner Lehrer hin. Es dauerte jedoch nicht lange, so lenkten ihn die alten Classiker (besonders Xenophon), Wolffs Schriften, Bayle's Wörterbuch und andere von Franzosen oder Engländern herrührende Bücher, die ihm in die Hände kamen, von der frömmelnden Richtung ab, ja er war schon jetzt auf dem Wege, ein Freidenker zu werden. Ostern 1749 begab er sich nach Erfurt, wo er ein Jahr lang bei einem Professor, mit dem er verwandt war, lebte, um sich § 258

Febr. S. 117—161, März S. 271—294; A. Stahr, Lessing. 6. Auflage. 2 Theile. Berlin 1869. 8. O. v. Heinemann, zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Aktenstücke aus den Papieren des herzogl. Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Leipzig 1870. 8. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau herausg. von A. Schöne. Leipzig 1870. 8. 32) Ein Schulheft Wielands ist herausgeg. von Rich. Hoche. Leipzig 1865. 4.

§ 258 von diesem in der Philosophie gründlicher unterrichten zu lassen. Daraus wurde zwar nicht viel, dafür aber lernte er durch ihn den Don Quixote und daraus zuerst die Menschen und die Welt kennen. Als er darauf den Sommer 1750 in Biberach verweilte, wurde er von einer schwärmerischen Liebe zu einer etwas älteren Verwandten, Sophie von Gutermann, ergriffen, einem sehr geistvollen, feingebildeten und kenntnissreichen Mädchen[33]. Diese Neigung wirkte rasch und belebend auf die Entwickelung seines Dichtertalents und entschied für die nächste Zeit die Richtung seines Geistes und Strebens. Denn in Tübingen, wohin er im Herbst 1750 gieng, die Rechte zu studieren, für die er sich entschieden hatte, nachdem der frühere Plan, sich der Theologie zu widmen, von ihm aufgegeben worden, lebte er, bald keine Vorlesungen mehr besuchend, ganz für sich und beschäftigte sich hauptsächlich nur mit Poesie, wozu ihn seine Liebe begeisterte. So entstand das erste seiner der Oeffentlichkeit übergebenen Jugendwerke, ein philosophisches Lehrgedicht, „die Natur der Dinge“[34]. Zu derselben Zeit entwarf er den Plan zu einem Heldengedicht, „Hermann“, arbeitete davon fünf Gesänge aus und sandte sie an Bodmer. Diess führte zu einem Briefwechsel mit diesem, der ihr gegenseitiges Verhältniss schon vor ihrer persönlichen Bekanntschaft sehr innig machte. Die Wirkung von Klopstocks Poesie auf ihn, die damals bereits angefangen hatte, äusserte sich zunächst in einer Steigerung seiner Liebesschwärmerei und seiner ganzen empfindsamen Stimmung. Daraus und aus den Einflüssen, die er von den épitres diverses des deutschen Barons G. L. von Bar[35], so wie von dem Engländer Thomson erfuhr, giengen die übrigen Sachen hervor, die er noch in Tübingen abfasste, „Moralische Briefe“, „Anti-Ovid“, beides 1752, „Moralische Erzählungen“, 1753. Im Sommer 1752 kehrte er nach Biberach zurück. Dem Wunsche des Vaters, dass er nach Göttingen gienge und sich dort habilitierte, war er abgeneigt, lieber wäre er Professor an einem Gymnasium geworden, namentlich an dem Braunschweiger Carolinum. Für's erste entschloss er sich nach Zürich zu gehen und dort, wenn die Gelegenheit sich böte, Hofmeister zu werden. Als er daselbst im Herbst 1752 eintraf, wurde er von Bodmer mit offnen Armen empfangen: er wohnte bei ihm, und ihr Zusammenleben war das traulichste und herzlichste, das sich denken lässt. Wieland veranstaltete hier eine neue und vermehrte Auflage der von 1741—44 erschienenen Sammlung von Streitschriften der

33) Vgl. Neumann-Strehla, Sophie la Roche und Chr. M. Wieland. Weimar 1862. 8. 34) 1751 herausgegeben von Meier in Halle, dem es Wieland, ohne sich zu nennen, zugeschickt hatte. 35) Gest. 1767.

Schweizer (1753) und schrieb ausser verschiedenen andern Sachen, § 258
bei denen er zum Theil nur Bodmers Ruhm im Auge hatte, seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“, wozu ihn eine englische Schriftstellerin angeregt hatte, und auf Bodmers Veranlassung „den geprüften Abraham“[36]. Immer noch meinte er, dereinst seine schönste Hoffnung in der Verbindung mit Sophien erfüllt zu sehen. Allein zu Anfang des Jahres 1754 vernahm er plötzlich, dieselbe sei Frau von La Roche geworden. In den nächsten vier Jahren, die er zwar nicht mehr in Bodmers Hause, aber noch in Zürich als Erzieher verlebte, gab er sich, besonders auch in Folge des Verlustes seiner Geliebten, sehr viel mit platonischer Philosophie und mystisch-ascetischer Theologie ab. Die dadurch verursachte Spannung seines Gemüths wurde bis zur Ueberreizung erhöht durch des Engländers Young und durch Klopstocks Dichtungen. Unter den Schriften, die er in den Jahren 1754—56 abfasste, und die alle von seiner damaligen Gemüthsrichtung Zeugniss ablegten, waren die „Sympathien“[37] und die „Empfindungen des Christen“ (1755) die merkwürdigsten. Schon in jenen ereiferte er sich gegen alle Liebeslieder der Alten und der Neuern, die nicht in klopstockischer Art idealistisch geschwärmt haben, und beschuldigte den der Gleichgültigkeit gegen die Religion, „der nicht das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Liede von Uz unendliche Mal vorzöge.“ In der Zueignungsschrift zu den „Empfindungen“, die an Sack in Berlin gerichtet war, klagte er bei diesem hochgestellten Geistlichen „die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus“ geradezu an als eine Bande epikurischer Heiden“, forderte ihn auf, „die Unordnung und das Aergerniss zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichteten“, und bezeichnete als einen, der zu diesem „Ungeziefer“ gehöre, auch Uz, von dem sich Bodmer und Wieland beleidigt hielten, und wahrscheinlich stachelte jener diesen erst zu dem heftigen Ausfall an. Aber schon damals meinte Nicolai[38], „die Muse des Herrn Wielands sei ein junges Mädchen, das die Betschwester spielen wolle und sich der alten Wittwe (Bodmer) zu Gefallen in ein altväterisches Käppchen einhülle“, und die Vermuthung lag ihm gar nicht fern, dass „diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde.“ Lessing aber rügte einige Jahre nachher[39] nicht nur Wielands Verfahren gegen Uz, sondern zeigte auch, wie in den

---

36) Beides gedruckt 1753. 37) Aus dem J. 1754, aber erst 1758 gedruckt. 38) Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 66. 39) In den Literaturbriefen (Br. 7 ff.), wo er überhaupt ein strenges Gericht über Wieland hielt.

§ 258 Empfindungen des Christen, dieser ihm „anstössigsten“ unter Wielands Schriften, der Inhalt nichts weniger als wahrhaft christlich-religiös sei. Es währte auch nicht lange, so wurde Wieland seiner Denkart und Schriftstellerei nach ein ganz anderer. Nächst der aufgehobenen Beschränkung seines Umgangs in Bodmers Hause trug zu dieser Umwandlung das fleissige Lesen der Alten, namentlich des Xenophon, Lucian und Horaz, sowie von Neuern des Cervantes, Shaftesbury, d'Alembert, Voltaire, und anderer Engländer und Franzosen, dann aber auch der freiere Zug bei, den das deutsche Literaturleben allmählig nahm. Als er 1758 mit seinem Trauerspiel „Lady Johanna Gray“ hervortrat, hatte er, wie Lessing im 63. Literaturbriefe mit Freude bemerkte, „die ätherischen Sphären verlassen und wandelte wieder unter den Menschenkindern.“ Was Lessing über das Stück selbst sagte, das Wieland zum besten Theil stillschweigend aus einem englischen entnommen hatte, konnte freilich keinen Zweifel darüber lassen, dass auch hierin noch wenig oder gar nichts von echter Dichtung zu finden sei. In demselben Jahre gieng Wieland auch noch an die Ausarbeitung einer grossen epischen Dichtung in der Art des Leonidas von dem Engländer Glover, zu deren Helden er sich, im Hinblick auf den Charakter und die Thaten Friedrichs II, den Cyrus aus Xenophons Cyropädie gewählt hatte, und von der er auch fünf Gesänge zu Stande brachte[40]. Die Episode der Cyropädie von „Araspes und Panthea“, die auch in dem Heldengedicht ihre Stelle finden sollte, gab er nachher 1761 in dialogisierter Prosa heraus. In dem Cyrus und in Araspes und Panthea erkannte er später selbst „die ersten Früchte der Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage“; doch sei damals noch alles sehr idealisch in seinem Kopfe gewesen. 1759 verliess er Zürich und gieng als Erzieher nach Bern. Hier schrieb er sein zweites Trauerspiel, „Clementina von Porretta“, nach Richardsons Grandison. 1760 kehrte er nach Biberach zurück und bewarb sich um die Stelle des Kanzleidirectors der Stadt, die er aber nur vorläufig erhielt. Wegen eines Processes zwischen der protestantischen und katholischen Partei in Biberach musste er noch bis zum Jahre 1764 warten, bevor er fest angestellt wurde. Sowohl das Ungewisse seiner Lage, wie die trocknen und drückenden Amtsarbeiten hätten ihm das Leben in Biberach ganz verkümmert und seinem Geiste allmählig die Spannkraft genommen, wäre nicht das Schloss in dem Wielands Wohnort sehr nahe gelegenen Marktflecken Warthausen, wohin sich 1762 der kurmainzische Staats-

---

40) Gedruckt 1759.

minister Graf Stadion von den Geschäften zurückgezogen hatte, und § 258
wo nun auch La Roche mit seiner Gattin bei ihm lebte, für ihn eine Stätte geistiger Erhebung, gemüthlicher Aufheiterung und feinen, weltmännischen Verkehrs geworden. Hier lernte er zuerst den Ton der vornehmen Welt und eine Geistesbildung näher kennen, die hauptsächlich aus der französischen und englischen Literatur gewonnen war; hier fand er auch eine Bibliothek, die reich an Werken der einen wie der andern dieser Literaturen war. Die Erfahrungen seines praktischen Lebens, der Umgang, in den er bei seinen häufigen Besuchen in Warthausen mit dem dortigen Kreise kam, die neuen Ansichten, die er dadurch vom Leben gewann, endlich die Benutzung der Bibliothek des Grafen vollendeten die innere Umwandlung Wielands. „Das Leben in der Schweiz kam ihm nun wie ein schöner Traum vor, und Plato machte dem Horaz, Young dem Chaulieu Platz.“ Seitdem begann der Abschnitt seiner schriftstellerischen Thätigkeit, in welchem er eigentlich erst in der Geschichte unserer Literatur bedeutend wurde und zu entschiedenem Einfluss auf die deutsche Geistesbildung gelangte. Noch unter dem vollen Druck seiner Amtsgeschäfte, vor Ablauf des Jahres 1761, hatte er die „Geschichte des Agathon“ angefangen, einen Roman, worin er seine eigene Bildungsgeschichte schildern wollte und nachher wirklich geschildert hat. Noch bevor er die erste Hälfte davon ausgearbeitet, entwarf er, in Nachahmung des Don Quixote, einen andern Roman, „Don Silvio von Rosalva“, den er schon 1764 beendigte. Dabei begann er eine seiner verdienstlichsten Arbeiten, die Uebersetzung eines grossen Theils von „Shakspeare's theatralischen Werken“ (1762—66). Die französischen sensualistischen Philosophen (besonders Helvetius), Sterne's Tristram Shandy und Ariosto trugen mit Lucian und andern Alten das ihrige reichlich bei, ihn als Schriftsteller immer entschiedener in die Richtung zu bringen, dass er fortan vor allen Dingen darauf ausgieng, dem, was ihm für Natur und die rechte Lebensweisheit galt, zum Siege über alle Art von Schwärmerei und Idealismus zu verhelfen. Unter den vielen Planen zu neuen Werken, mit denen er sich während seines Aufenthalts in Biberach trug, führte er entweder theilweise oder ganz aus und übergab dem Drucke die „komischen Erzählungen“ (1765), den „Agathon“ (1766. 67), „Idris und Zenide“ (1768) und „Musarion“ (1768). Auch hatte er schon die erste Hälfte „des neuen Amadis“, so wie einen Theil „der Grazien“ gedichtet; doch erschienen diese erst 1770 und jener noch ein Jahr später. 1768 war er mit Riedel in Erfurt, dem Freunde Klotzens, in Verbindung gekommen, der nun wesentlich dazu mitwirkte, dass Wieland an die Erfurter Universität als erster Professor der Philosophie mit dem

§ 258 Charakter eines kurmainzischen Regierungsrathes berufen wurde. Er folgte diesem Rufe im Sommer 1769. Obgleich bei seiner Anstellung von allen Lehrvorträgen so gut wie entbunden, hielt er doch sehr fleissig Vorlesungen. 1770 gab er seine „Dialogen des Diogenes“, 1771 den „Combabus“, 1772 „den goldenen Spiegel“ heraus, und ausserdem verfasste er in diesen Jahren mehrere prosaische Schriften, die gewissermassen als Bruchstücke einer von ihm beabsichtigten Geschichte des menschlichen Geistes anzusehen sind. 1771 machte er auf einer Reise nach Ehrenbreitstein zu der Familie La Roche und von da nach Düsseldorf die persönliche Bekanntschaft mit den Brüdern Jacobi, mit denen er schon in Briefwechsel stand; auch sah er in diesem Jahre Gleimen zum ersten Male. Das Jahr darauf wurde er von der Herzogin Regentin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zum Lehrer des Erbprinzen ernannt und ihm der Titel eines herzoglichen Hofraths verliehen. Im October 1772 traf er zu Weimar ein, wo er auch nach dem 1775 erfolgten Regierungsantritt Karl Augusts, im fortdauernden Genuss seines vollen Gehaltes, bis an seinen Tod wohnen blieb, mit Ausnahme der Jahre 1798—1803, während welcher er auf seinem Gute Osmanstädt in der Nähe jener Stadt lebte. Bald nach seiner Ueberkunft von Erfurt schrieb er das Singspiel „Alceste“ und gründete den „deutschen Merkur“, worin er, so lange er die Redaction behielt, alle seine neuen Sachen zuerst abdrucken liess, namentlich „die Geschichte der Abderiten“ (seit 1774) und „den verklagten Amor“ (1774); die „Geschichte des Danischmend“ und „Sixt und Clärchen“ (1775); das „Wintermärchen“ und „Gandalin oder Liebe um Liebe“ (1776); „Geron den Adeligen“ und das „Sommermärchen (1777); „Hann und Gulpenheh“, den „Vogelsang“, „Schach Lolo“ und „Pervonte“ (1778); das Singspiel „Rosemunde“ (1778); den „Oberon“ (1780); „Clelia und Sinibald“ (1783); „Peregrinus Proteus“ und die „Göttergespräche“ (seit 1789); „die Wasserkufe“ (1795)[41]. Unterdessen hatte er auch seine Uebersetzungen von Horazens Briefen (1782) und Satiren (1786), so wie von Lucians Werken (1788. 89) veröffentlicht. Als er den Merkur abgegeben hatte, gründete er zuerst allein das „attische Museum“ (1796—1801), dann in Gemeinschaft mit J. J. Hottinger und Fr. Jacobs das „neue attische Museum“ (1802—10): ausser verschiedenen Uebersetzungen alter Schriftsteller erschien von ihm in dem ersten auch sein „Agathodämon“ (1796). Zu seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten gehörten „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen“ (1800—1802) und die Uebersetzung von

---

41) Im N. deutschen Merkur dieses Jahres.

Cicero's Briefen (1808 ff.). Im Jahre 1797 hatte er noch eine Reise § 258 in die Schweiz gemacht. Als er sich in Osmanstädt niedergelassen, legte er sich mit Eifer auf die Land- und Gartenwirthschaft. Zur Zeit der französischen Revolution verdarb er es in der Politik eigentlich mit allen Parteien; zu den Anhängern der kantischen Philosophie gerieth er mit der Zeit auch, im Anschluss an Herder, in eine feindselige Stellung; bei den Romantikern stand er gleich von vorn herein so schlecht angeschrieben, dass er von ihnen als Dichter eben so sehr herabgesetzt wurde, wie er von seinen wärmsten Verehrern bis dahin erhoben worden war. Gleichwohl wahrte er sich in seinem Alter die Heiterkeit des Gemüths nicht minder als in seinen jüngern Jahren, da er von den Göttingern und den rheinischen Dichtern heftig angegriffen wurde. Er starb zu Weimar am 20. Januar 1813[42]. Sein Einfluss begann erst als er 1772 nach Weimar kam und den „deutschen Merkur" gründete, dessen erstes Stück im nächstfolgenden Jahre ausgegeben ward[43]. Dadurch erweiterte sich, besonders durch die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift[44], allmählig der Kreis seiner literarischen Freunde und der Schule, die in ihm ihren Meister sah. Zur Gründung des Merkurs entschloss sich Wieland vornehmlich auf den Rath Fr. H. Jacobi's, der ihm schrieb[45]: „Das Journal, wovon ich Ihnen von Coblenz aus schrieb,

---

42) Vgl. Chr. M. Wieland. Geschildert von J. G. Gruber. 2 Thle. 8. Leipzig und Altenburg 1815. 16; völlig umgearbeitet und ansehnlich erweitert unter dem Titel „Wielands Leben, mit Einschluss vieler noch ungedruckter Briefe Wielands." 4 Thle. 16. Leipzig 1827. 28. (als Bd. 50—53 der gruberschen Taschenausgabe von Wielands sämmtl. Werken. 1818—28). H. Döring, Chr. M. Wieland. Sangerhausen 1840. 16. J. L. Hoffmann, Wielands Leben und Wirken, im Album des liter. Vereins in Nürnberg 1860, S. 3—122. Vgl. auch K. Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. Leipzig 1871. 8. 43) „Der deutsche Merkur" (in Monatsstücken). Weimar 1773—89. 8.; fortgesetzt als „der neue deutsche Merkur." Weimar 1790—1810. 8. Obgleich Wieland bis zuletzt auf dem Titel als Herausgeber genannt wurde, war er es doch eigentlich nur bis in's Jahr 1795. Von Zeit zu Zeit hatte er bei der Redaction einen Gehülfen: bei den ersten Jahrgängen Bertuch, nachher Werthes, seit 1785 Reinhold, darauf Schiller, seit 1793 Lütkemüller (vgl. Gruber 4, 196), zuletzt in den Neunzigern Böttiger, welcher dann von 1796 an die Herausgabe allein besorgte. 44) In der ersten Zeit gehörten die Brüder Jacobi zu Wielands Haupthelfern, nachher zogen sie sich zurück. Vgl. darüber, so wie über den ganzen Charakter der Zeitschrift (von der Goethe einmal im Jahre 1778 an Merck in äusserst starken und verächtlichen Ausdrücken schreibt, obgleich er früher selbst Beiträge dazu geliefert) und über das literarische und kritische Fabrikwesen, das Wieland in und mit ihr betrieb, besonders Schlosser 4, 153—162 und die beiden schon öfter angeführten Sammlungen von Briefen an J. H. Merck, der eine Reihe von Jahren Wielands Hauptstütze namentlich für den kritischen Artikel war. 45) Am 10. Aug. 1772; vgl. F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 1, 68. 74.

§ 258 müsste ein Ding sein wie der Mercure de France[46], wir müssten es so schreiben, dass es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde." Was Wieland selbst mit dem Merkur neben dem Gelderwerb beabsichtigte und erreichte, erhellt besonders aus einem seiner Briefe[47]: „der Merkur soll hauptsächlich unter den mittelmässigen Leuten sein Glück machen und macht es auch. Die Briefe, die ich von allen Enden her von lauter mittelmässigen Leuten kriege, beweisen, dass ich den rechten Weg gehe. Ich möchte aber gern, wo möglich, für alle sorgen, und darum sollte ich von Zeit zu Zeit etwas recht Gutes für die Wenigen haben." Neben den selbständig darstellenden Werken in Versen und in Prosa, die darin abgedruckt wurden, enthielt der Merkur auch „Beurtheilungen neuer Schriften und Revisionen bereits gefällter Urtheile", und diese Artikel sollten ihn mit den „vermischten Aufsätzen" dem Publicum vorzüglich empfehlen.

§ 259.

Unterdessen war der Zeitpunkt eingetreten, wo endlich auch wieder das westliche Deutschland und namentlich die Rhein- und Maingegenden sich an der Fortbildung der vaterländischen Literatur lebhaft betheiligen sollten. In demselben Jahre, in welchem der erste Musenalmanach erschien, kam Herder, bereits rühmlich bekannt durch Schriften im Fach der ästhetischen Kritik, nach Strassburg und bald in vertrauten Umgang mit Goethe, der hier seine in Leipzig angefangenen akademischen Studien fortsetzte. Johann Gottfried Herder, geboren den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreussen, wo sein Vater Mädchenschullehrer war, zeigte schon, als er die lateinische Schule seiner Vaterstadt besuchte, eine unersättliche Lernbegierde. Selbst in seinen Erholungsstunden, die er am liebsten in der freien Natur zubrachte, war er nur dann ganz glücklich, wenn er ungestört in einem Buche lesen konnte. Ausserdem fand der Knabe den fröhlichsten Genuss in Musik und Gesang. Dem Unterricht eines herzvollen und liebenswürdigen Geistlichen, Willamov, an dem er mit ganzer Seele hieng, verdankte er nächst seinen frommen und wackern Eltern besonders die frühe Erweckung und Belebung seines echt religiösen Sinnes. 1760 wurde S. F. Trescho, zu seiner Zeit als theologischer Schriftsteller bekannt, Diakonus in Mohrungen. Er nahm den jungen Herder als seinen

---

46) Den auch Schiller wieder in's Auge fasste, als er sich mit Wieland für den Merkur zu verbinden im Begriff stand; vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner 1, 364 f. und Gruber 3, 39 ff. 47) An F. H. Jacobi vom J. 1775; a. a. O. 1, 228.

Famulus und Abschreiber ins Haus, dem daraus, wenn auch keine § 259
andere Förderung seiner Bildung, doch der grosse Vortheil erwuchs, dass er Trescho's Bibliothek benutzen konnte. Er that dies mit einem ausserordentlichen Eifer und las besonders viel in den classischen Schriftstellern des Alterthums: unter den deutschen Dichtern, die ihm in die Hände fielen, wurde Kleist sein Liebling. Immer stärker wurde sein Verlangen, eine Universität zu beziehen; indessen das sehr beschränkte Einkommen seines Vaters bot gar keine Mittel dazu, und da sich auch sonst nirgend eine Aussicht zum Studieren für ihn eröffnen zu wollen schien, so suchte Trescho den Jüngling lieber ganz, und nicht immer auf die freundlichste Art, von seinem Lieblingsgedanken abzubringen. Um so freudiger gieng dieser daher auf den Vorschlag eines durch Mohrungen kommenden russischen Regimentschirurgus ein, ihm nach Königsberg zu folgen und bei ihm die Chirurgie zu erlernen; derselbe versprach zugleich, ihm nachher zum unentgeltlichen Studium der Medicin in Petersburg behülflich zu sein. So kam er im Sommer 1762 nach Königsberg. Allein sehr bald ward er inne, dass er zum Wundarzt durchaus nicht tauge. Er trennte sich also von seinem Gönner und liess sich auf den Rath eines Schulfreundes, den er in Königsberg antraf, nach rühmlich bestandener Prüfung als Student der Theologie bei der Universität einschreiben. Er hoffte, auch ohne irgend eine Unterstützung von Seiten der Eltern, sich selbst forthelfen zu können, und diese Hoffnung trog ihn nicht. Zunächst erhielt er durch jenen Freund Gelegenheit, sich durch Privatunterricht etwas zu verdienen; dann nahm sich der Buchhändler Kanter, dem er bald bekannt geworden zu sein scheint, seiner an, verstattete ihm den freien Gebrauch aller Bücher, die er auf Lager hatte, und verschaffte ihm andere Gönner und Freunde; auch liess er schon verschiedene kleine Aufsätze und Gedichte von ihm in die Königsberger Zeitung rücken. Indessen gieng es Herdern so lange noch kümmerlich genug, bis ihm Ostern 1763, wo er auch ein Stipendium erhielt, ein Theil des Unterrichts an dem Collegium Fridericianum anvertraut wurde. Die glücklichen Erfolge seiner Lehrerthätigkeit erwarben dem jungen Manne, der in den neuen Verhältnissen und Umgebungen auch allmählig die ihm früher eigen gewesene grosse Schüchternheit und Verschlossenheit verloren hatte und in seinem ganzen Benehmen unbefangener und gewandter geworden war, bald die Achtung und Zuneigung vieler Königsberger. Kant, dessen fleissiger und aufmerksamer Zuhörer Herder war, und der ihn noch weit mehr durch seine in die Naturwissenschaft einschlagenden Vorlesungen als durch die streng philosophischen anzog, fasste eine so vortheilhafte Meinung von ihm, dass er ihm mehrere seiner Arbeiten,

§ 259 um sein Urtheil darüber zu hören, noch vor dem Drucke mittheilte. Niemand aber erhielt in Königsberg einen grösseren und nachhaltigern Einfluss auf Herders ganze geistige Entwickelung als Hamann, und an niemand schloss er sich auch inniger an. Von Hamann lernte er das Englische, durch ihn wurde er zuerst mit Shakspeare und Ossian bekannt, in dem Umgange mit ihm entwickelte sich Herders Sympathie für das Ursprüngliche, Naturgemässe und Volksthümliche in der Poesie und die Liebe zu dem echten Volksgesang, wovon die Keime durch das fleissige Lesen der poetischen Theile der Bibel schon früh in ihm geweckt worden waren; von Hamann endlich überkam er jenen Grundsatz, auf den sich so vieles auch in Herders Schriften zurückführen lässt, dass „alles, was der Mensch zu leisten übernehme, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse; alles Vereinzelte sei verwerflich." Schon damals nahm Herder einen sehr warmen und lebhaften Antheil an dem Gange der deutschen Literatur und der deutschen Kritik. Ganz besonders zogen ihn die Literaturbriefe an: er gieng bereits 1763—64 mit dem Vorsatz um, fragmentarische Zusätze dazu zu machen, den er auch noch vor seinem Abgange von Königsberg auszuführen begann. Verschiedene andere Entwürfe zu einzelnen Abhandlungen oder zu grössern Werken, die er auch schon in Königsberg oder in Riga niederschrieb, und die sich unter seinen Papieren erhalten haben, beweisen, wie früh sich in ihm Ideen regten, die in ihrer nachherigen Entwickelung einen nicht geringen Theil von dem Inhalt seiner Werke bilden. Im Herbst 1764 verliess er Königsberg und gieng, vornehmlich von Hamann und einem anderen Freunde, dem Buchhändler Hartknoch dazu empfohlen, als Collaborator an die Domschule zu Riga[1]. Seine Lage wurde nun sorgenfreier, er konnte sich ganz seinem Amte und den Wissenschaften widmen; Freundschaft und Geselligkeit erhöhten sein Glück, das städtische Gemeinwesen Riga's, wie es damals war, der blühende Handel und die Menschen, die er hier kennen lernte, erweiterten seine Ansichten vom Leben und zeigten ihm den Werth wahrer bürgerlicher Freiheit und verständiger öffentlicher Einrichtungen. Noch mehr hätte er sich hier gefallen, wäre ihm nicht der Gebrauch einer grossen Bibliothek und der Umgang mit Männern von höherer wissenschaftlicher Bildung versagt gewesen. Gleichwohl liess er sich, als ihm 1767 die Directorstelle an einer Schule in Petersburg angetragen wurde, in Riga dadurch festhalten, dass er eine eigens

§ 259. 1) Vgl. Jegór von Sivers, Herder in Riga. Urkunden. Riga 1868. 8.

für ihn neu gestiftete Predigerstelle erhielt, der er fortan neben seinem Schulamte vorstand. In demselben Jahre gab er die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ als Beilagen zu den Literaturbriefen heraus, im nächsten das Denkmal auf Th. Abbt[2] und 1769 die „kritischen Wälder.“ Das erste Wäldchen, „Lessing's Laokoon gewidmet“, verhielt sich zu diesem in ähnlicher Art wie die Fragmente zu den Literaturbriefen. Die beiden anderen, in heftig polemischem Tone abgefasst, hatten es mit einigen Schriften von Klotz zu thun, gegen den Herders Zorn besonders durch eine Recension über die noch nicht einmal versandte zweite Ausgabe der Fragmente erregt worden war[3]. Klotz rächte sich durch die gröbsten Verunglimpfungen und die unwürdigsten Ausfälle[4]. Diese und die widersprechenden Urtheile, die er sonst über seine Schriften zu lesen bekam, verstimmten ihn in dem Grade und verleideten ihm für den Augenblick den Aufenthalt in Riga so sehr, dass er sich entschloss, seine Aemter niederzulegen und eine Reise in's Ausland zu machen. In der Absicht nach Riga zurückzukehren und alsdann daselbst eine Erziehungsanstalt zu gründen, wollte er die besten derartigen Anstalten in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen lernen. Im Juni 1769 reiste er zu Schiffe von Riga ab; sein nächstes Ziel war Nantes. Die Seefahrt wirkte äusserst wohlthätig auf seine Stimmung, und die Eindrücke, welche die während derselben wahrgenommenen, ihm zum grossen Theil ganz neuen Naturerscheinungen in ihm hervorbrachten, so wie die inneren Erlebnisse und die von seinen Seelenzuständen gewonnenen Anschauungen, worüber er in seinem Reisetagebuch fortwährend Selbstgespräche führte[5], gehörten zu den bedeutendsten und für die Entfaltung seiner geistigen Natur fruchtbarsten in seinem ganzen Leben. Auf dieser Reise und im Angesicht der Küsten von Schweden, Dänemark und England erfassten ihn auch die Poesien der alten nordischen Skalden und Ossians mächtiger als je zuvor. In Nantes gefiel es ihm so wohl, dass er es erst nach einem viermonatlichen Aufenthalt verliess, um nach Paris zu gehen. Hier lernte er mehrere berühmte Schriftsteller, besonders aus der Zahl der sogenannten Encyclopädisten näher kennen: unter ihnen auch Diderot. Das Theater interessierte ihn zwar, doch konnte sein deutscher Sinn der § 259

---

2) Ueber Th. Abbts Schriften etc. Erstes Stück. 3) Klotzens Bibl. d. schönen Wissenschaften 3, 1, 119 ff., Diese Recension ist ein Muster von Unverschämtheit und Grobheit. Die erste Ausgabe der Fragmente war beurtheilt 1, 1, 161; 1, 3, 60 ff. 4) Vgl. die Anzeige der kritischen Wälder in der Bibliothek 3, 2, 334 ff.; dazu auch 3, 3, 386 ff. 443 ff. 5) Es ist am vollständigsten abgedruckt in J. G. v. Herders Lebensbild, 2, 155 ff.

§ 259 dramatischen Kunst der Franzosen keinen rechten Geschmack abgewinnen. Im Garten zu Versailles fasste er die erste Idee zu seiner Plastik. Er verweilte noch in Paris, als durch Resewitz bei ihm angefragt wurde, ob er geneigt sei, den Sohn des Fürstbischofs Herzogs von Holstein-Eutin als Instructor und Reiseprediger drei Jahre auf Reisen zu begleiten. Nach einigem Schwanken ertheilte er eine bejahende Antwort und gieng nun über die Niederlande zunächst nach Hamburg, wo er die persönliche Bekanntschaft von Lessing, Claudius, Reimarus d. J. und andern Männern von literarischem Ruf machte, und sodann nach Kiel, wo er den Prinzen fand. Als er nachher in Eutin diesen und dessen Oberhofmeister näher kennen lernte, sah er schon voraus, dass sein neues Verhältniss von keiner langen Dauer sein würde. Im Juli 1770 wurde die Reise angetreten. Auf dem Wege nach Strassburg, wo man den Winter über bleiben wollte, wurde Herder in Darmstadt mit Merck und durch diesen mit Caroline Flachsland bekannt, mit welcher er sich verlobte. Auch erhielt er schon hier den Ruf nach Bückeburg, wohin ihn Graf Wilhelm, der auf ihn besonders durch die Schrift über Th. Abbt aufmerksam geworden war, als Hauptpastor und Consistorialrath zu ziehen wünschte. Herder zeigte sich geneigt, dem Ruf zu folgen, entschied sich dazu aber erst in Strassburg, wo die Reisenden im September 1770 eintrafen, und wo Herder bald darauf seine ihm durch den Oberhofmeister verleidete Stellung bei dem Prinzen aufgab. Eines alten Augenübels wegen, von dem er endlich befreit zu werden hoffte, aber nicht befreit wurde, blieb er noch bis zum April 1771 in Strassburg. Um seine Cur abzuwarten, musste er fast fortwährend das Zimmer hüten. Seine Unterhaltung fand er, ausser in dem Umgang mit Goethe, Jung-Stilling und andern Freunden, die er sich hier erworben hatte, und von denen ihn die beiden ersten fast täglich besuchten, vornehmlich in Ossian, Shakspeare, den Griechen und Klopstock; auch schrieb er an seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache“, die ihm den Preis von der Berliner Akademie eintrug. In Bückeburg, wo Herder im Mai 1771 ankam, fühlte er sich anfänglich nicht so glücklich, wie er es zu werden erwartet hatte. Mit der Zeit besserte sich seine Stimmung, besonders seitdem er der Gemahlin des Grafen und dadurch auch diesem selbst näher gekommen war. Seine Zufriedenheit wuchs, als er endlich im Frühling 1773 sich hatte verheirathen können[6]. Unterdessen hatte er zwar, ausser Recensionen und andern kleinen Sachen, nichts drucken lassen, desto fleissiger sich

6) Herders Briefwechsel mit seiner Braut (April 1771 bis April 1773) ist herausg. von H. Düntzer. Frankf. a. M. 1858. 8.

aber zur Ausführung neuer Werke vorbereitet. Ein grosses Interesse § 259
hatten für ihn damals auch die altdeutschen Dichter, so weit sie ihm bekannt wurden, und dann ganz vorzüglich Percy's Reliques of ancient english poetry. Das Sammeln deutscher und ausländischer Volkslieder und die Bearbeitung der letztern betrieb er mit stets wachsendem Eifer: noch bevor er mit seiner Sammlung hervortrat, machte er schon in den fliegenden Blättern „Von deutscher Art und Kunst," die 1773 in einem Bändchen erschienen[7], in begeisterter Sprache auf den hohen Werth des Volksgesanges aufmerksam. Im Sommer 1773 gieng er an die Ausarbeitung der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts"[8]. Demnächst erschienen, ausser den an Prediger gerichteten „Provinzialblättern" (1774) und andern in das theologische Gebiet gehörenden Büchern, die Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (1774) und seine zweite von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung, „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet" (1775). Zu seinen bisherigen Aemtern erhielt er 1775 auch noch die Superintendentur im Bückeburgischen. Schon früher waren ihm durch Heyne Aussichten zu einer Anstellung in Göttingen eröffnet worden, wohin er gern gegangen wäre; 1774 fiengen die Unterhandlungen darüber an lebhafter zu werden, und im Sommer des folgenden Jahres erhielt er wirklich einen vorläufigen Ruf als vierter Professor der Theologie und Universitätsprediger. Doch noch bevor die Anstellung, bei der ihm auf Betrieb seiner Gegner in Göttingen mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, selbst erfolgte, trug ihm Goethe im Namen des Herzogs die Generalsuperintendentur und Oberpfarrerstelle in Weimar an, worauf er sogleich eingieng. Im Anfang des Octobers 1776 traf er in Weimar ein. Unter den bedeutenden Männern, die er hier vorfand, schloss er sich im Laufe der Zeit am engsten an Wieland und an Knebel an, auch mit v. Einsiedel befreundete er sich auf die Dauer. Von Goethe entfernte er sich allmählig immer mehr, und als Schiller nach Weimar kam, war das Verhältniss zu diesem anfänglich wenigstens kein inniges und später hielt sich Herder eben so fern von ihm wie von Goethe. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus der ersten Hälfte seiner weimarischen Zeit, die entweder für die Geschichte unserer Literatur überhaupt oder für die Geschichte von Herders Geistesleben als die wichtigern oder auch wichtigsten angesehen werden können, er-

---

7) Die beiden ersten Stücke, „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker," und „Shakspeare," sind darin allein von Herder.
8) Gedruckt 1774. 76.

§ 259 schienen die „Volkslieder" 1778. 79, die „Lieder der Liebe" 1778, die „Briefe, das Studium der Theologie betreffend", 1780. 81, „Vom Geist der ebräischen Poesie" 1782. 83, die drei ersten Theile der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" 1784 ff., die drei ersten Sammlungen der „zerstreuten Blätter"[9] 1785—87 und „Gott! einige Gespräche über Spinoza's System" 1787. Im Sommer 1788 reiste er mit dem Freiherrn von Dalberg nach Italien; in Rom trennten sie sich, und Herder schloss sich nun an die Herzogin Anna Amalie an, die er auch nach Neapel begleitete[10]. Im nächsten Sommer war er wieder in Weimar: „Italien und insbesondere Rom war", wie er wenigstens noch von Rom aus an seine Gattin schrieb, „für ihn eine hohe Schule, nicht sowohl aber der Kunst als des Lebens." Einen unterdess an ihn gelangten neuen und diessmal viel ehrenvollern Ruf nach Göttingen lehnte er nach einem langen Kampfe mit sich selbst ab. Der Herzog ernannte ihn darauf 1789 zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, dessen wirklicher Präsident er 1801 wurde. In diesem Jahre erhielt er auch von dem Kurfürsten von Baiern den Adel. Nach seiner Rückkehr von Italien hatten sich seine Amtsgeschäfte sehr bedeutend vermehrt. Dadurch, sowie durch seine zunehmende Kränklichkeit und Gemüthsverstimmung, wurden ihm seine literarischen Arbeiten ausserordentlich erschwert. Dennoch gab er seitdem heraus, nebst verschiedenen theologischen Sachen, den vierten Theil der „Ideen zur Philosophie" etc. 1791, die drei letzten Sammlungen der „zerstreuten Blätter"[11] 1792—97, die „Briefe zur Beförderung der Humanität" 1793—97, die Terpsichore"[12]. Aus der gereizten Stimmung, in die er über den, wie es ihm schien, höchst gefährlichen Missbrauch der kantischen Philosophie gegen diese gerathen war, giengen zwei seiner letzten Schriften, „Verstand und Erfahrung, eine Metakritik der reinen Vernunft" (1799), und die „Kalligone" (1800), hervor, durch die er unter Kants Anhängern grosse Erbitterung erregte und sich viele Feinde zuzog. Den Beschluss seiner schriftstellerischen Thätigkeit machte er mit der „Adrastea"[13], einer Zeitschrift, die eine Uebersicht des Merkwürdigsten liefern sollte, was im 18. Jahrhundert in Betreff der Politik und Religion, der Wissenschaften

9) Darin u. a. „Blumen aus der griechischen Anthologie", „Paramythien," „Bilder und Träume". 10) Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789. Herausg. von H. Düntzer. Giessen 1859. 8. 11) Darin die „Blumen aus morgenländischen Dichtern gesammelt," die „Parabeln" und die „Legenden". 12) Darin die Uebersetzungen aus Balde's Gedichten und was er über Balde geschrieben hat. 13) Die ersten fünf Bände von ihm selbst 1801—3, der sechste von einem seiner Söhne 1803 herausgegeben.

und Künste geschehen war, und in der fast alles von ihm allein § 259
herrührt; und mit der vortrefflichen Dichtung „der Cid“[14]. Zu seinen übrigen körperlichen Leiden gesellte sich in der letzten Zeit auch eine immer merklicher werdende Schwäche der Augen. Seine beiden letzten Badereisen in den Jahren 1802 und 1803 nach Aachen und nach Eger sollten ihm nicht wieder zur Gesundheit verhelfen: er starb am 18. December 1803[15]. — Die neuen und kühnen Ansichten von literarischen Dingen überhaupt und von echter und ursprünglicher Poesie insbesondere, die Herder zunächst aus dem Umgange mit Hamann, sodann aus den Schriften Lessings und Winckelmanns und aus einem umfassenden Studium der merkwürdigsten Literaturwerke alter und neuer Zeit gewonnen hatte, und womit er in Strassburg im Verkehr mit Goethe nicht zurückhielt, erweckten sammt der Art, wie er sich mittheilte und persönlich wirkte, in diesem eigentlich erst das hellere Bewusstsein seines Dichterberufs, enthoben seine ausserordentliche Künstlerbegabung aller Befangenheit und Selbstgefälligkeit, stärkten sein geistiges Auge und zeigten ihm den Weg zu den reinen und unversieglichen Quellen der Poesie, den er schon lange gesucht hatte. Indem er denselben nun mit Entschiedenheit einschlug und bald durch Werke vom ersten Rang beurkundete, dass er jene Quellen gefunden und aus ihnen geschöpft habe, wurde Goethe unter den deutschen Dichtern der Neuzeit der erste, der die Poesie durch die That wieder in ihr volles Recht einsetzte. Johann Wolfgang Goethe wurde den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Viele günstige Umstände traten zusammen, seine innere wie seine äussere Bildung in jeder Art von früh an zu fördern, sein Dichtergenie zeitig zu wecken und zu befruchten und die Entwickelung aller in ihm ruhenden Kräfte ihm zu erleichtern. In jenen Landstrichen zu beiden Seiten des Mains, um den Neckar und den Rhein entlang hatte die alte Volks- und Kunstpoesie mit am vollsten und schönsten

---

14) Aus dem Winter 1802—3, aber vollständig gedruckt erst 1805.

15) Vgl. Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds v. Herder. Gesammelt und beschrieben von Mar. Carol. v. Herder, geb. Flachsland. Herausgeg. durch J. G. Müller. 2 Thle. 8. Stuttg. 1820 (in der Taschenausg. von Herders Werken als Th. 20—22 der Abtheil. Zur Philosophie und Geschichte), und J. G. von Herders Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierher gehörigen Mittheilungen aus seinem ungedr. Nachlasse etc. Herausg. von seinem Sohne E. G. v. Herder. (6 Theile in 3 Bänden). Erlangen 1846—47. kl. 8. Aus Herders Nachlass. Ungedruckte Briefe. Herausgeg. von H. Düntzer und F. G. von Herder. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1856—57. 8. Herder in seiner Jugend und im Aufgang seines Ruhms, in J. W. Schäfers kleinen Schriften Bremen 1864. 8. H. Hettner, Herder, in Westermanns illustrierten d. Monatsheften, April 1865, S. 24—46, Mai S. 157—170.

§ 259 geblüht, ihr Nachwuchs länger als anderswo bei uns gedauert und das Volkslied sich bis in die neue Zeit bei weitem lebendiger als in den mehr östlichen und nördlichen Gegenden Deutschlands erhalten; hier war auch der neuen Gelehrtendichtung des siebzehnten Jahrhunderts noch zumeist ein volksthümlicher Geist gewahrt worden, und hatte sich die des achtzehnten nicht schon in dem Grade festgesetzt, dass sie mit ihrem noch immer sehr unselbständigen Charakter und ihren grösstentheils der Fremde nachgebildeten Schulformen der freien Entfaltung einer echten Dichternatur, nicht bloss von vorn herein, sondern auch für die Folge hätte allzu gefährlich werden können. In Frankfurt selbst, dem bedeutenden Handels- und Messorte, der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt, die einer glücklichen Unabhängigkeit bei alterthümlichen Einrichtungen genoss, vereinigte sich unendlich Vieles, ein für lebhafte Eindrücke empfängliches Gemüth mit einem reichen, lebensvollen und in eine grosse geschichtliche Vergangenheit zurückweisenden Inhalt zu erfüllen. Die Eltern des Knaben, aus der glücklichsten Mitte des Lebens, waren wohlhabend genug, um ihren Kindern die ihnen wünschenswertheste Erziehung geben zu können: der Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, ohne bindendes Amt, verständig ernst, in allen Dingen auf Ordnung und Folge, selbst bis zum Eigensinn haltend und ausdauernd in dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, dabei weltmännisch und literarisch gebildet, ein warmer Freund der Kunst, die er auf Reisen schätzen gelernt, und die er selbst nach Kräften förderte; die Mutter, den Höchstgestellten der Stadt nah verwandt, die gesundeste, liebenswürdigste Kernnatur, phantasievoll, geistreich und heiter, von urkräftigster Frische des Lebens bis in ihr hohes Alter[16]. Unter der Obhut und Leitung solcher Eltern wuchs der Knabe auf. Das ausgezeichnete Erzählungstalent der Mutter regte zuerst durch Märchen seine Einbildungskraft an und weckte in ihm zugleich den Trieb zur Reproduction des Gehörten. Den Unterricht in Sprachen, Wissenschaften und Künsten erhielt er dann grösstentheils vom Vater, der Anstand nahm, ihn auf die Dauer einer öffentlichen Schule anzuvertrauen, und sich nur mehr vorübergehend des Beistandes einiger Lehrer im Hause bediente. Auch er trug durch seine Lehrmethode wesentlich dazu bei, dass in dem Knaben frühzeitig die Selbstthätigkeit des Geistes durch Wiedererzeugen des Erlernten und durch freie Nachbildung des Gelesenen in ver-

---

16) Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen mitgetheilt von Rob. Keil. Leipzig 1871. 8. (vgl. Mich. Bernays in der Zeitschrift: Im Neuen Reich 1871, Nr. 46).

schiedenen Sprachen geweckt und in Uebung gehalten wurde. Die § 259 altdeutschen Volksromane und verschiedene andere Bücher voll Wunder-, Abenteurer- und Heldengeschichten, die er für sich selbst mit grossem Eifer las, führten seiner Phantasie reichliche Nahrung zu und reizten ihn zur Erfindung eigener Wundergeschichten und Märchen. Sehr früh hatte er auch schon Gelegenheit, sich durch eigene Anschauung mit den alterthümlichen Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt nach allen Seiten hin bekannt zu machen und in die verschiedensten Arten städtischer Zustände, so wie gewerblicher und künstlerischer Betriebsamkeit einzublicken. Mächtige und tiefe Eindrücke bewirkten in seinem Gemüth die ersten Gesänge des Messias und die Thaten Friedrichs des Grossen im siebenjährigen Kriege: Klopstock gegenüber fand er sich im Widerstreit mit dem Vater, der von der reimlosen Poesie nichts wissen wollte; in der Parteinahme für Preussen und den grossen König dagegen waren beide eines Sinnes. Als mit dem Beginn des Jahres 1759 Frankfurt von den Franzosen besetzt und ein Theil des goetheschen Hauses von dem Königslieutenant, Grafen Thorane, bezogen ward, wurden dem Knaben wieder viele neue Anschauungen und Begriffe zugeführt. Der kunstliebende Graf benutzte seinen Aufenthalt in Frankfurt mit dazu, von den geschicktesten Malern der Stadt und der Nachbarschaft eine Reihe von Bildern unter seinen Augen ausführen zu lassen: dadurch kam der junge Goethe mit diesen Künstlern, von denen er mehrere schon aus der Zeit des Umbaues des väterlichen Hauses kannte, in nahe, dauernde, die Bildung seines Kunstsinnes fördernde Berührung. Eine französische Bühne, die sich zu gleicher Zeit in Frankfurt eingestellt hatte, bot ihm die Gelegenheit, eine ungleich ausgebildetere und feinere Schauspielkunst, als die damalige deutsche war, kennen zu lernen; dabei erhielt seine schon früher geweckte Lust an theatralischen Vorstellungen neue und nachhaltige Anregung; er befestigte sich auf die leichteste und genussreichste Weise in dem Verständniss und dem Gebrauch der fremden Sprache, wurde veranlasst, sich mit den Werken der berühmtesten französischen Dramatiker und mit den Grundsätzen der französischen Dramaturgie bekannt zu machen, und versuchte sich sogar selbst schon in der Abfassung eines Stücks in dieser Sprache. Während dieser Zeit der Unruhe in seinem Hause hatte der Vater den Unterricht lässiger gegeben; im Jahre 1761 kam in denselben wieder mehr Regelmässigkeit und Folge. Um sich im schriftlichen Ausdruck der beiden alten Sprachen, des Deutschen, Französischen, Italienischen und Englischen und dazu auch noch in dem Frankfurter Judendeutsch zu üben, erfand der junge Goethe eine Art von Roman in Briefen, die er in diesen sieben Sprachen abfasste.

§ 259 Seinem Wunsche, auch das Hebräische zu lernen, genügte der Vater, indem er den alten Rector des städtischen Gymnasiums bewog, ihm darin Unterricht zu ertheilen. Diess führte ihn zu einer fleissigen Beschäftigung mit dem alten Testament, deren Frucht eine in prosaischer Form verfasste epische Dichtung von Joseph war. In geistlichen Liedern und Oden, sowie in sogenannten anakreontischen Gedichten hatte er sich schon früher versucht. Nur eine von diesen Jugendarbeiten, aus der Zahl der geistlichen Stücke, „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi", hat sich erhalten[17]. Zu andern Uebungen seines poetischen Talents führte ihn die Bekanntschaft und der Verkehr mit einer Gesellschaft junger Leute aus den mittleren und selbst niederen Ständen, die sich durch allerlei Betrieb etwas zu verdienen suchten, und für die er zu diesem Zwecke Gelegenheitsgedichte verfertigte. Durch sie wurde er auch mit einem um einige Jahre älteren Mädchen bekannt, das in dem vierzehnjährigen Knaben bald die leidenschaftlichste Neigung erweckte. Um diese Zeit, im Frühling 1764, erlebte er die Wahl und Krönung Josephs II zum römischen König. Unmittelbar darauf wurde sein Verhältniss zu jenem Kreise junger Leute in einer für ihn so erschütternden und schmerzlichen Weise abgebrochen, dass er darüber in eine heftige Krankheit verfiel. Nach seiner Wiederherstellung nahte die Zeit heran, da er die Universität beziehen sollte. Er selbst wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, wohin ihn, bei seiner Neigung zu philologischen Studien, besonders Heyne und Michaelis zogen; der Vater hatte sich aber einmal für Leipzig entschieden, wo er die Rechte studieren sollte und wohin er auch wirklich im Herbste 1765 abgieng[18]. Die Vorlesungen über Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen, die er zunächst hören wollte, vermochten ihn auf die Länge eben so wenig zu fesseln, wie Gellerts literarhistorisches Collegium und die praktischen Uebungen in freien deutschen Arbeiten, die derselbe leitete. Bald scheint er die Rechtswissenschaften ganz vernachlässigt und Vorlesungen überhaupt immer seltener besucht zu haben. Die Universität konnte demnach seiner wissenschaftlichen Ausbildung nur wenig Gewinn bringen; grössern brachte die feine

---

17) Abgedruckt in den Werken 56, 12 ff.; die darüber gesetzte Jahreszahl 1765 scheint eher die Zeit einer Ueberarbeitung als die der ersten Abfassung zu bezeichnen, da diese um einige Jahre früher anzusetzen sein dürfte; vgl. Bd. 24, 225 ff. und Viehoff, Goethe's Leben 1, 148 ff. 18) Woldem. Frh. v. Biedermann, Goethe und Leipzig. Zur 100jährigen Wiederkehr etc. 2 Bde. Leipzig 1865. 8. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausg. von O. Jahn. 2. Aufl. Leipzig 1867. 8.

städtische Sitte der Leipziger Gesellschaft, wie er sie besonders im § 259
Umgang mit einigen Frauen kennen lernte, seiner äussern Erscheinung, seinem Geschmack und seinem Urtheil in poetischen Dingen, auf welches ausserdem der Professor Morus berichtigend einwirkte. Hatte er zeither seinen poetischen Geschmack vornehmlich nur an den Dichtern gebildet, die sein Vater hoch hielt, und die alle der, wie er sie selbst später bezeichnet hat, „wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche“ angehörten, so wurden ihm diese nun verleidet, und er fieng an einzusehen, dass, wenn er dem Triebe zum Dichten, der sich immer stärker in ihm regte, ein Genüge thun wollte, er andere Stoffe suchen und sich eine andere Behandlungsart zu eigen machen müsse, als woran er sich so lange gehalten hatte. Hier aber war er nun „bei der grossen Beschränktheit seines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen genöthigt, alles in sich selbst zu suchen. So begann schon damals diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschliessen, um sowohl seine Begriffe von den äussern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen.“ „In diesem Sinne schrieb er zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbermass“[19]. Auch die beiden Lustspiele, die er in Leipzig dichtete und der Aufbewahrung werth hielt, sind schon aus bestimmten inneren Erlebnissen und äusseren Anschauungen hervorgegangen: „die Laune des Verliebten“ aus der Stimmung, in die er gerieth, als er durch seine Quälereien die Neigung eines liebenswürdigen Mädchens verscherzte, „die Mitschuldigen“ aus den Einsichten, die er bereits zu Frankfurt und dann auch zu Leipzig in die inneren Zustände der Gesellschaft und des Familienlebens gewonnen hatte. Von den lebenden deutschen Dichtern zog ihn damals keiner mehr an als Wieland, vornehmlich durch Musarion; von den älteren des Auslandes war es besonders Shakspeare, von dem er, als er ihn zunächst aus Dodd's beauties of Shakspeare, dann aus Wielands Uebersetzung kennen lernte, mächtig ergriffen wurde: beide Dichter nebst dem Maler

19) Von den uns erhaltenen kleinen Sachen der Leipziger Zeit gehören dazu noch weniger die „Drei Oden an meinen Freund Behrisch“ aus dem J. 1767, Werke 56, 3—7, und das etwas jüngere Gedicht „An Zachariae“, 2, 154 f., entschiedener aber schon die „Neuen Lieder, in Melodie gesetzt von B. Th. Breitkopf.“ nach Viehoff, a. a. O. 1, 263 f. schon 1768, nach den Blättern f. liter. Unterhalt. 1850, Nr. 1, S. 3 f. dagegen erst 1769 zu Leipzig in 4. gedruckt.

§ 259 Oeser waren die einzigen, die er in einem Schreiben aus dem Jahre 1770 für seine echten Lehrer erkennen konnte; andere hatten ihm gezeigt, dass er fehlte, diese zeigten ihm, wie er's besser machen sollte[20]. Mit Oeser, dem die Leitung der Leipziger Kunstschule anvertraut war, vermittelte Goethe's Trieb, sich im Zeichnen zu vervollkommnen, die nähere Bekanntschaft; sie wurde für ihn vorzüglich dadurch folgenreich, dass Oeser ihm den Sinn für das Wesentliche in der bildenden Kunst überhaupt öffnete und seiner Neigung dazu eine höhere Richtung gab, dass er ihn in die Kunstgeschichte einführte, ihm damit das Verständniss von Winckelmanns Werken erschloss und ihn vorbereitete, den unschätzbaren Werth, den Lessings Laokoon für jeden Dichter und Künstler bei allem Erfinden und Ausführen haben musste, zu fassen und sich zu Nutze zu machen. Um sich die Kunst auch durch die lebendige Anschauung näher zu bringen, reiste Goethe nach Dresden: er sah hier nur die Bildergallerie. Voll von den Eindrücken, die besonders die Bilder der niederländischen Schule in ihm zurückliessen, kam er wieder nach Leipzig und suchte sich nun auch neben dem Zeichnen mit der Kupferstecher- und Holzschneidekunst praktisch bekannt zu machen. Gegen das Ende seines Aufenthalts in Leipzig verfiel er in eine schwere Krankheit, von der er nur langsam genas. Noch immer kränkelnd, kehrte er gegen Ende des Sommers 1768 nach Frankfurt zurück, um unter der Pflege der Seinigen seine Gesundheit ganz wieder herzustellen. Bei der durch seinen körperlichen Zustand erhöhten Reizbarkeit des Gemüths für religiöse Anregungen sehr empfänglich, gab er sich den Einflüssen einer frommen und zartsinnigen Freundin seiner Mutter, Fräulein von Klettenberg, hin, aus deren Unterhaltungen und Briefen der wesentliche Inhalt der dem Wilhelm Meister eingeschalteten „Bekenntnisse einer schönen Seele" entnommen ist. Die Richtung, die sein Geist in diesem religiösbeschaulichen Verkehr für eine Zeit lang erhielt, führte ihn auch auf alchymistische und kabbalistische Studien und Versuche, die als eine Art Vorschule zu seinen späteren naturwissenschaftlichen Beschäftigungen angesehen werden dürfen. Erst im Frühling 1770[21] begab er sich nach Strassburg, wo er nach dem Willen des Vaters seine juristischen Studien fortsetzen und demnächst sich den Doctorgrad erwerben sollte. Bald jedoch fühlte er in dem täglichen Verkehr mit mehreren jungen Medicinern sich stärker zu ihrer als zu

20) Vgl. den Anhang zu den Briefen von Goethe an Lavater, herausg. von H. Hirzel. Leipzig 1833. 8. S. 165. 21) Nicht schon 1769, denn das vorher berührte Schreiben im Anhange zu den Briefen an Lavater ist unter dem 20. Febr. 1770 noch von Frankfurt aus abgesandt; vgl. auch Viehoff, a. a. O. 1, 288.

seiner Fachwissenschaft hingezogen: er besuchte daher die Anatomie, § 259
die klinische Anstalt und Vorlesungen über Entbindungskunst und Chemie. Im Herbst traf Herder in Strassburg ein. Die Bekanntschaft mit ihm und die sich daran knüpfende nähere Verbindung war für Goethe's Charakter- und Geistesbildung das bedeutendste Ereigniss, das die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte. „Alles, was in ihm von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungssucht, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte,“ ward in dem Umgang mit Herder „einer sehr harten Prüfung ausgesetzt;“ seine kleinlichen Liebhabereien und besonderen Neigungen, von jenem verspottet, wurden ihm verleidet; dafür aber wurde er nun auch „auf einmal mit allem neuen Streben“ in der literarischen Welt „und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien“[22]. Die Poesie lernte er von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne auffassen als bisher, und zwar in einem solchen, der ihm zusagte. „Die hebräische Dichtkunst, welche Herder nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsass aufzusuchen er Goethen und seine Freunde antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben“, wie er jetzt erst erfuhr, „das Zeugniss, dass die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer.“ Goethe „verschlang diess alles, und je heftiger er im Empfangen, desto freigebiger war Herder im Geben.“ Durch ihn erhielt er nun auch einen Begriff von Hamanns Geist und Verdienst; er lernte Ossian kennen und übersetzte gleich einiges aus ihm, was nachher in veränderter Gestalt dem Werther einverleibt wurde; er ward für die homerischen Dichtungen begeistert, die er fortan sehr fleissig las[23], und in seinem Enthusiasmus für Shakspeare um so mehr bestärkt, mit je hellerem Auge er jetzt erst in die Tiefen dieses ganz einzigen Geistes zu blicken anfieng. In dieser Zeit wurde er in die unfern von Strassburg wohnende Predigerfamilie Brion eingeführt, und bald knüpfte sich zwischen ihm und der zweiten Tochter des Hauses, Friederike, ein Herzensverhältniss an, das ihn ganz beglückte. Mehrere schöne Lieder aus seiner Strassburger Zeit verdanken dieser Liebe ihren Ursprung. Auch erfand und erzählte er schon damals das Märchen „die neue Melusine,“ das er erst viele Jahre nachher niederschrieb und dem Drucke übergab. Zu zwei grossen dramatischen Dichtungen, dem Götz von Berlichingen und dem Faust, von dem die eine seinen Namen zuerst

22) Vgl. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 120 ff. 23) Vgl. Düntzer, Studien zu Goethe's Werken S. 135, Anm. 2.

§ 259 durch ganz Deutschland tragen, die andere ihn bis in seine letzten Lebensjahre beschäftigen sollte, regten sich jetzt nur erst Keime in ihm. Das lebendige Interesse an Götzens eigener Lebensbeschreibung und an der bedeutenden Puppenspielfabel von Doctor Faust hieng zunächst mit seiner Vorliebe für die deutsche Vorzeit zusammen, die, früh in ihm geweckt, in Strassburg unter mehrfachen Anregungen gewachsen war. Von den dortigen Gelehrten hatte ihn besonders Oberlin auf die Denkmale unseres Mittelalters hingewiesen; an dem Münster war ihm der Sinn für die Herrlichkeit der altdeutschen Baukunst aufgegangen: so wandte er sich mit um so grösserer Neigung jenen echtvaterländischen Stoffen aus einer tüchtigen Vergangenheit zu, je entschiedener er allem französischen Wesen, als er es in der Nähe hatte kennen lernen, den Rücken kehrte, und je deutlicher er sich schon damals der Einwirkung Shakspeare's, dem er sich innerlich am verwandtesten fühlen musste, auf seine deutsche Dichternatur bewusst ward. Ein drittes Stück, das er noch im Sinne hatte und dessen Held Julius Caesar werden sollte, blieb späterhin unausgeführt. Unterdessen hatte er sich auch in der Rechtswissenschaft so weit befestigt[24], dass er sich im Sommer 1771 den Doctorgrad in ordnungsmässiger Weise erwerben konnte. Im Herbste traf er wieder in Frankfurt ein. Unter den ältern Bekannten, die er hier fand, war J. G. Schlosser. Schon in Leipzig, wo derselbe auf einer Reise einige Zeit verweilte, war Goethe ihm näher gekommen und verdankte dem um zehn Jahre älteren Freunde seitdem manche bedeutende Anregung; jetzt wurde er durch ihn mit Merck in Darmstadt bekannt, „dem er bereits durch Herder von Strassburg aus nicht ungünstig angekündigt war," und der fortan „auf sein Leben den grössten Einfluss hatte." Merck führte ihn wieder in den Kreis seiner Darmstädter Freunde, Geheimerath v. Hess, Professor Petersen, Rector Wenck etc. ein, mit dem er nun in vielfachen Verkehr trat, und der ihn durch theilnehmende Aufmunterung bei seinen Studien, Entwürfen und Arbeiten ausserordentlich „belebte und förderte." Damals „war der Faust schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in seinem Geiste zusammen, das Studium des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigte ihn," und noch ganz voll von dem Eindruck des Strassburger Münsters, schrieb er den Druckbogen „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach"[25]. Ausserdem fällt in diese seine Frank-

24) Ueber Goethe's juristische Gelehrsamkeit von F. L. A. W. Belitz, in den Abhandlungen der schles. Gesellsch. f. vaterländ. Cultur, philos. histor. Abtheilg. 1864. 2. Heft. 25) Nach dem ersten Abdruck in Herders fliegende Blätter „von deutscher Art und Kunst" 1773 aufgenommen.

furter Zeit noch die Abfassung von zwei andern kleinen prosaischen § 259
Sachen, theologischen Inhalts, die von seinem damals mit Eifer wieder aufgenommenen Bibelstudium Zeugniss ablegen[26]. Das Verhältniss mit Friederike Brion wurde von ihm abgebrochen; gegen das quälende Gefühl, das dieser Schritt in ihm hinterliess, suchte er „nach seiner alten Art Hülfe bei der Dichtkunst“[27]. Im Frühjahr 1772 gieng er nach Wetzlar, um sich beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertrauter zu machen; noch mehr aber als der Trieb nach Kenntnissen führte ihn dahin die Lust, seinen Zustand zu verändern. In dem geselligen Treiben der jungen Männer, die den einzelnen Gesandtschaften an diesem Orte beigegeben waren, „sprang ihm ein drittes akademisches Leben entgegen.“ Er gieng anfänglich lebhaft darauf ein, ward aber der Spielereien und Possen, in denen sich seine neuen Bekannten gefielen, bald müde und hielt sich dafür lieber zu Gotter, „der sich mit aufrichtiger Liebe an ihn schloss“[28]. Unter allen Bekanntschaften jedoch, die er in Wetzlar machte, war keine wichtiger für sein damaliges inneres Leben und für seine dichterische Thätigkeit in der nächsten Folgezeit als die mit Charlotte Buff, der Verlobten des bremischen Gesandtschaftssecretärs Kestner und dem Urbilde der Lotte im Werther, dessen erster Theil überhaupt ganz aus dem Leben des Dichters zu Wetzlar und aus seinem Verhältniss zu jenem liebenswürdigen Mädchen geschöpft ist[29]. Schon längst hatte er gewünscht, mit Höpfner[30], Professor der Rechte zu Giessen, in Verbindung zu kommen; sie wurde durch Merck und Schlosser vermittelt, die sich 1772 mit Höpfner zur Herausgabe einer neuen kritischen Zeitschrift, der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“[31], vereinigt hatten und nun, bei ihrer Zusammenkunft in Giessen, auch Goethen bestimmten, sich den Mitarbeitern an dieser Zeitschrift beizugesellen[32]. So bekam er die erste Gelegenheit, sich auf dem Felde der ästhetischen und wissenschaftlichen Kritik zu versuchen[33]. Schlosser hatte sich unterdess mit Goethe's Schwester verlobt und wünschte seine Heimkehr[34]; noch mehr trieb Merck ihn an, Wetzlar zu verlassen. Er gieng daher im Spätsommer 1772 über Coblenz

26) Abgedruckt Werke 56, 207—215. 27) Vgl. Werke 26, 120. 28) Vgl. § 256, 12. 29) Vgl. Düntzer a. a. O. S. 120 ff. 30) Geb. 1743 in Giessen, gest. 1792 als Obertribunalsrath in Darmstadt. 31) Sie erschienen seit 1772 zu Frankfurt a. M. Vgl. den Brief von J. C. Deinet an Raspe im Weimar. Jahrb. 6, 77 f. und die demselben angeschlossen gewesene Ankündigung der Zeitschrift, ebenda S. 79 f. 32) Vgl. Düntzer, Studien S. 93, Anm.; Frauenbilder S. 177 f. 33) Seine Recensionen, aus den Jahren 1772 und 73, sind wieder abgedruckt in den Werken 33, 3—121. 34) Düntzer, Frauenbilder S. 179.

§ 259 und Ehrenbreitstein, wo er im Hause von La Roche mit Merck wieder zusammentraf und einige Zeit verweilte, nach Frankfurt zurück. Hier widmete er sich, dem Wunsche des Vaters gemäss, der Rechtsanwaltschaft; seine Musse wandte er in der nächsten Zeit vorzüglich dem „Götz von Berlichingen" zu. Lange mit dem Niederschreiben dieser Dichtung zögernd, entschloss er sich endlich auf Drängen seiner Schwester dazu und führte sie rasch zu Ende[35], schrieb dann aber das Ganze nochmals um, wodurch ein ganz erneutes Stück entstand[36]. Aus einer dritten Redaction, die er im Sinne hatte, wurde damals noch nichts, da Merck zum Druck der zweiten trieb, der auch auf seine und des Dichters Kosten angefangen und, wie es scheint, schon im Frühjahr 1773 vollendet wurde. Der Erfolg, den Goethe mit dem Götz in ganz Deutschland errang, war der glänzendste, der sich denken lässt. Besonders ward das Werk mit Begeisterung von denjenigen begrüsst, die in eigenem dichterischen Drange an den altüblichen Gegenständen der Poesie sich nicht mehr genügen liessen und höhere Ziele ins Auge gefasst hatten. Zu ihnen gehörten in der Ferne die Göttinger, in Frankfurt selbst mehrere junge Männer, die entweder schon von früher mit Goethe in Verbindung gestanden hatten, wie der ihm von Strassburg her befreundete H. L. Wagner, oder ihm erst jetzt näher traten, was namentlich mit Klinger der Fall war. In dem dichterischen Treiben dieses Frankfurter Kreises, dessen belebender Mittelpunkt und leuchtendes Vorbild Goethe war, und dem auch, wiewohl er noch in Strassburg verweilte, Lenz zugezählt werden muss, da er mit den Frankfurtern durch Goethe fortwährend im regsten schriftlichen Verkehr stand, offenbarte sich nun auf's entschiedenste jene durch den Götz zuerst angekündigte revolutionäre Richtung in unserer poetischen Literatur, die man nach dem Titel eines Stückes von Klinger als die des Sturmes und Dranges zu bezeichnen pflegt. Von dem, was unter diesen Jünglingen zur Sprache kam, was ihnen widerwärtig, was werth war, woran sie sich schulten und was sie in unmittelbarer Auffassung darzustellen versuchten, geben u. A. auch zwei kleine dramatische Stücke Zeugniss, die Goethe bald nach der Vollendung des Götz geschrieben zu haben scheint: das eine „Götter, Helden und Wieland", eine Farce, veranlasst durch Wielands Anmerkungen zu der Uebersetzung des Shakspeare, sein Singspiel Alceste und ganz besonders durch die Briefe über dasselbe im d. Merkur; das andere, „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern,

---

35) Düntzer a. a. O. S. 173 unten und S. 148, Anm. a. 36) Ueber das Verhältniss beider Gestalten zu einander vgl. Schade im Weimar. Jahrbuch 5, 439 ff.

ein Schönbartspiel", in einer ähnlichen Form wie die Fastnachts- § 259
spiele von Hans Sachs und ursprünglich auch durchweg in der Versart dieses Dichters, der zu jener Zeit von Goethe und seinen Freunden mit besonderer Vorliebe gelesen wurde[37]. Nicht lange nachher verfasste er noch zwei andere kleine dramatisierte Satiren in sogenannten Knittelversen, das Fastnachtsspiel „vom Pater Brey, dem falschen Propheten", und den „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht von Dr. K. Fr. Bahrdt"[38]. Zwischen inne jedoch, im ersten Viertel des Jahres 1774[39], entstand sein zweites Hauptwerk, „die Leiden des jungen Werthers", durch dessen Abfassung er sich von der Zeitkrankheit der Empfindsamkeit und der Gefühlsschwärmerei auf immer befreite, und in demselben Sommer auch noch der „Clavigo": den Roman schrieb er in vier Wochen, das Trauerspiel in acht Tagen. Im Juni kam Lavater nach Frankfurt, und bald darauf traf auch Basedow daselbst ein. Von Ems aus, wohin Goethe ihnen nachgereist war[40], brachen alle drei nach Cöln auf. Hier trennten sie sich: Goethe gieng zunächst nach Düsseldorf zu den Jacobi, reiste, als er sie nicht antraf, nach Elberfeld, wo er Fr. H. Jacobi persönlich kennen lernte[41] und auch Jung-Stilling wieder sah. Auf seiner Heimreise begleitete ihn Fr. H. Jacobi von Düsseldorf bis Cöln[42]: beide hatten sich schon aufs innigste verbrüdert. Im Herbst bewirtheten Goethe's Eltern Klopstock, als derselbe auf seiner Reise nach Karlsruhe Frankfurt berührte, und wie es scheint, war in diesem Jahre[43] auch Zimmermann einmal der Gast dieses Hauses, in welchem er 1775 wieder eine Zeit lang verweilte. Im Winter 1774 trafen die weimarischen Prinzen in Frankfurt ein, denen Goethe durch Knebel zugeführt wurde; er folgte ihnen nach Mainz und blieb dort einige Tage bei ihnen. Unterdessen hatte er wieder mehrere Entwürfe zu neuen Dichtungen gemacht und Verschiedenes auch ausgeführt. Bloss entworfen und bis auf eine Hymne[44], die in das Stück einge-

---

37) Vgl. Werke 48, 83 ff. und dazu Viehoff 2, 69 f. Beide Stücke wurden 1774 gedruckt. 38) Beide gedruckt 1774. Auch das kleine Drama „des Künstlers Erdenwallen," das Viehoff 2, 262 mit Unrecht später ansetzt, wurde schon 1774 veröffentlicht; vgl. (Hirzel) Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek. Leipzig 1848. 8. S. 9. 39) Vgl. Düntzer, Studien S. 114 f. 40) Ueber Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774 vgl. Blätter f. literar. Unterhaltung 1867, Nr. 6, S. 94 f. Vgl. „Aus Lavaters Tagebuch der Emser Reise" (18—20. Juli 1774) als Anhang in den von Hirzel herausgeg. Briefen von Goethe an helvetische Freunde, Leipzig 1867. S. · 41) Wie wenig Goethe noch im April 1774 von beiden Jacobi hielt, ergibt ein Brief Höpfners im Weimar. Jahrb. 2, 68 f.
42) Vgl. Viehoff 2. 162 ff.; Düntzer, Freundesbilder S. 131. 43) Vgl. Düntzer, Frauenbilder S. 316 f. und Anm. 44) „Mahomets Gesang," zuerst im Göttinger Musenalm. von 1774.

§ 259 legt werden und auf eine andere, womit es beginnen sollte[45], niemals ausgearbeitet wurde ein dramatisches Werk, „Mahomet“[46]; von zwei andern, „Prometheus“[47] und „Hanswursts Hochzeit“, so wie von einer epischen Dichtung, „der ewige Jude“, schrieb er nur grössere oder kleinere Bruchstücke nieder, bei denen es nachher verblieb[48]. Vollendet wurden das Drama „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“[49] und verschiedene Balladen und lyrische Stücke. Auch wurden damals die ältesten Scenen des Faust gedichtet[50]. Im Winter 1774—75 verlobte sich Goethe mit einer schönen und reichen Frankfurterin, Elisabeth (Lili) Schönemann; dieser Neigung verdanken einige seiner schönsten Liebeslieder ihren Ursprung. Aber auch hier trat er zurück, als man ihn zu überzeugen gesucht, aus seiner Verbindung mit Lili könne weder ihm noch ihr ein reines und dauerndes Glück erwachsen. Noch ehe diess Verhältniss wieder gelöst worden, machte er mit den Brüdern Stolberg[51] und dem jungen Grafen von Haugwitz seine erste Reise in die Schweiz. In Zürich besuchte er Lavater, an dessen grossem Werke über die Physiognomik er einen sehr lebhaften und thätigen Antheil nahm[52]. Von seinen Begleitern trennte er sich bald, wie Merck es in seinem treffenden Urtheil über die Grafen vorausgesagt hatte, und bereiste nun in Gesellschaft eines

45) Zuerst gedruckt bei Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar 1846, S. 151 ff.; danach bei Viehoff, Goethe's Leben 2, 173 und bei Goedeke, elf Bücher d. Dichtung 2, 10. 46) Nach Düntzer, in Hennebergers Jahrbuch f. d. Literaturgesch. 1, 139, ist es eine irrige Anknüpfung in Goethe's Dichtung und Wahrheit, wenn er die Veranlassung zu seinem Mahomet in der bei Gelegenheit seines persönlichen Verkehrs mit Lavater und Basedow gemachten Beobachtung findet, dass diese Männer geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten; denn jene Dichtung fällt vor die erste Bekanntschaft mit beiden Männern, da bereits der im Herbste 1773 gedruckte Musenalman. f. 1774 den Gesang zwischen Ali und Fatema brachte. 47) Der Monolog, Werke 2, 79 ff., der die erste Veranlassung zu dem Streit über Lessings Spinozismus gab, wurde zuerst durch F. H. Jacobi in seiner Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Hrn. M. Mendelssohn.“ Breslau 1785. S. 48 f. veröffentlicht; vgl. § 254, S. 75 und Gervinus 4[4], 486; 5, 287. 48) Werke 33, 241 ff.; 57, 257 ff.; 56, 19 ff. 49) Das Mscr. kam damals dem Dichter abhanden; erst nach vielen Jahren gelangte er durch F. H. Jacobi wieder zu einer Abschrift, wonach er es in den Werken abdrucken liess; vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Leipzig 1846. 8. S. 241. 50) A. Stahr, J. H. Mercks ausgewählte Schriften S. 65. 51) Vgl. § 256, Anm. 42 und 43. Aus den Jahren 1775 und 76 stammen die Briefe Goethe's an die Gräfin Auguste zu Stolberg, die Schwester der beiden Brüder; herausgeg. von A. v. Binzer im Taschenbuch Urania 1839, S. 67 ff. „Diese Briefe lassen uns tief in die wogende Seele des Dichters schauen“. Weinhold, Boie S. 62 f. 52) Vgl. Düntzer, Freundesbilder S. 34—36; 42; 44; 47.

andern Freundes, auf den er unterwegs stiess, die kleinen Kantone. § 259
Vor und nach dieser Reise dichtete er ausser verschiedenen Liedern die Singspiele „Erwin und Elmire“[53] und „Claudine von Villa Bella“[54], worauf er den „Egmont“ begann, mit dem er auch schon ziemlich weit vorrückte, und zuletzt vollendete er noch die „Stella“, die er schon das Jahr vorher begonnen hatte[55]. Im Spätherbst folgte er der wiederholt an ihn ergangenen Einladung des jungen weimarischen Fürstenpaares, Karl August und Luise, zu einem Besuch in Weimar, wo er am 7. November 1775 eintraf. Die Seele des Kreises, in welchem hier Goethe die freundlichste und schmeichelhafteste Aufnahme fand, war die verwittwete Herzogin Anna Amalia. Auch nach dem in diesem Jahre erfolgten Regierungsantritt Karl Augusts übte sie fortwährend den bedeutendsten Einfluss auf das von Kunst- und Literaturgenüssen gehobene Leben des Hofes aus. Allein mit Goethe kam in dasselbe ein ganz neuer und viel höherer Schwung, der in der ersten Zeit allerdings noch zu viel von dem Charakter einer brausenden Ausgelassenheit und eines überkräftigen Geniedranges an sich hatte, allmählig jedoch, ohne an Natürlichkeit und Kraft zu viel einzubüssen, sich an das rechte Mass gewöhnte und an edler Haltung gewann. Es währte nämlich nicht lange, so hatte es sich entschieden, dass der junge Dichter, der bei seiner Ankunft in Weimar Alles, was am Hofe und in der Stadt auf Geist und Bildung Anspruch machen durfte, bezauberte, und den auch Wieland vom ersten Augenblick ihrer persönlichen Bekanntschaft an als „einen göttlichen Menschen anbetete“[56], nicht wieder nach Frankfurt zurückkehren sollte. Denn im Juni 1776 war er von dem Herzog zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Consilium ernannt worden. Das Verhältniss zwischen dem Fürsten und dem Dichter war gleich von vornherein und blieb fortan ein durchaus einziges, bis dahin wohl nirgends erlebtes[57]. Goethe war des Herzogs vertrautester Freund und Lebensgenosse, er wurde sein Führer und bald auch, wenn nicht dem Namen nach, doch zufolge der ihm übertragenen Geschäfte, sein erster Minister. Im Frühjahr 1778 begleitete er ihn nach Berlin, im nächsten Jahre, wo er an seinem Geburtstag die Ernennung zum Geheimenrath erhielt, in die Schweiz. 1782 wurde ihm für alle wichtige Ange-

---

53) Gedruckt 1775. 54) Gedruckt 1776. 55) Gedruckt 1776.

56) Gruber in Wielands Leben 3, 168 ff. 57) Vgl. den Briefwechsel des Grossherzogs Carl August mit Goethe in den Jahren 1775—1828. 2 Bde. Leipzig 1863. 8. Düntzer, Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Leipzig 1861. 8. Düntzer, Goethe und Karl August. 2 Theile. Leipzig 1860—65. 8.

§ 259 legenheiten der Vorsitz in der herzoglichen Kammer übertragen, und in demselben Jahre erhob ihn Joseph II in den Adelstand. In dieser ganzen Zeit bis zum Antritt der Reise nach Italien widmete er sich mit dem grössten Eifer und den glücklichsten Erfolgen den öffentlichen Geschäften und der Förderung des Landeswohls. Wenn ihm in seinem bisherigen Bildungsgange schon tausenderlei Anlässe geworden waren, sich Welterfahrung zu sammeln, die verschiedensten Berufsarten kennen zu lernen, in die verschiedensten Lebenskreise einzublicken; so erweiterte und vertiefte sich ihm der Umfang gewonnener Anschauungen jetzt um so mehr, je günstiger für den Einblick in das Gesammtleben der Gesellschaft der mässige Umfang des Staates war, in dem er sich eingebürgert hatte. Auch sein inneres Leben hatte allmählig eine ruhigere Haltung gewonnen, sich mehr aufgehellt und massvoller gestaltet. Sehr wesentlich trug dazu der Umgang mit Frau von Stein bei, als die anfänglich sehr ungestüme Leidenschaft für sie ihr gegenüber sich nach und nach zu einer edlen und rücksichtsvollen Neigung abklärte[58]. Schien nun auch vor den sich immer mehr häufenden Geschäften, denen er sich auf den Wunsch des Herzogs unterziehen musste, seine schriftstellerische Thätigkeit sehr zurückzutreten, indem er in den zehn Jahren von 1776—1786 nur wenig Neu-Erfundenes drucken liess, was meistentheils auch nur in kleinern Stücken der lyrischen, der lyrisch-epischen und der dramatischen Gattung bestand; so ruhte darum sein Dichtertalent doch keineswegs, und was er damals noch dem grössern Publicum vorenthielt, genossen wenigstens schon seine weimarischen Freunde. Mehrere Werke von einer grossen Anlage, entweder schon früher begonnen oder erst jetzt entworfen, wurden fortgeführt, stückweise ausgearbeitet und zum Theil auch bereits, sei es ein für allemal, sei es in einer später wieder umgebildeten Form, zum Abschluss gebracht; daneben viele den kleineren Gattungen angehörige Gedichte, die damals noch nicht gedruckt wurden, abgefasst. So dichtete er bereits 1776 ausser mehreren Liedern, „Hans Sachsens poetische Sendung"[59] und, zunächst für das Liebhabertheater[60], das auf seinen Betrieb bald nach seiner Ankunft am weimarischen Hofe errichtet worden[61], „die Ge-

---

58) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum erstenmal herausg. durch A. Schöll. 3 Bände. Weimar 1848—51. 8. Ausser einem Trauerspiel „Dido", worin sie ihr Verhältniss zu Goethe und dessen Auflösung darstellt, sind von ihr zwei Gedichte, von Düntzer in der Allgem. Zeitung 1872, Februar, Beilage Nr. 23, herausgegeben (die Hs. ist im Besitze des Grafen Henkel v. Donnersmarck), bekannt geworden. 59) Vgl. § 149, Anm. 46. 60) Vgl. Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857. 8. S. 27 ff. 61) Mehrere Stücke

schwister" und das Melodrama „Proserpina." Auch fasste Goethe § 259
schon in diesem Jahre den Plan zur „Iphigenie", die in ihrer älteren Gestalt im Frühjahr 1779 bis zu Ende geführt ward. Im Jahre 1777 entstanden „Lila", die er bald darauf umarbeitete, „der Triumph der Empfindsamkeit", worin die Proserpina eingeschaltet wurde, und nebst verschiedenen lyrischen Sachen die ersten Ansätze zum „Wilhelm Meister", von dem 1777—85 die sechs ersten Bücher, wie sie der frühern Anlage nach werden sollten, fertig wurden. Aus den Jahren 1779—85 stammen mehrere Balladen, Lieder und andere lyrische Stücke in freiern Versarten, nebst den ältesten kleinen Gedichten in der Form des antiken Epigramms und die ersten Maskenzüge; sodann das Singspiel „Jery und Bätely", welches er auf der Schweizerreise 1779 dichtete, die beiden ersten Acte des „Tasso" in der ursprünglichen prosaischen Bearbeitung (1780), „die Vögel", eine freie und selbständige Nachbildung des gleichnamigen Stückes von Aristophanes, „das Neueste aus Plundersweilern" (1781)[62] und die Redaction der auf der zweiten Reise in die Schweiz geschriebenen Briefe (1780); „Elpenor", dessen beide allein zu Stande gekommene Acte 1781—83 gedichtet wurden; Partien des „Egmont", den Goethe 1779 wieder aufgenommen hatte und 1782 zu einer Art von Abschluss brachte, das Gedicht „Auf Miedings Tod", „die Fischerin" und die neue Bearbeitung des Werther (1782)[63]; endlich das zu des Herzogs Geburtstag 1783 abgefasste Gedicht „Ilmenau", die Anfänge des Singspiels „Scherz, List und Rache" (1784 ff.), das Bruchstück „die Geheimnisse" (1784 f.) und die „Zueignung" (1785 oder 86), welche bald nachher die von Goeschen verlegte Ausgabe der goetheschen Werke eröffnete und an der Spitze der späteren Ausgaben geblieben ist. Seit 1780 hatte Goethe auch naturwissenschaftliche Studien ernstlicher zu betreiben angefangen, für die in der Folge sein Interesse immer mehr wuchs. Zunächst beschäftigte er sich mit der Mineralogie, sodann mit Osteologie und Anatomie, und als er die Reise nach Italien anzutreten im Begriff war, hatte er sich schon mit der entschiedensten Neigung der Botanik zugewandt. Die früh geweckte und immerfort wachsende Sehnsucht nach Italien war endlich zu vollem Durchbruch gekommen: er entfloh der weimarischen Gesell-

---

aus den folgenden Jahren wurden gleichfalls von demselben zuerst dargestellt, bald in Weimar selbst, bald in Ettersburg oder Tiefurt, vgl. Gruber a. a. O. 4, 5 ff.

62) Vgl. Düntzer, Frauenbilder S. 486. Anm. 1. 63) Wahrscheinlich wurde entweder damals oder bald nachher auch die erste Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" geschrieben, die in den Werken dem Werther angehängt sind; die zweite bilden jene eben erwähnten Briefe, die er 1780 redigierte; vgl. Düntzer a. a. O. S. 182 f.; Riemer, Mittheilungen 2, 536 ff.

§ 259 schaft und allen Geschäften, um fast zwei Jahre lang nur dem Genusse südlicher Natur und südlicher Kunst zu leben und durch das Studium der letztern, wie er hoffte, auch im eigenen poetischen Bilden zu reinern und edlern Formen und zu einem höhern und festern Standpunkt überhaupt zu gelangen. Von Karlsbad aus, wohin er sich im Sommer 1786 begeben hatte, brach er am 3. September nach Italien auf, verweilte längere Zeit in Rom, kehrte dahin zu einem zweiten Aufenthalt zurück, nachdem er über Neapel bis nach Sicilien vorgedrungen war und dieses bereist hatte, und traf erst wieder im Juni 1788 in Weimar ein[64]. Vor seiner Abreise von Karlsbad hatte er diejenigen seiner Werke, welche die ersten vier Bände der von Goeschen übernommenen Ausgabe füllen sollten, mit Ausnahme der „Iphigenie“, druckfertig abgesandt; was er für die vier letzten bestimmte, theils schon früher Gedrucktes, theils nur handschriftlich Vorhandenes, begleitete ihn nach Italien, wo Verschiedenes umgebildet, Anderes abgeschlossen, noch Anderes der Vollendung näher gerückt wurde. Zuerst schrieb er die „Iphigenie auf Tauris“ in die reine Versform um, in der er sie veröffentlicht hat: Moritzens „Versuch einer deutschen Prosodie“ (1786) hatte ihm dazu Muth gemacht; zu grösserem Förderniss in der Behandlung der gewählten Versart gereichte ihm dann der Umgang mit Moritz selbst, den er in Rom kennen lernte. Zu Anfang des Jahres 1787 war die Umgestaltung der Iphigenie vollendet. Auch die beiden Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ wurden neu bearbeitet und dabei die Prosarede in fünffüssige Jamben umgesetzt, womit der Dichter in den ersten Monaten des folgenden Jahres zu Stande kam. Zuletzt, als er bereits auf der Heimkehr begriffen war, kam die Umarbeitung des „Tasso“ an die Reihe, der in seiner neuen metrischen Form aber erst im Sommer 1789 beendigt ward. Schon während seines letzten Aufenthalts zu Rom, im Spätsommer 1787, hatte Goethe die letzte Hand an den „Egmont“ gelegt und den „Faust“ wieder aufgenommen; die Scene in der Hexenküche entstand in Rom, 1790 erschien dann diese Dichtung zuerst als Fragment. Entwürfe zu zwei neuen Tragödien, Iphigenie in Delphi und Nausikaa, blieben für immer unausgeführt. Dagegen entstanden in Italien noch mehrere kleinere Dichtungen und einige Prosaaufsätze von meist kunstheoretischem Inhalt[65].

---

64) Chrn. Schuchardt, Goethe's italienische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen. 1. Bd. Stuttgart 1862. 8.

65) Nach der „Chronologie der Entstehung goethescher Schriften, Werke 60, 318, wurden 1788 auch die „römischen Elegien“ gedichtet, was indess Viehoff 3, 229 bestritten hat, der ihre Abfassung erst 1790 oder frühestens 1789 ansetzt.

Gekräftigt an Leib und Seele, bereichert mit neuen Anschauungen und Begriffen, war Goethe aus Italien zurückgekehrt; in seinem innern Dasein fühlte er sich gehoben, in seiner Natur und Bildung zu reinerer Einstimmung vorgerückt, in seinem künstlerischen Streben gesichert. Allein das Behagen an den Zuständen des Südens, das Hineinleben in die südliche Kunstwelt und ganz vorzüglich die unendlich gesteigerte Begeisterung für die Poesie und bildende Kunst des classischen Alterthums, die er aus Italien zurückgebracht, hatten ihn nicht bloss gleichgültig und kalt, sondern selbst widerwillig und feindselig gegen deutsche Natur, deutsches Leben, deutsche Kunst, und nicht minder gegen das Christenthum, gestimmt; es musste erst einige Zeit vergehen, bis sich bei ihm eine Art von Ausgleichung zwischen der Vorliebe für jenes Fremde und Heidnisch-Antike und der Abneigung gegen das Heimische und Christlich-Moderne einstellte. Auf seinen eigenen Wunsch von seinen frühern amtlichen Geschäften so gut wie ganz entbunden, lebte er die ersten Jahre nach seiner Heimkehr sehr zurückgezogen. Einen grossen Theil seiner Zeit verwandte er auf Kunst- und Naturstudien: neben der Beschäftigung mit der Pflanzenwelt und der Knochenlehre traten nun allmählig auch optische Versuche und Beobachtungen in den Vordergrund, denen seine später mit so grosser Neigung ausgebildete Farbenlehre ihren Ursprung verdankte. Zunächst beschäftigte ihn auch noch die Redaction oder Herausgabe jener nach Italien mitgenommenen Schriften. Neuere Sachen schrieb er nicht viele: in den Jahren 1789 und 90, ausser einigen Liedern und verschiedenen Aufsätzen über kunstgeschichtliche oder naturwissenschaftliche Gegenstände, nur „das römische Carneval", den „Gross-Cophta", der die Reihe goethescher Dichtungen eröffnet, die in einem unmittelbaren Bezuge zu den gleichzeitigen Vorgängen in Frankreich und deren Einwirkungen auf Deutschland stehen; zu Venedig, wohin er im Frühling 1790 der aus Italien zurückkehrenden Herzogin Mutter entgegengereist war, dichtete er die „venetianischen Epigramme"; ausserdem arbeitete er wieder am Wilhelm Meister und redigierte die römischen Elegien. Bei seiner Wiederkunft von Venedig war der Herzog in Schlesien beim preussischen Heere; Goethe folgte ihm dahin und traf erst wieder im Herbst zu Weimar ein[66]. 1791 übernahm er die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters, wovon er sich erst nach vielen Jahren zurückzog[67]. § 259

66) Vgl. Herm. Wenzel, Goethe in Schlesien 1790. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Oppeln 1867. 8. 67) Vgl. Genast, aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers. 3 Bde. Leipzig 1862—65. 8. und W. G. Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. 2 Bde. Jena 1865. 8.

§ 259 1792 machte er im Gefolge des Herzogs den Feldzug des preussischen Heeres gegen Frankreich mit; heimreisend, sprach er auf mehrere Wochen in Pempelfort bei Jacobi und dann in Münster bei der Fürstin Gallizin ein. Im Frühjahr gieng er wieder zum Heere, um der Belagerung von Mainz beizuwohnen, und kam erst im August nach Weimar zurück. Unterdess schrieb er (1793) „den Bürgergeneral" und machte sich an eine hexametrische Bearbeitung des Reincke Vos; auch begann er „die Aufgeregten", die unvollendet geblieben sind, und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten". 1794 wurde der Wilhelm Meister aufs neue vorgenommen und so weit redigiert, dass der Druck des ersten Theiles angefangen werden konnte; zugleich entstanden seine beiden „Episteln" in hexametrischer Form. Im Frühling dieses Jahres traten sich Goethe und Schiller zuerst näher; wo und wie sie sich fanden, nachdem der erstere lange absichtlich des andern Annäherung ausgewichen war, dieser sie wenigstens nicht gesucht hatte, und wie dann die Herausgabe der Horen, für die sich Schiller Goethe's Beistand erbeten, bald ein innigeres Verhältniss vermittelte, hat uns Goethe selbst berichtet[68]. Diess „auf einmal sich entwickelnde Verhältniss zu Schiller, das er zu den höchsten zählen konnte, die ihm das Glück in spätern Jahren bereitete, übertraf alle seine Wünsche und Hoffnungen." Es begann damit für ihn „ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorgieng"[69]. Im lebhaftesten persönlichen oder brieflichen Austausch ihrer Ideen einander über die höchsten Aufgaben der Poesie, so wie über ihre eigenen dichterischen Absichten aufklärend und verständigend und in schönster gegenseitiger Ergänzung ihrer Naturen gleichsam alles, was sie Neues schufen, zusammen hervorbringend, steigerten beide Männer in neidlosem Wettstreit ihre poetische Kraft und ihre Kunstübung mit jedem Jahre, das ihnen mit und für einander zu verleben vergönnt war[70]. Goethe lieferte seinem Freunde zu den Horen (1795—1797), ausser den beiden vorher erwähnten Episteln, den römischen Elegien, den

---

68) Werke 60, 252 ff. 69) „Sie haben mir", schrieb er zu Anfang des J. 1798 an Schiller selbst, „eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte"; vgl. Briefwechsel 4, 11. 70) „Das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniss davon" gibt der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805." Stuttgart und Tübingen 1828 f. 6 Thle. 8. 3. Ausg. in 2 Bänden 1870 (dazu Düntzer, Schiller und Goethe. Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel. Stuttgart 1859. 8.); vgl. auch zur Ergänzung die beiden letzten Theile von Schillers Briefwechsel mit Körner.

„Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, den Briefen über die Schweizerreise von 1779, noch den „Benvenuto Cellini“; zum Musenalmanach (für 1796—99) eine Reihe neuer Lieder und Sprüche, die venetianischen Epigramme, eine Anzahl neugedichteter Balladen, „Alexis und Dora“, „Euphrosyne“ und noch einige andere Stücke in der Form der antiken Elegie. Mehrere dieser Gedichte waren in der Schweiz entstanden, wohin Goethe 1797 seinem aus Italien kommenden Freunde Heinr. Meyer entgegengereist war. Die Epigramme, welche der Almanach von 1797 unter den allgemeinen Ueberschriften „Tabulae votivae“, „Vielen“, „Einer“ und „Xenien“ brachte, waren zwar theils von Goethe, theils von Schiller einzeln erfunden, nachher aber von ihnen gemeinschaftlich überarbeitet und in die für den Druck bestimmte Ordnung gebracht worden. Von andern goetheschen Werken wurden in dieser Zeit gemeinsamer Thätigkeit beider Dichter „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ beendigt 1796, „Hermann und Dorothea“ angefangen in demselben Jahre und abgeschlossen im folgenden, wo auch der Entwurf zu einer andern, später zu einer Novelle (vom Kind und Löwen) gewordenen epischen Dichtung gemacht und am Faust fortgearbeitet wurde. Dabei ruhten Goethe's Kunst- und Naturstudien keineswegs; zu den erstern wurde er ganz besonders hingezogen, seitdem H. Meyer in Weimar lebte, mit dem er auch 1798—1800 eine artistische Zeitschrift, die „Propyläen“, herausgab. In denselben Jahren entstand, was von der „Achilleis“ fertig geworden ist, Voltaire's „Mahomet“ und „Tancred“ wurden übersetzt, „die natürliche Tochter“ entworfen, die „Helena“ angefangen und „Palaeophron und Neoterpe“ ausgeführt. 1803 war der erste Theil „der natürlichen Tochter“ beendigt und eine Anzahl neuer Lieder von hoher Schönheit gedichtet. Aus den beiden nächsten Jahren stammen „Winckelmann und sein Jahrhundert“, die Uebersetzung einer Schrift von Diderot, „Rameau's Neffe“, und die ersten Recensionen für die Jenaer Literaturzeitung. Als Schiller gestorben war, wollte Goethe mit der Vollendung des Demetrius dem Freunde eine Todtenfeier bereiten und darin „ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zeigen;“ doch gab er diesen Plan wieder auf und widmete dafür dem Dahingeschiedenen einen schönen und liebevollen Nachruf in dem „Epilog zur Glocke“ (1805). Goethe überlebte Schillern sieben und zwanzig Jahre: er füllte sie noch mit einer langen Reihe schriftstellerischer Erzeugnisse der verschiedensten Art aus, und darunter befanden sich Werke, die zu seinen vollendetsten gehören, während in anderen freilich die Merkmale der mit dem Alter sinkenden schöpferischen Kraft immer unverkennbarer hervortraten. § 259

§ 259 Anderer hier nicht zu gedenken, so brachte er im Winter 1806—7[71] den ersten Theil des „Faust“ zum Abschluss, dichtete das Jahr darauf den ersten Theil der „Pandora“ und schrieb das Märchen „die neue Melusine“, so wie an mehreren Erzählungen, die mit jenem nachher in die jetzt auch schon schematisierten Wanderjahre eingeschoben wurden. Sodann verfasste er die „Wahlverwandtschaften“ (1808—9), die drei ersten Theile von „Dichtung und Wahrheit“ aus seinem Leben (1810—13), „des Epimenides Erwachen“ (1814), viele poetische Stücke für den „westöstlichen Divan“, der erst 1819 beendigt wurde, redigierte die „italienische Reise“ (1814—17 und 1828 f.) und fieng die Hefte von „Kunst und Alterthum“ an, die er bis zum siebzehnten fortführte (1816—28). Dazu kamen dann noch der vierte Theil von Dichtung und Wahrheit (1816—31), die „Tag- und Jahreshefte“ (1819—25), „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (in der ersten Gestalt 1821 beendigt, die zweite Bearbeitung 1825—29 ausgeführt), „Zahme Xenien“ (1821—23), die „Campagne in Frankreich“ (1821—22), die „Novelle“ (vom Kind und Löwen, 1826) und endlich, nachdem die „Helena“ schon 1826 vollendet worden, der zweite Theil des „Faust“, der 1831 abgeschlossen wurde. So blieb er, geehrt und verherrlicht von der Nation und ihren Häuptern und bewundert vom Auslande, bis in die allerletzten Tage seines Greisenalters hinein in vielseitiger und rastloser Geistesregsamkeit und Arbeit, auch darin glücklich, dass sein Tod schnell und schmerzlos war. Er starb den 22. März 1832[72]. — Goethe blieb, nachdem er schon in seinen ersten Werken seinen hohen Dichterberuf bethätigt hatte, eine lange Reihe von Jahren in vielseitiger Wirksamkeit der Hauptträger und Mittelpunkt unserer neu erblühenden Nationalliteratur, zu dem die bedeutenderen Vertreter ihrer verschiedenen Richtungen grossentheils in einem näheren oder entferntern Bezuge bald empfangener bald gegebener Anregungen, viele auch in einem persönlichen Verhältniss standen. Unter diesen letzteren hat zunächst Johann Heinrich Merck höchst bedeutend und nachhaltig auf seine dichterische Entwickelung und schriftstellerische Thätigkeit eingewirkt. Merck, 1741 zu Darmstadt geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studierte wahrscheinlich in Altorf

---

71) Vgl. Düntzer, Goethe's Faust 1, 92. 72) Vgl. Werke Bd. 24—26; 48; 27—30; 43; 31 und 32; 60, 315 ff., H. Viehoff, Goethe's Leben. Stuttg. 1847 ff. kl. 8. 4 Thle., und L. v. Lancizolle, chronologisch-bibliographische Uebersicht der deutschen Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert, nach ihren wichtigsten Erscheinungen. Mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Berlin 1846. 8. Unter den biographischen Darstellungen verdient die des Engländers G. H. Lewes und die in Gödeke's Grundriss S. 709—865 noch besonders hervorgehoben zu werden.

und Göttingen. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm, von einem eigentlichen Fachstudium abzusehen und sich eine mehr allgemein wissenschaftliche Bildung anzueignen; mit besonderer Vorliebe legte er sich auf das Studium der englischen Literatur und auf das der zeichnenden Künste, worin er sich auch technische Fertigkeiten zu verschaffen suchte. Als Uebersetzer mehrerer englischer Werke trat er, ohne sich jedoch zu nennen, bereits in seinem 21. Jahre auf. Nach seiner Universitätszeit geleitete er als Erzieher einen jungen Edelmann auf Reisen. In der französischen Schweiz verheirathete er sich, kehrte nach Darmstadt zurück und wurde hier 1767 als Secretär bei der Geheim-Canzlei angestellt und das Jahr darauf zum Kriegs-Cassier, mit dem Titel eines Kriegsraths befördert[73]. Sein Amt nahm nicht so viel Zeit in Anspruch, dass er seinen literarischen und künstlerischen Neigungen nicht hätte folgen können, und seine äusseren Verhältnisse setzten ihn in den Stand, sein Haus zum Mittelpunkt eines ausgewählten geselligen Kreises geistreicher und gelehrter Männer zu machen. Die Bekanntschaft mit Herder, Goethe, F. H. Jacobi und Wieland veranlasste ihn zum thätigen Eingreifen in die deutsche Journalistik. Da seinen hohen Anforderungen an die Kritik keine der bestehenden Zeitschriften genügte, so brachte er die Herausgabe einer neuen in Anregung, der schon erwähnten „Frankfurter gelehrten Anzeigen"[74], und bestimmte Schlosser, sich der Redaction zu unterziehen. Merck blieb auch, bis das Unternehmen in andere Hände übergieng, dessen eigentliche Seele. Die Anzeigen sollten aus dem Gebiete der Theologie, Jurisprudenz und Medicin nur die gemeinnützigen Schriften berücksichtigen, dagegen das Feld der Philosophie, Geschichte, schönen Wissenschaften und Künste, namentlich die einflussreichen Erscheinungen in der englischen Literatur, in seinem ganzen Umfange umfassen. Zu den Mitarbeitern gehörten, ausser Merck, Goethe und Herder[75], Schlossers älterer Bruder Hieronymus in Frankfurt, Prof. Höpfner in Giessen, Rector Wenck und Prof. Petersen in Darmstadt nebst anderen ihnen befreundeten Männern. Man wollte einen offenen Krieg gegen alle Vorurtheile, gegen jede Halbheit führen und den Geschmack des Publicums bessern. Die Mitarbeiter wollten weniger einzeln als vereinigt ihre Urtheile abgeben: „wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referierte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so § 259

73) Eine Zeit lang muss er ohne Dienst gewesen sein; vgl. Höpfners Brief im Weim. Jahrb. 3, 55. 74) Vgl. Anm. 31. 75) Vgl. dessen Werke zur Philosophie und Geschichte 20, 232.

§ 259 übernahm Einer die Redaction." Besonders trat diese Zeitschrift auch andern entgegen, wie der allgem. deutschen Bibliothek und dem deutschen Merkur; „die Recensionen darüber gehörten zu den interessantesten." Boie, der die Anzeigen vortrefflich fand, erkannte darin, wie er im März 1772 an Knebel schrieb[76], ein Zeichen, dass „der gute Ton sich doch durch ganz Deutschland zu verbreiten und die ganze Sectiererei abzunehmen" beginne. Sie sanken aber gleich gar sehr, als die Redaction und die Mitarbeiter sich änderten[77]. Auch an anderen Zeitschriften betheiligte sich Merck: der deutsche Merkur hatte eine Reihe von Jahren hindurch an ihm eine Hauptstütze; zur allg. deutschen Bibliothek lieferte er Beiträge und ausserdem unterstützte und förderte er noch verschiedene andere literarische Unternehmungen. Merck, zum Kritiker geboren, war derjenige, der zuerst Goethe's wahre Dichternatur erkannte, durch sein sicheres Urtheil in dem jungen Dichter das Vertrauen zu sich selbst befestigte und ihn, wie in andern Beziehungen, so auch in der Poesie vor Abwegen und Verirrungen zu wahren verstand. Niemals ist die eigenste Natur Goethe's schlagender bezeichnet worden, als in den Worten Mercks, die er an seinen Freund richtete, da derselbe mit den beiden Stolberg auf der Reise in die Schweiz begriffen war, und die er ihm später wiederholte: „dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug"[78]. Das alte Verhältniss zwischen Merck und Goethe dauerte auch, nur anders modificiert fort, seitdem dieser in Weimar lebte, wenn auch eine Zeit lang zwischen ihnen eine gewisse Entfremdung eintrat. Merck war selbst mehrmals und einmal auf längere Zeit in Weimar. Der Herzog so wie die Herzogin Mutter, die Merck auf ihren Reisen

---

76) Knebels liter. Nachlass 2, 119. 77) Die Redaction gieng mit Anfang des Jahres 1773 in andere Hände über; vgl. Kestner, Goethe und Werther S. 111; 119; 130; dazu den Brief Merck's an R. E. Raspe im Weimar. Jahrb. 2, 467. In dem Briefe Boie's an Merck (Briefe an J. H. Merck 1835, S. 45) ist die an der Spitze des Briefes stehende Jahreszahl ein (nicht angegebener) Druckfehler; es muss 1773 gelesen werden, wie sich aus verschiedenen Stellen in dem Schreiben ergiebt. Auch Voss schreibt im Febr. 1773 an Brückner (Briefe von Voss 1, 127), die Frankf. gel. Zeitung, die mit dem Wandsbecker Boten bisher die einzige vernünftige gewesen, sei jetzt in schlechte Hände gefallen. Dazu stimmt nicht ganz Goethe's Aeusserung (Werke 26, 164 ff.), wonach der Wechsel Ende 1773 stattgefunden, und der Umstand, dass Goethe für 1773 eine ganze Anzahl Recensionen geliefert hat, also damals noch mit der Zeitung in Verbindung stehen musste, wo seine Freunde die Herausgabe nicht mehr besorgten (vgl. zu den Werken 33, 3 ff. noch A. Nicolovius, über Goethe. Literarische und artistische Nachrichten, Leipzig 1828. 8. S. 17 f.) 78) Goethe's Werke 48, 95 f.

in den Rheingegenden zu verschiedenen Malen begleitete, hielten sehr viel auf ihn und standen mit ihm in lebhaftem Briefwechsel; der Herzog beehrte ihn nicht bloss in Kunstangelegenheiten, sondern auch in Staatssachen und Unterhandlungen der mannigfachsten Art mit einem seltenen Vertrauen. Auch andere fürstliche Personen schätzten ihn ungemein hoch und wählten ihn zum Begleiter auf Reisen; so bereits 1773 die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, als sie Petersburg besuchte. Wie viel Werth auf seine Freundschaft, auf sein Urtheil in literarischen und wissenschaftlichen Dingen, sowie in allem, was sich auf Kunst bezog, endlich auch auf seine schriftstellerischen Arbeiten, namentlich im Fache der Kritik, die ausgezeichneten Männer in Deutschland zu jener Zeit legten, erhellt aus den Briefen an ihn von Herder, G. Schlosser, Goethe, Boie, Wieland, Nicolai, G. Forster, den beiden Jacobi, Claudius, Lavater, Lichtenberg u. A. Danach erscheint er während einer Reihe von Jahren als einer der Hauptmittelpunkte des geistigen Lebens in Deutschland, zu dem sich alle, die nach Bildung strebten, in Vertrauen hingezogen fühlten. Bei allem aber, worauf er selbst im Gebiete der schönen Literatur, der Wissenschaft und der Kunst eingieng, und bei allem, was er darin leistete, sei es in eigener Darstellung, sei es in der Kritik, fand Mercks ausserordentliche Thätigkeit und rastlose Betriebsamkeit doch noch Zeit, sich mit Angelegenheiten der Industrie eifrig zu beschäftigen und mancherlei darin zu unternehmen. Seit 1782 jedoch schien die Beschäftigung mit der Osteologie vorweltlicher Thiere alle andern Neigungen bei ihm zurückgedrängt zu haben: „sie machte das Glück seines Lebens aus“. Seine letzten Lebensjahre trübten sich mehr und mehr; der Tod von fünf Kindern, das Fehlschlagen industrieller Unternehmungen, eine schmerzvolle Krankheit umdüsterten sein Gemüth. Eine Reise nach Paris, die er 1790 im Auftrage seines Fürsten machte, schien in jeder Beziehung wohlthätig auf ihn zu wirken; allein nach seiner Rückkehr trat die alte Verstimmung wieder ein. Die Besorgniss, dass die nicht mit der pünktlichsten Ordnung geführten Cassengeschäfte ihm schwere Verantwortung zuziehen und ihn in schimpfliche Verarmung stürzen möchten, nahm ihm vollends den Lebensmuth: so erschoss er sich 1791[79]. — In andere Verbindun- § 259

---

79) Vgl. die von K. Wagner herausgegebenen „Briefe an J. H. Merck.“ Darmstadt 1835, „Briefe an und von J. H. Merck.“ Darmst. 1838 und „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck.“ Leipzig 1847. 8., „J. H. Mercks ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst“ (voran geht „Mercks Leben und Streben mit seinen Freunden“). Ein Denkmal herausgg. von Ad. Stahr. Oldenburg 1840. 8.; G. Zimmermann im Morgenblatt 1865,

§ 259 gen wurde Goethe durch Gotter hineingezogen, mit dem er in Wetzlar zusammentraf; Gotter gewann ihn für den Musenalmanach und vermittelte dadurch ein näheres Verhältniss zwischen Goethe und den Göttingern, das im Jahre 1775 zu einem persönlichen mit den Stolbergen ward. Auch Klinger näherte sich ihm schon in Frankfurt; Klopstock und Zimmermann, Lavater und Basedow, die, wie jene beiden, selbst weit verzweigte Verbindungen im literarischen Deutschland hatten, lernte er wie die beiden Jacobi gleichfalls schon während seiner Frankfurter Zeit kennen. Als er nach Weimar kam, fand er dort bereits, ausser einigen minder berühmten Schriftstellern im Fache der schönen Literatur[80], Wieland vor; bald kam auch Herder dahin. Allmählig zogen dann Weimar und Jena immer mehr der ausgezeichneteren dichterischen und wissenschaftlichen Kräfte Deutschlands an sich und hielten sie entweder für immer oder mindestens auf eine Zeit lang fest[81]. Auch Schiller liess sich schon 1787 in Weimar nieder, und zwei Jahre darauf erhielt er eine Anstellung in Jena. Als er und Goethe sich zum schönsten und fruchtbarsten Dichterbündniss die Hand gereicht hatten, zu derselben Zeit auch Wieland, Herder und viele Schriftsteller niedern Ranges in Weimar lebten[82], an der Universität zu Jena fast in allen wissenschaftlichen Fächern die vorzüglichsten Männer lehrten[83], und

---

Nr. 47—51 und desselben Buch J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit. Frankfurt a. M. 1871. 8. (sehr ungünstig beurtheilt von M. Bernays im Neuen Reich 1871, Nr. 47; günstiger im Literar. Centralblatt 1872, Nr. 6). Vor der ersten Briefsammlung steht S. XXXIII ff. ein Verzeichniss von Mercks gedruckten Schriften (wovon Stahr einen Theil hat wieder abdrucken lassen) und S. XL ff. eine Auswahl seiner Fabeln und Erzählungen. 80) Musaeus, Bertuch, v. Knebel, v. Einsiedel, K. S. v. Seckendorf. Vgl. W. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze. Berlin 1844. 8. S. 19 ff.

81) Schon im J. 1776 trafen Lenz und Klinger, jener im Frühjahr, dieser im Sommer, zu Weimar ein und verweilten daselbst eine Reihe von Monaten. Mehr davon anderwärts. 82) Ausser den in Anmerk. 80 genannten, J. J. Ch. Bode (seit Anfang 1779), Vulpius (in Weimar geboren und 1790 dahin auf die Dauer zurückkehrend), Boettiger (seit 1791), H. Meyer (seit 1792), Falk (seit 1798), Jean Paul (wohnte in Weimar von 1798—1800 und stand besonders in nahem Verhältniss zu Herder), v. Kotzebue (in Weimar geboren und erzogen, lebte dort wieder 1799 und um 1801 und 2), Fernow (seit 1804, nachdem er zuvor schon einige Zeit in Jena angestellt gewesen). Von den Schriftstellerinnen, die in den Neunzigern des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrh. zu Weimar lebten, mögen hier nur Frau Caroline v. Wolzogen, Schillers Schwägerin, und Fräulein Amalie v. Imhof, später Frau v. Helvig, genannt werden. Vgl. Wachsmuth a. a. O. S. 145 ff. 83) „Schon im Anfang der achtziger Jahre hatte mit Griesbach (seit 1775), J. G. Eichhorn (seit 1775), Loder (seit 1778), Schütz (seit 1779) etc. sich frische Kräftigkeit wissenschaftlichen Strebens zu Jena gezeigt; die Pflege der Universität wurde ein Lieblingsgegenstand der Sorgen des Herzogs.“ Durch die Gründung der „Allgemeinen Literaturzeitung“ (vgl. § 243, Anm. 4) wurde in

eben da auch die von Aug. Wilh. Schlegel, seinem Bruder Friedrich § 259
und deren Freunden gestiftete neue Dichterschule der Romantiker ihren Anfang nahm[84], konnten etwa ein Jahrzehnt hindurch Weimar und Jena im vollsten Sinne für die Hauptstädte der deutschen Geistesbildung und Literatur gelten[85]. —

§ 260.

Die neuere deutsche Literatur hatte sich bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht aus der Gesammtheit und Fülle des heimischen Volkslebens, wie es sich noch im Beginn des siebzehnten zeigte, naturwüchsig entwickelt; sie war in den allermeisten ihrer Gattungen und Arten ein bloss künstliches Erzeugniss des Gelehrtenstandes, eine Literatur der Studierstube, wozu eine der Fremde entlehnte Kunstlehre die Anleitung gegeben hatte, und worin sich fast alles, das Besondere wie das Allgemeine, der Gehalt wie die Formen, aus absichtlicher Nachahmung ausländischer Vorbilder

---

Jena ein Centralorgan für die gelehrte wissenschaftliche Kritik geschaffen, das in der Ausbildung, die es in den Neunzigern erhielt, unbestritten das bedeutendste und vornehmste in ganz Deutschland war. Die Literaturzeitung, gewissermassen auf die kritische Philosophie gegründet (vgl. Schlosser 4, 102 f.), wurde, wie bereits oben bemerkt ist, das in weitern Kreisen wirkende Hauptorgan derselben. Seit 1787 ward die Universität zu Jena der Hauptsitz der neuen Philosophie selbst; denn in dem genannten Jahre kam Reinhold dahin, 1794, wo jener nach Kiel gieng, Fichte, 1798 Schelling und 1801 Hegel. In andern Fächern lehrten von ausgezeichneten Männern Batsch (seit 1787), G. Hufeland (der Jurist, seit 1788), Paulus und Schiller (seit 1789), Ch. W. Hufeland (der Mediciner) und Niethammer (beide seit 1793), K. L. Woltmann (seit 1794), A. W. Schlegel (seit 1796), Eichstädt (seit 1797), Feuerbach (seit 1800), Thibaut (seit 1802), Anderer nicht zu gedenken. 84) A. W. Schlegel blieb in Jena bis ins Jahr 1801, Fr. Schlegel lebte dort als Privatdocent in den Jahren 1800—1802, Tieck hielt sich zu verschiedenen Zeiten in Jena und Weimar zwischen 1799 und 1801 auf; auch Novalis war um 1799 öfter, wiewohl nur besuchsweise, an dem erstern Ort, und Brentano privatisierte dort nach Vollendung seiner Studien noch einige Zeit. Auch noch andere mehr oder minder berühmt gewordene Schriftsteller wählten damals auf eine Zeit lang oder auch für die Dauer Jena zum Wohnsitz: so W. v. Humboldt, um seinem Freunde Schiller nahe zu sein, vom Frühjahr 1794 (so ist die in der Vorerinnerung zu dem Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt S. 5 und 7 angegebene Jahreszahl nach Schillers Briefwechsel mit Körner 3, 171 zu verbessern) bis in den Anfang von 1795, und dann nochmals den Winter von 1796 zu 97, in welchen Jahren auch Al. von Humboldt zu verschiedenen Malen in Jena und Weimar verweilte; Hölderlin (um 1795 f.), Gries, der sich um 1800 für immer in Jena niederliess, J. H. Voss, der dort von 1802—1805 wohnte (vgl. § 256 S. 94 unten), und v. Sonnenberg (1804 f.; vgl. über ihn Weimar. Jahrb. 2, 227 ff.). Vgl. zu dieser und den vier voraufgehenden Anmerkungen Gervinus 5[4], 519 ff.

85) Auch der deutsche Journalismus, sowohl der auf strenge Wissenschaft bezügliche, wie der belletristische, hatte damals, „wenn auch nicht seinen Sitz, doch seine Hauptquelle in Weimar und Jena“. Vgl. Schlosser 7, 1, 5 f.

§ 260 herschrieb. Sie stand demnach von vornherein dem allergrössten Theil des Volks als etwas von aussen her Eingeführtes gegenüber, das sich ihm unverständlich erwies und ihm fremd blieb, woran er sich weder erfreuen noch erheben konnte, was also für ihn so gut wie gar nicht da war. Dazu kam, dass die traurigen Geschicke, die Deutschland während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts trafen, und unter denen die nicht bevorrechteten Stände ganz besonders litten, das Volk in sittliche Rohheit gestürzt und es für geistige Interessen abgestumpft hatten; die Anstalten zu seiner Bildung, wo sie vorhanden waren, hatten noch zu mangelhafte Einrichtungen, um es, als die schlimmsten Zeiten vorübergegangen, wieder sittlich zu heben, in ihm das Bedürfniss nach geistigen Genüssen zu wecken. Die obersten Klassen, die Fürsten, der Adel und die weltmännisch gebildeten Bürgerlichen, waren ganz in französischem Wesen aufgegangen und von der vermeintlichen Vortrefflichkeit der französischen Literatur so eingenommen, dass sie für die deutsche kein lebhaftes Interesse haben konnten, ja dass ihr die Meisten verächtlich den Rücken kehrten. Die eigentlichen Gelehrten aber an den Universitäten, den Schulen und im Beamtenstande hiengen in der Regel mit pedantischer Zähigkeit der lateinischen Schul- und Fachbildung an; nur selten wurde unter ihnen einiger Sinn für populäre Bildung und für andere als lateinisch abgefasste Schriften angetroffen; ihre Poeten fanden sie allein im classischen Alterthum. Als daher die deutsche Literatur eine Wendung zum Bessern zu nehmen begann, die Schriftsteller nicht mehr bloss zu eigenem und zu fremdem Zeitvertreibe oder zu sachlicher Belehrung und zu geistlicher Erbauung Anderer schreiben wollten, in ihnen das Streben nach einem edlen Gehalt und nach reinen Darstellungsformen für ihre Werke reger ward, fehlte ihnen eigentlich ein grösseres, für das Bessere empfängliches Publicum; sie mussten sich ein solches erst so zu sagen erziehen und, in demselben Masse wie sie selbst höhere Stufen erstiegen, dasselbe zu sich emporzuheben suchen. Dazu bot sich ihnen zunächst nur noch der gebildetere Mittelstand dar, dem sie zum allergrössten Theil auch selbst durch Geburt und äussere Verhältnisse angehörten. Eine gewisse, wenn auch noch so beschränkte und verschrobene literarische Cultur war ihm, wenigstens in den protestantischen Ländern, immer eigen geblieben, theils in Folge der unmittelbaren und mittelbaren Einflüsse, welche auf ihn von den Universitäten und gelehrten Schulen ausgiengen, theils durch das Interesse, das gerade er noch am meisten an der zeitherigen schönen Literatur in der Muttersprache genommen hatte. Dabei hatten sich in ihm auch noch viel mehr als weiter nach oben hin die deutsche Sinnesart und Sitte erhalten. Bei der

Gesunkenheit des deutschen Lebens war es aber überhaupt kaum § 260
möglich, die Heranbildung eines Publicums zur Empfänglichkeit für eine aus tausenderlei Irrsalen sich herausringende Literatur irgend anderswo glücklich anzuknüpfen, als an das, worin das damalige Allgemeinleben sich noch allein einen höhern Gehalt gewahrt, was dasselbe zeither hauptsächlich vor völliger Entartung geschützt hatte, an den religiös-sittlichen Sinn des deutschen Volks, wie er eben in den mittlern Ständen sich noch am lebendigsten zeigte. Und so hielt sich denn auch im Zeitalter ihrer beginnenden Reform die darstellende Literatur, nicht sowohl absichtlich als unwillkürlich dahin gezogen, vorzugsweise in dem Gebiet der Religion und der allgemeinen und besonderen Sittenlehre, und da sie glücklicherweise gleich mit der ästhetischen Kritik einen Bund eingegangen war, so gelangte sie von hieraus allmählig auf höhere und freiere Standpunkte, von wo sie nun selbst das ganze Geistesleben bei uns zu reformieren und ihm einen neuen und reichen Gehalt einzusenken vermochte. Bevor sie jedoch dieses Letztere mit einigem Erfolge thun, bevor sie namentlich auch auf die nicht gelehrt gebildeten Klassen des Mittelstandes in weitern Kreisen wirken konnte, musste dieser höchst bedeutende Theil des Publicums erst überhaupt noch mehr in die geistige Welt eingeführt werden, in welcher die Schriftsteller lebten, aus der ihre Werke gleichsam hervorwuchsen, und zu der diese daher in dem allerinnigsten Bezuge rücksichtlich der in ihnen niedergelegten geistigen Anschauungen und Begriffe, der für sie gewählten Formen, der ganzen Art ihrer innern und äussern Behandlung und sehr oft auch durch ihre Stoffe standen. Diese Welt war, wie gesagt, von Anfang an und blieb noch lange Zeit eine wesentlich fremde: es war eben die Literatur des Auslandes, die Literatur der Alten, der Romanen, der Engländer und des Nordens. Die Heranbildung eines grösseren Publicums für die reformierenden Schriftsteller durch Anknüpfen an das religiös-sittliche Element im Volksleben und dessen Pflege durch literarische Mittel, die in weitern Kreisen auf den Mittelstand zu wirken vermochten, geschah nun zuvörderst durch die mit dem Jahre 1713 beginnenden moralischen Wochenschriften. Der Anstoss dazu kam von England. Dort hatte Steele sein erstes Blatt the Tatler, schon 1709 gegründet; als sich ihm Addison anschloss, änderten beide den Titel der Zeitschrift, die nun seit dem 1. März 1711 täglich als the Spectator erschien. Bald wurde dieser in Deutschland bekannt, sowohl im Original wie in einer (verstümmelten) französischen Uebersetzung[1]. Unterdessen

§ 260. 1) Ein Theil von dieser, die drei ersten Bände, wurde bereits 1719,

§ 260 waren aber schon zahlreiche Nachahmungen in Deutschland entstanden, die beiden ersten, „der Vernünftler“ (1713) und „die lustige Fama“ (1718) in Hamburg, welches auch später nächst Leipzig die meisten derartigen Blätter geliefert hat. Denn von den „in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften“, die ein Nürnberger Schulmann, Namens Beck, nach den Jahren (von 1713 bis 1761) verzeichnet hat[2], und die sich, die blossen Uebersetzungen mitgerechnet, auf nicht weniger als 182 belaufen, kommt auf jene beiden Städte über ein Drittel; die übrigen sind zum allergrössten Theil im nördlichen und mittlern Deutschland erschienen, und von den verhältnissmässig wenigen, die der Süden aufzuweisen hat, verdanken fast alle rein protestantischen Städten in Franken und in der Schweiz ihren Ursprung. In mancherlei Einkleidungen giengen diese Blätter allerdings vorzugsweise auf Sittenbesserung und Sittenschilderung aus, auf Klugheitslehre und auf Mittheilung von Erfahrungen aus dem Leben der bürgerlichen Gesellschaft und aus den häuslichen Zuständen der Zeit; dabei aber verbreiteten sie unter dem nicht gelehrten Publicum mancherlei Kenntnisse, zu denen es auf diesem Wege weit bequemer und wohlfeiler kam als durch Bücher, und was nicht minder wichtig war, sie gewöhnten ihre Leser überhaupt zum Nachdenken über die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens. In mehreren hatten es die Verfasser auch noch auf die Veredelung des Geschmacks in der Lesewelt, auf Sprachverbesserung und auf Ausbildung der prosaischen Schreibart abgesehen. Eine oder die andere gerade dieser Absichten oder auch alle zugleich verfolgten gleich einige der ältesten, namentlich die „Discurse der Mahler“[3], „der Patriot“, in den Jahren 1724—26 zu Hamburg herausgegeben[4], und Gottscheds beide Wochenschriften[5]. Was Lessing in der Vorrede zu den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“[6] über die Absichten und den Erfolg „unterschiedener Monatsschriften“ urtheilt, das findet auch, wenn dabei nur die Verschiedenheit der Zeit berücksichtigt wird, Anwendung auf die ihnen voraufgegangenen bessern Wochenschriften, so viel an diesen noch immer ausgesetzt werden mag. „Man bemühe sich nur“, sagt er, „den guten Geschmack allgemein zu machen. Dieses ist eine Zeit lang die Absicht unterschiedener Monatsschriften gewesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nöthig sind, so hat jede ihren

---

das Original selbst erst 1739 ff. in 8 Theilen, wozu 1744 als Anhang noch ein neunter kam, verdeutscht; vgl. § 252, Anm. 1. 2) In Gottscheds Neuestem aus d. anmuth. Gelehrs. 11, S. 829 ff. 3) Vgl. § 250. 4) Vgl. dessen letztes Stück, vom 28. Dec. 1726. 5) Vgl. § 252 zu Anfang. 6) Die ihm Danzel I, S. 178 f. gewiss mit Recht zugesprochen hat.

Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegenen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, dass sie zu jetzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was Gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind grösstentheils Zeiten der Kindheit unseres Geschmacks gewesen. Kindern gehört Milch und nicht starke Speise. Von Weisen zu Hallern wäre ein allzugrosser Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmack eben so gefährlich sein können, als es einem Kinde sein würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht also auch diejenigen nöthig, die eben so weit unter den Einen als über den Andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden"[7]. Als die Zeit der moralischen Wochenschriften vorüber war, und Cramer dennoch mit seinem „Nordischen Aufseher"[8] anspruchsvoll genug hervortrat, ward dieses Unternehmen in den Literaturbriefen[9] von Lessing scharf, aber gerecht abgefertigt[10]. Seitdem kam kein Blatt der Art mehr zu einer literarischen Bedeutung. Aus diesen Wochenschriften entwickelte sich dann mit der Zeit die ganze kritische, belletristische und populär-wissenschaftliche Journalistik. Schon in den Discursen der Mahler fieng die ästhetische Kritik an, sich Bahn zu brechen[11], weiter führten dann Gottscheds verschiedene Zeitschriften und bereiteten das lesende Publicum auf die eigentlich kritischen Blätter vor, von denen oben die wichtigsten aufgeführt worden sind. Den Uebergang von den moralischen Wochenschriften zu der sich freier und selbständiger entwickelnden schönen Literatur vermittelten dem Publicum zunächst Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes und wirksamer die Bremer Beiträge[12], während zu derselben Zeit der Streit zwischen den Schweizern und den Leipzigern ein allgemeines Interesse an literarischen Dingen überhaupt weckte. Den Einblick in die fremden Literaturen ermöglichten den nicht gelehrt Gebildeten die Uebersetzungen, welche ihnen allmählig alle Schriftwerke des Alterthums wie des neuern Auslandes nahe brachten, die nur irgend einen Einfluss auf die Gestaltung unsers Literaturlebens in diesem Zeitraum hatten[13]. § 260

7) Danzel I, 532. 8) Vgl. § 258, 9. 9) Brief 48—51; 102—112.
10) Vgl. Danzel I, 394 ff. 11) Vgl. § 250, S. 45 f. 12) Vgl. § 252.
13) Was davon hier besonders hervorzuheben wäre, bleibt zur Vermeidung von Wiederholungen für die folgenden Abschnitte aufgespart.

§ 261.

Hätte unsre schöne Literatur sich auch fernerhin so langsam entwickelt, wie in den drei und zwanzig Jahren, die zwischen Bodmers und Breitingers erstem Auftreten und der Gründung der Beiträge liegen, und wäre dabei auf eben so zweckdienliche und zeitgemässe Weise, wie damals durch Wochenschriften und Uebersetzungen, die günstige Aufnahme und das gehörige Verständniss des Bessern, das im Gebiete schriftlicher Darstellung an die Stelle des Schlechten trat, in weitern Kreisen verbreitet worden: so würden wir im achtzehnten Jahrhundert ausser Gellert und Rabener wahrscheinlich noch mehr Schriftsteller erhalten haben, die unter den vorzüglichsten ihres Zeitalters und zugleich als die damals beliebtesten und populärsten genannt werden könnten[1]. Allein die

---

§ 261. „Für ganz Deutschland ist es ohne Widerrede Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. Ich untersuche jetzt nicht, ob es nöthig sei, dass die ganze Nation einen andern Geschmack kriege, als sie vor siebzig oder achtzig Jahren gehabt hat; aber wenn es nöthig ist, so haben Gellerts Fabeln den ersten Grund gelegt Sie haben sich nach und nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird, eingeschlichen. Fragt die erste beste Landpredigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach den Werken anderer unsrer berühmten Dichter? kein Wort. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theil der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat." Mit dieser Stelle aus Abbts Schrift vom Verdienste (Werke 4. Aufl. 1, 271 f.), die auch Herder für „richtig genug" hielt, um sie in den Fragmenten zur d. Literatur (Werke zur schönen Litter. und Kunst 2, 70 f.) fast ganz abzuschreiben, vgl. man Schlosser 1, 640 f. und Gervinus 4[4], 88 f. Wenn dieser es aber bedauert, dass Gellert nicht höhere und kräftigere Geistesmittel besessen habe, weil er dann noch viel erfolgreicher auf seine Zeit gewirkt haben würde, wie er es wirklich gethan hat: so glaube ich, dass diesem Bedauern eine nicht ganz richtige Voraussetzung zum Grunde liegt. Mir wenigstens scheint es, als habe Gellert gerade deshalb, weil sein Geist so und nicht anders organisiert war, und nur allein durch die Mittel, über die er gebieten konnte, den grossen Einfluss auf seine Zeitgenossen, wie sie nun einmal waren, gewonnen. Und Aehnliches dürfte auch von Rabener gelten, der dadurch, dass er in seiner Satire durchaus nur den Mittelstand und die kleinern Verirrungen der Gesellschaft ins Auge fasste, für die Sitten- und Geistesbildung in Deutschland unmittelbar wohl mehr geleistet hat, als wenn er sich gegen die höheren Stände und die grossen Schäden in dem Körper der Nation, so weit er diese schon zu erkennen vermochte, gerichtet hätte. Die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter etc. (vgl. § 241, S. 13 unten) stellten (1, 295 ff.) im J. 1771 Rabeners Verdienste um die Sittenbesserung und die Geschmacksbildung der Deutschen denen von Gellert

Literatur wurde durch die ausgezeichneten Männer der folgenden § 261
Jahrzehnte in zu raschem und kühnem Fluge emporgehoben; das lesende Publicum in seiner grossen Mehrheit vermochte ihnen nicht eben so schnell mit seinem Auffassungsvermögen und seinem Verständniss zu folgen. Lessing sah, wie in allen auf die vaterländische Literatur bezüglichen Dingen, so auch hierin klar und weiter als alle übrigen Schriftsteller seiner Zeit. Mit einem sichern Blick fand er z. B. als Reformator der deutschen Bühne für das höhere Drama den einzigen Boden heraus, auf dem es bei uns zunächst ein volksthümliches und zugleich der Stamm für edlere und kunstmässigere Zweige zu werden versprach, wären die Arten desselben, die er aufbrachte, von seinen Nachfolgern nur mit der ihm eigenen Sorgfalt und Einsicht gepflegt worden[2]. „Wenn Lessing Diderots langweiligen Hausvater (in der hamburgischen Dramaturgie) empfahl und damit der prosaischen Dichtung oder dem dialogisierten Roman der Kotzebue, Jünger, Iffland u. A. den Eingang ins Publicum öffnete, so sind wir allerdings betroffen; allein bei genauerer Betrachtung erkennen wir doch, dass der grosse Mann weiter sah, als wir würden gesehen haben. Sein Patriotismus und seine Bekanntschaft mit dem eigentlichen zum Unterschiede von den höchsten Klassen sogenannten Volk leitete den besonnenen Kenner; er sah, dass hoher poetisch philosophischer Flug griechisch tragischer Chöre, Heldensinn grosser Seelen seiner derben, ökonomischen, im prosaischen Leben befangenen, und doch wieder schwermüthigen und empfindsamen Nation noch nicht zuzumuthen sei“[3]. Jener bereits oben berührte Gegensatz zwischen einer höhern und edlern Literatur und einer niedern und rohen[4], die, wo sie nicht besondere Lehrzwecke verfolgte, nur einen erschlaffenden, geist- und geschmacklosen Zeitvertreib gewähren konnte und einen gebildeten Sinn anwidern musste, that sich nachgerade stärker hervor und wurde gegen den Ausgang des Jahrhunderts immer schroffer. Die Mittel, welche eine Zeit lang dazu gedient hatten, ein grösseres, für die sich verjüngende Literatur empfängliches Publicum heranzubilden, reichten, sofern sie noch in Anwendung kamen, mit denen, die sich aus den bereits veralteten entwickelt hatten, zu einer an innerer Gediegenheit zu-

---

gegenüber und erhoben in dieser Beziehung jenen eben so sehr, wie sie diesen, gegen den eigentlich der ganze erste Theil der Briefe gerichtet ist, herabsetzten. Sie thaten damit dem Einen zu viel Ehre auf Kosten des Andern an. Goethe führte schon im nächsten Jahre (in den Frankfurter gel. Anzeigen, Werke 33, 10 ff.) ihre Ausstellungen an Gellert auf das rechte Mass zurück; in spätern Jahren hat er auch sehr schön die Stelle bezeichnet, die Rabenern unter den Schriftstellern seiner Zeit gebührt (Werke 25, 74 ff.). 2) Vgl. hierzu Danzel, Lessing 1, 289—314; 472—481. 3) Schlosser 2, 663 f. 4) Vgl. § 244.

§ 261 nehmenden, gleichmässigen Fortbildung keineswegs mehr aus; sie verhinderten sie sogar in einem viel höheren Grade, als in welchem sie sie förderten. Die fortwährend von überall her durch Uebersetzungen eingeführten und in Deutschland nachgeahmten fremden Schriftwerke, die nicht allein viel gelesen wurden, sondern woraus auch die besten deutschen Bühnen zum grossen Theil den literarischen Bedarf zu ihren Vorstellungen bestritten, hätten es schon, selbst wenn von dem Auslande nur das Gute herübergenommen wäre, nicht dazu kommen lassen, dass sich unter der Menge ein fester Geschmack und ein einigermassen sicheres, wenn auch auf blosser Ueberlieferung beruhendes Urtheil über den Werth oder den Unwerth der heimischen Schriftsteller bildete. Nun aber wurde auch alles Mittelmässige und Schlechte, das die Fremde erzeugt hatte, um so schneller und rücksichtsloser verdeutscht, nachgeahmt und nach allen Seiten hin verbreitet, je grösser mit der Zeit das lesende Publicum wurde, je mehr sein Heisshunger nach dem nur Neuen wuchs, und je gewöhnlicher und lieber es sich durch eben dieses auch in die Theater ziehen liess[5]. Die Kritik gieng ähnliche Wege, wie die darstellende Literatur: auf dem einen gründlich und unparteilich die Wahrheit suchend, weckte sie die Geister, räumte sie Irrthümer weg, schärfte sie den Blick für das wahrhaft Schöne, und förderte sie Kunst und Wissenschaft; auf dem andern schmiegte sie sich den beschränkten Einsichten, den schwankenden Neigungen und dem wechselnden Geschmack der Menge an und leitete sie dadurch, dass sie, bald aus Unverstand bald aus Parteisucht, das

5) Mit dem Angriff auf das viele Uebersetzen und die fabrikmässige Art, womit es oft von Leuten betrieben wurde, die aus Mangel an Sprachkenntnissen der Sache gar nicht gewachsen waren, beginnt Lessing in den Literaturbriefen seinen kritischen Feldzug. „Wenigstens ist die Gelehrsamkeit“, schreibt er, „als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Messverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! — Selten verstehen sie die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken“ (Br. 2—4). Im 139. Briefe schreibt Mendelssohn: „Muss man sich nicht wundern über den elenden Geschmack des lesenden Theils in Deutschland? Nass von der Presse hätten wir jeden Bogen aus England kommen lassen und übersetzt, wenn Dr. Brown einen Roman oder ein Leben der Pompadour geschrieben hätte; aber mit seinem philosophischen Werke (von den englischen Sitten) hat es Weile.“ Ueber die Art, wie man um 1770 übersetzte, wie Buchhändler und Uebersetzer dabei verfuhren, und welcher abscheuliche Missbrauch damit getrieben wurde, vgl. Nicolai's Sebaldus Nothanker (3. Aufl.) 1, 98 ff. und dazu Herder, z. schönen Liter. und Kunst 16, 287 f. Seitdem nahm dieser Unfug mehr zu als ab.

Gute und Vortreffliche herabzog, beschmitzte oder doch daran mäkelte, und dagegen das Schwächliche und das ganz Verwerfliche anpreisend erhob, fortwährend in der Irre umher. Diess geschah, ausser in verschiedenen sich eigens mit der Kritik befassenden Blättern, auch noch beiher in vielen vorzugsweise zur Unterhaltung oder Belehrung bestimmten Zeitschriften, die in ununterbrochener Reihe sich an jene veralteten Wochen- und Monatsschriften anschlossen, alles Mögliche fade, seicht und dabei anmassungsvoll beschwatzten und durch marklose Gedichte und elende Erzählungen, Novellen etc. ihre Leser ergetzten[6]. Weit zahlreicher und verbreiteter als die von den Führern in der höheren Literatur herausgegebenen, der Kritik, der Belehrung und der Unterhaltung ebenfalls gewidmeten periodischen Schriften, verkümmerten sie auch denjenigen darunter, die nicht schon von vorn herein durch ihren Inhalt und durch die Art, wie die Gegenstände darin besprochen und darge- § 261

---

6) Wie viele unter allen deutschen Unterhaltungsblättern bis auf unsere Tage herab mag es wohl gegeben haben und noch geben, auf die Lessings Worte keine Anwendung fänden, mit denen er 1754 in der Vorrede zu Mylius Schriften (in Lachmanns Ausg. 4, 450) die Verfasser der „wöchentlichen Sittenschriften" im Gegensatze zu den Urhebern der englischen Vorbilder charakterisierte? „Wer sind ihre (der Engländer) Nachahmer unter uns? Grösstentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben und, was das Betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen." Und wie häufig stösst man bei den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, denen es um die Hebung der Literatur ein Ernst war, und die die Bildungszustände des Publicums ihrer Zeiten kannten, auf unmuthsvolle Aeusserungen über die in Zeitschriften und Büchern sich breit machenden Urtheile, von denen die Menge sich blindlings leiten liess. Hier mag es genügen, auf folgende Stellen als auf einzelne Beispiele hinzuweisen: Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 187; 199 f.; Herders Werke z. schönen Litter. und Kunst 1, 105; Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter 1, 43 ff.; Merck im deutschen Merkur von 1779, 2, 30 ff. (bei Ad. Stahr, J. H. Mercks ausgew. Schriften S. 283 ff., eine vorzüglich beachtenswerthe Stelle); Schillers Werke (Ausg. v. 1818) S. 2, 87 die Note (W. v. Humboldt hätte es lieber gesehen, wenn diese Note nicht aus Schillers Feder geflossen wäre; s. Briefwechsel zwischen Schiller und ihm S. 356 f. und Boas, Xenienkampf 1, 16). Vgl. auch J. G. Jacobi's Vorrede zum 2. Theil seiner Schriften (Ausg. von 1819). Schon das musste den Geschmack und das Urtheil auch der gebildeteren und empfänglicheren Leser in den sechziger Jahren sehr irre führen, dass mehrere unter den tonangebenden Schriftstellern, in kaum geringerer Verblendung, als worin die des 17. Jahrhunderts befangen waren, es als eine ausgemachte Sache ansahen und es laut verkündeten, Deutschland habe bereits in den allermeisten, wo nicht in allen Gattungen, Dichter, die sich einigen der berühmtesten des Alterthums und des neuern Auslandes an die Seite stellen liessen. Seit dem Aufkommen der Leihbibliotheken endlich wurde eine solche Masse aus blossem Broterwerb zusammengeschriebener Bücher der schlechtesten, geschmacklosesten und unsaubersten Art an allen Orten in Umlauf gesetzt, dass damit nicht allein der Sinn für edlere geistige Genüsse in allen Ständen abgestumpft, sondern auch die Sittlichkeit des Volks in hohem Grade gefährdet wurde.

§ 261 stellt wurden, über die Begriffs- und Geschmackssphäre des nicht gelehrten und gründlicher gebildeten Publicums zu weit hinausgiengen[7], die rechte Einwirkung auf dasselbe. Vielem Uebel hätte durch die öffentlichen Erziehungs- und Lehranstalten, worin es auf eine höhere Bildung abgesehen war, vorgebeugt, manches Gute durch sie angebahnt werden können; für vieles Andere war in ihnen auch schon gesorgt, aber bei allen Verbesserungen des Unterrichtswesens dauerte es sehr lange, bevor daran gedacht wurde, die Jugend in angemessener Weise auf die richtige Erfassung der vaterländischen Literaturverhältnisse vorzubereiten und ihren Geschmack neben den alten Classikern auch an einigen der ausgezeichnetsten Werke unserer vorzüglichen Dichter und Prosaisten zu bilden. Was Wieland 1773[8] als eine der vornehmsten Ursachen der Vernachlässigung des Stilistischen in den deutschen Schriften hervorhob, war nicht minder daran Schuld, dass selbst unter den gelehrt Gebildeten für eine nur einigermassen richtige Würdigung der Werke unserer schönen Literatur so selten ein geweckter und offener Sinn gefunden wurde. Und doch sollte diess noch viele Jahre ohne wesentliche oder mindestens nicht das Grundübel beseitigende Aenderungen fortdauern. Wieland schrieb nämlich: „Ueberhaupt wird auf dem grössten Theil der höhern und niedern Schulen die deutsche Sprache unverantwortlich vernachlässigt, und wir kennen Akademien, wo Lehrer, die dort in Ansehen stehen, unter dem Vorwand, ihre Schüler vor dem unnützlich geschäftigen Müssiggang der sogenannten Belletristen zu verwahren, ihnen eine indiscrete Verachtung gegen alle Studien beibringen, welche die Cultur der Nationalsprache und die Bildung des Geschmacks zum Gegenstande haben"[9]. Kein Wunder daher, dass die Klagen der guten und besten Schriftsteller über die Lauheit, den Unverstand und die Geschmacksverwilderung des Publicums nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich immer mehr häuften und immer bitterer wurden[10].

---

7) Ausser dem deutschen Museum (vgl. § 256. 46—53) gehörte zu den populär gehaltenen Zeitschriften der besten Art das „göttingische Magazin der Wissenschaft und Literatur", welches Lichtenberg und G. Forster herausgaben. Die dazu hauptsächlich von Göttinger Professoren gelieferten Aufsätze „sollten einzelne Stücke der Wissenschaft der Privilegierten dem ganzen Volke zugänglich machen" (vgl. Schlosser 1, 286 ff.). Es erschienen aber nur drei volle Jahrgänge und vom vierten ein Drittel (Göttingen 1780—85. 8.). Ueber das Schicksal der Horen an einem andern Ort. 8) Im 2. Bande des d. Merkurs S. 232 f. 9) Vgl. Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter 1, 31 f. und Herder, z. schönen Liter. und Kunst 16, 173 f. 10) Wieder bloss beispielsweise einige Belege: Brief Wielands an Riedel aus dem J. 1768, in Grubers Ausg. von Wielands Werken 15, 273, und ein anderer an Merck aus dem J. 1777, in den Briefen an und von Merck 1838 S. 94 f.; Lessing an Mendelssohn im J. 1780, sämmtl.

Sie hatten ein Recht zu diesen Klagen, sofern sie bloss den äussern Umfang der Wirkungen ins Auge fassten, die sie zu ihrer Zeit durch ihre Schriften hervorbrachten; sie urtheilten aber unbillig, wenn sie die Ursache von der verhältnissmässig geringen Empfänglichkeit für das Vortrefflichste, das sie dem Publicum zu bieten meinten und oft, wenn auch nicht immer, wirklich boten, in der mangelhaften Bildung derjenigen, welche Bücher zu lesen und den Bühnenvorstellungen beizuwohnen pflegten, allein suchten. Einen Theil der Schuld haben sie darum mit zu tragen, weil die meisten von ihnen das ganze Literaturwesen zu sehr als etwas behandelten, das ausserhalb des wirklichen, gegenwärtigen Lebens seine Wurzeln und seinen Schwerpunkt haben könnte[11]; den grössten aber wird man freilich § 261

Schriften 12, 550; G. Forster an F. H. Jacobi im J. 1789, in Forsters Briefw. 1, 848 f. (womit ein anderer Brief desselben, 1, 270, zu vergleichen ist, aus dem sich ergibt wie es noch im J. 1781 zu Cassel in Bezug auf Theilnahme an der Literatur überhaupt stand); Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1, 145 f.; 270—274; 2, 88 f.; 3, 333 f.; 5, 96 f. (ein besonders starker Erguss von Schillers Galle, der indess weniger auf das Publicum im Allgemeinen, als auf „das kunsttreibende und kunstliebende" geht, das sich für die Propyläen zu wenig interessierte); 5, 101; A. W. Schlegel an Fouqué im J. 1806, in des Erstern Werken 8, 148; Knebel an Böttiger im J. 1811, in Knebels liter. Nachlass 3, 68. Mit heiterer Ironie schildert Goethe das deutsche Bühnenpublicum in dem „Vorspiel auf dem Theater" vor seinem Faust. Schiller hatte in seiner 1784 geschriebenen und in das d. Museum eingerückten Ankündigung der „rheinischen Thalia" erklärt: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich" etc. (vgl. Hofmeister, Schillers Leben 1, 251). Im Herbst 1796 dagegen, als der Musenalmanach mit den Xenien ausgegeben war, schrieb er an Körner (Briefwechsel 3, 375): „Von der einen Seite haben wir also an der Schwerfälligheit und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten. Ich bekümmere mich auch nicht mehr darum, denn das Publicum in Rücksicht auf mich habe ich aufgegeben"; und zwei Jahre später (Briefwechsel 4, 82 f.): „Ich muss gestehen, dass Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich erinnere, wenn ich dichte, und die mich belohnen können; denn das Publicum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude." Da hatte denn freilich Gleim gleich von Anfang an besser dafür gesorgt, allen Unmuth über die Stumpfheit des Publicums von sich fern zu halten. Der kümmerte sich nämlich, wie er an Fr. H. Jacobi berichtete, nie um dasselbe, sondern schrieb immer nur für einen Freund: die scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist, die Kriegslieder für Lessing, Halladat für Heinse (vgl. Körte, Gleims Leben S. 329 f.). Aber würden wir wohl die Literatur erhalten haben, deren wir uns rühmen können und uns erfreuen, wenn alle unsere Schriftsteller, die nicht bloss für die grosse Menge um des täglichen Brotes willen schrieben, immer so gedacht hätten, wie Gleim wenigstens immer gedacht haben will und in gewisser Weise auch wirklich immer gedacht haben mag? 11) Wie hätten sonst Werke unserer Meister, sobald sie mit dem wirklichen Leben ihrer

§ 261 der Beschaffenheit des nationalen Lebens, in das sie sich gerade versetzt fanden, und den allgemeinen Zuständen in Deutschland seit dem Ausgange des Reformationszeitalters bis in das neunzehnte Jahrhundert herein zuschreiben müssen[12]. Wer diess zugibt und jetzt einerseits auf unsere neuere Literatur zurückblickt, andrerseits die Fülle von Bildung und geistiger Kräftigung erwägt, die ungeachtet aller Hindernisse, welche sich den Einflüssen des bessern Theils dieser Literatur auf das Volk entgegengestellt haben, dennoch in dasselbe eingedrungen ist: der wird in dankbarem Erstaunen die Männer segnen, die unter so ungünstigen Verhältnissen die Eine erschaffen und in ihr das vornehmste Mittel zur Erlangung der Andern der Nation geschenkt haben.

§ 262.

Wenn die obersten Klassen sich nicht gleich von vorn herein für unsere sich neu gestaltende Literatur interessierten, diese sich vielmehr erst allmählig bei ihnen Anerkennung verschaffen konnte, so hatte diess, wie gesagt, seinen Grund hauptsächlich darin, dass sie in der französischen bereits eine reiche und ausgebildete Literatur besassen, die ihnen viel mehr zusagen musste und in den ersten vierzig bis fünfzig Jahren dieses Zeitraums auch noch viel mehr zu bieten vermochte, als es die deutsche im Stande war. Das Letztere wird jeder zugeben müssen, der da weiss, wie weit es unsere eigent-

---

Gegenwart innig zusammenhiengen und auf die herrschenden Stimmungen, Bedürfnisse und Zustände der Zeit in einer dem allgemeinen Fassungsvermögen angenäherten Darstellungsform eingiengen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen so erstaunliche Wirkungen hervorbringen können? Ich will nur an die Aufnahme erinnern, welche die ersten Gesänge des Messias, Minna von Barnhelm, der Götz, der Werther, die Räuber fanden (aber schon nicht mehr der aus abstract republikanischen Ideen hervorgegangene, „den Manheimern viel zu gelehrte“ Fiesko; vgl. Schiller an Reinwald bei Hoffmeister 1, 227); an die weite und schnelle Verbreitung des Göttinger Musenalmanachs (vgl. § 256, Anm. 17), so wie nachher des schillerschen, und schreibe zuletzt noch eine Stelle aus einem Briefe Schillers an Goethe (Briefwechsel 4, 213 f.) ab, die mir in dieser Beziehung vorzüglich beachtenswerth scheint: „Was mich aber besonders (von Cotta) zu hören freute, ist die Nachricht, die er mir von der ungeheuern Ausbreitung von Hermann und Dorothea gab. Sie haben sehr recht gehabt zu erwarten, dass dieser Stoff für das deutsche Publicum besonders glücklich war, denn er entzückte den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse, und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, dass nicht der Stoff, sondern die dichterische Belebung gewirkt hat.“ Vgl. auch Klingers sämmtliche Werke (Ausg. von 1842) 11, 6 f. und für eine frühere Zeit die § 241, Anm. 1 angeführten Stellen, so wie Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, 290 f.

12) Ein beachtenswerthes Wort Goethe's, das diesen Punkt berührt, hat uns Eckermann überliefert; Gespräche mit Goethe 3, 37.

lich darstellende Literatur bis in die Sechziger hinein erst gebracht § 262
hatte und der sich zugleich in der französischen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts etwas umgesehen hat. „Das Meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Literatur haben", bemerkte Lessing im Jahre 1769[1], „sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, dass es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Daher kömmt es denn auch, dass unsere schöne Literatur, ich will nicht bloss sagen gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar gegen aller neuern polierten Völker ihre ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal ausser dem einförmigen ekeln Zirkel alltäglicher Beschäftigungen denken will!"[2] Auf der andern Seite aber darf auch nicht verhehlt werden, dass die Vorliebe für alles französische Wesen und für die französische Literatur insbesondere bei den Grossen und vornehm Gebildeten lange Zeit so weit gieng, dass sie meistentheils ganz unempfänglich auch für das Gute und Tüchtige blieben, das von unsern ausgezeichneten Schriftstellern der Nation geboten wurde. Fand sich doch selbst ein seit 1752 in Berlin lebender gelehrter Franzose, de Premontval, veranlasst, dieser Vorliebe den grössten Antheil daran zuzuschreiben, dass man es bis zum Jahre 1756 noch nicht weiter in der schönen Literatur bei uns gebracht hatte, die bittersten Klagen darüber zu führen und die Hauptschuld davon den kleinen und grossen Höfen Deutschlands zuzuschieben[3]. Daher waren auch

---

§ 262. 1) Sämmtliche Schriften 7. 426. 2) Vgl. dazu Schlosser 1, 633 f. und über die Ursachen, welche auch in späterer Zeit gebildete Welt- und Geschäftsleute, so wie das vornehme und feine Publicum überhaupt, noch immer den meisten deutschen Literaturerzeugnissen abgeneigt machten, Merck im d. Merkur von 1778, 1, 48 ff. (bei Stahr S. 287 ff.) und in den von K. Wagner herausgeg. Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe S. 245 f.; dann auch Klingers sämmtl. Werke 11, 170 ff.). 3) Vgl. den 125. Literaturbrief. Giseke glaubte seinem Freunde Klopstock im J. 1749 rathen zu müssen, dass, wenn er sich den Höfen empfehlen wolle, er seinen Messias nur zurücklegen möge: ein Fest, ein Carneval, eine blutige Jagd, ein vermummter Ball und Illuminationen, das seien die rechten Gegenstände deutscher Hofdichtung, und wenn er sich darauf legen wolle, werde er „bei Hofe Verstand haben" (Giseke's poetische Werke S. 145 f.). Und Lessing urtheilte 1767 von Wielands Agathon (7, 313): dieses Werk, welches unstreitig unter die vortrefflichsten des Jahrhunderts gehöre, scheine für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu sein. „In Frankreich und England würde es das äusserste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Ver-

§ 262 die Bemühungen der Männer, die schon damals den Höfen und dem französisch erzogenen Adel Achtung und Neigung für die vaterländische Poesie ihrer Zeit abnöthigen wollten, in den allermeisten Fällen fruchtlos[4]; ein mehr ins Allgemeine gehender Erfolg liess sich nur erwarten, wenn unsere schöne Literatur in ihrer innern wie in ihrer formellen Entwicklung erst dahin gelangt war, dass sie das Vorurtheil jener Klassen gegen ihre Erzeugnisse durch die That widerlegte; und zwar musste sie ihnen zuvörderst Werke bieten, die aus demselben Ideenkreise geschöpft, von ähnlichem Geiste erfüllt und in der gefälligen, graziösen Art geschrieben waren, wie die der bewunderten Franzosen. Dazu brachte sie es aber nicht früher als um das Jahr 1770. Erst nachdem Wieland in den Sechzigern sich mit dem Ton der vornehmen Welt vertraut gemacht, in deren Lieblingsschriftsteller sich tief hineingelebt hatte und in dem Geschmack, welchem dieselbe huldigte, mit Glück zu schreiben anfieng[5], war der Weg gefunden, auf dem sie dem deutschen Adel und den deutschen Höfen näher rücken konnte; und es war sehr bezeichnend für die literarischen Neigungen und die Bestimmbarkeit des Urtheils der Vornehmen, wenigstens im südlichen Deutschland, dass ein französischer Edelmann Wielands Poesie in die Wiener Adelswelt einführte, und dass sie somit gewissermassen erst auf die Empfehlung eines Ausländers hoffähig wurde[6]. Zu ihrem Glück

---

fassers würde auf aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Grossen lernen vors erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiss schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indess Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon." 4) Ueber Gottscheds Bemühungen, der deutschen Sprache und Literatur Gunst an den Höfen zu verschaffen, und über die Erfolge derselben vgl. Danzel, Gottsched S. 283 ff. 5) Vgl. § 258, S. 121 oben. Im Herbst 1764 konnte Wieland schon an Gessner von einer seiner komischen Erzählungen schreiben: „Aurora hat sogar meinen alten ehrwürdigen Protector, den Grafen von Stadion, von seinem wohl hergebrachten Vorurtheile wider die deutsche Poesie bekehrt; er wundert sich gar sehr, dass man das alles in deutscher Sprache sagen könne, — denn bisher kannte er die deutsche Sprache nur aus Acten, Urkunden und Ministerialschriften." Gruber, Wielands Leben 2, 374. Vgl. auch Manso, Nachträge zu Sulzer 8, 188 f., Schlosser 2, 618 ff. und Gervinus 4[4], 249 f. 6) „Um die Zeit, als Wielands Grazien erschienen (1770), hielt sich zu Wien der Marquis Bouflers auf, als geistreicher, angenehmer Gesellschafter und heiterer, gefälliger Dichter am Hofe und in den ersten Zirkeln ungemein beliebt. Diese Grazien kamen ihm in die Hände, und da sie niemand kannte, so übersetzte er sie stückweise ins Französische und las sie einigen Damen vom ersten Range vor. Sie fanden vielen Beifall; Bouflers aber enthielt sich dabei nicht, den Damen tüchtig den Text zu lesen, dass sie, als deutsche Frauen, ihren Landsmann, der solche Verse zu machen wüsste, und den er einen Günstling der Grazien nannte, erst

hatte unsere Literatur damals schon anderweitig Selbständigkeit § 262
und Unabhängigkeit des Charakters genug erlangt, um vor der Gefahr gesichert zu sein, nunmehr unter Wielands Vortritt zu einer bloss höfischen zu werden und aufs neue ganz in die Dienstbarkeit der französischen zu gerathen. Sie entfernte sich sogar fortan in der Ausbildung ihrer gesundesten und lebenskräftigsten Zweige mehr wie je von der französischen Art. Gleichwohl wuchs, seitdem nur erst ein Bezug zu ihr vermittelt war, in den obern Kreisen die Theilnahme an ihr immer sichtlicher, nicht bloss insofern sie sich zu ihr rein empfangend verhielten, sondern auch im Eingehen auf ihre Pflege und Förderung[7]. Die französischen und italienischen Bühnen giengen in den meisten Residenzstädten eine nach der andern ein, und deutsche Hof- und Nationaltheater traten an ihre Stelle, oder wo jene noch beibehalten wurden, wenigstens zur Seite. Mehrere Fürsten und grosse Herren begünstigten und ehrten die vaterländische Literatur auch in der Weise, dass sie vorzügliche Schriftsteller in ihre unmittelbare Nähe zogen und ihnen ansehnliche Aemter übertrugen, oder ihnen durch Verleihung von Jahrgehalten eine unabhängige Stellung sicherten, oder in andern Gunstbezeigungen ihre Verdienste anerkannten. Vorangegangen darin war den deutschen Fürsten bereits in der Mitte des Jahrhunderts der König von Dänemark Friedrich V, als er Klopstock nach Kopenhagen berief[8]: auch unter den Höchstgestellten also hatte die vater-

---

durch einen Franzosen mussten kennen lernen. Diess verschaffte Wielanden zu Wien bedeutendes Ansehen, so dass er bald darauf in keiner Stadt Deutschlands mehr und wärmere Leser und Freunde hatte als in Wien. Anderwärts lernte man ihn wohl zum Theil früher aus den französischen Uebersetzungen seiner Werke kennen und fand sich erst späterhin mit der Entdeckung überrascht, dass diese Uebersetzungen weit hinter den Originalen zurückblieben." Gruber a. a. O. 2. 503; vgl. Herder, z. schönen Liter. und Kunst 16, 287. Als Wieland gar in den Ruf kam, dass er es nicht bloss als Dichter, sondern auch als eleganter Philosoph mit den geliebten Franzosen aufnehmen könne, war sein Glück bei den Weltleuten vollends gemacht. 7) Freilich fehlte es aber noch immer nicht an Grund zu so bittern Ergüssen über die deutschen Grossen wegen ihres Verhaltens zur vaterländischen Literatur, wie wir sie z. B. in einem Briefe Nicolai's an Lessing aus dem J. 1777 (Supplementband zu Lessings sämmtlichen Schriften S. 585) lesen. 8) Vgl. § 258, S. 109. Klopstocks und anderer deutscher Schriftsteller Uebersiedelung nach Kopenhagen (vgl. § 248, 7) hatte Lessing im Sinne, als er im 48. Literaturbriefe der Beurtheilung des nordischen Aufsehers die Frage voraufschickte, ob denn das Vorurtheil für die Vorzüglichkeit „der deutschen Werke des Witzes", welche damals in Dänemark erschienen, ganz ohne Grund sein würde? und dann fortfuhr: „Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermassen zu machen, sich expatriieren müssen: wenn — O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange: ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satire über unsere

§ 262 ländische Dichtkunst früher einen nicht-deutschen als einen deutschen Gönner gefunden, der ihr zu einer gedeihlicheren Entwickelung behültlich sein wollte. In Deutschland selbst waren es dann vornehmlich einige der kleinen Höfe, die sich mittelbar und unmittelbar ihrer annahmen. In Braunschweig zeigte bereits um 1760 die regierende Herzogin, eine Schwester Friedrichs des Grossen, ein lebhafteres Interesse an deutscher Literatur[9], und der Herzog Karl selbst begünstigte sie wenigstens mittelbar[10]; später bewirkte der Erbprinz Lessings Berufung nach Wolfenbüttel[11]. Der Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg zog Abbt und dann Herder zu sich heran[12]. Seinem Beispiele folgten, wie Goethe bemerkt[13], schon in den Siebzigern „mehrere deutsche Fürsten, dass sie nicht bloss gelehrte und eigentlich geschäftsfähige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Männer in ihre Dienste aufnahmen. Es hiess (damals), Klopstock sei von dem Markgrafen Karl von Baden berufen worden[14], nicht zu eigentlichem Geschäftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Gesellschaft mitzutheilen.“ In Darmstadt veranstaltete 1771 die Landgräfin Karoline eine Sammlung von Klopstocks Oden und Elegien, die sie nur in 34 Exemplaren für ihre und des Dichters Freunde abdrucken liess. Auch zu den Höfen von Dessau und Gotha standen verschiedene in der Geschichte unserer Literatur mehr oder minder berühmt gewordene Männer in einem nähern Bezuge[15]. Vor allen übrigen zeichnete sich in dieser Beziehung lange der weimarische aus, zuerst unter der kunstliebenden Herzogin-Regentin Anna Amalia, einer Tochter jenes braunschweigischen Fürstenpaares, dessen oben gedacht wurde, also einem Hause entstammt, das sich von jeher der Pflege vaterländischer Dichtung günstig gezeigt hatte[16]; sodann unter ihrem hochsinnigem Sohne, dem Herzog Karl August. Hier weckte und belebte Wieland seit dem Jahre 1772 noch viel

---

Nation und Spott über die elende Denkungsart unserer Grossen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen?“ — Als vierzig Jahre nach der Berufung Klopstocks durch Friedrich V Schiller in sehr bedrängter Lage war, erhielt er auch von Kopenhagen aus durch einen Fürsten und einen Minister eine Unterstützung, die ihm drei Jahre hindurch ein sorgenfreies Leben verschaffte. Näheres darüber in der Skizze von Schillers Leben. 9) Vgl. Gleims Brief in dem Supplementbande zu Lessings sämmtlichen Schriften S. 110. 10) Vgl. § 257, Anm. 5. 11) Vgl. § 258, S. 116. 12) Vgl. § 254, Anm. 42 und § 259, S. 128. 13) Werke 26, 112. 14) Vgl. § 258, 14. 15) Vgl. hierzu Schlosser 4, 272 ff. und Gervinus 4[4], 492 ff. 16) Vgl. § 91, S. 159; § 163, 15; § 212, 25; § 231, S. 283 f. Ueber die Herzogin Amalia vgl. Goethe, Werke 32, 223 ff. Von den ältern weimarischen Fürsten gehörten im Anfang des 17. Jahrh. drei zu den Stiftern der fruchtbringenden Gesellschaft und einer derselben war von 1651—62 ihr Oberhaupt; vgl. § 181, S. 28 f.

eigentlicher als anderwärts den Sinn für deutsche Dichtung, ja er § 262
bereitete hier gleichsam den grossen Geistern, die sich nachher in Weimar mit ihm vereinigt fanden, die Stätte für ihre auf alle gebildeteren Klassen der Nation sich erstreckende Wirksamkeit[17]. — Was die eigentlichen Fachgelehrten anbetrifft, so dauerten im Allgemeinen auch unter ihnen noch lange genug Gleichgültigkeit und vornehm thuende Verachtung gegen die schöne Literatur in der Muttersprache fort; in den Augen vieler dieser Männer galt die Beschäftigung mit ihr für eine des männlichen Alters unwürdige, die sich mit dem Ernst des Lebens nicht vertrage und einer auf das Solide gerichteten Geistesthätigkeit schlechthin widerstreite. Wenn Lessing in einer schon oben angezogenen Stelle seiner Dramaturgie[18] bemerkte, es sei das Vorurtheil bei uns fast allgemein, dass es nur jungen Leuten zukomme, im Felde der schönen Literatur zu arbeiten, so zielte er damit und mit dem was er zunächst darauf folgen lässt, gewiss hauptsächlich auf die eigentlichen Gelehrten seiner Zeit. Er fährt nämlich fort: „Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heissen Spielwerke, allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und lässt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.“ Geradezu hatte er aber schon in einer frühern Stelle der Dramaturgie[19] das Verhalten der Gelehrten zur vaterländischen Literatur gerügt. Sie charakterisiert auch in anderer Beziehung den Stand unserer nationalen Bildung und Gesinnung in der Zeit, wo sie geschrieben ward, ganz vortrefflich. Lessing hatte über ein Stück des Franzosen Du Belloy zu sprechen, der sich besonders als Verfasser der Belagerung von Calais einen Namen in seinem Vaterlande gemacht hatte. „Wenn es“, heisst es nun, „dieses Stück nicht verdiente, dass die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch

---

17) Vgl. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807 und Schöll, Carl-August-Büchlein. Weimar 1857. 8. S. 108 ff.; halte dazu aber auch, was Schlosser 7, 4 f. über das Verdienst der Höfe, und namentlich des weimarischen, um unsere Literatur urtheilt. 18) Sammtliche Schriften 7, 426. 19) 7, 82.

§ 262 dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die grossen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählet, um die sich nur geschäftige Müssiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsere barbarischsten Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer der mit Bärfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebauet werden, von der sich erwarten liesse, dass sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, den Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein werden! Was Wunder auch? Unsere Gelehrte selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt." Wie es mit dem Interesse an vaterländischer Literatur noch zu Anfang der Sechziger auf einzelnen Universitäten, namentlich den kleinen, stand, erhellt u. A. aus einem Briefe Abbts an Nicolai, den er im Jahre 1761 von Rinteln schrieb[20]: „In Rinteln", (wo damals freilich noch nicht einmal ein Buchladen bestand) „ist niemand, so viel ich weiss, der die Namen Ramler, Moses (Mendelssohn) und Lessing kennt, und letzthin, da ich Sie nannte, hätte mich beinahe jemand gefragt, unter welchem Regimente Sie dienten. Wenn die oben genannten Herren etwa über ihren Ruhm hochmüthig werden wollen, so demüthigen Sie sie dadurch, dass er nicht einmal vierzig Meilen weit gedrungen ist." — Indess mit der Zeit änderten sich auch in diesen Kreisen die Ansichten, hier und da schon im Hinblick auf die Stellung, welche Gottsched in Leipzig als akademischer Lehrer einnahm[21], dann vornehmlich in Folge der Anerkennung, die Schriftstellern wie Lessing, Herder[1], Voss und andern, die als deutsche Dichter und Prosaisten gerühmt wurden, auch wegen ihrer eminenten wissenschaftlichen Leistungen gezollt werden

---

20) Abbts Werke 3, 39. 21) Vgl. Schlosser 1, 626.

musste[22]. Das Vorurtheil, dem Streben nach gründlicher Gelehrsamkeit könne ein belletristisches Treiben nur Eintrag thun, schwand unter denen, welche die erstere zu besitzen meinten, mehr und mehr, und in demselben Verhältniss stiegen bei ihnen deutsche Sprache und deutsche Literatur in der Geltung. — Endlich wurde auch den untern Volksklassen, nachdem nur erst von einzelnen Menschenfreunden und dann auch von den Regierungen für ihre Aufklärung und Bildung durch ein verbessertes Schulwesen Sorge getragen war, die Literatur in einzelnen ihrer Zweige etwas näher gebracht, ja es fieng sich allmählig eine eigens für sie bestimmte Literatur in Zeitschriften und Büchern zu bilden an. Leider aber waren die wenigsten Schriftsteller, die für das Volk schrieben, sich selbst klar darüber, wodurch zunächst das Bedürfniss nach Geistesnahrung in ihm geweckt, wodurch auf die zweckmässigste Art befriedigt werden könnte, weil sie entweder das Volk selbst zu wenig kannten, oder sich nicht in dessen Gefühls- und Anschauungsweise zu versetzen verstanden und daher auch nur selten den rechten Ton trafen, der zu seinem Herzen drang[23]. § 262

§ 263.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus hatten die deutschen Dichter, wenn ihnen nicht Geburt, Amt oder wissenschaftliche Verdienste einen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft verliehen, in ihr so gut wie gar keine eigene Stellung von nur einiger Bedeutung. Diess rührte theils von der Missachtung her, in welcher schon seit langer Zeit diejenigen in Deutschland zu stehen pflegten, welche aus dem Dichten ein eigentliches Gewerbe machten und es nicht bloss als eine das Leben erheiternde Nebenbeschäftigung betrieben; theils lag der Grund in der tiefen Gesunkenheit der deutschen Dichtkunst während der voraufgegangenen Zeiten und in der Verkennung ihrer Würde und eigentlichen Bestimmung von Seiten der Dichter selbst. Seitdem diese jedoch wieder ihren wahren Beruf zu ahnen anfiengen und in schönem Wetteifer die Poesie von ihren Irrwegen abzubringen, sie aus ihrer Erniedrigung zu erheben sich bemühten, muss die Ursache davon zum nicht

---

22) Nicht wenig mag zur Verminderung der Missachtung nichtzünftiger Schriftstellerei bei den Facultätsmännern auch der Einfluss beigetragen haben, den sich der Buchhändler Nicolai und der Kaufmann Mendelssohn auf das wissenschaftliche Leben in Deutschland zu verschaffen wussten. 23) Darüber klagte schon Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur (Werke zur schönen Liter. und Kunst 2, 172 ff.). Vgl. auch Lessings Brief an Gleim vom 22. März 1772 (12, 351 f.).

§ 263 geringen Theil auch in der Haltung gesucht werden, welche die vornehme Welt und die Gelehrtenklasse noch immer der vaterländischen Literatur gegenüber beobachteten[1]. Wenn nun endlich auch in dieser Beziehung mit der Zeit eine Veränderung eintrat, „das Dichtergenie sich selbst gewahr wurde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstand", so offenbarte sich diess zunächst in und an Klopstock. Seine Persönlichkeit, der Gegenstand seiner grossen Dichtung, mit der er sich zuerst in Deutschland einen Namen machte, die Auszeichnungen, die ihm an einem fremden und an einheimischen Höfen zu Theil wurden, die Freundschaft, die ihm hochgestellte Staatsmänner bewiesen: diess alles traf zusammen, um ihn, den Mann von bürgerlicher Geburt, der nie ein öffentliches Amt bekleidete, nie etwas Anderes sein wollte als ein deutscher Dichter und seine höchste Ehre gerade in sein dichterisches Verdienst setzte, zu demjenigen zu machen, der den Dichternamen in Deutschland wieder zu Ehren brachte[2]. Aber nicht bloss der Dichter als solcher musste bei uns erst zu dem ihm gebührenden Range erhoben werden, der Schriftsteller überhaupt, auch wenn er in keinem öffentlichen Amte stand, musste es, als Vertreter freier Geistesarbeit, als Vermittler zwischen Wissenschaft und Leben, als Wahrheitsverkündiger, Volksredner und Volksbildner. Diesen Beruf begriff in seiner ganzen Bedeutung zuerst Lessing[3]. Indem er ihm allein lebte und ihn ganz erfüllte, unbekümmert um akademische Aemter und Würden, um die Gunst der Höfe oder irgend einer besondern Klasse, adelte er das unabhängige Schriftstellerthum bei uns. Weil er aber auch durch seine Schriften mehr als irgend wer sonst in seiner Zeit die deutsche Geistesbildung von Grund aus verbesserte, nach allen Seiten hin Licht verbreitete, neue Einsichten in die Tiefen der Kunst und der Wissenschaft eröffnete und echte Dichtung von falscher zuerst unterscheiden lehrte, war er zugleich derjenige, der in unserm Volk ein helleres Bewusstsein von der eigentlichen Bedeutung der Poesie weckte und damit den Dichterberuf erst zu seiner wahren Würde erhob.

---

§ 263. 1) Hielt es doch E. von Kleist, damit er nicht in der Achtung seiner Standesgenossen zu Potsdam sinke, noch um 1746 sehr geheim, dass er ein Dichter wäre. Vgl. § 254, 5. 2) Vgl. Goethe's Werke 25, 289 ff. und damit Mercks „Matinée eines Recensenten" in den Briefen an und von Merck. 1838. S. 59 ff., besonders die vorletzte Seite nebst der Anmerkung dazu; auch Stahrs Buch über Merck S. 87 f. 3) Vgl. Danzel, Lessing 1, 87 ff.

Dritter Abschnitt.

Sprache. — Verskunst.

§ 264.

1. In keiner andern Beziehung hatten die bessern der vaterländisch gesinnten Schriftsteller im siebzehnten Jahrhundert ihren Nachfolgern so gut und so wirksam vorgearbeitet, als in ihren auf die Sprache gerichteten Bestrebungen. Indess, wie sehr sie auch schon die Feststellung und die Durchführung eines reinen, ebenmässigen und gebildeten Schriftdeutsch sich hatten angelegen sein lassen, und wie bedeutend durch sie die Grenzen des räumlichen und des literarischen Gebiets, worin dasselbe zur Anwendung kam, erweitert worden waren, so blieb dem achtzehnten Jahrhundert doch noch immer in dem Einen wie in dem Andern ausserordentlich viel zu thun übrig. Die Dichtersprache hatte sich in der Schule Hofmannswaldau's und Lohensteins zu weit über die Einfalt des natürlichen Ausdrucks verstiegen, und in der von Chr. Weise war sie zur platten und würdelosen Rede des gemeinen Lebens herabgesunken; dem Geiste der einen oder der andern dieser Schulen huldigten aber die Allermeisten, die sich auf der Scheide des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit deutscher Poesie abgaben. Die Prosarede litt in den Darstellungsarten, die zur schönen Literatur gezählt zu werden pflegen, an denselben Mängeln wie die Dichtersprache, in wissenschaftlichen Werken, in Briefen und als Geschäftssprache an der pedantischen Krausheit und schwerfälligen Gewundenheit des Canzleideutsch, und in allen Stilarten an der Verunstaltung durch das noch immer so beliebte, oft bis zur äussersten Geschmacklosigkeit getriebene Einmischen fremder, namentlich französischer und lateinischer Wörter und Redensarten. Das meissnisch-obersächsische Hochdeutsch war zwar in der protestantischen Literatur der nördlichen und mittlern Landschaften zu allgemeiner Geltung gelangt, und die Eigenheiten besonderer Volksmundarten traten hier nicht mehr so grell hervor, dass sie die Ebenmässigkeit der gebildeteren Büchersprache noch zu stark beeinträchtigt hätten; in die Schriften des Südens dagegen, die von katholischen Verfassern herrührten, hatte das obersächsische Hochdeutsch meistentheils noch gar nicht einmal Eingang gefunden[1], und waren sie von Protestanten

---

§ 264. 1) Im J. 1734 fand sich H. Chr. Lemcker, Conrector in Lüneburg, noch zu einer Schrift veranlasst, worin er die kurz zuvor in dem Parnassus Boicus von einem baierischen Mönche aufgestellte Behauptung, „dass niemals ein ärgerer Sprachverderber in Deutschland aufgestanden sei als Luther," zu widerlegen

§ 264 abgefasst, so war die Ausdrucksweise, wenn sie im Ganzen auch jene hochdeutsche Farbe trug, doch so wenig geschult und von Provinzialismen gesäubert, dass sie noch immer sehr bedeutend von der der nord- und mitteldeutschen Schriftsteller abstach[2]. Dann hatte auch die geringe Achtung, worin überhaupt die deutsche Sprache bei den Vornehmen und bei den Fachgelehrten stand[3], es nicht dazu kommen lassen, dass sie im mündlichen und schriftlichen Verkehr der höhern Gesellschaft für das Leben und für die Literatur die gehörige Verfeinerung und Geschmeidigkeit, durch Anwendung in allen Arten wissenschaftlicher Werke eine allseitige Ausbildung hätte erhalten können. Endlich fehlte es in Folge ihrer Zurücksetzung beim gelehrten Schulunterricht an einem wirksamen Mittel, den Theil der deutschen Jugend, aus dem doch allein die Schriftsteller und also auch die Pfleger und Bildner der Sprache heranwuchsen, durch Lehre und Uebung in den Geist derselben einzuführen, mit ihren Gesetzen vertraut zu machen und in ihren mündlichen und schriftlichen Gebrauch gehörig einzuschulen[4]. Es ist eines der grössten und reinsten Verdienste Gottscheds um die vaterländische Bildung und Literatur, dass er seit dem Eintritt in die schriftstellerische Laufbahn diesen Uebelständen, von denen ihm keiner entgieng, und die er nach und nach alle in seinen Schriften rügend hervorhob, mit Ernst, rastlosem Eifer und ausdauernder Consequenz abzuhelfen suchte. Die Mittel dazu boten ihm zunächst seine Vorlesungen an der Universität, die von ihm geleiteten stilistischen Uebungen seiner Schüler und der Einfluss, den er durch die deutschen Gesellschaften in Leipzig und an andern Orten aus-

---

suchte (Gottscheds Beiträge zur krit. Historie der deutschen Sprache 4, 74 ff.). Von der Sprache, in welcher die meisten Bücher der süddeutschen Katholiken noch während der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. geschrieben wurden, erhält man schon eine Vorstellung aus den Anführungen Gottscheds in den § 248, Anm. 1 angezogenen Stellen seiner Zeitschriften. In Betreff Baierns, wo man sich wohl am längsten gegen die Annahme des protestantischen Hochdeutsch sträubte, verweise ich auf § 239, Anm. 3. 2) Zum Belege können, ausser den Discursen der Mahler in ihrer ursprünglichen Gestalt (vgl. § 250, 9), zum Theil auch noch die ältesten Ausgaben von Hallers Gedichten dienen. 3) Vgl. hierzu Gottscheds Vorrede zum 2. Bande der deutschen Uebersetzung von Bayle's Wörterbuch (aus dem J. 1742), woraus die hier einschlagenden Hauptstellen auch bei Schlosser 1, 614 f. zu finden sind; dessen deutsche Sprachkunst (Ausg. v. 1762) S. 25, Anm. f; 27, Anm. g; J. A. Cramer in Gellerts Leben (G's sämmtl. Schriften, Wien 1790. Th. 10) S. 16; Kästners schönwissenschaftl. Werke 2, 157; und den 125. Literaturbrief. 4) Was in den Schulen noch am ersten, aber auch nur beiher, von Uebungen in der Muttersprache vorgenommen wurde, bestand in dem Anfertigen von Versen, Briefen und chrienartigen Reden im Geist und nach Anleitung der Lehrbücher von Chr. Weise und dessen Anhängern.

übte[5]; sodann seine Zeitschriften[6], die Lehrbücher, die er über die Dichtkunst[7], die Redekunst[8] und die deutsche Sprachkunst[9] abfasste, seine Briefe und hier und da auch eine Vorrede, die er zu andern Büchern schrieb. Die deutsche Sprache zu Ehren und Ansehen zu bringen, sie zum Organ jeder Art wissenschaftlicher Darstellung erheben zu helfen und sie somit bei den vornehmen Klassen und bei den Gelehrten mindestens in dieselben Rechte einzusetzen, die jene so lange nur der französischen, diese der lateinischen hatten zugestehen wollen[10], endlich sie auch in sofern zu einer wahrhaft allgemeinen Nationalsprache zu machen, dass sie von allen Gebildeteren, deren Muttersprache sie wäre, nach feststehenden Regeln gleichmässig geschrieben, wo möglich auch gesprochen würde: darauf gieng Gottsched aus, und daraus hatte er einen Hauptzweck seines Lebens gemacht, den er nie aus den Augen verlor[11]. Ihn zu erreichen, schien ihm allein mit der Sprachniedersetzung möglich, die er in den von ihm für classisch gehaltenen norddeutschen Schriftstellern aus der jüngsten Vergangenheit und aus seiner Zeit vorfand, nach und an denen er seine eigene Sprache gebildet hatte[12]. Darum § 264

---

5) Vgl. § 251 und Gottscheds deutsche Sprachkunst, S. 402, Anm. d. 6) Vgl. § 252, S. 51 ff. 7) „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen" etc. Leipzig 1730. 8.; von den folgenden, verbesserten und nach und nach sehr erweiterten Auflagen erschien die vierte 1751. 8) Zuerst als „Grundriss zu einer vernunftmässigen Redekunst, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen." Hannover 1728. 8., etwas vollständiger 1735, woraus dann allmählig in noch drei Ausgaben (die letzte Leipzig 1759. 8.) die „Ausführliche Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neueren Ausländer verfasset" etc. erwuchs. 9) So benannte Gottsched die deutsche Grammatik. Zuerst „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrh. entworfen." Leipzig 1748. 8.; die vierte und die fünfte Ausg. (1757 und 1762) als „Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst" etc., worauf im J. 1776 noch eine sechste, besorgt von J. G. Hofmann, folgte. 10) Hierzu will ich nur auf zwei Briefe der jungen Kulmus an Gottsched aus den Jahren 1730 und 1731 verweisen. In dem ersten gehen der schon § 236, Anm. 36 mitgetheilten Stelle die Worte voraus: „Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, dass ich französisch schreibe? Zu welchem Ende erlernen wir diese Sprache, wenn wir uns nicht üben und unsere Fertigkeit darinnen zeigen sollen? Sie sagen, es sei unverantwortlich in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben." In dem andern (a. a. O. S. 8) schreibt sie: „Sie haben mir neulich einen Verweis gegeben, dass ich lieber französisch schriebe; Sie stellten mir die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, dass ich sogleich den Entschluss fasste, mich mehr darinne zu üben, und ich fieng schon an gerne deutsch zu denken und zu schreiben." Dazu halte man dann die Anm. 3 angeführte Vorrede Gottscheds und die beiden dort gleichfalls citierten Stellen der Sprachkunst. 11) Vgl. Danzel, Gottsched S. 7 f.; 77; 328 ff. 12) Wodurch das meissnisch-obersächsische Hoch-

§ 264 drang er so sehr auf Reinhaltung des Hochdeutschen nicht nur von den ausländischen[13], sondern auch von den bloss mundartlichen, den ganz veralteten, den willkürlich neugebildeten und den rein canzleimässigen Wörtern und Redensarten. Darum erklärte er sich eben so entschieden gegen die verstiegene Rede der neuern schlesischen und die platte der weiseschen Schule, wie gegen den sogenannten Hof- und Canzleistil: denn weder eine von jenen beiden Redeweisen, noch dieser vertrug sich mit seinen Begriffen von

---

deutsch den grössten Anspruch erlangt habe, überall, wo deutsch gesprochen werde, in Schriften und im mündlichen Verkehr der Gebildeten gebraucht zu werden, setzt Gottsched in der d. Sprachkunst S. 67 f. auseinander. Zunächst freilich nur in Betreff der Aussprache; aus andern Stellen aber ergibt sich bestimmt genug, dass er jenen Anspruch keineswegs bloss darauf beschränkt wissen will. Indess zog er die räumlichen Grenzen, innerhalb welcher jenes Hochdeutsch sich zur schriftmässigen Sprache entwickelt habe, durchaus nicht so enge, dass sie mit denen des sächsischen Kurstaates oder gar nur mit denen des Meissner Kreises zusammenfallen sollten. Sie umfassten ihm auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien; und obersächsisch pflege man „das recht gute Hochdeutsch, das in allen diesen Landschaften in Städten unter vornehmen und gelehrten und wohlgesitteten Leuten gesprochen werde", nur nach dem Sitz des vornehmsten Hofes (des kursächsischen) zu benennen (a. a. O. S. 68, Anm. f). Ja an einer andern Stelle (S. 2, Anm. b) und auch in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1, 584 spricht er es geradezu aus: das eigentliche und wahre Hochdeutsch sei „eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange gehe", die man die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe zu nennen pflege. Sie sei also „der Kern und Auszug aller oberdeutschen Mundarten und müsse von allen Provinzialwörtern wie der Waizen von der Spreu geschieden werden." Ferner sagt er (d. Sprachk. S. 20 f.): festgesetzt werde die Sprache eines Volks durch die guten Schriftsteller in derselben, ungeachtet sie sich im Munde des Volks von Zeit zu Zeit ändere. Er möge kein Neuling (d. i. Neuerer) sein, sondern mache sich eine Ehre daraus, wie ein Canitz, Besser, Neukirch, Pietsch und Günther zu schreiben. Diess seien seine classischen Schriftsteller. Später fügte er ihnen noch Mosheim, Mascou und v. Bünau hinzu, um so lieber, da der erste ein Niedersachse, der zweite ein Preusse, der dritte ein Meissner gewesen; denn „diese drei Länder hätten die nächsten Ansprüche auf die Schönheit der hochdeutschen Sprache und durch obige Scribenten auch gleichen Theil daran;" einen Schlesier, der ihnen sehr nahe käme, unterliess er zu nennen, weil er damals, als diess geschrieben wurde, noch lebte. Diese wahre hochdeutsche Mundart nun sollte durch Gottscheds Sprachkunst, wie aus der Vorrede zur ersten Ausgabe erhellt, in ihrem Stamm und ihrer Schönheit gezeigt, in wahre und leichte Regeln gebracht, ihre Zierde auf eine leichte und fassliche Weise festgesetzt und ihr somit der Sieg über alle besondern Mundarten in der Literatur und im Leben der gebildeten Klassen verschafft werden. 13) Das Deutsche von den vielen aus fremden Sprachen aufgenommenen Elementen zu säubern und damit die aus dem 17. Jahrhundert überkommene galante Mischsprache aus der Schrift und aus der Unterhaltung zu verdrängen, war schon einer der Hauptzwecke seiner „vernünftigen Tadlerinnen" und seines „Biedermanns."

einer geläuterten, der Poesie oder der Prosa anständigen Sprache § 264
und Schreibart[14]. Und darum benutzte er auch so sorgsam seine Verbindungen in Deutschland und alle Wege, die sich ihm öffneten, seinen die Sprache betreffenden Grundsätzen durch seine Lehrbücher überall Eingang und Verbreitung zu verschaffen, wobei er vorzüglich auch die deutschen Schulen, und die katholischen Länder noch ganz besonders, im Auge behielt. Für die Schulen lieferte er einen „Kern der deutschen Sprachkunst“[15], die er in der Vorrede „sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland“ empfahl; sowie seine „Vorübungen der Beredsamkeit“ und „Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst“[16]. In Wien gieng, nach einem Briefe, den Fr. von Scheyb zu Anfang des Jahres 1749 von dort an Gottsched schrieb[17], des letzteren deutsche Sprachkunst schon „haufenweise“ ab und half zum Deutschlernen, trotz den Jesuiten, die es auf alle Weise zu verhindern suchten[18]. So konnte Gottsched in der Ausgabe seiner Sprachkunst vom Jahre 1762[19] verkündigen: er habe bereits das Vergnügen gehabt zu bemerken, dass viele in den mittäglichen Landschaften Deutschlands sich seiner Sprachlehre zu dem Ende bedient hätten, eine Anweisung zu finden, wie sie reden und schreiben müssten, wenn sie sich der besten Mundart, so viel ihnen möglich wäre, nähern wollten. Es sei auch desto mehr zu hoffen, dass seine Sprachlehre allmählig in den Landschaften längs der Donau und längs dem Rhein herunter mehr und mehr in Aufnahme kommen werde, je mehr sie schon in der kaiserlichen Residenz selbst, auf allerhöchste Genehmhaltung und ausdrücklichen Befehl, bei der vornehmsten adeligen

14) Vgl. besonders die ausführl. Redekunst (Ausg. von 1750) S. 265—270; 292 f.; 317—343; und in der d. Sprachkunst die Anmerkungen zu dem Abschnitt S. 174—202. 15) Leipzig 1753, bis zum J. 1777 noch siebenmal aufgelegt, die letzte Auflage besorgt von J. G. Hofmann. 16) Jene Leipzig 1754, diese 1756, beide öfter aufgelegt. 17) Danzel S. 292 f. 18) Ueberhaupt beweisen die Briefe, die Gottsched mit v. Scheyb besonders seit 1749 sehr fleissig wechselte, dass es in Wien nicht an Männern fehlte, die dahin strebten, Gottscheds Reformen im literarischen Gebiet auch dort Eingang zu verschaffen. Sie drehen sich viel um die Möglichkeit, in Wien ein nachhaltiges Interesse für deutsche Sprache und Literatur zu begründen, so wie um die Mittel und Versuche dazu. Man gieng bereits gegen 1750 damit um, an dem unlängst errichteten Theresianum einen Lehrstuhl für deutsche Sprache zu stiften; ein rein Hochdeutscher sollte ihn erhalten, und man dachte an J. J. Schwabe (vgl. § 252, S. 53), der aber die Stelle ablehnte. 1750 erhielt sie daher ein gewisser J. H. Justi, der im Eisenachischen gelebt hatte und auch ein Correspondent von Gottsched war. Danzel S. 298 ff.; vgl. auch Nicolai's Beschreibung einer Reise etc. 4, 890 ff. 19) S. 12; ich weiss nicht, ob schon in einer früheren.

§ 261 Jugend eingeführt worden[20]. Vermöge dieses Eifers und vermöge des Geschicks, womit er alle seine Mittel zu benutzen verstand, gelang es ihm, mit der Zeit vieles von dem durchzusetzen, was er sich zum Besten der Muttersprache vorgenommen hatte[21]: schon bald nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die oben bezeichneten Uebelstände, wenn auch nicht durchaus, so doch zum nicht geringen Theil gehoben[22].

---

20) Vgl. auch die „Erinnerung wegen der fünften Auflage“ des Kerns der deutschen Sprachkunst vor der Ausgabe von 1766. 21) In einer Anmerkung zu S. 68 der d. Sprachkunst, die wegen der Beziehung auf eine „unlängst“ in Göttingen erschienene lateinische Rede von Michaelis wahrscheinlich schon in die Ausgabe von 1752 eingerückt worden war, heisst es: „Ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan, dass das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste deutsche Mundart sei, indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland, und von Schleswig bis nach Trident in Tirol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen, auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet.“ (Vgl. die auch der 5. Aufl. der Sprachkunst wieder vorgedruckte Vorrede zur vierten.) Was durch Gottsched in Bezug auf Sprache und Stilverbesserung erreicht worden, hob gleich nach seinem Tode, wo es schon ganz herkömmlich war, nur auf seine Irrthümer zu schelten und seine Verdienste darüber ganz zu vergessen, besonders Kästner dankbar hervor in seinen „Betrachtungen über Gottscheds Charakter“ (Kästners Werke 2, 162 ff.). Es ist gewiss auf Gottscheds Einfluss zum grossen Theil zurückzuführen, dass gerade die Verfasser der Bremer Beiträge so grosse Sorgfalt auf Sprache und Stil in ihren poetischen wie prosaischen Sachen verwandten. Wie er in seinen Schülern die Achtung der Muttersprache zu wecken verstanden, kann u. a. auch aus dem Aufsatz von Chr. Mylius, „Dass es allerdings löblich sei, Künste und Wissenschaften in der Muttersprache zu lehren“ (Vermischte Schriften, Berlin 1754, S. 310 ff.), entnommen werden. Nachdem der Verf. zum Schluss seine Landsleute aufgefordert hat, ihre Sprache mehr anzubauen, ruft er aus: „Doch es wird eine Zeit in Deutschland kommen, da seine Ehre als ein hellglänzendes Licht schimmern wird, weil seine Schriftsteller die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lehren werden: die Deutschen werden nicht mehr zu den Ausländern wallen dürfen, klug und vernünftig zu werden; die Weisheit und die Künste werden in deutschen Kleidungen einher gehen, und die uns verachtet, werden unsere Sprache erlernen müssen, ihre Stimme zu hören. Diese Zeit wird unmittelbar auf die jetzige folgen“ (der glückliche Anfang dazu sei schon durch Wolff, Gottsched, Bodmer, Breitinger u. A. gemacht): „Weltweisen, Kunstlehrer, Redner und Dichter werden aufstehen, und wenn sie in deutscher Sprache die Künste und die Weisheit lehren werden, dieselbe bei allen auswärtigen Völkern verherrlichen!“ 22) Unter denen, die am längsten fortdauerten, und über die Klage zu führen noch heutiges Tages Grund genug da ist, sind in erster Reihe zu nennen das häufige und oft ganz hässliche Einmischen fremder Ausdrücke in die deutsche Rede, sodann der wenn auch nicht ganz vernachlässigte, so doch selten in der rechten Art behandelte deutsche Unterricht auf den Schulen. Dass eine so grosse Anzahl deutscher Schriftsteller noch um 1760 so schlechte Prosa schrieb, leiteten die Literaturbriefe hauptsächlich von der Art her, wie dieser Unterricht damals betrieben wurde. Vgl. Brief 182, S. 70 und Brief 299, S. 73.

§ 265.

Gottsched hatte sich seinen Begriff von der Vortrefflichkeit einer Literatur, wie sie sich für die Neuern passe, aus und an der sogenannten classischen Literatur der Franzosen gebildet. Diesem Begriff sollte die deutsche, die er in Aussicht genommen, entsprechen, und dahin wollte er sie durch seine eigenen Bemühungen und durch die seiner Schüler und Freunde gebracht sehen. Wie er daher in Frankreich fast ausschliesslich die Muster für alle poetischen und prosaischen Gattungen suchte, an deren Ausbildung ihm lag, so schwebte ihm auch bei seinen auf die Sprache gerichteten Bestrebungen ganz besonders die Vorstellung von der Wirksamkeit der französischen Akademie vor der Seele[1]: was durch diese dort zu Stande gekommen, die strenge Regelung der Sprache und die bestimmte Abgrenzung ihres Gebiets für den eigentlichen Schriftgebrauch und den feineren geselligen Verkehr, das sollte in ähnlicher Weise für das Hochdeutsche überall bei uns durchgesetzt werden. Diess konnte ihm indess nur in soweit und so lange gelingen, als er in seinen Vorschriften und Forderungen nicht das Mass des wirklichen Bedürfnisses überschritt, nicht an die Stelle zeitherigen Missbrauchs eine falsche Regel setzte und nicht einer platten Deutlichkeit zu Liebe aus der lebendigen Sprache gerade die Eigenheiten auszuscheiden trachtete, woraus geschickte Hände einzig und allein die Mittel zu beziehen vermochten, ihr im Schriftgebrauch volksthümliche und individuelle Farbe, sinnliche Kraft, geistige Frische, Anschaulichkeit der Bezeichnungen, Mannigfaltigkeit und Kühnheit der Bewegung, kurz alle die Vorzüge anzubilden, durch die sie erst zu jeder Art schriftlicher und namentlich dichterischer Darstellung befähigt wurde. Er war viel zu kurzsichtig und engherzig in der Auffassung sprachlicher Verhältnisse überhaupt[2], viel zu sehr eigen-

---

§ 265. 1) Vgl. (Gottscheds) Nachricht von der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, bis auf das J. 1731 fortgesetzt. Leipzig (1731). S. S. 28, und Danzel. Gottsched S. 83 f. 2) In dem Hauptstück seiner kritischen Dichtkunst, das von poetischen Perioden handelt, ist er noch nicht viel über die diesen Punkt betreffende Lehre Chr. Weise's hinaus (vgl. § 193, Bd. II, 78). „Die andere gute Eigenschaft einer Periode," heisst es z. B. § 7, „ist, wenn darinnen die natürliche Wortfügung unserer Muttersprache eben sowohl, als in ungebundener Rede, beobachtet wird." Zwar gibt er weiterhin zu, dass manche Versetzungen von Wörtern in unserer Sprache, unbeschadet der Deutlichkeit, gemacht werden und der poetischen Schreibart sogar zur Zierde gereichen könnten; auch habe er bemerkt und wahrgenommen, dass die guten Poeten viele neue und oft recht verwegene Versetzungen machten, die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klängen und also überaus anmuthig zu lesen wären. Allein die Beispiele, die er dafür aus den Dichtern des 17. und des angehenden 18. Jahrhunderts beibringt, zeigen

§ 265 mächtiger Pedant bei allen Verbesserungen, die er, wie anderwärts, so auch auf diesem Gebiet beabsichtigte und auszuführen vermeinte, dabei auch viel zu eigensinnig, rechthaberisch und unzugänglich für die begründetsten Einwendungen gegen seine Sätze[3], um nicht durch sein sprachmeisterliches Verfahren bei den Einsichtigen bald mancherlei Bedenken, dann entschiedenen Widerspruch zu erregen und zuletzt sich Hohn und Verachtung zuzuziehen. Die Schweizer Bodmer und Breitinger, die sich zuerst der Kunstkritik Gottscheds entgegen setzten, waren auch die ersten, die seine Unfehlbarkeit in sprachlichen Dingen bezweifelten und Grundsätze über den Gebrauch und die Behandlung der deutschen Sprache in ihren Schriften aufstellten, die die seinigen zum Theil geradezu aufhoben. Er hatte ein Recht gehabt, ihre Sprache und Schreibart in den Discursen der Mahler zu tadeln[4]; er fuhr aber auch noch fort sie wegen ihrer Ausdrucksweise zu hofmeistern, als sie viel von ihm gelernt hatten[5] und sich in der Handhabung des Hochdeutschen schon sicher genug fühlten, da ein Wort mitzureden, wo er in seinem

---

hinlänglich, dass ihm die allergeringste Ausbiegung aus dem Gleise der nach aller Strenge der Verstandesregel geordneten Wort- und Satzfolge schon für „rechte Verwegenheit“ galt. Und was hielt er nicht alles für undeutsch oder mindestens einer gebildeten Schreibart widerstrebend! Ausdrücke, wie „Ausgleichung, Berechtigung, Abschluss“, sah er für „Wortgespenster und Ungeheuer“ der Schreiber im Reichsstil an; die Ersparung des Artikels in dem Satz „Tugend ist liebenswürdig“ kam ihm „höchst schnitzerhaft“ vor; „das Schöne, das Grosse“ statt „die Schönheit, die Grösse“ zu setzen, als blosse Nachäffung der Franzosen; „er ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen“, sei altväterisch und nicht mehr gültig, es müsse heissen „wie ein am Wasser gepflanzter Baum“; die Redensart „zu schwach, eine Schlacht zu liefern, zog er sich zurück“ klang ihm barbarisch und sollte ein „ungeheurer Sprachschnitzer“ sein (vgl. deutsche Sprachkunst S. 182; 407; 419; 483; 468 und dazu S. 421; 428; 434; 440; 505; 539). Besonders eingenommen war er gegen den Gebrauch der Participien, sowohl überhaupt, als namentlich in gewissen Satzstellen (vgl. S. 484—486): diejenigen, welche hierin gegen seine Regeln verstiessen, nannte er deutsche Participianer (S. 489).

3) Einspruch gegen seine Lehre oder gar Angriffe auf dieselbe konnte er so wenig vertragen, dass manches Zugeständniss in seinen frühern Schriften später von ihm wieder beschränkt, wo nicht ganz zurückgenommen ward, weil seine Widersacher noch mehr verlangt hatten. So gab er in der kritischen Dichtkunst (Ausgabe von 1737) S. 216 zu, dass die alten Bücher mitunter Wörter enthielten, die noch ganz gut zu gebrauchen seien, und ein Poet verdiene sich Dank, wenn er sie — aber mit Verstand und mässig — anwende. In der Sprachkunst dagegen (S. 26 f.) ist er zu der Ueberzeugung gelangt, dass die Erforschung unsers Sprachalterthums für das Hochdeutsche, wie es nun geschrieben werden müsse, wenig oder gar keine Frucht trage. 4) Vgl. Gottscheds vernünftige Tadlerinnen, 1, St. 21; und § 252, 2. 5) Vgl. die Briefe Bodmers und Breitingers an Gottsched aus den Jahren 1732—1739 bei Danzel S. 188 ff. und dazu auch den letzten Absatz auf S. 196.

Eifer für eine durchgängig geregelte, reine, deutliche und ebenmässige Sprache ihnen zu weit zu gehen schien. Sie läugneten noch nicht die wirklichen Verdienste ab, die er sich um die deutsche Schriftsprache erworben[6], sie räumten auch ein, dass dazu erhoben zu werden, keine andere Mundart mehr Ansprüche gehabt habe als die meissnisch-obersächsische[7]: allein sie sträubten sich um 1740 schon gegen die Anmassung Gottscheds, dass er allein wissen wollte, was reines, gutes und schriftgemässes Hochdeutsch wäre, und gegen sein Verlangen, dass so gut wie alle einzelnen Landschaften eigene Ausdrücke und alle Idiotismen im Sprechen von dem obersächsischen Schriftdeutsch, wie er es vertrat, ausgeschieden bleiben sollten[8]. Sie forderten für den Schriftsteller die Befugniss, nach § 265

6) Ohne dass Gottsched selbst genannt ist, muss auf ihn doch vorzugsweise das Lob bezogen werden, das Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst 2, 101 f. den „gelehrten Gesellschaften“ beilegt. Er geht hier nämlich von dem Satze aus, dass die vornehmste Tugend einer Sprache in der Deutlichkeit bestehe, diese aber die Deutlichkeit der Begriffe voraussetze, weshalb die Sprachen nicht eher zu ihrer Vollkommenheit gelangen können, bis philosophische Köpfe sich ihrer annehmen, die Bedeutungen der Wörter in ihren Schranken festsetzen und sogar die Sprache mit neuen Wörtern bereichern. Darauf heisst es weiter: „Wenn wir nun das Schicksal der deutschen Sprache nach diesem Lichte beschauen, so findet sich, dass dieselbe erst seit ungefähr zwanzig Jahren als eine Dollmetscherin der Weisheit gebrauchet worden, und wiewohl das eine sehr kurze Zeit ist, kann man doch offenbar erkennen, dass sie in derselben weit mehr ausgebessert und bereichert worden, als zuvor seit Opitzen bis auf diesen besagten Zeitpunkt in dem Laufe von fast hundert Jahren geschehen war. Demnach haben wir die gegenwärtige Verfassung derselben theils den grossen Weltweisen Deutschlandes, Leibnitz und Wolffen, theils der rühmlichen Vereinigung der gelehrten Gesellschaften und ihrer fruchtbaren Bemühung mit kritischen Schriften und Uebersetzungen zu danken.“ 7) Vgl. Bodmers Vorrede zum 2. Theil von Breitingers kritischer Dichtkunst und diese selbst 2, 18. 8) In der eben angeführten Vorrede sagt Bodmer: wenn Meissen auch das beste Recht habe, von andern Provinzen zu fordern, dass sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen, so werde man dennoch den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meissen keine angeborene Herrschaft habe, vermögen sollen, ihre Aussprache und Mundart der meissnischen unterwürfig zu machen. — „Am wenigsten wird es denjenigen das Recht dieser Untersuchung sperren, welche es aufrichtig meinen und das Herz haben, ihre eigene angewöhnte Mundart gegen eine bessere zu verlassen; solchen, welche es sich nicht verdriessen lassen, wenn sie sich der geschickten und verständigen Arbeit anderer Leute, es sei in diesem oder einem andern Stücke, zum Vortheil ihrer Gemächlichkeit bedienen können. Die eigene Ehre und Liebe zu ihrer Sprache erfordern, dass die Sachsen diese Untersuchung den Sprachlehrern anderer deutschen Provinzen vielmehr erleichtern als sperren.“ Die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen gegen die Mundart in den übrigen Provinzen entstehe öfter nur daher, weil jenes gute alte Wörter habe eingehen lassen, die diese unverändert behalten haben. Daher sei die gute Sprache nicht allein aus der meissnischen Mundart zu schöpfen.

§ 265 seiner Einsicht Wörter und Redensarten aus den lebenden Mundarten oder aus den Werken der Vorzeit sich zu Nutze zu machen, die, wenn auch in Obersachsen veraltet, doch an und für sich gut und durch keine bessern oder nur gleich guten ersetzt wären[9]; sie drangen namentlich darauf, dass die „Machtwörter" wieder mehr aufgesucht und angewandt würden, als die geeignetsten Mittel, die Sprache sinnlich zu beleben und zu kräftigen[10]; sie konnten den Grund der Warnung vor allen etwas ungewöhnlichen Abweichungen der erhöhten, insbesondere der poetischen Redeweise von der gemein-üblichen Wort- und Satzfügung in nichts anderm als in einem Irrthum finden[11], und vermochten eben so wenig dem Grundsatz beizupflichten, dass alle neuen und ungewohnten Metaphern verwerflich seien[12]. Als im Laufe der Vierziger die literarische Fehde zwischen den Schweizern und den Leipzigern zu immer grösserer Erbitterung entbrannte, steigerte sich bei jenen auch der Widerwille gegen die Sprachverbesserungen, die Gottsched mit seiner Schule entweder schon bewerkstelligt zu haben vermeinte, oder fortfuhr ins Werk zu setzen. In äusserst heftigen Ausfällen, die Bodmer im Jahre 1746 auf „die tyrannischen Sprachrichter aus Sachsen" machte, bemühte er sich, das Thörichte und Verderbliche nachzuweisen, das in dem Verfahren der gottschedischen Schule liege, die deutsche Schriftsprache von allen fremden und ihr sonst missliebigen Ausdrücken zu reinigen; und jetzt erklärte er gerade heraus, er sehe nicht ab, worauf der Anspruch der Meissner Mundart,

---

9) Vgl. Breitinger a. a. O. 2, 204 ff. und Bodmers kritische Betrachtungen über die poetischen Gemählde S. 93 f. — Um dieselbe Zeit hatte Gottsched an Joh. Fr. Christ auch schon einen Amtsgenossen, dem das neue Schriftdeutsch, um welches er sich so viel bemühte, gar nicht mehr gefiel, obgleich Christ selbst in seiner Jugend vielerlei darin nach der Mode der Zeit gedichtet hatte. Nun erkannte er das ältere Deutsch allein für das wahre, das der neuen Wässrigkeit vorzuziehen sei und die Keime zu etwas Besserem enthalte. Vgl. Danzel, Lessing 1. 74 f. 10) D. h. diejenigen Wörter, deren figürliche Bedeutungen durch einen langen Gebrauch in einer Sprache so geläufig geworden, dass man sie durchgehends für eigentliche Bedeutungen nehme. Denn diese Wörter, „welche viele ausgemachte Begriffe enge zusammenschliessen und also viel gedenken lassen, machen eine Rede kräftig und beschäftigen das Gemüthe des Lesers mit vielem Nachdenken; hingegen muss eine Rede, die aus lauter Erklärungen und Umschreibungen zusammengesetzt ist, nothwendig matt und kraftlos werden." Breitinger a. a. O. 2, 46 ff.; vgl. auch S. 211 f., wo ein „Ausspruch" in der 2. Ausgabe von Gottscheds kritischer Dichtkunst S. 226 schon als „grosssprecherisch" bezeichnet wird. 11) A. a. O. 2, 463 ff. Sehr verständig bemerkt Breitinger, dass wer auf die Ausdrücke derer, die im Affecte reden, Acht haben wolle, ohne Mühe eine Menge von Inversionen wahrnehmen werde. 12) A. a. O. S. 330 ff.

die andern zu beherrschen, beruhen könne[13]. — Bis dahin hatte § 265
Gottsched noch kein eigentliches grammatisches System geliefert; die Ausstellungen der Schweizer an seiner Sprachmeisterschaft betrafen dieselbe also nur in sofern, als sie sich in andern seiner Schriften geltend machte. Kaum war aber seine „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" erschienen, so erstanden ihm anderwärts neue Gegner: ein schonender zuerst in Haller[14], ein schärferer in Popowitsch[15], und zehn Jahre später die ihm verderblichsten in Heinze[16] und Lessing[17]. Gottsched hatte seinen Ruhm auf dem

---

13) Vgl. die Mahler der Sitten 2, 393 ff.: 555 ff. und ganz besonders S. 612 ff. „Die Frechheit dieser Sprachverderber", heisst es hier u. a., „ist so gross geworden, dass wir in dreissig Jahren, wofern niemand ihrem Unternehmen Einhalt thut, eine von den abgeschmacktesten Sprachen haben werden. Alles geht darauf los, sie matt, nervenlos, weitläuftig, unbestimmt zu machen, wozu ich noch setze, hart und unbiegsam. (Vgl. damit, was die Schweizer schon ein Jahr früher in ihrer Ausgabe von Opitzens Gedichten S. 169 f. gesagt hatten.) — Ich habe mit allem meinen Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meissner Dialekt die Herrschaft haben sollte; warum andere Provinzen nicht eben so viel Recht haben sollten, ihre eigene Mundart auszubessern. — In Ansehung des Reichthums muss der Vortheil nothwendig auf der Seite der andern Provinzen sein, indem eine jede von denselben erstlich eine gute Anzahl eigener Wörter besitzt, welche sie aus der alten deutschen Sprache hergebracht und durch ihren Gebrauch von dem Untergange gerettet hat, hernach sich selber die Wörter, welche der sächsischen Mundart eigen sind, in ihren Schriften und Reden nicht verbeut. — Ich füge nur noch dieses hinzu, dass die Schweizer und alle die deutschen Völker, welche sich der meissnischen Mundart unterwürfig machen, zu gleicher Zeit sich der Hoffnung begeben müssen, dass sie jemals die Schreibart erwischen werden, welche man in Frankreich die naive nennt. Denn wie wird derjenige naif, d. i. in der Sprache der Empfindungen schreiben können, der das Sächsische, so wie etwan das Lateinische, aus den Büchern erlernen muss?"

14) In einer den göttingschen Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1749 (unterm 13. Jan.) eingerückten Recension; vgl. Danzel, Gottsched S. 231 f. und dazu die beiden vorhergehenden Seiten.

15) Joh. Siegism. Val. Popowitsch, geb. 1705 unweit Studenitz in Unter-Steiermark, von 1754—66 Professor der deutschen Beredsamkeit an der Universität zu Wien, gest. 1774. Einige Stellen aus seiner 1750 anonym erschienenen Schrift, „Untersuchungen vom Meere." Frankfurt und Leipzig 4., in denen er die Unfehlbarkeit des Verfassers der „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" stark bezweifelt, hat Danzel a. a. O. der Anmerk. auf S. 302 f. einverleibt. Entschiedener trat dann Popowitsch gegen Gottscheds grammatisches System auf in „den nothwendigsten Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der österr. Schulen ausgefertiget." Wien 1754. 8.

16) Joh. Mich. Heinze, geb. 1717 zu Langensalza, seit 1770 Director des Gymnasiums zu Weimar, gest. 1790. Er gab „Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig 1759. 8. heraus, über welche Lessing im 65. Literaturbriefe berichtete.

17) Vgl. den eben erwähnten Literaturbrief. (In demselben Jahre, in welchem dieser Brief geschrieben wurde, nahm Lessing von seinem zu Logau's Sinngedichten gelieferten Wörterbuch Anlass, denjenigen deut-

§ 265 sprachlichen Gebiete so gut, wie auf andern, schon lange überlebt. Unterdess hatte sich unsere Sprache selbst unter den Händen der vorzüglichern Schriftsteller noch vor dem Schluss der fünfziger Jahre rasch und lebenskräftig entwickelt. Klopstock hatte den Grund zu einer neuen poetischen Diction gelegt, Lessing sich bereits als Meister in der Prosarede bewährt. 1759 konnte Klopstock[18] schon die Frage von dem wesentlichen Unterschiede der einen von der andern und von den Mitteln, durch welche jene über diese zu erheben sei, einer eigenen Erörterung unterwerfen. So viel sei gewiss, sagt er, dass keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Die deutsche Sprache, die nun anfange gebildet zu werden, habe noch neue Wörter nöthig; darunter seien auch einige wenige veraltete zu rechnen, die sie zurücknehmen sollte[19]. Wenn der Dichter in der Wahl der Wörter glücklich gewesen, so erhebe er sich auch durch die veränderte Ordnung derselben über die Prosa. Die deutsche Sprache sei reich, allein sie habe nicht selten einen unnützen Ueberfluss; sie könne nicht zu streng in der Enthaltung von solchen Wörtern und Redensarten (in der Poesie) sein, die, wenn man es genau untersuche, nicht einmal in Prosa geduldet werden sollten. Der deutsche Poet finde der Zeit eine Sprache vor, die männlich, gedankenvoll, oft kurz und selbst nicht ohne Reize derjenigen Annehmlichkeit sei, die einen fruchtbaren Boden schmücke, wenn sie mit sparsamer Ueberlegung vertheilt werde. Sie könne gleichwohl auf zwei Arten noch weiter ausgebildet werden. Die eine, wenn sich die Scribenten nach der Wendung richteten, die sie einmal genommen, und auf dem Wege fortgiengen, den Luther, Opitz und Haller zuerst betreten hätten; die andere, wenn sie der griechischen Sprache, der römischen und einigen unserer Nachbarn nachahmte. Jede Sprache habe ihre Idiotismen; die Römer hätten sogar die grammaticalischen Idiotismen der Griechen nachgeahmt. Dass die Deutschen diess auch thun sollten, sei seine Meinung nicht, obgleich er nicht zu viel

---

schen Rednern und Dichtern, welche Ansehen genug hätten, die besten der veralteten Wörter wieder einzuführen, bemerklich zu machen, dass sie, wenn sie es wirklich thäten, der Sprache dadurch einen weit grössern Dienst leisten würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiss sei, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Vgl. den Vorbericht zu dem Wörterbuch in Lessings sämmtl. Schriften 5, 299. 18) Im 26. Stück des nordischen Aufsehers (1, 321 ff.); wieder abgedruckt in Klopstocks sämmtlichen sprachwissenschaftlichen und ästhetischen Schriften, herausgeg. von A. L. Back und A. R. C. Spindler. Leipzig 1830. 16. Bd. 4, 13 ff. 19) Vgl. damit Lessings gleichzeitig ausgesprochene Meinung in Anmerk. 17.

zu wagen glaube, wenn er die sparsame Nachahmung einiger Wortfügungen ausnehme; er meine nur, dass sie sich das Geschrei derjenigen, welche die platte Sprache des Volks allein für gut Deutsch zu halten schienen, nicht abhalten lassen sollten, den Griechen und Römern in ihren glücklichen Ausdrücken der Poesie nachzuahmen. Aber damit wolle er dem Originalcharakter unserer Sprache nichts vergeben haben; er sei weit entfernt, sich für diejenige sklavische Nachahmung zu erklären, welche die Hälfte Deutschlands angesteckt zu haben schiene, und die es noch dahin bringen könnte, dass die Ausländer glauben würden, die Deutschen am richtigsten von andern Nationen zu unterscheiden, wenn sie dieselben Nachahmer nennten. — Tiefer und in viel fruchtbarerer Weise gieng dann acht Jahre später Herder auf die Beantwortung jener Frage ein. Diess geschah in den Fragmenten zur deutschen Literatur[20]. So gründlich und vielseitig, wie in diesem Buch, war überhaupt noch niemals der Geist und Charakter der deutschen Sprache aufgefasst, in so beredter und hinreissender Darstellung noch nie über sie geschrieben worden. Wie er sie vorfand, und wie sie zeither gehandhabt worden, hatte sie Herder mit aller Treue geschildert, ihre Mängel nicht verdeckt, ihre Tugenden nicht übersehen[21]. Was die Schweizer zu ihrer Kräftigung und sinnlichen Belebung im Schriftgebrauch gefordert, was sie von dem Werthe des in den Volksmundarten und in der altdeutschen Literatur ruhenden Wortschatzes und von der Bedeutsamkeit der Machtwörter ausgesagt, was über die Anwendbarkeit der Idiotismen und der Inversionen mehr nur angedeutet hatten: das war von ihm wieder aufgenommen, tiefer begründet, weiter ausgeführt und in ein helleres Licht gesetzt[22]. Wovon Klopstock noch als von einer blossen Ueberlieferung, deren innere Wahrheit dahin gestellt blieb, ausgegangen war, als er für die Poesie das Recht beanspruchte, sich ihre eigene Sprache zu schaffen[23]; über dessen Richtigkeit liess Herder keinen Zweifel mehr § 265

---

20) Namentlich in der ersten Sammlung, deren im Einzelnen viel mehr ausgeführte Umarbeitung ein Jahr später erschien, wonach sie in den Werken abgedruckt ist; die beiden andern sind geblieben, wie sie zuerst herauskamen. Da ich voraussetzen darf, dass Herders Werke viel eher als andere Bücher, aus denen ich Stellen einrücke, im Besitze meiner Leser sind, und ich überdiess gerade hier zu viel aus den Fragmenten abschreiben müsste, wollte ich ihrem Inhalt irgend gerecht werden: so beschränke ich mich für die folgenden Anmerkungen dieses § auf die blosse Angabe der Hauptstellen, die das im Text Gesagte belegen werden.

21) Sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst 1, 104—127.

22) Vgl. 1, 81—104. 23) Der zweite Absatz jener Abhandlung im nord. Aufseher beginnt mit den Worten: „Ich weiss nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederholt hat, dass bei allen Nationen, die sich durch die schönen

§ 265 übrig[24], und erst seine Auseinandersetzung zog die natürliche und eigentliche Scheidelinie zwischen dem Sprachgebiet der Poesie und dem der Prosa. Der Gewinn, den unsere Sprache aus dem Uebersetzen ziehen könne, war gegen die Einbusse abgewogen, den sie dadurch an ihrer Eigenthümlichkeit erleiden möchte[25]; der hohe Werth hervorgehoben, der auf eine ihrer eigensten Natur und der deutschen Dichtkunst ganz gemässe Ausbildung gelegt werden müsse, und dem gegenübergestellt der unberechenbare Schaden, der ihrer natur- und volksmässigen Entwicklung aus der beinahe ausschliesslichen lateinischen Schulbildung und aus dem hergebrachten Lateinschreiben erwachsen sei[26]. So viel geistreiche und anregende Gedanken in Herders Buch auch noch sonst niedergelegt waren, nirgend drängten sie sich zu solcher Fülle und mit so überzeugender Kraft zusammen, als in den Abschnitten über die Sprache. Der Geist der gottschedischen Schule in der Behandlung des Hochdeutschen war damit überwunden, wenn auch noch nicht in der Art, wie seine grammatischen Verhältnisse aufgefasst und dargestellt wurden, so doch in dem Hervorziehen und dem Verwenden der in ihm ruhenden Mittel durch Dichter und Prosaisten.

§ 266.

So lange nämlich bei der Erforschung und Darstellung der grammatischen Verhältnisse unserer Sprache die kritische Richtung vor der historischen entschieden vorwaltete, d. h. so lange die deutschen Grammatiker darauf ausgiengen, die Sprache einer gewissen Zeit festzuhalten und weniger aus einer innern Ergründung dieser selbst, als aus den für vollkommen ausgegebenen Schriftstellern eben dieser Zeit ein System zusammenzusetzen, von welchem abzuweichen ihnen für fehlerhaft oder bedenklich galt[1]: so lange entfernten sie sich im Princip auch nicht von Gottscheds Lehre, wie weit ihn auch immer einzelne unter ihnen an Gründlichkeit, Scharfsinn und Umsicht im Auffassen und Beurtheilen der Sprachgesetze übertreffen, wie sehr von ihm in der Art der allgemeinen und der besondern Behandlung ihres Stoffes abweichen mochten[2]. Niemand

---

Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prosa zu einer gewissen Höhe gestiegen sei.“ 24) Vgl. 1, 150—194. Ueber den eben berührten Zweifel Klopstocks insbesondere lässt er sich S. 159—162 (1. Ausg. 1, 34 ff.) aus. 25) Vgl. 1, 210—215; 226 f. 26) Vgl. 1, 46; 2, 142 f.; 149—163; 185—190; 196—200; 329. Wie Klopstock von dem Lateinschreiben deutscher Männer dachte, hat er unverhüllt genug in seiner deutschen Gelehrtenrepublik (sämmtliche Werke in der Taschenausgabe 12, 35; 201—207) ausgesprochen.

§ 266. 1) J. Grimm, deutsche Grammatik, 1. Ausgabe S. XIII ff. 2) Ein Verzeichniss deutscher Grammatiken, die nach Gottscheds deutscher Sprachkunst

gelangte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts als deutscher Sprachforscher zu grösserm Ruf und machte sich seit der Mitte der siebziger Jahre auch wirklich verdienter um die Grammatik sowohl, wie um die Lexicographie des Neuhochdeutschen, als Johann Christoph Adelung[3]; aber auch er erhob sich nur durch seine bei weitem tiefere und umfassendere Sprachkenntniss, durch seine wissenschaftliche Methode und durch seine scharfsinnigen Entwickelungen über Gottscheds Standpunkt; seine Grundansicht von der deutschen Sprache, von ihrer Rein- und Festhaltung im Schriftgebrauch und von ihrer etwaigen Bereicherung aus den lebenden Mundarten aus und den altdeutschen Schriftwerken war kaum minder beschränkt als die seines Vorgängers. In der Vorrede zu dem „umständlichen Lehrgebäude" bemerkte er sehr richtig: eine gründliche Sprachlehre sei gewissermassen eine pragmatische Geschichte der Sprache; solle sie nun eine wahre Geschichte und kein Roman § 266

und vor der ersten Ausgabe von J. Grimms d. Grammatik erschienen sind, findet man bei Hoffmann, die deutsche Philologie im Grundriss S. 140—143. Ueberhaupt gibt dieses Buch reichliche Nachweisungen von Schriften dieses Zeitraums, die in das Fach der deutschen Sprachwissenschaft gehören. Dazu vgl. man jetzt die betreffenden Abschnitte in R. v. Raumers Geschichte der germanischen Philologie.

3) Geboren 1734 zu Spantekow bei Anklam in Pommern, studierte zu Halle Theologie, ward 1759 Professor am evangelischen Gymnasium in Erfurt, legte seine Stelle aber nieder und lebte seit 1763 in Leipzig vom Corrigieren für Buchhändler und vom Uebersetzen, bis er 1787 die Stelle des Oberbibliothekars in Dresden mit dem Hofrathstitel erhielt, und starb 1806. — Zuerst gab Adelung heraus „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen." 4 Theile und des fünften erste Hälfte, Leipzig 1774—86. 4.; neue vermehrte und verbesserte Ausgabe unter dem Titel „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart". 4 Theile, Leipzig 1793—1801. 4. (und „Auszug aus dem grammatisch-kritischen Wörterbuch". Leipzig 1793—1802. 4 Theile 8.). Lessing, der sich früher auch eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen hatte, „ein deutsches Lexicon zusammenzuschreiben," erklärte sich, als er den ersten Theil der ersten Ausgabe des adelungschen kennen gelernt hatte, mit dieser „Arbeit nicht ganz zufrieden" (Brief aus dem J. 1774 in Bd. 12, 409; dazu vgl. 11, 617—654). Die Beurtheilung, die Adelungs grosses, noch immer höchst schätzbares Werk in der Jen. Litt. Zeit. von 1804, Nr. 24—26; 39 ff. von J. H. Voss erfuhr, hat J. Grimm a. a. O. in der ersten Note zu S. LXXV. als eine Ungerechtigkeit bezeichnet. — Sein grammatisches System stellte Adelung dann zuerst auf in der „deutschen Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den preussischen Landen." Berlin 1781. 8. (öfter aufgelegt), wovon auch noch in demselben Jahre ein Auszug erschien; und ausgeführter in dem „Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache, zur Erläuterung der deutschen Sprachlehre für Schulen". 2 starke Octavbände, Leipzig 1782. Ueber seine andern auf die deutsche Sprache bezüglichen Schriften und die ganze damit in Verbindung stehende Literatur vgl. den Artikel „J. Ch. Adelung" bei Jördens 1, 13 ff.; 5, 700 ff.; 6, 537 ff.

§ 266 sein, so müsse sie die Sachen nicht so vortragen, wie sie sein könnten oder sein sollten, sondern wie sie wirklich seien. Allein theils war die Art, wie er geschichtliche Dinge überhaupt und die geschichtliche Entwickelung einer Sprache insbesondere auffasste, zu unlebendig, willkürlich und durch verwirrende Vorurtheile missleitet, theils fehlte seiner Sprachkenntniss immer zu sehr „die tiefere historische Unterlage", als dass er in seinem Lehrgebäude eine wirkliche Geschichte der hochdeutschen Sprache hätte liefern können. Schon aus dem, was er in der Vorrede und in der Einleitung im Allgemeinen über die innere Bildung des Sprachkörpers und die verschiedenen Sprachzustände seit der frühesten bis zu seiner Zeit herab vorbringt, ergibt sich zur Genüge, dass er nicht auf dem rechten Wege war; und in dem ganzen Werke sind der falschen Voraussetzungen unzählige, die natürlich zu eben so vielen falschen Folgerungen geführt haben[4]. Nur darin weicht er von Gottsched ab, dass er die Periode, in welcher ihm das Schrifthochdeutsch zu seiner höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu sein schien, etwas weiter als Gottsched vorrückte: er begrenzte sie durch die Jahre 1740 und 1760; denn dieser Zeitabschnitt sollte „der schönste nicht nur der schönen Literatur Deutschlands, sondern des deutschen Geschmacks überhaupt" gewesen sein, „wo die Sprache unter den Schriftstellern eine gewisse Einheit" gehabt habe, die er im Verlauf ihrer Geschichte sonst durchgehends vermisste[5]. Die Schuld, dass

4) Im Besondern will ich nur auf einige Stellen der Einleitung aufmerksam machen. Er spricht S. 18 von der rohen Beschaffenheit und der äussersten Armuth der ältesten deutschen Sprache, die über unsere Kenntniss nicht ganz hinausliegt, wie von etwas, das sich von selbst verstehe; S. 23 wird das Gothische, wie es Ulfilas vorfand, noch sehr roh und ungeschlacht genannt. S. 53 f. warnt er sehr ernstlich vor Ueberschätzung der schwäbischen (mittelhochdeutschen) Dichter: sie seien in einem so rohen und unwissenden Jahrhunderte, als das 12. und 13. gewesen, allerdings eine angenehme Erscheinung und um ihrer Sprache willen überaus schätzbar; allein diess sei auch ihr ganzes Verdienst. Und doch gelte, was er von dem so rohen Zustand der Dichtkunst dieser Zeit gesagt habe, auch von der Sprache, welche zwar ungleich reicher, geschmeidiger und ausgebildeter sei, als zwei Jahrhunderte zuvor, aber doch dabei die noch rohen Sitten und die eingeschränkten und mangelhaften Begriffe dieser Zeit sehr deutlich verrathe und verrathen müsse. Sie zum Nachtheil unserer heutigen Sprache empfehlen, hiesse, wieder zu den Trebern zurückkehren, von welchen man gekommen sei. Was die Benutzung der Mundarten für die Schriftsprache betrifft, so verbietet er sie S. 87 ff. zwar nicht schlechthin, verstattet sie jedoch nur in „überaus enger Einschränkung" und allenfalls da, wo es auch erlaubt sei, ganz fremde Wörter aufzunehmen. Ein Provinzialwort bleibe im Hochdeutschen allemal ein Flecken, und wenn es auch meissnisch sein sollte. 5) Vgl. hierzu besonders in Adelungs Magazin für die deutsche Sprache (8 Stücke in 2 Bänden, Leipzig 1782—84. 8.) 1, St. 1 die erste Abhandlung: „Was ist Hochdeutsch?" die fünfte:

die „unstreitig schönste Zeit der schönen Literatur Deutschlands § 266
und des deutschen Geschmacks überhaupt“ nur zwanzig Jahre gedauert habe, schiebt Adelung[6] auf den „verderblichen siebenjährigen Krieg“. Den „einigen wahren männlichen Grad des guten Geschmacks“, zu dem damals die deutsche Literatur erhoben gewesen, hätte sie nie überschreiten sollen. Aber nach dem Kriege „hörete Sachsen auf zu blenden und zu rauschen; der hier ausgebildete Geschmack verlor dadurch seinen Einfluss auf das Ganze. Die übrigen deutschen Provinzen, welche sich nach Obersachsen gebildet hatten, waren mit dem empfangenen Grade der Cultur zufrieden und glaubten nun, ohne fremde Beihülfe weiter gehen zu können. Sehr bald artete der Geschmack in den Provinzen aus. Daher die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter; daher der Hang, in den Werken des Witzes bloss das Neue für schön zu halten; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache, welche dem guten Geschmack gerade entgegengesetzt ist; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Silbenmasse und was dergleichen Verirrungen mehr sind.“ Und nun der Trumpf: „Der gute Geschmack ist immer nur einer. Entweder hat Obersachsen denselben von 1740—1760 gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt, sind Abwege und Verirrungen“[7]. Unter seinen Zeitgenossen, die sich mit gramma-

---

„Auch etwas von der deutschen Literatur“, und den Zusatz zu beiden Abhandlungen im 2. Stück desselben Bandes. Das neuere Hochdeutsch, wird in der ersten Abhandlung ausgeführt, ist aus der Verfeinerung und Ausbildung der Provinzial-Mundart des südlichen Obersachsens hervorgegangen. Allerdings liege ihm die ältere hochdeutsche Schriftsprache zu Grunde, es sei aber nicht aus dem Allgemeinsten und Besten aller Provinzen zusammengesetzt, und so falle auch alle Bereicherung aus denselben von selbst weg. Als die gebildete Mundart der südlichen kursächsischen Lande könne sie, was ihren eigenen Sprachgebrauch angehe, nur da beurtheilt und bestimmt werden, wo sie einheimisch sei, nicht in den Provinzen, wo man das Hochdeutsche als eine fremde Sprache erlerne. Es sei daher auch etwas mehr als sonderbar, wenn Schriftsteller aus den Provinzen den hochdeutschen Sprachgebrauch oder das, was gut Hochdeutsch ist oder nicht, bestimmen wollten. Die andere Abhandlung soll dann zeigen, durch welche Umstände in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Obersachsen schnell und unwiderstehlich Deutschlands Attica und Toscana geworden, dass es dem bis dahin unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerin diente.

6) In der zweiten Abhandlung. 7) Den Inhalt dieser Abhandlungen beleuchtete noch in demselben Jahre, wo sie erschienen, Wieland (im deutschen Merkur von 1782. 4. S. 145 ff. und 193 ff.). Ihm schien die Zeit noch keineswegs gekommen zu sein, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unserer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte, und dass

§ 266 tischen Dingen beschäftigten und entweder mit vollständigen deutschen Sprachlehren hervortraten, oder nur auf einzelne Theile der Grammatik eingehende Schriften herausgaben, war keiner, auch Klopstock mit seinen hierher fallenden sinnigen Abhandlungen und Gesprächen nicht ausgenommen[8], durch den die vaterländische Sprachwissenschaft, sofern sie es mit dem neuen Schrifthochdeutsch zu thun hatte, im Ganzen oder auch nur in einigen wesentlichen Stücken noch mehr gefördert worden wäre, als es durch Adelung geschah; und auch die Spätern brachten sie bis gegen das Jahr 1819 hin nicht weiter, wo von Jacob Grimm[9] erst entschieden mit der bisherigen Behandlungsart und dem Princip, worauf sie

---

bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten deutschen Sprache und als eine Art von Fundgruben anzusehen seien, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es von nöthen sei, zu Hülfe kommen könne. Adelungs Entgegnungen darauf findet man im Magazin 1. St. 4. S. 79 ff. und S. 112 ff., die Wieland wieder im 4. Stück des Merkurs von 1783 beantwortete. (Diese Antwort ist mit jenen beiden ersten Aufsätzen wieder abgedruckt in Wielands sämmtlichen Werken, Taschenausgabe von 1824 ff. 44, 187 ff.) 8) „Klopstock kann nicht eigentlicher Sprachkenner heissen; er waltete in der neuern Sprache und fühlte mitunter in die ältere hinein.“ J. Grimm a. a. O. S. LXXV, Note 1. Ausser den Abschnitten der deutschen Gelehrtenrepublik (Hamburg 1774. 8.), die „Aus einer neuen deutschen Grammatik“ überschrieben sind, hat man alle die deutsche Sprache betreffenden Schriften Klopstocks („Ueber die deutsche Rechtschreibung“, Leipzig 1778. 8. „Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente.“ Hamb. 1779. 80. 8. „Grammatische Gespräche“. Altona 1794. 8. und verschiedene andere, meist in Zeitschriften oder erst nach seinem Tode herausgegebene Sachen) beisammen in den beiden ersten Bänden der § 265, Anmerk. 18 angeführten Sammlung von Back und Spindler. 9) Geb. den 4. Januar 1785 zu Hanau, verlebte einen Theil seiner Knabenzeit zu Steinau, wo sein Vater Amtmann war, kam 1798 auf das Lyceum zu Cassel und studierte seit 1802 die Rechte zu Marburg, wo v. Savigny sein Lehrer war. 1806 ward er am Kriegscollegium in Cassel angestellt und zwei Jahre darauf zum Privatbibliothekar des Königs von Westphalen ernannt. Nach der Rückkehr des Kurfürsten gieng er 1814 im Auftrage der Regierung als Secretär des hessischen Gesandten ins Hauptquartier der Verbündeten und nach Paris, um dort die aus Hessen entführten Literaturschätze zu ermitteln und zurück zu befördern, im Jahr darauf nach Wien und mit Aufträgen der preussischen Regierung nochmals nach Paris. In demselben Jahre erhielt er die Stelle des zweiten Bibliothekars in Cassel, von wo er 1829 als Professor und Bibliothekar nach Göttingen berufen ward. Acht Jahre nachher aus den hannoverschen Landen verbannt, lebte er wieder in Cassel, bis er 1841 nach Berlin gezogen wurde, wo er als Mitglied der Akademie Vorlesungen an der Universität hielt, bald aber ganz auf gelehrte Thätigkeit sich beschränkte und am 20. Sept. 1863 starb. Vgl. über ihn ausser Raumers Gesch. d. german. Philologie besonders Scherer in den Preuss. Jahrbüchern 14, 632—680. 15, 1—32. 16, 1—47. 99—139; K. Weinhold, Rede auf J. Grimm. Kiel 1863. 4.; den „Lebensabriss J. Grimms“ in Höpfners und Zachers Zeitschrift 1, 489—491; Grenzboten 1863, S. 281—300.

beruhte, gebrochen und gleich mit dem glänzendsten Erfolge die historische Richtung in dem grammatischen Studium des Deutschen eingeschlagen wurde. § 266

§ 267.

Der Mangel an einem Werke, wie es Grimm endlich in seiner Grammatik lieferte, war längst gefühlt worden: schon 1767 wünschte J. Moeser jemand herbei, der unsere Sprache studierte, wie Winckelmann die Antiken[1]; und zehn Jahre später vermisste Herder im Bereiche der deutschen Literatur nichts mehr als neben einer Geschichte der vaterländischen Poesie eine Geschichte der deutschen Sprache[2]. Allein der letztere musste sich auch noch 1793 an der Aussicht auf die Zeit genügen lassen, wo wir zu unserm sprachlichen Alterthum, wie zu der heimischen Vorzeit überhaupt, mit grösserem Eifer zurückkehren und mithin unser altes Gold schätzen lernen würden[3]. Dazu eingelenkt war allerdings schon lange durch das Hervorziehen und Druckenlassen altdeutscher Sprachdenkmäler. Was hierin während des vorigen Zeitraums geschehen war[4], hatte man in diesem weiter geführt, und wenn damals die Neigung der Sprachforscher und der Herausgeber alter Schriftwerke vorzugsweise der gothischen und althochdeutschen Literatur sich zugewandt hatte, so nahm sie jetzt die Richtung entschiedener zu der Literatur der mittlern Zeiten, vorzüglich zu den mittelhochdeutschen Dichtungen. Gottscheds hier einschlagende Bemühungen bezeichneten gleichsam den Uebergang von jener ältern zu dieser neuen Richtung, die zuerst in Bodmers Empfehlung der sogenannten Minnesinger, sodann in den von ihm und Breitinger gemeinschaftlich besorgten Drucken altdeutscher Dichtwerke bestimmter hervortrat. Alle drei, besonders aber die beiden Schweizer, erwarben sich, nicht minder durch das Interesse, das sie in Andern für die Sprache und Literatur unserer Vorzeit weckten, als durch ihre beschreibenden Nachrichten von den bereits bekannten Denkmälern derselben und von den darüber erschienenen Schriften, durch ihren Eifer im Aufsuchen bis dahin unbeachtet gebliebener und durch deren Herausgabe und Erläuterung, so unvollkommen ihre Leistungen auch noch immer waren, sehr grosse Verdienste. Wenn die deutschübende poetische Gesellschaft zu Leipzig sich schon früher u. a. vorgesetzt hatte, die deutschen Dichter der alten und mittlern Zeiten zu untersuchen[5], so legte doch

§ 267. 1) Vgl. den Brief an Nicolai in Moesers vermischten Schriften 2, 141 ff. auf der letzten Seite. 2) Herders Werke zur schönen Literatur und Kunst 7, 50. 3) Vgl. die Vorrede zum 5. Theil der zerstreuten Blätter (Werke zur schönen Liter. und Kunst 20, 167). 4) Vgl. § 191, Bd. II, 66 ff. 5) Beiträge zur kritischen Historie d. d. Sprache St. 12, S. 643.

§ 267 erst ihr Senior Gottsched nach der Umgestaltung, die er mit ihr vorgenommen, ernstlich Hand ans Werk. Von den Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, die wenigstens einige Jahre hindurch als ein Organ der deutschen Gesellschaft in Leipzig angesehen werden durften[6], brachten gleich die ersten Bände verschiedene Berichte über Schriften, die von gothischen, alt- und mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern handelten, oder über erst kürzlich dem Druck übergebene altdeutsche Literaturwerke. Auch in den beiden andern Zeitschriften, die Gottsched auf die Beiträge folgen liess, zeigte sich sein fortdauerndes Interesse an unserm sprachlichen Alterthum[7] und sein Eifer, diess Interesse auch in Andern zu erwecken. Er hatte dabei noch den besonderen Zweck, sich hinreichendes Material zu einer Geschichte der deutschen Sprache zu sammeln, die er[8] zu liefern versprach[9]. Bodmern sollen zunächst geschichtliche Untersuchungen während der Jahre 1730 bis 1740 den alten Sprachquellen zugeführt haben[10]. Damals hatte Gottsched durch seine Beiträge schon eine gewisse Kennerschaft in unserm Sprachalterthum an den Tag gelegt, und Bodmer muss sich ihm darin, wenn er sich auch nicht zuerst geradezu an ihn angelehnt und an ihm auferbaut haben sollte, doch wenigstens untergeordnet haben[11]. Vom Jahre 1741 an wuchs seine Neigung für die altdeutsche Sprache und Literatur mehr und mehr und damit auch sein Eifer, sie Andern zu empfehlen, ihren Denkmälern in Handschriften selbst nachzuspüren, diese, in Verbindung mit seinem Freunde Breitinger, herauszugeben und sie, soviel es geschehen konnte, durch Erläuterungen noch zugänglicher zu machen. Von Fischart und Seb. Brant spricht Bodmer mit Anerkennung schon in den kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde (1741)[12]; die Minnesinger empfahl er zuerst im 7. Stück der Sammlung der zürcherischen Streitschriften (1741—44), und dasselbe nebst dem folgenden Stück brachte auch Fabeln des Bonerius, theils im alten Text, theils übersetzt. 1745 lieferte Breitinger in

6) Vgl § 252, 3. 7) Vgl. J. Ch. Adelungs Vorrede zu Fr. Adelungs fortgesetzten Nachrichten von altdeutschen Gedichten in Rom, S. VIII f.)

8) In der Vorrede zu seiner deutschen Sprachkunst. 9) Vgl. darüber Danzel, Gottsched etc. S. 246 ff.; über seine von einigen altdeutschen Dichtungen (der Eneide Heinrichs von Veldeke, dem Renner etc.) handelnden Programme Jördens 2. 232; 183; 486; und seine Ausgabe des Reineke Vos § 148, Anm. 11. Am werthvollsten von allen seinen in das Fach der deutschen Alterthumswissenschaft gehörenden Schriften ist heutiges Tages noch sein „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ etc. 2 Thle. 8. Leipzig 1757. 65.

10) D. Museum 1783. Th. 1, 269; vgl. Jördens 1, 157 unten. 11) Vgl. Danzel S. 192 f. 12) S. 179 und 373 ff.

der Ausgabe von Opitzens Gedichten die dem Annoliede unterge- § 267
setzten Erklärungen. Sodann folgten die „Proben der alten schwäbischen Poesie", die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger", „Chriemhilden Rache und die Klage", die „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt"[13]; und später lieferte Bodmer die Handschriften zu den Drucken der Nibelungen und des Parzival in Chr. H. Müllers Sammlung[14]. Nach Norddeutschland trug er zunächst seine Liebe zu den mittelhochdeutschen Lyrikern, die nebst den Fabeln des Bonerius im 18. Jahrhundert weit eher Beifall und Anerkennung fanden als die grossen erzählenden Dichtungen des 13. Jahrhunderts, in den langeschen Kreis zu Laublingen über[15]. Von unsern berühmtern Dichtern und Prosaisten, die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts an diesen Dingen regen Antheil nahmen und zur Belebung des Studiums altdeutscher Sprache und Poesie dadurch beitrugen, dass sie bald Andern dasselbe warm empfahlen, bald die Ergebnisse eigener Forschungen veröffentlichten, oder ältere Gedichte, sei es in Nachbildungen, sei es im Urtexte, ihren Zeitgenossen näher brachten, dürfen vor andern J. Moeser[16], Lessing[17], Klopstock[18], Gleim[19], Herder[20] und

---

13) Vgl. § 110, Anm. 10; § 120, Anm. 9; § 100, Anm. 8. 14) Anderes, was er über altdeutsche Sprache und Poesie geschrieben, oder worin er sich als Bearbeiter alter Dichtwerke versucht kat, lässt sich bei Jördens 1, 138 ff. finden.

15) Vgl. Lange's Sammlung gelehrter und freundschaftl. Briefe 1, 156; 164 f.; 2, 57; 237 ff. und Prutz, der Göttinger Dichterbund S. 145 f. 16) Vgl. Gottscheds Neuen Büchersaal 8, 365 ff., besonders aber einen Brief Moesers aus dem J. 1756 in dessen vermischten Schriften 2, 201 ff. und dazu noch desselben patriotische Phantasien (Ausg. von 1820) 3, 228 ff. 17) Die Belege vom J. 1758 an sind zu finden in seinen sämmtl. Schriften 12, 108; 11, 30 ff. (vgl. dazu 12, 443 und Danzel, Lessing 1, 337 f.; 370 f.); 12, 116; 143; 13, 272 f. und dazu 12, 521 f., so wie 11, 666 ff.; ferner die Abhandlungen „über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger", 9, 5 ff. und 10, 330 ff.; endlich 12, 418 f.; 445 und 11, 468 ff. 18) Vgl. die Ausgabe klopstockischer Schriften von Back und Spindler 6, 239 ff.; 2, 214 ff.; 3, 105 ff.; 229. 19) Von ihm erschienen „Gedichte nach den Minnesingern". Berlin 1773. 12. und „Gedichte nach Walther von der Vogelweide". Halberstadt 1779. 8.; vgl. dazu Jördens 2, 145 f und 6, 189. Der Katalog der Dorer-Eglofschen Auction (Leipzig 1868) S. 45 führt (Nr. 1263) eine Bearbeitung Walthers von Gleim aus dem J. 1769 an neben der von 1779 (Nr. 1264). Daraus würde sich erklären, warum in den Minneliedern von 1773 Walther so wenig berücksichtigt ist. Vgl. Liter. Centralblatt 1869, Sp. 678 f. 20) Vgl. Werke zur schönen Liter. und Kunst 2, 144; zur Philosophie und Geschichte 20, 187 f.; den zuerst im d. Museum vom J. 1777 gedruckten Aufsatz „Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" (Werke zur schönen Liter. und Kunst 7, 47 ff.); die Vorrede zum zweiten Theil der Volkslieder (daselbst S. 73 ff.) und das „Andenken an einige ältere Dichter" im d. Museum von 1779 und 1780, dann in der 5. Sammlung der zerstreuten Blätter (wieder abgedr. 20, 168 ff.).

§ 267 Wieland[21] genannt werden. Neben ihnen waren theils als eigentliche Sammler oder Herausgeber, theils als Sprach- und Sacherklärer, die der Folgezeit mehr oder minder geschickt vorarbeiteten, auf diesem Felde noch besonders thätig K. J. Michaeler[22], der Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum[23] und Hartmanns Iwein herausgab[24], J. J. Oberlin[25], der mehrere lateinische Dissertationen über verschiedene Denkmäler der altdeutschen Sprache und Literatur schrieb und die Ausgabe von J. G. Scherzii Glossarium germanicum medii aevi potissimum dialecti suevicae veranstaltete[26], J. Ch. Adelung, dessen Magazin für die deutsche Sprache[27] ausser Abdrücken verschiedener älterer deutscher Gedichte oder poetischer Bruchstücke auch noch andere Beiträge zur Geschichte unserer alten Sprache und Literatur enthält[28], Ch. H. Müller[29], der in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert"[30] die hervorragendsten Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit vereinigte, J. J. Eschenburg[31], dessen „Denkmäler altdeutscher Dichtkunst"[32] die von ihm früher[33] bekannt gemachten Aufsätze über Werke der altdeutschen Literatur und das, was er aus diesen selbst hatte drucken lassen, mit Zufügung neuer Stücke gesammelt enthalten, und der auch Boners Edelstein in erneuerter Gestalt herausgab[34], F. D.

---

21) Vgl. D. Merkur 1775. 1, 285; 1776. 1, 71 ff.; 168 ff.; 2, 82 f.; 111 ff.; Briefe an Merck. 1835. S. 88 und § 266. Anm. 7. 22) Geb. 1735 zu Inspruck. Jesuit und ordentlicher Professor der allgemeinen Weltgeschichte auf der Universität seiner Vaterstadt. seit 1783 Custos der Universitätsbibliothek zu Wien. gest. 1804. 23) Inspruck 1776. 8. 24) Vgl. § 94, Anm. 11. 25) Geb. 1735 zu Strassburg. Professor und Bibliothekar an der dortigen Universität. gest. 1806. 26) Strassburg 1781. 84. 2 Bde. folio. 27) § 266, 5. 28) Ueber seine Schrift „Jacob Püterich von Reicherzhausen" vgl. § 127. Anm. 2. Eine „Geschichte der Gothen und ihrer Sprache", so wie eine höchst bedeutende Beisteuer zu der Einleitung überhaupt lieferte er Zahnen für die Ausgabe des Ulfilas (S. 1—18; vgl. S. XII), und von der Sprache und Literatur der Deutschen in der frühesten Zeit handelte er, ausführlicher als in seinem Lehrgebäude. in der „ältesten Geschichte der Deutschen" etc. Leipzig 1806. 8. S. 308—402.

29) Geb. 1740 zu Zürich. wurde Professor am joachimsthalischen Gymnasium in Berlin. gieng 1788 nach seiner Vaterstadt zurück und starb daselbst 1807.

30) Berlin 1782—85. 4. 2 Bde.; der dritte Band ist unvollendet geblieben.

31) Geb. 1743 zu Hamburg. studierte seit 1764 in Leipzig und Göttingen, wurde am Carolinum in Braunschweig 1767 Hofmeister und sechs Jahre nachher Professor. 1786 ernannte ihn der Herzog zum Hofrath, auch erhielt er später ein Kanonikat. Er starb 1820. 32) Bremen 1799. 8. 33) Im d. Museum, im 5. Stück von Lessings Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der wolfenb. Bibliothek und in Graeters Bragur. 34) Vgl. § 120. Anm. 9; andere seiner hierher fallenden Beiträge zur deutschen Alterthumswissenschaft sind angeführt bei Jördens 6. 795 f.; vgl. K. G. W. Schiller. Braunschweigs schöne Literatur S. 85 f.

Graeter[35], der mehrere Zeitschriften für deutsches Alterthum § 267
herausgab, „Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit“[36], dem er „Odin und Teutona, ein neues literarisches Magazin“ etc.[37] und endlich „Idunna und Hermode, eine Alterthumszeitung“[38] folgen liess, W. F. H. Reinwald[39], der für Zahns Ausgabe des Ulfilas die Umarbeitung von F. K. Fulda's[40] handschriftlich hinterlassenem gothischen Glossar lieferte[41], Fr. Adelung[42], der sich während einer Reise durch Italien, die er nach Vollendung seiner Universitätsstudien angetreten, Zugang zu den damals noch in der vaticanischen Bibliothek festgehaltenen altdeutschen Handschriften aus Heidelberg zu verschaffen wusste und dieselben, mit Einfügung vieler Stellen daraus, in den „Nachrichten von altdeutschen Gedichten“ und den „fortgesetzten Nachrichten“[43] beschrieb, endlich J. Ch. Zahn[44], der Herausgeber des Ulfilas[45]. Indessen zeigte sich die Theilnahme an diesen Studien so lange noch immer sehr vereinzelt, bis die romantische Schule eine gerechte Würdigung mittelalterlicher Kunst und Poesie anbahnte, und Tieck, die Brüder Schlegel, Görres, L. A. von Arnim und Cl. Brentano sich beeiferten, die letztere sowohl im Erneuern, Sammeln und Herausgeben altdeutscher Dicht- und Prosawerke wieder zu beleben, als auch durch literar-geschichtliche Vorträge und Schriften ihr allgemeinere Anerkennung zu verschaffen. Hierher gehören von Tieck, ausser den ganz freien Bearbeitungen der Geschichte von den Haimonskindern, der schönen Magelone und der Schildbürger[46] in den Volksmärchen, herausgegeben von Pet. Lebrecht[47], die Erneuerung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“[48] und die Bearbeitung des „Frauendienstes von Ulrich

---

35) Geb. 1768 zu Schwäbisch-Hall, seit 1789 Lehrer und seit 1804 Rector am Gymnasium daselbst, 1818 zum Rector des Ulmer Gymnasiums ernannt, neun Jahre darauf in Ruhestand versetzt und gest. zu Schorndorf 1830. 36) 7 Bde. 8.; Leipzig 1791—1802; den ersten mit Ch. G. Boeckh, den dritten mit J. H. Hasslein; die vier letzten auch unter dem Titel „Braga und Hermode“. 37) 1. Bd. Breslau 1812. 8. 38) 5 Jahrgänge (an verschiedenen Verlagsorten) 1812—16. 4. 39) Geb. 1737 zu Wasungen im Meiningischen, lebte in Meiningen als herzogl. sächs. Rath und Oberbibliothekar und starb 1815. 40) Geb. 1724 zu Wimpfen in Schwaben, war Pfarrer, zuletzt in Ensingen im Würtembergischen, wo er 1788 starb. 41) Die von Fulda gleichfalls ausgearbeitete gothische Sprachlehre hat Zahn selbst berichtigt und vervollständigt. 42) Ein Neffe des Sprachforschers, geb. 1768 zu Stettin, lebte seit 1796 in Russland, wurde 1803 Lehrer der jungen Grossfürsten und 1825 Präsident der Petersburger Akademie, gest. 1843. 43) Königsberg 1796. 99. 8. 44) Geb. 1767 zu Halberstadt, seit 1798 Prediger in Delitz bei Weissenfels, gest. 1818. 45) Die Ausgabe (vgl. § 267, 28. 40.) erschien Weissenfels 1805. 4. 46) Vgl. § 168. 47) Berlin 1797. 3 Bde. 8. 48) Berlin 1803. 8. Schillers höchst befangenes

§ 267 von Lichtenstein"[49]; von A. W. Schlegel „Tristan. Erster Gesang" (nach Gottfried von Strassburg) 1800[50]; mehrere Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern[51]; der Aufsatz „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen"[52] und die „Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen"[53]; von Fr. Schlegel „Lother und Maller"[54]; Ueber nordische Dichtkunst"[55] und die sechste und achte Vorlesung in der Geschichte der alten und neuen Literatur aus dem Jahre 1812[56]; von Görres „die deutschen Volksbücher[57]; die Ausgabe des „Lohengrin"[58] und „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder[59]; von Arnim und Brentano „des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt"[60] und von Brentano allein die Ausgabe des „Goldfadens"[61]. Mit der Zahl derjenigen, die sich seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts und vornehmlich seit den unglücklichen Ereignissen von 1805 und 1806 ernstlicher mit unserer alten Literatur beschäftigten, mehrten sich die Ausgaben entweder schon früher gedruckter oder so lange nur in Handschriften ruhender Sprachdenkmäler und damit auch die erläuternden Arbeiten, die jedoch, wo sie auf das eigentlich Sprachliche näher eingiengen, noch fortwährend mehr das Lexikalische als das Grammatische berücksichtigten. So traten nach und neben einander mit Drucken einzelner Werke oder mit ganzen Sammlungen hervor B. J. Docen[62], einer der ersten, die sich eine gründlichere Kenntniss des Altdeutschen aneigneten, der ausser verschiedenen beschreibenden Verzeichnissen von altdeutschen Schriftwerken, mit ausgehobenen

---

und ungerechtes Urtheil über Tiecks Minnelieder oder vielmehr über die Minnelieder überhaupt, welches J. Falk in seinem „Elysium und der Tartarus" Weimar 1806. S. 3 aufbewahrt hat, steht auch im Weimar. Jahrb. 2, 224 f. 49) Vgl. § 97, Anm. 6; über Tiecks Antheil an v. d. Hagens Ausg. des Königs Ruther s. die Einleitung dazu S. III; XII. 50) In die Gedichte aufgenommen. 51) 1810, S. 97 ff.; 1811, S. 1073 ff.; 1815, S. 721 ff. (auch in den sämmtl. Werken 12, 225 ff.) 52) In Fr. Schlegels deutschem Museum 1812 f. 1, 9—36; 505 — 536; 2, 1—23. 53) Ebend. 1, 289 ff. 54) Vgl. § 168, Anm. 3. 55) In seinem Museum 1, 162 ff. und in den sämmtlichen Werken 10, 65 ff. 56) Wien 1815. 2 Bde. 8. 57) Heidelberg 1807. 8. 58) S. § 94, Anm. 87. 59) Frankfurt a. M. 1817. 8.; ausserdem Verschiedenes in den Heidelberger Jahrbüchern, in Fr. Schlegels d. Museum etc. 60) Heidelberg 1806—8. 3 Bde. 8. (der erste Band neu aufgelegt 1819; neue Ausgabe des Ganzen als 13. 14. und 17. Band von L. A. v. Arnims sämmtl. Werken. Charlottenburg 1845 f.) Das „vermehrt" in der neuen Ausg. ist unbedeutend. Einen 4. Band dazu besorgte, nach Arnims handschriftl. Nachlass, L. Erk 1854. Vgl. Hoffmann v. Fallersleben im Weim. Jahrb. 2, 261—282 und Schade ebenda 3, 248 f. 61) Vgl. § 168, Anm. 62. 62) Geb. zu Osnabrück 1782, Custos an der Centralbibliothek zu München und Mitglied der dortigen Akademie, gest. 1828.

Stellen daraus oder besonderen Abhandlungen[63], „Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur“[64]; „erstes Sendschreiben über den Titurel“[65] und einige kleine althochdeutsche Stücke herausgab; J. G. Büsching[66], der viel in Gemeinschaft mit v. d. Hagen, allein, ausser den Uebersetzungen von Hartmanns armem Heinrich und den Nibelungen, „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters“[67] und „Hans Sachs Werke“, eine Bearbeitung einer bedeutenden Anzahl derselben, veröffentlichte[68]; F. H. von der Hagen[69], der in Gemeinschaft mit Büsching die „Sammlung deutscher Volkslieder“[70]; „deutsche Gedichte des Mittelalters“[71], „das Buch der Liebe“[72]; mit Büsching und Docen[73] das „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst“[74] und die „Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst“[75]; allein eine Bearbeitung der Nibelungen und der Klage[76] und mehrere Ausgaben der ersten Dichtung[77], das „Narrenbuch“[78], Bearbeitungen mehrerer Gedichte des deutschen Sagenkreises, unter dem Titel „der Helden Buch“[79], und „Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit“[80] veröffentlichte; Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm[81], von denen beiden zusammen vor 1819 ausser den Kinder- und Hausmärchen[82] und den deutschen Sagen[83], „die beiden ältesten deutschen Gedichte“[84], die „altdeutschen Wälder“[85] und „der arme Heinrich von Hartmann § 267

---

63) In v. Aretins Beiträgen zur Geschichte und Literatur (München 1803—7, 8.), im N. literarischen Anzeiger, im Museum für altd. Literatur und Kunst, in der Sammlung für altd. Lit. und Kunst, in Fr. Schlegels d. Museum, Schellings Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (Bd. 1. Nürnberg 1813. 8.), der Brüder Grimm altd. Wäldern etc. 64) München 1807. 2 Bde. 8.; der erste, mit Zusätzen vermehrt, wieder 1809. 65) Vgl. § 94, 23. 66) Geb. 1783 zu Berlin, wurde 1811 Archivar zu Breslau und dabei ausserordentlicher, seit 1822 ordentlicher Professor an der Universität und starb 1829. 67) Breslau 1816—19. 4 Bde. 8. 68) Nürnberg 1816—24. 3 Bde. 8. 69) Geboren 1780 zu Schmiedeberg in der Ukermark, seit 1811 an der Breslauer und seit 1824 an der Berliner Universität Professor der deutschen Sprache und Literatur, gestorben 1856. 70) Berlin 1807. 12. 71) Bd. 1. Berlin 1808. 4. 72) Berlin 1809. 8. 73) Vom 2. Bde. auch mit Hundeshagen. 74) Berlin 1809—11. 2 Bde. 8. 75) Breslau 1812. 8. 76) Berlin 1807. 8. 77) Bei einer auch die zweite. 78) Berlin 1811. 8. 79) Berlin 1811. 8.
80) Breslau 1816. 4. Anderes, was von ihm herrührt, fällt erst nach dem Erscheinen von Grimms Grammatik. 81) Geboren 1786 zu Hanau, wurde von Cassel, wo er Bibliothekssecretär war, 1829 zugleich mit seinem Bruder als Professor und Bibliothekar nach Göttingen berufen, acht Jahre nachher entlassen und lebte seit 1841 in gleichen Verhältnissen wie sein Bruder in Berlin, wo er am 16. Decbr. 1859 starb. 82) Berlin 1812—14. 2 Bde. 16.
83) Berlin 1816—18. 2 Bände. 8. 84) Cassel 1812. 4.; vgl. § 34, Anm. 3.
85) Cassel und Frankfurt 1813—16. 3 Bde. 8.

§ 267 v. d. Aue[86] erschienen; von Jacob allein die Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang“[87]; von Wilhelm „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen“[88]; G. F. Benecke[89], der vor dem Erscheinen von J. Grimms Grammatik seine „Beiträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur“[90] und den „Edelstein von Bonerius“[91] herausgab, und der den Ruhm hat, mit Sinn und bescheidener Sorgfalt zuerst ein ganz neues Verständniss der mittelhochdeutschen Poesie eröffnet zu haben[92]; K. Lachmann[93], von dem in diesem Zeitraume unter seinem Namen nur die vortreffliche Schrift „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth“ erschien u. A.[94] Nun kam 1819 der erste Theil von J. Grimms Grammatik in der ersten Ausgabe[95]. Nach der gründlichsten Durchforschung des ganzen in Deutschland und anderwärts, namentlich in England, den Niederlanden und den skandinavischen Reichen, bereits geöffneten Schatzes an gothischen, alt- und mittelhochdeutschen, alt- und mittelniederdeutschen, mittelniederländischen, altfriesischen, angelsächsischen und altnordischen Sprachquellen und im Besitz einer umfassenden Kenntniss sowohl der lebenden Sprachen germanischer Abkunft, wie der merkwürdigsten stammverwandten aus alter und neuer Zeit, hatte Grimm in seinem Werke zunächst die Geschichte der Wortbiegungen in ihrer Entwickelung durch alle Zeiträume einer jeden deutschen Sprache, von der gothischen bis zu denen der Gegenwart herab, mit einer bewunderungswürdigen Meisterschaft abgehandelt und schon damit den gesammten deutschen Sprachorganismus bis zu einer Durchsichtigkeit aufgehellt, deren Möglichkeit früher selbst von den gelehrtesten und scharfsinnigsten Forschern in diesem Fache kaum geahnt worden war. Nach drei Jahren erschien dann die zweite, völlig umgearbeitete, durch die Buchstabenlehre bereicherte Ausgabe

---

86) Berlin 1815. 8. 87) Göttingen 1811. 8. 88) Heidelberg 1811. 8. Ausserdem lieferten sie noch sehr werthvolle Recensionen, namentlich in die Heidelberger Jahrbücher und in die Leipziger Literaturzeitung. 89) Geb. 1762 zu Mönchsroth im Oettingischen, 1792 in Göttingen bei der Bibliothek angestellt, seit 1805 auch Professor an der Universität, gest. 1844. 90) 1. Bd. Th. 1. Göttingen 1810. 8. (die zweite Hälfte erst 1832). 91) Berlin 1816. 8.

92) Wie Lachmann in der Vorrede zur zweiten Ausg. des Iwein bemerkt.

93) Geb. 1793 zu Braunschweig, seit 1825 ordentlicher Professor an der Berliner Universität, gest. 3. März 1851. Sein Leben von Mart. Herz. Berlin 1851. 8.

94) Berlin 1816. 8. (vgl. § 100, Anm. 11); Lachmann lieferte aber auch schon 1817 in die Jen. allgem. Literaturzeitung Nr. 132—135 eine gediegene Recension der zweiten durch v. d. Hagen besorgten Ausgabe der Nibelungen und that viel, ja wohl das Beste, an Köpke's Ausgabe des Barlaam und Josaphat (vgl. § 96, Anm. 14). 95) Deutsche Grammatik. Von Jacob Grimm. Erster Theil. Göttingen 1819. 8.

dieses Theils, dem bis 1837 noch drei neue, die Wortbildungslehre § 267
und die erste Hälfte der Syntax umfassende Theile folgten[96]. Mit diesem Werke war erst ein fester Boden für die Grammatik des Neuhochdeutschen und zugleich die unentbehrlichste Grundlage für die vaterländische Alterthumswissenschaft gewonnen, die von da an unter den Händen des Meisters und seiner Schule schnell und kräftig emporwuchs[97].

§ 268.

So langsam die deutsche Sprachwissenschaft fortschritt, so rasch vervollkommnete sich unsere Sprache selbst unter den Händen der Schriftsteller. In frühern Zeiträumen hatte der Wachsthum der vaterländischen Literatur vorzüglich auch mit darum kein stätiger und auf die Dauer gedeihlicher sein können, weil entweder einer blühenden Poesie keine schützende Prosa zur Seite trat, oder eine sich ermannende Prosa sich nicht an einer lebensvollen Poesie zu erwärmen vermochte[1]. Jetzt rafften sich beide zugleich und neben einander aus ihrer Erschlaffung und Verderbniss auf, und der erste reine Gewinn davon fiel der sprachlichen Seite unserer neu erblühenden Literatur zu. Vergleicht man daher die Schriftsprache dieses Zeitraums im Ganzen mit der des vorigen, wie sie jetzt und damals in den Werken der vornehmsten Dichter und Prosaisten erscheint, so ist der Abstand zwischen beiden ausserordentlich gross. Man muss aber unterscheiden. In der elementaren Beschaffenheit seiner Glieder und äussern Organe sind an dem Sprachkörper sehr wenige und allermeist auch nur sehr unbedeutende Veränderungen eingetreten: denn von Verschiedenheiten in der Wortschreibung abgesehen, sind die Buchstabenverhältnisse in den Stämmen und Ableitungen, so wie die Wortbiegungen fast durchgängig geblieben, wie sie sich seit Opitz und der Wirksamkeit der fruchtbringenden Gesellschaft in den correcter geschriebenen Werken des siebzehnten Jahrhunderts festgestellt hatten. Sehr auffallend dagegen ist schon die Zunahme an Fülle des Wortvoraths: ist im Laufe der Zeit auch mancher Ausdruck geschwunden, den das Schriftdeutsch aus dem voraufgegangenen Jahrhundert in

---

96) Erster Theil 2. Ausgabe. Göttingen 1822; (neue Ausg. von W. Scherer. Berlin 1870. 8.); zweiter bis vierter Theil. Göttingen 1826. 31. 37; dann noch von dem ersten Theil die erste (ausser der Einleitung nur die Vocallehre befassende) Abtheilung in einer 3. Ausg. Göttingen 1840. 8. 97) Etwas Näheres darüber an einer andern Stelle.

§ 268. 1) J. Grimm in der Vorrede zu den lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts S. VI f.

§ 268 das achtzehnte noch mit herüberbrachte, so kommt dieser Abgang doch gar nicht in Betracht gegen den Reichthum an neuen Wörtern, der ihm theils aus dem bis dahin nur mehr landschaftlich und in der Rede des Volkes Ueblichen, oder aus alten, wieder hervorgezogenen Denkmälern durch einflussreiche Schriftsteller zugeführt, theils von ihnen in eigenen, entweder durch ableitende Silben oder (was der bei weitem gewöhnlichere Fall) durch Zusammensetzung gebildeten Ausdrücken erworben worden ist. Am aller bemerkbarsten jedoch zeigt die neue Sprache ihre Ueberlegenheit über die zunächst ältere in dem Gebrauch, den sie von ihren syntaktischen Mitteln, von Idiotismen und von der Nüancierung der Wortbedeutungen zu machen gelernt hat. Ungleich freier und kühner, geschmeidiger und mannigfaltiger in ihren Bewegungen beim Satz- und Periodenbau, hat sie sich mit einer Fülle neuer Wortstellungen und Wendungen bereichert; durch zahlreiche bildliche Ausdrücke und Idiotismen, die sie entweder aus der Redeweise des Volkes in sich aufgenommen oder neu geschaffen hat (zunächst in Nachahmung fremder Sprachen, dann immer mehr aus dem Geiste des eigenen Volks), hat sie sich sinnlich belebt, innerlich erwärmt und erfrischt, wieder an natürliche Bewegung gewöhnt und volksthümlich gefärbt; durch Erweiterung der Begriffssphäre vieler schon vorhandenen Wörter und durch eigens gebildete sich umfangreich und geschickt genug gemacht, zum Vortrag der feinsten und abstractesten Gedanken zu dienen; und zuletzt noch durch ihre sorgfältige, charakteristische und feine Ausbildung in den verschiedenen Stilarten auch die übrigen Tugenden sich angeeignet, um ein vortreffliches Darstellungsmittel für jede Gattung der Poesie und der Prosa abzugeben. Nur hat sie in der ungebundenen Rede nicht den Grad der Reinheit erreicht, den sie in der gebundenen einnimmt. Wenn hierin das Zurückbleiben der einen hinter der anderen auch nicht mehr so stark in die Augen fällt, wie im vorigen Zeitraum, so haben doch in die Schriften von rein wissenschaftlichem Inhalt, auch ausser den eigentlich technischen Bezeichnungen noch immer sehr viele dem Griechischen und Lateinischen abgeborgte und in Prosawerke, die zur schönen Literatur zählen, fast ebenso oft französische und andere fremde Ausdrücke Eingang gefunden, die, wo und wie sie gebraucht sind, lange nicht alle schlechthin erforderlich waren, um wirkliche Lücken in unserm Sprachschatze auszufüllen. — Bis in die sechziger Jahre giengen unsere Schriftsteller wie in Allem, so auch in der Ausbildung ihrer Sprache und der Verwendung ihrer Mittel mehr noch bei den fremden Literaturen in die Lehre, als dass sie sich bei ihr selbst, aus ihrer Geschichte und aus ihrem lebendigen Gebrauch unter dem Volke, Raths erholten. Be-

sonders hielten sie sich zu den Franzosen, Engländern und Römern, § 268
viel seltener zu den Italienern und Griechen und so gut wie gar nicht zu den Spaniern. Von den Literaturen dieser drei Völker machten sich in der unsrigen während des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt erst nach dem Jahre 1770 stärkere unmittelbare Einflüsse bemerklich, zunächst und zumeist von der griechischen. Damals hatte aber der Charakter der deutschen Sprache schon wieder so viel Selbständigkeit und Volksthümlichkeit erlangt, dass sie sich unter jenen Einflüssen zwar noch in mancher Hinsicht, zumal für den poetischen Gebrauch, verschönerte und äusserlich bereicherte, jedoch nicht mehr nöthig hatte, sich an fremden Mustern im eigentlichen Sinne zu bilden. — Zuvörderst kam es darauf an, dem gereinigten Schriftdeutsch einerseits Bestimmtheit, Gedrungenheit und nervigte Kürze, andrerseits leichte Bewegung, gefällige Zier und Anmuth zu verschaffen. Gottsched hatte ihm in seinem Eifer für Reinheit und Deutlichkeit zu stark den Stempel seiner eigenen breiten, nüchternen und pedantischen Natur aufgedrückt. Die Verfasser der Bremer Beiträge verloren die Ziele, nach denen er zumeist gestrebt, nicht aus den Augen, aber ihr wärmeres Gefühl, ihr geweckterer Geist, ihr feinerer Geschmack sicherten ihren Bemühungen um eine richtige Ausdrucksweise und um eine zwischen Verstiegenheit und Plattheit die rechte Mitte haltende Darstellungsform ungleich bessere Erfolge. Unterdessen hatte schon Hagedorn durch sein Beispiel gezeigt, was sich von den Franzosen, Haller, was sich von den Engländern zur Veredelung der seitherigen poetischen Schreibart lernen liess: die Gedichte des Einen zeichneten sich eben so vortheilhaft durch ihre leichte, klare und gefällige Sprache aus, wie die des Andern durch einen kräftigen, gedrungenen und kernigen Gedankenausdruck, worin mit ihm um dieselbe Zeit, da seine poetischen Sachen zuerst bekannt wurden, Drollinger glücklich wetteiferte. Noch einige Jahre früher hatten Mosheims heilige Reden ein neues Ermannen der Prosa angekündigt, die seit dem Anfang der Dreissiger auch schon sehr sicher, keck und belebt von Liscow in der Satire gehandhabt wurde. Auf dem Wege, auf den sie Hagedorn gewiesen, wurde die poetische Sprache zunächst durch die jüngern Dichter des hallischen Kreises und seit der Mitte der Sechziger durch W i e l a n d weiter geführt: ihm hatte sie es vornehmlich zu danken, wenn unter ihren übrigen guten Eigenschaften, die sie dem folgenden Jahrzehnt zubrachte, auch einschmeichelnde Glätte und leichter Fluss, das Liebliche und reizend Nachlässige in der Bewegung und die sich dem Gedanken bequem anschmiegende Weichheit mitzählten. An kunstgerechte und elegante Stellung ihrer Glieder im Satz und in der Periode,

§ 268 an Rundung und Ebenmass in ihren Wendungen suchte sie, im beständigen Hinblick auf Horaz, Ramler mit feinem Tact und ausdauernder Sorgfalt zu gewöhnen, zu derselben Zeit, wo sich unter Klopstocks belebender Hand die Tugenden überraschend schnell entwickelten, die in ihr zu wecken Haller und Drollinger bemüht gewesen waren. Klopstock beflügelte sie zuerst wieder zu einem höhern Schwunge, dass sie sich kühn über die Prosarede zu erheben vermochte; er verlieh ihr wieder den wahren innern Adel, Würde und Hoheit, trug die seelenvolle Innigkeit seines deutschen Gemüths in sie über, lehrte sie ihre Mittel und Kräfte im Wettstreit mit der Sprache Englands und den beiden classischen kennen und gebrauchen und bildete sie damit zuerst in grossartiger Weise für den Stil der höhern Dichtungsarten aus[2]. Die Prosa der schönen Literatur fieng an sich in den Werken Rabeners, Gessners und besonders Wielands zu schmeidigen und zu veredeln, der rednerische und der Lehrstil hoben sich zusehends in den Schriften Jerusalems, Spaldings, Gellerts[3], Unzers, Zimmermanns, Mendelssohns und Abbts, die geschichtliche Darstellungsform vorzüglich durch Winckelmann

---

2) Klopstock, bemerkte Herder in den Fragmenten (Werke 1, 84 f.), musste die Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden; er masste sich also in ihr eine Schöpfersmacht an, übte diese zur Bewunderung aus, und zu noch grösserer Bewunderung übertrieb er sie nicht. „So viel Galle seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben, so sehr sie durch dummes Lob und Nachäffung entweihet worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors spricht, als wenn sie aus den Tiefen der menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet.“ Vgl. Gervinus 4[4], 110 f.; 113 f. — Wer die Fortschritte, welche die deutsche Dichtersprache in der Zeit vom Erscheinen der Bremer Beiträge bis gegen die Mitte der Sechziger gemacht, an einem recht augenfälligen Beispiel überblicken will, wird von Herder in der allgem. d. Biblioth. 7, 1, 150 (auch in seinem Lebensbild 1, 3, zweite Abth. S. 47) auf die Werke Giseke's verwiesen. „Da Gärtner bei den Stücken von Giseke, die er gesammelt hat, die Zeit bemerket, wann sie verfertigt sind, und es Giseken so leicht ward, sich in den Ton eines Andern hineinzudichten: so sehen wir bei ihm, wie sehr sich seit einiger Zeit die Sprachform unserer Zeit verändert. — Man nehme einzelne Bogen aus unserm Dichter: wer wird in den Stücken von 1745 und in denen von 1763. 64 einen Verfasser erkennen? Da Giseke in keiner Dichtungsart eigenen Ton, Originalmanier zu haben scheint; da er sich überall in den Ton eines Andern, aber sehr glücklich hineingedichtet hat: so lässt sich bei ihm als einem Nachahmer von der ersten Klasse dieser veränderte Zeitgeschmack in der Diction vielleicht offenbarer bemerken als in der originalen selbst.“ Auf ein Beispiel aus etwas früherer Zeit macht Schlosser 1, 647 f. aufmerksam. 3) Gellert wirkte, ausser durch seine Schriften, auch durch seine Vorlesungen über den deutschen Stil und durch die von ihm geleiteten praktischen Uebungen darin auf die Verbesserung der Schreibart in ganz Deutschland ein.

und Moeser[4]. Niemand jedoch that für die Vervollkommnung der § 268 schönen und der Lehrprosa unmittelbar und zugleich mittelbar für die Befreiung der poetischen Diction von allem steifen, gemachten und ihr aufgezwungenen Wesen mehr als Lessing. Er führte nicht mehr, wie selbst noch Klopstock that, die Sprache in fremde Schule; denn er wollte unsere Literatur mit dem Geiste der grossen Alten und der bessern Neuern befruchten, nicht in deren Sprach- und Kunstformen sie einüben. Er war der Meinung, dass ein Genie seiner angeborenen Sprache, sie möchte sein, welche sie wollte, jede beliebige Form ertheilen könnte[5], und er hatte Vertrauen genug zu den Anlagen der seinigen, um ihre Bildung von innen heraus zu unternehmen. So schrieb er zuerst wieder ein Deutsch, durch welches der Geist keiner Schule blickte, sondern das er unmittelbar aus dem Leben gegriffen und an der Sprache unserer Vorzeit erfrischt hatte, in welchem die Künstelei vor der unverfälschten Natur gewichen war, und das mit den Vorzügen einer allseitigen Durchbildung und mit dem besondern Gepräge der Geistesform eines der originellsten Schriftsteller den lebenskräftigen Ton und die gesunde Farbe der Volkssprache vereinigte. „So lange Deutsch geschrieben ist", sagt Herder[6], „hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendung, sein Eigensinn, nicht Eigensinn der Sprache selbst wären. Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will." Der freiern, natürlichern und dabei doch gehobenen und edlen poetischen Sprache der spätern Zeit, namentlich im Drama, arbeitete Lessing insbesondere dadurch vor, dass er sich in seinen dramatischen Werken von jeder metrischen Fessel entband und erst ganz zuletzt für den Nathan wieder die Versform wählte, aber auch hier eine bei weitem gefügigere als die so lange beliebt gewesene alexandrinische. Er meinte[7], der einzige Deutsche habe die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebe; und da er in dieser poetischen Prosa am treuesten sein könne, warum solle er sich das Joch des Silben-

---

4) Vgl. über die Fortschritte der Sprach- und Stilbildung bis in die Sechziger auch Goethe, Werke 25, 88 f. 99 f. Ueber die Ausbildung unserer poetischen und wissenschaftlichen Sprache bis 1780 vgl. den trefflichen Abschnitt in Moesers Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur, Verm. Schriften 1, 202—206.

5) Vgl. in der vierten Abhandlung über die Fabel (sämmtliche Schriften 5) S. 415. 6) Im d. Merkur von 1781, Oct.-Heft S. 4. 7) In den Literaturbriefen: sämmtliche Schriften 6, 64.

§ 268 masses auflegen, wo er es nicht sein könnte? Zwar schrieb auch Klopstock die meisten seiner biblischen und vaterländischen Schauspiele in ungebundener Rede; wer möchte aber behaupten wollen, dass seine Schreibart darin auch nur in ähnlicher Weise wie der Stil in Lessings Stücken die Sprache des deutschen Drama's von der Steifheit der gottschedischen Zeit zu der reinen Kunstbildung in Goethe's und Schillers vollendetsten Werken hinübergeführt habe?[8] In denselben Jahren, wo Lessing in der Minna von Barnhelm, dem Laokoon und der Dramaturgie hohe Muster der schönen und der Lehrprosa lieferte, trat Herder auf und führte durch seine phantasievolle, bilderreiche, springende und kühn verknüpfende Darstellungsweise in den Fragmenten zur deutschen Literatur über zu der von Freiheits- und Naturgefühl überschwellenden Sprache der Sturm- und Drangperiode, die in den Schriften der meisten sogenannten Originalgenies jener Zeit unperiodisch und wild-enthusiastisch, voller Ausrufungen, Elisionen und Wortverstümmelungen ist[9]. Herder selbst kam von den Excentricitäten dieser Richtung bald zurück[10]; desto ungezügelter zeigten sich aber andere Schriftsteller der Genialitätsperiode in der Behandlung

---

8) Ueber den Charakter von Lessings Sprache und Stil vgl. noch Fr. Schlegel, Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert (3 Thle. 8. Leipzig 1804. N. Ausg. 1810) 1, 8 ff.; Gervinus 4[4], 290; 315 f. und Schlosser 2, 653. 9) Den Elisionen in der poetischen Sprache redete Herder, soviel mir bewusst ist, das Wort zuerst in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) S. 58 (Werke zur schönen Liter. und Kunst 7, 38 f.). Er bedauerte, und sicherlich nicht ohne Grund, dass wir in schnellrollenden, gereimten komischen Sachen und aus dem entgegengesetztesten Grunde in den stärksten, heftigsten Stellen der tragischen Leidenschaft keine Elisionen hätten oder uns machen wollten. Unsere Vorfahren hätten sie häufig und zu häufig gehabt, die Engländer sie zur Regel gemacht: uns quälten die schleppenden Artikel, Partikeln etc. oft so sehr und hinderten den Gang des Sinns und der Leidenschaft — aber wer unter uns würde zu elidieren wagen? Unsere Kunstrichter zählten die Silben und könnten so gut scandieren! — Kurz darauf (1774) erschien der erste Band der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts", und hierin hatte nun Herder selbst für seine Prosa von Freiheiten, die er eben erst der Dichtersprache gewünscht, in so ungemessener Weise Gebrauch gemacht und überhaupt sich eine solche Sprache gebildet, dass ihm Hamann gleich schrieb (Schriften 5, 121): „Die Gräuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monstrosen Wortkuppeleien, der dithyrambische Syntax und alle übrige licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, dass dem Unfuge auf die eine oder andere Art gesteuert werden muss. Dieser Missbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, dass man ihn für ein Gesetz Ihres Stils ansehen muss, dessen Befugniss mir aber ganz unbegreiflich ist" etc.
10) Vgl. J. G. Müller in Herders Werken zur Religion und Theologie 5, 25 f.

der Wortformen nicht bloss, sondern auch in ihrem Stil[11]. Ausser § 268
Herder, und eigentlich schon vor ihm war es besonders M. Claudius, durch den die damals so vielen Anstoss erregenden und auch vielfach[12] verspotteten Elisionen und Wortverstümmelungen eine Zeit lang in die Mode kamen[13]. In anderer Art musste sich die Sprache ungefähr dreissig Jahre später eine ganz willkürliche und im Grunde noch viel rohere Behandlung der schriftgemässen Wortformen gefallen lassen. Um nämlich Reime und Assonanzen genug für gewisse den Italienern und den Spaniern nachgekünstelte Vers- und Strophenarten zu beschaffen, griffen die Romantiker nicht bloss nach guten alten, aber ausser Gebrauch gekommenen Nominal- und Verbalformen zurück, sondern bedienten sich auch solcher, die aller grammatischen Regel widerstrebten und nur zur Zeit der ärgsten Sprachverwilderung in der Literatur gangbar gewesen waren[14]. Diess bildete den Uebergang zu der Sprache, in welcher man altdeutsche Dichtungen dem allgemeinern Verständniss näher zu rücken suchte. Man schrieb die Wortformen, soweit es sich nur irgend mit Versmass und Reim vertrug, in neuhochdeutsche um und liess, wo es nicht angieng, entweder die alten stehen, oder änderte sie, wenn sie nicht ganz unverständlich geworden waren und durch entsprechende neue Ausdrücke ersetzt werden mussten, in solche um, die wohl irgendeinmal und irgendwo gangbar gewesen, jedoch weder für rein neuhochdeutsche noch für eigentlich mittelhochdeutsche gelten konnten, so dass aus dieser Mischung ein Deutsch entstand, wie es niemals in irgend einem Theil unsers Vaterlandes gesprochen worden ist. Das Uebelste bei diesem Verfahren aber war, dass man es meistentheils bloss bei dieser ganz äusserlichen Art von Erneuerung bewenden liess und sich wenig oder gar nicht darum kümmerte, ob den beibehaltenen oder umgeschriebenen Wortformen noch dieselben Bedeutungen zukämen, die sie im dreizehnten Jahrhundert hatten, und ob der Sprache der Gegenwart auch noch die Fügungen und Wendungen der alten eigen wären: denn diess hatte die Folge, dass die Gedichte ein in den meisten Zügen verzerrtes, und in den feinern oft bis zum Ausdruck des Albernen abgestumpftes Ansehen erhielten[15]. — Nur bei Goethe

---

11) Z. B. Lavater in den physiognomischen Fragmenten. 12) Z. B. von Lichtenberg, vermischte Schriften 4, 372. 13) Vgl. Gervinus 4^{5}, 417 f.; 5^{4}, 36.

14) Wie stande oder stunde, sange, empfunde, schluge, Karle, Sigismunde, zoren etc. statt stand, stund, sang, empfand, schlug, Karl, Sigismund, zorn; Beispiele kann man in Tiecks Kaiser Octavianus, in dessen Romanze „die Zeichen im Walde" und andern seiner Gedichte, mehr noch bei Fr. Schlegel in den Romanzen von Roland und sonst finden. 15) Von jener willkürlichen Behandlung der Wortformen stand man nach und nach ab: der Mangel an Rücksicht

§ 268 allein überschritt die Sprache niemals das Mass des Erlaubten und klärte sich in seiner Prosa wie in seiner Poesie zu der reinen Schönheit ab, welche schon in seinen Jugendliedern und im Werther nicht minder bewundernswerth ist, als in den vollendetsten Werken seiner reifern Jahre. Seit jenem Zeitpunkt hielt sich die Literatursprache je nach der Begabung der verschiedenen Schriftsteller und der Sorgfalt, die sie darauf verwandten, entweder auf der Höhe, die sie bereits erstiegen hatte, oder sank bald mehr bald minder tief, um dann auf's neue durch einzelne Dichter und Prosaisten gehoben zu werden, unter denen Schiller[16] neben Goethe den ersten Platz einnimmt. — Schon in der ersten Hälfte dieses Zeitraums waren ihrer Ausbildung mehrfach die gelungenern Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu Hülfe gekommen; viel mehr noch war dieses in der zweiten der Fall, in der sich erst eine eigentliche Uebersetzungskunst bei uns entwickelte und zu einer sonst nirgend anzutreffenden Vollkommenheit gedieh. Mochte durch die Meister darin, vermöge des Einflusses, den sie theils durch ihre Uebertragungen selbst, theils sonst noch auf die Literatur hatten, der Muttersprache auch manche Form und Wendung, sei es nur vorübergehend, sei es dauernder, aufgezwungen werden, die sich mit ihrer innersten Natur nicht vertrug: sie hatte davon im Ganzen nicht so viel Nachtheil, als ihr Gewinn von der Einschulung in eine Gymnastik erwuchs, durch die sie immer mehr ihre Mittel und Kräfte gebrauchen lernte; und niemals wird es übersehen werden dürfen, wie viel Voss[17], besonders mit der Uebersetzung der Odyssee in ihrer ersten Gestalt, und A. W. Schlegel mit seiner Verdeutschung shakspearescher Stücke und südländischer Dichtungen

---

auf den veränderten Wortsinn und auf die feinern syntaktischen Unterschiede zwischen dem Mittel- und Neuhochdeutschen macht sich aber auch jetzt noch zu sehr in den Uebersetzungen von poetischen Werken des 13. Jahrhunderts fühlbar, und nicht bloss in den schlechtern. Vgl. Fr. Pfeiffer über Simrocks Uebersetzungen. in der Germania 6, 236 f. 16) Niemand wird läugnen wollen, dass nicht nur unsere Dichtersprache Schillern ausserordentlich viel zu danken hat, sondern dass er auch einer der vorzüglichsten Bildner unserer wissenschaftlichen Prosa, namentlich in der geschichtlichen und philosophischen Gattung, gewesen ist. Wer aber, der es nicht ganz vergessen hat, dass Deutschland in demselben Jahre schon Lessings Tod betrauern musste, in welchem Schiller erst mit seinen Räubern auftrat, wird dem beistimmen können, was Hoffmeister (Schillers Leben 3, 120) behauptet hat? Erst Schiller soll die deutsche Prosa der Barbarei trockener Gelehrsamkeit und andrerseits dem Spiel einer seichten Unterhaltung entrissen und sie mitten in die reinsten menschlichen Interessen gestellt haben! 17) Seine frühe Beschäftigung mit den Minnesingern und mit Luthers Schriften (vgl. § 256, S. 94) führte ihn zuerst tiefer in den Geist unserer Sprache ein und trug dann in der Uebersetzung der Odyssee gute Frucht.

zu ihrer Bereicherung und zu ihrer Gelenkigkeit für poetische Darstellung beigetragen haben. — Neben der allgemein gültigen Büchersprache blieben die Volksmundarten nicht ganz von dem literarischen, namentlich dichterischen Gebrauch ausgeschlossen[18]. Doch wurden darin im Ganzen nur äusserst wenige Stücke abgefasst, die entweder um ihrer Verfasser willen oder ihres innern Werthes wegen eine andere als eine locale Bedeutung in der Geschichte unserer Sprache und Poesie haben. Diese beginnen seit der Mitte der siebziger Jahre und rühren her von J. H. Voss, der in den Idyllen „de Winterawend" (1775) und „de Geldhapers" (1777) versuchte „die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu seinen Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehört, in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wurde, mit Auswahl zu behandeln"[19], von J. K. Grübel[20], Johann Peter Hebel[21], dessen „allemannische Gedichte"[22] zum allergrössten Theil in den Jahren 1801 § 268

18) Ueber die dem 18. und 19. Jahrhundert angehörende Literatur der Mundarten und die über diese abgefassten Wörterbücher und Grammatiken vgl. Hoffmann, die deutsche Philologie im Grundriss S. 171—206. 19) Anmerk. zu der Ausg. seiner sämmtl. poetischen Werke vom J. 1835, S. 299. 20) Geb. 1736 zu Nürnberg, wurde daselbst Flaschner (Klempner) und Harnischmacher und starb 1809. „Gedichte in Nürnberger Mundart." 4 Bde. 8. Nürnberg 1798—1802 (die beiden ersten Bände von Goethe beurtheilt, Werke 33, 178 ff.); 4. Aufl. in 5 Bändchen 1823—25; sämmtliche Werke 1.—3. Bd. Nürnberg 1835. 8. Neu herausg. mit grammatischem Abriss und Glossar von G. K. Frommann. 3 Thle. Nürnberg 1857. 21) Geb. 1760 zu Basel, wohin sich seine Eltern für die Sommerzeit von ihrem Wohnort Hausen bei Schopfheim im altbadenschen Oberlande begeben hatten. Sehr früh verlor er den Vater, der das Weberhandwerk betrieben hatte; auch die Mutter starb, als er noch im Knabenalter stand. Von Gönnern unterstützt, konnte er das Gymnasium zu Karlsruhe besuchen, von wo er 1778 nach Erlangen gieng, um Theologie zu studieren. Schon nach zwei Jahren verliess er die Universität und lebte nun in einem Dorfe seiner Heimath, wo er Kinder unterrichtete und nach seiner Ordination den Pfarrer in seinen Amtsgeschäften unterstützte. 1783 erhielt er eine Stelle am Pädagogium zu Lörrach, acht Jahre darauf wurde er an das Karlsruher Gymnasium berufen und 1798 zum Professor an demselben ernannt; 1805 erhielt er den Titel Kirchenrath und drei Jahre später die Direction des Gymnasiums, trat von dieser jedoch schon 1814 zurück und übernahm dafür neben seinem Lehramt andere Geschäfte. 1819 ernannte ihn der Grossherzog zum Prälaten, als welcher er die evangelische Geistlichkeit in der ersten Kammer vertrat. Er starb auf einer Geschäftsreise zu Schwetzingen 1826. Vgl. J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Herausgeg. von Fr. Becker. Basel 1860. 8. 22) Erste Ausgabe „Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten." Karlsruhe 1803. 8.; die achte Originalausg. ebendas. 1843. Hebels sämmtliche Werke. 8 Bde. 8. Karlsruhe 1832—34; neue Ausgabe 1838; dann in 5 Bänden 1843 und in 3 Bänden 1847 und seitdem noch oft. Von den Uebertragungen der ganzen Sammlung in's

§ 268 und 1802 entstanden, in der Mundart des Landstriches, in dem Hebel seine Kindheit verlebte, abgefasst und treue Bilder dieser seiner Heimath, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise ihrer Bewohner, den literarischen Ruhm des Dichters begründet und ihn in ganz Deutschland bekannt gemacht haben[23]; ferner von G. D. Arnold[24] und J. M. Usteri[25].

§ 269.

2. Die Sprache, in der sie dichteten, hatten die Männer des siebzehnten Jahrhunderts vor dem Eindringen fremder Elemente nach Möglichkeit geschützt, bei der von ihnen unternommenen Neugestaltung der metrischen Formen dagegen den Einflüssen des Auslandes Thür und Thor geöffnet. Dort war wenigstens ein Anfang dazu gemacht, aus dem eigenen geistigen Vermögen der Nation das erste und nothwendigste Mittel zu jeder Art von kunstmässiger Darstellung zu beschaffen; hier verzichtete man gleich von vorn herein in den allermeisten Stücken auf volksthümliche Selbständigkeit. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts machten es im Ganzen nicht anders; der Sprache vergaben sie bei allem Eifer, sie im Wettstreit mit den gebildeten neuern und den alten classischen zu vervollkommnen, niemals so viel von ihrer nationellen Eigenthümlichkeit, dass sie daran eine wesentliche Einbusse erlitten hätte; in den metrischen Formen, die sie neu aufbrachten, blieben sie meistentheils bloss mehr oder minder geschickte Nachbildner. Daher erhielten wir wohl eine poetische Sprache, die, während sie allen höchsten Forderungen der Kunst zu genügen vermochte, dennoch durch und durch volksthümlich deutsch war; aber die Verskunst dieses Zeitraums, so sehr sie auch im Vergleich mit der

---

Hochdeutsche erschien die erste zu Bremen und Aurich 1808; ihr folgten mehrere (von Scheffner, Girardet, Adrian, v. Budberg). Goethe's Beurtheilung der zweiten Originalausgabe (vom J. 1804) steht in den Werken 33, 166 ff. 23) Vossens beide in niederdeutscher Sprache geschriebenen Idyllen hatten Hebel zunächst zu dem Versuch angeregt, in der Mundart seiner Heimath zu dichten. 24) Geb. 1780 zu Strassburg, wurde daselbst ordentlicher Professor in der Rechtsfacultät und starb 1829. Von ihm „der Pfingstmontag, Lustspiel in Strassburger Mundart in 5 Aufzugen und in Versen" etc. Strassburg 1816. 8. Goethe's Beurtheilung in den Werken 45, 165 ff. 25) Geb. 1763 zu Zürich, trat erst in das Handelsgeschaft seines Vaters, entsagte demselben aber 1804, um sich ganz dem öffentlichen Leben, der Wissenschaft und der Kunst zu widmen, wurde 1815 Mitglied der Regierung und starb 1827 zu Rapperswyl. Seine Lieder, Idyllen und Erzahlungen in Züricher Mundart stehen in den „Dichtungen in Versen und Prosa, nebst einer Lebensbeschreibung des Verf., herausgg. von Hess." Berlin 1831. 3 Bde. 8. (vgl. W. Wackernagel, d. Lesebuch 2. 1239 ff.). — Vgl. über diese Dichter Gervinus 5[4]. 68 ff.

des vorigen an innerer Verfeinerung und Gefügigkeit, an äusserer § 269
Mannigfaltigkeit und freier Bewegung gewann, legte mehr als sonst irgend etwas Zeugniss ab von der noch immer fortdauernden Neigung unserer schönen Literatur, sich an die Fremde anzulehnen, und von ihrer Ohnmacht, sich ihre eigenen Formen von innen heraus zu erzeugen. Hierzu fehlte ihr von Anbeginn an die lebendige innere Triebkraft. Sie war (diess kann zu ihrer richtigen Würdigung nicht oft genug wiederholt werden) während des siebzehnten Jahrhunderts in den allermeisten Gattungen und Arten ein bloss künstliches Product des dem deutschen Volksleben geistig entfremdeten Gelehrtenstandes und blieb diess noch lange genug auch in diesem Zeitraum. Den Trieb zur Hervorbildung eigener Form legt aber die Natur, nicht die Kunst, in die Dinge. Von der Natur unserer noch in allen ihren Gliederungen lebensvollen Sprache hatte ihn auch der altdeutsche Volksgesang empfangen, aus dessen einfacher Grundform sich daher der ganze Reichthum metrischer Gebilde in der mittelhochdeutschen Kunstdichtung zu entwickeln vermochte[1]. Gewissen Einflüssen von aussen her hatte zwar unsere alte Verskunst von der Zeit an, wo der Endreim in ihr zur Herrschaft gelangte, immer nachgegeben; sie hatten jedoch niemals die Grundzüge ihres Charakters entstellt, und die Veränderungen, die dadurch in ihr hervorgebracht waren, nie die Sprache gehindert, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel den ihr eigenen Betonungsgesetzen gemäss in der gebundenen Rede zu gebrauchen. Auch in der Zeit ihres Verfalls, und selbst als sie völlig verwildert war, hatte die deutsche Poesie wenigstens ihren volksmässigern Formen so viel von deren ursprünglichem Typus gewahrt, dass das alte metrische Hauptgesetz immer noch durch alle Regellosigkeit des erzählenden und des dramatischen Verses, wie der lyrischen Strophe mehr oder minder erkennbar durchblickte[2]. Nun aber sollte seit 1624 der regelmässige Wechsel gehobener und gesenkter Silben im Versbau streng durchgeführt werden, weil man das jambische und das trochäische, bald auch das daktylische und das anapästische Mass der alten Sprachen nachbilden wollte, während man in allen diesen Versarten den Reim festhielt und in der Abgrenzung und Gliederung der Zeilen, so wie in deren Zusammenstellung zu Reihen und Strophen romanische Formen nachkünstelte. Diese im Ganzen sehr steife und hämmernde Verskunst, die das alte deutsche Betonungsgesetz für ausserordentlich viele Wortformen gewaltsam abänderte, viele andere, namentlich aus der Zahl der

§ 269. 1) Vgl. § 76 und über alles Besondere die §§ 66—74. 2) Vgl. § 136.

§ 269 unserer neuern Dichtung so unentbehrlichen Zusammensetzungen, von dem Gebrauch in den beiden gewöhnlichsten Massen so gut wie ausschloss[3], überkam das achtzehnte Jahrhundert; und kaum fieng sich in den Dichtern ein besserer Geist zu regen an, der nach einem höhern und lebensvollern Gehalt für poetische Erfindungen verlangte, so fühlten sie sich auch in den überlieferten Formen beengt und sahen sich nach freiern und schmiegsamern um. In den Recitativen der Oper, Cantate etc. und in einigen andern metrischen Gebilden lagen bereits zwanglosere Verssysteme aus der nächsten Vergangenheit vor[4]; zu andern freier behandelten Reihen und selbst Strophen mit Reimbindung führten vornehmlich die Hamburger über[5], den Gebrauch ganz reimloser Verse empfahlen die Schweizer auch schon im Beginn der Zwanziger, und selbst Gottsched sprach wenige Jahre später der Lossagung vom Reimzwang für gewisse Dichtarten und für Uebersetzungen das Wort. Bodmer hatte in die Discurse der Mahler[6] eine in reimlosen Versen abgefasste Uebersetzung eines Stücks aus dem Anfang des zweiten Gesanges von Boileau's Art poétique eingerückt (die Zeilen nach Art der Alexandriner gemessen und die männlich und weiblich ausgehenden in willkürlicher Aufeinanderfolge). „Diese Kühnheit, Verse ohne Reime zu machen, zog ihm einen Schwarm von Feinden auf den Hals, die über seine Uebersetzung ein Geschrei machten, als ob er die Musen und den Parnass verrathen hätte", und gegen diese vertheidigte er sich und rechtfertigte sein Unternehmen, indem er den Gebrauch der Reime in der deutschen Poesie als einen Missbrauch darzustellen suchte[7]. Er sei so ungeschickt, dass er aus den Aeusserungen seiner Gegner noch nicht sehen könne, worin die Grösse seines Fehlers bestehe; bis dahin habe er geglaubt, dass einzig die reiche Dichtung und die Scansion die Poesie von der Prosa unterscheide; von der Richtigkeit dieser Meinung überzeuge er sich je länger je mehr, und der Hinblick auf die antiken Dichter könne ihn darin nur bestärken. Die Reime seien, wenn man der Vernunft glauben wolle, nichts anders als ein kahles Geklapper gleichlautender Endbuchstaben, welches uns von der barbarischen Poeterei unserer Alten angeerbt sei. „Die Reime", heisst es weiter, „hemmen die Gedanken, entkräften die besten Expressionen, führen an ihrer Statt andere, schwache und närrische ein" etc. Das Joch der italienischen und französischen Reime sei noch nicht so schwer als das der deutschen; denn diese Sprachen seien so voller Reime, dass sich dieselben auf allen Seiten im

---

3) Vgl. § 195. 4) Vgl. § 196, Bd. II, 92 und § 198, Bd. II, 104 f.
5) Vgl. § 198, Bd. II, 105 f. 6) Th. 2, Disc. 5. 7) Th. 2, Disc. 7.

Ueberfluss darbieten, da in der unsern ein grosser Theil der Wörter ihre eigene Termination habe, die sich zu keinem andern Worte reime[8]. Gottsched, der bereits in dem Biedermann (1727 f.) und in „der deutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelten Reden und Gedichten“[9] Proben von reimfreien Versen gegeben hatte[10], sprach seine Ansicht von der Zulässigkeit nicht bloss reimfreier Gedichte in den bisher üblichen Massen, sondern auch in Hexametern und andern Rhythmen des classischen Alterthums, so viel ich weiss, zuerst in der kritischen Dichtkunst aus[11]. Nach ihm[12] sollte unter den vielfältigen Gattungen des Silbenmasses, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebraucht worden, zwar keine einzige sein, die sich nicht auch in unserer, ja in allen andern Sprachen nachmachen liesse. Wir und alle übrigen Völker hätten lange und kurze Silben, die in ungebundener Rede auf tausendfältige Art durch einander gemischt würden. Wenn wir dieselben nun aber nicht auch auf eine einträchtige Art, nach einer beliebig angenommenen Regel abwechselten, wie die Alten in ihren Versen, so käme diess wohl daher, weil die Harmonie der gar zu gekünstelten Abwechselungen der Füsse nicht so leicht ins Gehöre fiele, da man selbst schon im Lateinischen Mühe hätte, eine ungewöhnliche Art von Versen recht zu scandieren. Die heroischen Verse der Alten bei uns einzuführen, wäre nicht unmöglich: an daktylischen Wörtern fehlte es uns nicht, an spondeischen aber gewiss auch nicht. Wir müssten uns jedoch, wenn wir etwas Wesentliches damit gewinnen § 269

8) Vgl. die gründlicher und besser auf die Sache eingehende Umarbeitung dieses Discurses in dem Mahler der Sitten 1, 308 ff. Hier mag gleich bemerkt werden, dass in die Discurse auch noch andere poetische Stücke in reimfreien Versen eingerückt sind (Th. 3, 1 f.; 179—184, und darunter auch ein strophisches; 4, 123 f.) Uebrigens gieng Bodmers Abneigung gegen den Reim keineswegs so weit, dass er sich desselben niemals selbst bedient hätte: im Gegentheil. was von seinen eigenen, seit dem J. 1733 bis in die Vierziger hinein abgefassten Gedichten zuerst schon anderwärts gedruckt war, dann mit einigen neuen Stücken vermehrt in der von J. G. Schuldhess veranstalteten Sammlung „J. J. B. kritische Lobgedichte und Elegien.“ Zürich 1747. 8. (2. Auflage 1754) erschien, besteht, bis auf eine Ode in annähernd sapphischer Versart, durchgehends aus gereimten Alexandrinerstücken. Nachher sah er freilich, wie Schuldhess in der Vorrede zur 2. Auflage dieser Sammlung bemerkt, „auf seine gereimten Gedichte mit einiger Verachtung nieder“; gleichwohl griff er noch in seinen alten Tagen die Reimstrophe wieder auf in der Bearbeitung „altenglischer Balladen“ etc. und „altenglischer und altschwäbischer Balladen“ etc. (Zürich 1780. 81. 8.) 9) Leipzig 1732. 8. 10) Vgl. die deutsche Sprachkunst, 5. Aufl. S. 638. 11) Und zwar gleich in der ersten Ausgabe S. 311 f. (vgl. auch Beiträge zur kritischen Historie 1, 99). Näheres darüber kann ich indess nur nach der zweiten (vom J. 1737) berichten, da mir die erste nicht zur Hand ist. 12) Ausg. von 1737, S. 352 ff.

§ 269 wollten, „das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen." Die von ihm gegebene Probe[13] möchte deutschen Ohren wohl noch ziemlich fremd und unangenehm klingen; allein denen, die einen lateinischen Vers Virgils oder des Horaz in dergleichen Silbenmasse ohne alle Reime schön fänden, wäre es in Wahrheit eine Schande, wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewunderten, nur im Deutschen entweder nicht hörten oder doch verwerfen wollten. Seines Erachtens fehlte nichts mehr, als dass einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in seiner Sprache fehlte, auf den Gedanken geriethe, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift ausser den Reimen fähig sei. Darauf folgt die Hinweisung auf Miltons und des Cardinals Bentivoglio Vorgang in dem Gebrauch reimloser Verse und Proben von deutschen Alexandrinern ohne Reime und Abwehr des Verdachts, er gienge auf Verbannung des Reimes aus. Seine Absicht wäre zum höchsten, nur beiderlei Arten von Versen bei uns im Schwange zu sehen, gereimte und reimfreie, wie in Italien und England. Man würde sich alsdann gewöhnen, mehr auf das innere Wesen und auf die Sachen in Versen zu sehen als zeither, leichter gute Uebersetzungen der Alten machen können und bald auch in Schauspielen glücklicher werden, in denen Reime immer gar zu studiert klängen, und den Zuschauer ohne Unterlass daran erinnerten, dass er in der Komödie sei. Bald nachher (1733) kam er auf diesen Gegenstand anderwärts zurück[14], indem er den „Versuch einer Uebersetzung Anakreons in reimlose Verse" bekannt machte[15]. Andere reimfreie Stücke, in jambisch und trochäisch gemessenen Zeilen verfasst oder übersetzt, rückte er das Jahr darauf in den zweiten Theil von „der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigenen Schriften und Uebersetzungen"[16], fand es aber noch immer nöthig, sich in der Vorrede wegen dieser „poetischen Ketzerei" zu rechtfertigen[17]. Man sieht, es waren die Alten, die Engländer und

---

13) Sie steht auch in W. Wackernagels deutsch. Lesebuch 2, 647 ff. und in K. Goedeke's elf Büchern d. Dichtung 1, 539. 14) Im 5. Stück der Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache S. 152 ff. 15) Drei Oden, sie stehen auch, mit noch drei andern, in der von J. J. Schwabe besorgten Ausg. von Gottscheds Gedichten. Leipzig 1736. 8. S. 639 ff. Zu dem Versuche mochte ihn, wie Danzel (Lessing 1, 75) nicht ohne Grund muthmasst, zunächst eine Aeusserung J. F. Christs angeregt haben. 16) Leipzig 1730—1739. 3 Thle. 8. Ausg. von 1742 S. 137 ff.; 279 ff.; 497 ff. 17) Aus allem ergibt sich die Grundlosigkeit der so oft wiederholten Behauptung, Gottsched sei der entschiedenste Widersacher aller reimlosen Poesie in unserer Sprache gewesen. Wie wenig er schon 1738 das Wesen des Verses im Reime suchte, erfährt man besonders aus einem Briefe an den Grafen v. Manteuffel, bei Danzel 1, 31.

die Italiener, auf deren Beispiel man sich berief; in den freier ge- § 269
bauten Systemen von gereimten Zeilen hatte man den Vorgang der Franzosen in ihren sogenannten vers irréguliers für sich[19]. Von da an lässt es sich diesen ganzen Zeitraum hindurch nachweisen, wie in dem Grade, in welchem die Poesie nach grösserer Fülle, Tiefe und Mannigfaltigkeit des Gehalts strebte und verschiedene Wege dazu einschlug, sie auch die alten metrischen Formen ungenügend fand und sich neue zu verschaffen suchte. Da indess erst seit dem Anfang der siebziger Jahre einzelne Dichter darauf verfielen, einige ältere, aber schon sehr entartete volksmässige Formen wieder aufzunehmen und mehr oder weniger auszubilden, so hielt man bis dahin in der Versmessung entweder das Princip der Regeln fest, die Opitz und Buchner durchgesetzt hatten, und bildete aus den vier Hauptversarten des siebzehnten Jahrhunderts neue Systeme, mit und ohne Reime, bald nach romanischen, bald nach englischen Mustern; oder man suchte auf Grund einer eigenen Quantitätslehre für das Deutsche auch noch andere, und darunter sehr kunstvolle Masse der alten Classiker getreu nachzuahmen und mit ihrer Einführung die poetischen Formen des classischen Alterthums überhaupt bei uns einzubürgern. Jener Rückzug auf ältere deutsche Vers- und Strophenarten kam dann in etwas weiterm Umfange nur dem Liede, dem lyrischen und dem epischen, zu Gute, ungleich weniger den übrigen Dichtungsarten. Er konnte schon darum keine tief und in's Allgemeine greifende Umgestaltung unserer Verskunst zu volksthümlicher Selbständigkeit herbeiführen, weil sich das Vorurtheil von der Rohheit des altdeutschen Versbaus bei den classisch gebildeten Dichtern zu fest gesetzt hatte, die wieder aufgenommenen Formen der heimischen Vorzeit dies Vorurtheil auch zu wenig widerlegten, um selbst in einer der neuen Regel angenäherten Umbildung einen Ersatz für die aus der Fremde eingeführten Kunstgebilde bieten zu können, und was die Hauptsache war, weil die vaterländische Sprachwissenschaft so langsame Fortschritte machte, dass man vor den Zwanzigern des gegenwärtigen Jahrhunderts auch nicht einmal eine Ahnung von den prosodischen Verhältnissen des Alt- und Mittelhochdeutschen hatte, daher gar nicht im Stande war, die metrische Kunst unserer Dichter aus den besten Zeiten des Mittelalters nach ihrem eigentlichen Wesen und Werthe zu beurtheilen, oder sich gar zu Nutze zu machen. Man fuhr also immer noch fort, sich an die Fremde zu wenden, wenn man sich an den zeither üblich gewesenen Formen

19) Vgl. Hagedorns Vorbericht zu seinen Oden und Liedern. Ausg. von 1747. S. XXXVII ff.

§ 269 nicht mehr genügen liess. Waren es anfänglich die Franzosen und demnächst die Alten und die Engländer gewesen, deren Versarten und Verssysteme man bei uns nachahmte, so kamen seit den siebzigern zuerst wieder italienische und dann spanische Vorbilder an die Reihe, die man schon im siebzehnten Jahrhundert vielfach nachgeahmt, später aber auf eine Zeit lang verlassen hatte; und zuletzt giengen unsere Dichter auch noch bei den Serben, den Neugriechen und den Orientalen in die Lehre, als sollte nichts unversucht bleiben, unsern scheinbaren Reichthum an metrischen Formen zu vermehren, um darunter unsere wirkliche Armuth uns selbst und unsern Nachbarn zu verbergen[19].

§ 270.

a. Versmessung. — Der alte Irrthum, von dem Opitz sich noch frei gehalten hatte, in den aber seine Nachfolger nur zu bald verfallen waren, die Silben für den deutschen Versbau nicht nach der Stärke und der Schwäche ihres Tons zu unterscheiden, sondern nach Länge und Kürze, und darnach eine Quantitätslehre aufzustellen, die aller geschichtlichen Unterlage entbehrte und zum grössten Theil mit den wahren prosodischen Verhältnissen unserer Sprache in grellem Widerspruch stand, hatte sich durch die zahlreichen Poetiken des siebzehnten Jahrhunderts bis in diesen Zeitraum fortgepflanzt. Auch Gottsched gab sich ihm hin[1], und bei den jüngern Dichtern setzte er sich, trotz dem, dass Breitinger ihn schon 1740 zu beseitigen suchte[2], um so fester, je mehr sie sich beeiferten,

---

19) „Arm an Mass zwar ist der Deutsche, doch nur allzureich an Versen." Platen, gesamm. Werke (1843) 1, 295.

§ 270. 1) In der zweiten Ausg. seiner kritischen Dichtkunst schreibt er nur noch ganz im Allgemeinen der deutschen Sprache wie jeder andern kurze und lange Silben zu, und von Versfüssen, die sich in ihr finden liessen, erwähnt er ausser den jambischen, trochäischen, daktylischen und anapästischen keiner andern weiter als der spondeischen; vgl. § 269, S. 213. In der dritten (vom J. 1742) behandelt er diesen Gegenstand ausführlicher S. 385 ff.; hier ist von noch andern antiken Versfüssen die Rede, die aus unsern Kürzen und Längen nachgemacht werden könnten. In der deutschen Sprachkunst ist das zweite Hauptstück des „die Tonmessung" befassenden Theils überschrieben „Von der Länge und Kürze, oder dem Zeitmasse der deutschen Silben." Lang ist ihm (5. Ausg. S. 590 ff.) jede Silbe, auf welcher „der Ton in der Aussprache, in Vergleichung mit den benachbarten Silben, etwas länger ruhet"; kurz oder „zweifelhaft" (d. h. mittelzeitig) „ist eine solche, dabei sich der Laut in der Aussprache entweder gar nicht aufhält, oder doch in Ansehung der benachbarten viel weniger verweilet."

2) Kritische Dichtkunst 2, 438 ff. Es komme im deutschen Verse auf zwei- oder dreierlei an: auf die abgemessene Anzahl der Tritte und Silben die das Zahlmass heisse, auf den Accent, da nothwendig auf gewissen Platzen ein hoher, auf andern ein niederer gesetzt werde, und, wenn man wolle, auf die Reime. Mit Vorbedacht

neben dem heroischen und dem elegischen auch noch andere Vers- § 270
masse der Alten im Deutschen wieder zu geben, und je verbreiteter unter ihnen allmählig die Ansicht ward, dass sich diese Versarten, wenn nicht ausschliesslich, doch vorzugsweise für eine höhere, schwungvollere Dichtung eigneten. Ohne gehörig zu bedenken, dass der den antiken Silbenmassen eigene Streit zwischen Rhythmus und Accent sich in deutschen Nachbildungen entweder gar nicht oder nur mit der äussersten Beschränkung wiedergeben lässt, und in seltsamer Begriffsverwirrung alle höher betonten Silben im einzelnen Wort oder im ganzen Satz für lange, alle tiefer betonten für kurze oder mittelzeitige nehmend, unter den letzten aber wieder denjenigen mit einem ganz tonlosen *e* den gleichen quantitativen Werth beilegend, wie denen, welche alte lebendige und volltönende Ableitungsvocale sich noch gewahrt haben, oder gar unabgeschwächte Stämme untergeordneter Redetheile sind[3], ver-

---

schliesse er den Wohllaut aus, und ebenso habe er „die Wahl derjenigen Arten Tones ausgelassen, welcher von dem langen oder kurzen Zeitmass der Silben" entstehe, weil der Vers diese mit der Prosa gemein habe. „Er (der Vers) mag die langen und die kurzen Silben nach Erforderung der besondern Wirkung, die man hervorbringen will, ohne dass ihm die Prosodie deswegen etwas eigenes vorschreibe, durch einander verstellen, und, soll die Rede langsam sein, viele lange, soll sie schnell und lebhaft sein, viele kurze zusammenstellen. Und hier muss man sich einen unbestimmten Ausdruck der Prosodielehrer nicht lassen irre machen, wenn sie sagen, die langen und die kurzen Silben müssen in einem Verse in einer bestimmten Ordnung mit einander abwechseln; sie wollen allein sagen, dass die hohen Accente mit den niedern abwechseln müssen. Ihr flüchtiger Ausdruck entsteht vermuthlich daher, weil sie in den Gedanken stehen, dass jede lange Silbe einen hohen Accent, und jeder hohe Accent eine lange Silbe erfordere. Dieses ist nicht durchgehends wahr, wiewohl die Stimme insgemein auf einer langen etwas erhoben und auf einer kurzen vertiefet wird. Die andere Silbe in den Wörtern *Heiland, Klarheit, Unschuld, Grossmuth, lodernd* ist lang und doch darum nicht hoch. Also weiss eigentlich die deutsche Prosodie von keinen Tritten, die unumgänglich lang oder unumgänglich kurz sein müssten; wohl aber befiehlt sie uns, dass in den gesetzten Tritten die hohen und tiefen Accente mit einander umwechseln sollen." 3) Wer kann z. B. in den beiden Hexametern aus Vossens Luise „Edeler fühlten sich all' und menschlicher. Aber die Jungfrau Eilte vom moosigen Sitz und mühte sich hustend am Feuer" die dreisilbigen Füsse für Daktylen halten, die wirklich das Mass griechischer und lateinischer hätten, oder auch nur unserm Ohre so klängen, selbst angenommen, dass die griechischen und lateinischen Wortaccente auch immer auf die Längen fielen? Es ist doch wahrlich für die natürliche Aussprache und für das Gehör der Abstand gross genug zwischen einem noch lebensvollen, individuell charakterisierten Vocal, wie in den Silben *sich*, *-lich* (die ja auch ursprünglich ein selbständiger Stamm war), *die*, *vom*, *am*, und dem bis zu voller Tonlosigkeit abgestorbenen *e* in *-eler*, *-en*, *-er*, *-end*: ja selbst zwischen diesen *e* ist wieder ein Unterschied herauszuhören, der von der mangelnden oder vorhandenen Position herrührt. Und verhalten sich in F. A. Wolfs Hexametern, die den Anfang der Odyssee deutsch geben und gewiss

§ 270 meinten einzelne unter ihnen, auch die allerkunstvollsten lyrischen Masse der antiken Dichter bis zur täuschendsten Aehnlichkeit nachahmen zu können, und mutheten nun der Sprache zu, in einem Gedichte lieber die ihr natürlichen Betonungsgesetze zu verläugnen, als dem vorangestellten metrischen Schema sich nicht zu fügen[4]. Der Grundirrthum, die verschiedene Silbenbetonung für eine verschiedene Silbenzeit zu nehmen, wurde in den Schriften, die von der deutschen Prosodie und Metrik handelten, beibehalten und nur auf die eine oder die andere Art ausgesprochen. So liess Ramler um 1760 die Länge noch schlechthin mit dem Accent zusammenfallen, vermisste aber im deutschen Versbau eine hinlänglich genaue Beachtung der Accente, die für den Hexameter unerlässlich sei[5]. Nach manchem, was er hier sagt, könnte es scheinen, als habe er, wie in den gewöhnlichen deutschen Versarten, so auch in deutschen Hexametern die Silben nur nach ihrer stärkern oder schwächern Betonung unterschieden und ihre Quantität ganz dahin gestellt sein lassen. Allein aus den Worten[6] „Wir haben fast gar keine reinen Spondeen, aus der Ursache, weil wir in der geschwinden Aussprache der einen Silbe einen schärfern Accent geben müssen als der andern," ergibt sich, dass er doch ein Zeitmass für die deut-

---

mit einer Treue, die auch im Metrischen bewundernswürdig ist, die Daktylen etwa anders als die vossischen, z. B. in dem Verse „auf dem umflossenen Land, das im Meer wie ein Nabel emporragt?" Wer behaupten will, dass neuhochdeutsche Wortformen wie *bittere*, *antwortete* einem griechischen Daktylus und sinkenden Ionicus in der Aussprache und im Masse gleichkommen, der wird erst beweisen müssen, entweder dass sie noch eben dieselbe Vocalfrische in den Endungen haben, wie in der Sprache Otfrieds, wo *bittaru* und *antwurtita* in der That ein echter Daktylus und ein echter sinkender Ionicus waren, oder dass die Vocale der griechischen Kürzen zu Homers, der lateinischen zu Virgils Zeit in der Aussprache schon eben so ihre frühere Klangfülle eingebüsst hatten, wie die allermeisten Kürzen und Längen der althochdeutschen Endungen im Neuhochdeutschen. Andere Punkte, die hier zur Sprache kommen könnten, muss ich unberührt lassen; einen, und gewiss nicht den unwesentlichsten, hat W. Wackernagel in der Vorrede zu seiner Geschichte d. deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831. 8. genügend hervorgehoben. Vgl. auch A. Schmits, de hexametri germanici historia. Bonn 1862. 8. 4) Die Belege dazu können vorzüglich die Uebersetzungen der lyrischen Stellen in den griechischen Dramen und der Gedichte Pindars liefern. Von eigenen Erfindungen der Deutschen gehören hierher besonders die Stücke von Voss, deren metrisches Schema an bestimmten Stellen vier Kürzen unmittelbar hintereinander fordert; vgl. Lyrische Gedichte (Königsberg 1802) 1, 191 ff.; 257 ff. (in den sämmtl. poet. Werken, 1835, S 137 f.; 146), und dazu W. Wackernagel, d. Lesebuch 2, S. XVI, Anm. 2. 5) Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Hrn. Batteux, mit Zusätzen vermehrt von K. W. Ramler. 2. Ausg. Leipzig 1762. 63. 4 Bde. 8. (die erste erschien 1758) 1, 165 ff. 6) A. a. O. 1, 168.

schen Silben im Verse annahm. Er hielt nämlich in jedem zwei- § 270
silbigen Worte die erste, wenn sie hochbetont war, für lang, die zweite, auch wenn sie tieftonig war, in den allermeisten Fällen für kurz: in dem Einen irrte er nicht, in dem Andern nur zu sehr, und eben deshalb, weil er die Silbenzeit und den Silbenton mit einander verwechselte. Klopstock[7] erkannte es an, dass unsere Silben sich prosodisch ganz anders von einander unterschieden wie die griechischen, jene nach einer begriffsmässigen, diese nach einer mechanischen Quantität[8]; und er hatte auch feines Gefühl genug, die Silben, die ihm als kurze galten, nicht, wie die meisten griechischen Kürzen, alle unter einer und derselben Art zusammenzufassen, sondern zwei bis drei Arten davon anzunehmen[9]. In ähnlicher Weise fasste Moritz in seinem geistvollen „Versuch einer deutschen Prosodie"[10] die Sache auf: obgleich er zugab, der Wortaccent diene dem deutschen Silbenmass gleichsam zur festen Unterlage, sprach er doch in demselben Sinne wie seine Vorgänger von der Länge und Kürze unserer Silben, die aber nicht bestimmt werden könnten nach der Anzahl und Beschaffenheit der Buchstaben oder einzelnen Laute, woraus sie bestünden, sondern bloss nach ihrem prosodischen Werth, als Redetheile von mehr oder minderer Bedeutung betrachtet[11]. Anders freilich, dem ersten Anschein nach, Voss in seiner viel bewunderten und gerühmten Zeitmessung[12]. Zwar liess auch er beides, Dauer und Ton der Silben, grösstentheils vom Begriff abhangen; aber mit grosser Entschiedenheit verwarf er die Meinung, der hohe Ton mache die Länge, weil zu der letztern sich am häufigsten der erstere geselle; und er wollte sich nicht „demüthigen" (!), in unserer Sprache statt

---

7) Seine Abhandlungen und Bemerkungen über deutsche Metrik, die mit dem J. 1756 beginnen, sind, mit Ausnahme des Abschnitts in der deutschen Gelehrtenrepublik, der „vom Tonmasse" handelt (sämmtliche Werke 12, 333—349), aus dem 2. 3. und 4. Bande der halleschen Ausgabe des Messias (1756—73), den Fragmenten über Sprache und Dichtkunst, den grammatischen Gesprächen (vgl. § 266, 8), gesammelt in K's sämmtl. sprachwiss. und ästhet. Schriften, herausgg. von Back und Spindler, 1, 267 ff.; 2, 107 ff.; 3, 1—266. 8) Vgl. in der Abhandluug „Vom deutschen Hexameter" (1779) bei Back und Spindler 3, 115 f. 9) Vgl. in der Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Silbenmasses im Deutschen" (1756) bei Back und Spindler 3, 9. 10) Berlin 1786. 8. 11) Vgl. S. 169 f.; 246. Aendert man die Bezeichnungen „lang" und „kurz" bei Moritz in „höher" und „tiefer betont", so erhält alles ein anderes Ansehen; und dann gehören seine Bemerkungen über die Silbenverhältnisse im Neuhochdeutschen gewiss zu dem Besten, was in der Art und in solcher Ausführlichkeit über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. 12) Zeitmessung der deutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegien. Königsberg 1802. 8. (zweite, mit Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe, herausg. von Abr. Voss. 1831).

§ 270 des Zeitmasses ein blosses Tonmass, eine Quantität des Accents anzuerkennen[13]. Indess auch bei ihm läuft, wenn man seine Lehre nur etwas genauer ansieht, das Allermeiste, was über Länge, Kürze und Mittelzeitigkeit anderer Silben, als der in den Stämmen mehrgliedriger unzusammengesetzter Wörter gesagt ist, darauf hinaus, dass nach der stärkern oder schwächern Aussprache der Silben, d. h. also doch wieder nach dem Wort- oder Gedankenaccent, das Zeitmass bestimmt wird. Und so kam auch A. W. Schlegel nicht über die klopstock-vossische Theorie von der deutschen Silbenquantität hinaus[14]. — Bei alle dem fehlte es von Anfang an nicht an Stimmen, die aus verschiedenen Gründen bald davon abmahnten, sich auf die Nachahmung antiker Masse zu tief einzulassen, bald dahin lauteten, dass es geradezu unmöglich sei, die Form der alten Muster in allen Stücken wiederzugeben. Uz hielt es, nicht lange nachdem er sich versucht hatte, Verse mit reinen Daktylen und Spondeen zu Stande zu bringen[15], für misslich, dass neue Versuche darin gemacht würden[16]. Haller wollte keine andern Versfüsse in der deutschen Poesie gelten lassen als die schon eingeführten sogenannten Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapästen[17]. J. A. Schlegel schrieb zwar den deutschen Silben Quantität genug zu, dass sich Hexameter und andere Versformen der alten Classiker von uns allenfalls nachahmen liesen; allein er meinte, diese Quantität wäre nicht so rein, dass wir den antiken Versbau nach allen seinen Gesetzen in unsern Nachahmungen zu beobachten vermöchten[18].

---

13) Zeitmessung (A. v. 1802) S. 9—11. 14) Im Jahre 1800 schrieb er (sämmtliche Werke 12, 135): „Zur Nachbildung der alten Silbenmasse ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich: in gereimten Versen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben und den Stellen, wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr uneigentlich Jamben genannt" (als ob unsere Hexameter ein besseres Anrecht auf ihren Namen hätten!). Und 1820, „Vom deutschen Hexameter" (in der indischen Bibliothek; sämmtliche Werke 3, 19—25) S. 22: „Die deutsche Quantität ist Anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechselt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopstock die unbetonten oder tieftonigen Längen anerkennen, indem er entdeckte, dass die Länge und Kürze der Silben bei uns von ihrem grammatischen Range und der Selbständigkeit der Bedeutung abhängig sei. Die Schrift von Voss über die Zeitmessung enthält viel schätzbare Bemerkungen, doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Silben, die unter verschiedenen Bedingungen lang oder kurz sein können, viel enger beschränken."
15) Vgl. § 271, 10. 16) Vgl. den Brief Kleists an Gleim aus d. J. 1746 in Körte's Ausg. von Kleists sämmtlichen Werken (A. v. 1825) 1, 21 f. 17) In der § 265, 14 angeführten Recension von Gottscheds Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst. 18) Vgl. die Abhandlung „Von der Harmonie des Verses" im Anhang zu seinem „Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen

Herder bemerkte, als er die Frage aufwarf, welche Silbenmasse unserer Sprache — nicht möglich, sondern natürlich seien, dieselbe sei viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als dass sie sich dem polymetrischen Numerus der Griechen bequemen könnte; wer frei-rhythmische Zeilen zerlege, werde immer Spondeen, Trochäen und Jamben antreffen, Daktylen in Participien und in wenig andern Wörtern; zu den übrigen vielsilbigen Tritten seien die vielen kleinen Wörter von einer Silbe in ihrer prosodischen Geltung zu unbestimmt und dabei auch zu prosaisch[19]. Selbst Klopstock, der vornehmste Begründer und eifrige Verfechter der neu-antiken metrischen Kunst in Deutschland, konnte zuletzt nicht umhin zu erklären, ein völlig griechischer Hexameter im Deutschen sei ein Unding[20]. Am meisten traute der Mann unserer Sprache das Vermögen zu, den classischen in der Bildung gleicher Versmasse nachzuringen, der als der eigentliche Vollender jener Kunst angesehen zu werden pflegt, J. H. Voss. Nach seinem prosodischen System, das freilich jetzt in dem Lichte der historischen Grammatik und im Vergleich mit der altdeutschen Prosodie mehr willkürlich ersonnen, als aus den wirklichen Silbenverhältnissen des Neuhochdeutschen, wie sie im Laufe der Zeit geworden sind, hergeleitet erscheint, sollte unsere Sprache unter den gebildeten neuern die einzige sein, die durch bestimmtes Zeit- § 270

---

einzigen Grundsatz. Aus dem Französischen übersetzt" (nach der 2. A. Leipzig 1759. 8.) S. 564 f. und damit Nicolai's Bemerkungen über die Nachahmungen des Hexameters im Deutschen in den Literatur-Briefen Th. 10, 355 ff. 19) Vgl. Fragmente zur deutschen Literatur (sämmtliche Werke, Zur schönen Liter. und Kunst) 1, 69—72; 164 f.; 220; 2, 88. Er glaubte „in den unserer Sprache natürlichen Silbenmassen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln und zu springen." Wenigstens werde der Hexameter bei uns nie werden, was er bei Homer war: „singende Natur"; oder, wie er an Scheffner im J. 1767 schrieb und damit den Nagel auf den Kopf traf (Herders Lebensbild 1, 2, 239): „Bei den Griechen floss der Hexameter natürlicher aus der Sprache und der Musik; bei uns ist er bloss ein Werk der Kunst; ein Unterschied, den ich in aller Weite mir selbst noch nicht auseinander setzen kann, der aber beträchtlich ist." — Dazu halte man Bürger „An einen Freund über die deutsche Ilias in Jamben" (zuerst im d. Merkur von 1776. 4, 164 ff., dann in K. Reinhards Ausgabe von Bürgers Schriften 3, 153 ff., und hier S. 164—166); die kurzen, aber treffenden Bemerkungen J. Ch. Adelungs über das Missliche der Einführung antiker Silbenmasse überhaupt, in seinem Magazin für die deutsche Sprache 1, St. 4, S. 146. Anmerk. und A. W. Schlegels, schon in der zweiten Hälfte der Neunziger geschriebene, aber erst neuerlich (in den sämmtlichen Werken 7, 155 ff.) gedruckte Betrachtungen über Metrik, besonders auf S. 180 und 185 f. 20) Vom deutschen Hexameter (bei Back und Spindler) 3, 91 und vorher S. 87: „Unser Hexameter ist (durch Annahme der Trochäen) nicht sowohl eine griechisch-deutsche Versart, sondern vielmehr eine deutsche."

§ 270 mass und mannigfaltige Bewegung die rhythmischen Künste der Alten in Rede und Poesie wieder auferwecken könnte. Diese beneidenswürdige Tugend müsste mit griechischer Anstrengung ausgebildet werden; je mehr Schwierigkeit, desto glänzender der Ruhm des Ueberwinders[21]. — Mögen sich aber auch die Männer des vorigen Jahrhunderts, welche die antiken Silbenmasse bei uns einführten, bei der Grundlegung ihrer Theorie noch so sehr getäuscht haben, und mag man von ihren Nachbildungen der classischen Muster halten, was man wolle: so viel wird jeder einräumen müssen, dass die besondern Ergebnisse ihrer prosodischen Forschungen und Beobachtungen der Kunst des neudeutschen Versbaues überhaupt vielfach zu Gute gekommen sind, dass in jenen Versmassen Formen gewonnen wurden, in denen sich unsere Sprache für den dichterischen Gebrauch zuerst wieder freier zu bewegen vermochte, ihre Kräfte fühlen lernte und den Umfang ihres Ausdrucks ganz ausserordentlich erweiterte[22], und dass wir in andern Versarten schwerlich so treue und so vortreffliche Uebersetzungen von poetischen Werken des classischen Alterthums erhalten hätten, wie wir uns derer rühmen können.

§ 271.

Bis zum Ablauf der Dreissiger blieb man im vorigen Jahrhundert bei den aus nächster Vergangenheit überkommenen Versarten noch stehen. Selbst in reimlosen Gedichten, die nun allmählig schon häufiger wurden, kamen keine eigentlich neuen in Anwendung, und es schien fast, als sollten Gottscheds Versuche in reimfreien Hexametern[1] eben so wenig Nachfolge finden, wie sie in frühern Zeiten die dem heroischen, dem elegischen und andern Massen der Alten hin und wieder nachgebildeten metrischen Formen mit und ohne Reim gefunden hatten[2]. Allein gleich im nächsten Jahrzehnt änderte sich diess. Dem Zwange, welchen dem Dichter der für den Vers geforderte Wechsel zwischen gehobenen und gesenkten Silben auferlegte, hätten sich schon in den Dreissigern Bodmer und Drollinger gern entzogen, und das Mass des Alexandrinerverses insbesondere missfiel ihnen so sehr, dass sie ihm am liebsten ganz

---

21) Vgl. Zeitmessung S. 259 f. 22) Vgl. Klopstock bei Back und Spindler S. 161 f.

§ 271. 1) Zu der § 269. 13 nachgewiesenen Probe hatte er in der zweiten Ausgabe der kritischen Dichtkunst S. 359 f. den übersetzten Anfang der Ilias gefügt.

2) Vgl. Gottscheds d. Sprachkunst (5. A.) S. 660 ff.; W. Wackernagel, Geschichte d. deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, und oben Bd. II, 90, 17. 96.

entsagt hätten[3]. Indessen fügten sie sich noch der hergebrachten § 271
Regel und dichteten in den allgemein gebräuchlichen Versarten. Im Jahre 1740 erschien Breitingers kritische Dichtkunst. Sie enthielt auch einen Abschnitt „von dem Bau und der Natur des deutschen Verses"[4], worin dieser Gegenstand mit viel mehr Einsicht besprochen war, als in allen Büchern, die zeither davon gehandelt hatten. Was Bodmer und Drollinger nur angedeutet hatten, führte Breitinger aus und begründete es. Er zeigte, wie sehr die Durchführung des Hauptgesetzes der neudeutschen Metrik die ungezwungene und mannigfaltige Bewegung des deutschen Verses beeinträchtige, wie wenig sie mit der unserer Sprache natürlichen Tonsetzung in der ungebundenen Rede übereinstimme, und wie gross, und für uns nichts weniger als vortheilhaft, der Abstand sei zwischen den deutschen Versarten und den romanischen, denen sie nachgebildet worden. Der Vers überhaupt mit seinen gemessenen Tritten habe eine natürliche Macht auf den Menschen als einen Liebhaber der Harmonie. Aber in deutschen Gedichten werde diess Ebenmass von der beständigen Gleichheit verderbet; denn der Mensch sei noch ein grösserer Freund der Mannigfaltigkeit als der Proportionen. Das sich immer gleichbleibende Ebenmass aller Verse müsse in einem langen Werke in eine widrige Montonie verunarten. Wider den französischen Alexandriner habe daraus schon La Motte einige be-

---

3) Bodmer in dem Gedicht „Die Wohlthäter des Standes Zurich." aus dem J. 1733 (Kritische Lobgedichte und Elegien. A. von 1747) S. 14: „Zu sagen, was ich denk', erlaubt dasselbe (das Silbenmass) nicht. Das in sechs Gliedern geht und in der Mitte bricht; Am Körper lang genug, behülflich desto minder, Mit Füssen wohl versehn, doch darum nicht geschwinder. — Nicht anders schleppt die Schlang', an einem warmen Bach, Die Mitte durchgebohrt, den Schwanz beschwerlich nach." — Das letzte Gleichniss ist Pope'n abgeborgt. Vgl. J. J. Sprengs Anmerkungen zu Drollingers Uebersetzung des Versuchs von den Eigenschaften eines Kunstrichters von Pope, in Drollingers Gedichten S. 215. — Drollinger beklagte in seinem poetischen Sendschreiben an Spreng zu Ende des J. 1737 (a. a. O. S. 95 ff.) den deutschen Dichter wegen des metrischen Zwanges, der ihm auferlegt sei. Wie glücklich sei doch ein Poet dort an der Seine, Themse und Tiber, dem ein Lied spielend gerathe! „Der Deutsche steckt in steter Press: Er muss die Silben ängstlich wägen; Der leichte Franzmann hüpft dagegen Und lachet unsers Tonmässes." Die Alexandriner insbesondere charakterisiert er in dem Gedicht „Ueber die Tyrannei der deutschen Dichtkunst" (S. 269 f.; das Entstehungsjahr ist zwar nicht angegeben, aber wahrscheinlich noch in den Dreissigern und jedenfalls nicht später als 1742 anzusetzen). „Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein! Zu gross für Einen und für Zween zu klein. Je mehr er hat, je mehr ihm stäts gebricht. Zwölf Füsse helfen ihm zum Laufen nicht. Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenehm, Und kein geschicktes Mass dem Sinn bequem" etc. (Das Ganze ist abgedruckt in W. Wackernagels d. Lesebuch 2, 582 ff. und in K. Goedeke's elf Bücher deutscher Dichtung 1, 510.)

4) Th. 2, S. 435—472.

§ 271 sondere Einwürfe gezogen. Was der französische Kunstrichter sage, verdiene bei uns desto mehr Aufmerksamkeit, weil der hohe und der tiefe Accent in dem französischen Metrum nicht beständig auf gleichen Plätzen stehe, wogegen im Deutschen nicht nur das Zahlmass und die Pausen in allen Versen einerlei seien, sondern auch die Accente ihre unveränderlichen Plätze haben, wodurch die Silben einander wie an der Zahl, so in der Art des Tonlautes, der von der Erhebung und Vertiefung entstehe, völlig gleich werden. Die Silben der Italiener seien an sich nicht minder wie die unsrigen hoch oder niedrig, so dass sie ein dem deutschen gleiches Metrum haben könnten; gleichwohl fordern sie in ihren Versen nichts weiter als die hohen Accente auf den Pausen des Verses[5]. Vor den steifen deutschen Massen, die nicht bloss eine bestimmte Silbenzahl und deutlich ins Ohr fallende Einschnitte an feststehenden Stellen verlangten, sondern auch in der Aufeinanderfolge der gehobenen und der gesenkten Silben keine Abwechselung zuliessen, schienen ihm die altdeutschen, und vor dem Alexandriner namentlich der in der nicht sangbaren Dichtung üblichste Vers der voropitzischen Zeit unbedenklich den Vorzug zu verdienen. Den alexandrinischen Vers, sagt er[6], „hat man mit Recht mit einer Schlange verglichen, die mitten entzwei geschnitten worden und den Hintertheil ganz beschwerlich nach sich zieht. Man höret in seinen beiden Theilen nicht einen ernsthaften Vers, sondern zween kleine sechssilbigte, dadurch er von der Natur eines klugen Vortrags um so viel mehr abweichet.“ Es sei lächerlich, wenn man sagen wolle, dass man mittelst der Länge dieses Verses mehr Vortheil bekomme, einen Gedanken auszudrücken. Die deutsche Sprache bequeme sich ihm um so weniger, weil sie an langen zusammengesetzten Wörtern ungemein reich sei, für welche er keinen Raum herzugeben wisse. „Der kurze achtsilbige Vers, mit welchem sich unsere Voreltern vor Opitzens Zeiten beholfen, ist um einen Fuss geraumer als der alexandrinische (Halbvers).“ Dennoch habe man an all diesem Zwang noch nicht genug gehabt, sondern dem Alexandriner noch die Fesseln angelegt, dass er weder mit dem hintern Hemistich, noch mit der Zeile, die den andern Reim hergeben müsse, einen neuen Satz der Rede anfangen dürfe, in welcher Zusammenschlingung doch die Lateiner und die Griechen eine besondere Schönheit gesucht hätten. „Wer französische oder italienische Verse herlesen will, heisst es weiter[7], „muss allen Silben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Prosa wäre, und nur Acht haben, dass er nebst der richtigen

---

5) S. 446 ff. 6) S. 453 ff. 7) S. 467 ff.

Zahl der Silben den hohen Accent auf dem Abschnitte und dem Ende des Verses ausdrücke. Die gute Meinung, die ich von der Empfindlichkeit des Gehöres unserer Alten habe, heisset mich vor gewiss annehmen, dass sie ihre Verse auf eben diese Weise ausgesprochen haben. Man gebe ihrem kurzen achtsilbigen unabgeschnittenen Verse in der Aussprache seinen natürlichen Laut und sage dann, ob er nicht musikalisch sei, und das um so viel mehr, weil er durch die beständige Abwechselung der Füsse den Ekel der Homophonie vermeidet... Man thäte besser, so man die Regel, die befiehlt, die hohen und tiefen Accente beständig mit einander abwechseln zu lassen, fahren liesse und erlaubete, nach dem Exempel der Ausländer auf jedem Tritte, allein die Abschnitte ausgenommen, hohe oder tiefe, lange oder kurze Silben zu setzen, zumal da es nicht fehlen könnte, dass man auf diese Weise nicht einen angenehmen Wechsel von natürlichen Jamben, Trochäen und Daktylischen erhalten würde, welche ganz unbegehrt und ungesucht in den Vers kommen würden." Es wird kaum bezweifelt werden können, dass Breitinger in diesen Erörterungen eine Hauptveranlassung zu den neuen metrischen Bildungen gab, die gleich im Beginn der Vierziger versucht und binnen Kurzem so weit geführt wurden, dass es eine Zeit lang den Anschein gewann, als sollten durch sie aus einigen Dichtungsarten die bis dahin beliebtesten Silbenmasse und Versgebände ganz verdrängt werden. Seine kritische Dichtkunst war ein Buch, das in der Geschichte unserer Literatur Epoche machte: die jüngern, vorwärts strebenden Dichter griffen damals darnach, wenn sie sich im Theoretischen ihrer Kunst Raths erholen wollten, und von ihnen giengen die neuen Versuche im Metrischen aus. Was Breitinger zu Gunsten des altdeutschen Versbaues gesagt hatte, blieb freilich von ihnen unbeachtet; dagegen legten sie mit Ernst Hand an die Nachbildung der epischen und lyrischen Masse des classischen Alterthums in reimlosen Versen, und nicht lange darauf fiengen sie auch an von zehn- und eilfsilbigen jambischen Zeilen ohne Reime und ohne feste Cäsurstellen, nach dem Muster einer Hauptform der englischen Poesie, häufiger Gebrauch zu machen. — Die Versuche in antiken Versarten, die zunächst auf Gottscheds Hexameter folgten, kamen diesen in der Treue, womit die classische Form nachgebildet war, bei weitem nicht gleich. Es sieht fast so aus, als habe man, ohne alle Berücksichtigung der gottschedischen Proben, die er 1742 noch um ein Paar vermehrte [8], ganz von vorn anfangen und sich dabei von den § 271

8) In der 3. Ausgabe der kritischen Dichtkunst; vgl. Anmerk. 12 und 29.

§ 271 bisher üblichen Silbenmassen so wenig wie möglich entfernen wollen. Lange und Pyra hatten die reimlosen Stücke in den „freundschaftlichen Liedern"[9] noch zum allergrössten Theil in rein jambischen oder in trochäischen Zeilen abgefasst[10]; bloss dem fünf- bis siebensilbigen Schlussverse einer vierzeiligen Strophe, bei der es offenbar auf eine Annäherung an die sapphische abgesehen war, und die sie oft brauchten, hatten sie einen freien Rhythmus vorbehalten, der in den einzelnen Strophen eines und desselben Stückes bald jambisch-anapästisch, bald daktylisch, bisweilen aber auch wieder rein jambisch oder trochäisch sein konnte. Auch in der Frühlingsode von Uz, die 1743 im Druck erschien[11] und so grosses Aufsehen machte, waren die Verse von sechs Füssen, die als Hexameter mit einer Vorschlagssilbe[12] aufgenommen wurden, im Grunde nichts anderes als eine neue Art sehr sorgfältig gemessener Alexandriner[13] mit weiblichem Ausgang, aber ohne Reime, die sich von den gewöhnlichen deutschen Versen dieses Namens nur dadurch unterschieden, dass sie immer nach der zweiten und nach der fünften Hebung eine zweisilbige Senkung hatten; die kürzern Verse, die mit jenen längern in den vierzeiligen Strophen dieser Ode ab-

---

In demselben Jahre correspondierten König und Bodmer über die Möglichkeit deutsche Hexameter zu machen. Danzel, Lessing 1, 393. 9) Vgl § 253, Anm. 10. Die erste Ausgabe, die noch nicht alles enthält was die zweite, von Lange besorgte, brachte, war von Bodmer veranstaltet, Zürich 1745. 8. 10) Ein Stück in der Ausgabe von 1749 (S. 71 f.) besteht zwar aus Strophen, deren Zeilen alle jambisch-anapästisches Mass haben; es ist aber frühestens erst in der zweiten Hälfte des J. 1744 (nach Pyra's Tode) gedichtet und zwar von Frau Lange (vgl. § 253, Anm. 17). Noch später ist Lange's, in ähnlich gebauten jambisch-anapästischen Strophen abgefasstes Widmungsgedicht an G. F. Meier vor der Ausg. von 1749. Was Kleist in dem § 270, 16 angeführten Briefe sagt, „Man kann ja in einer Versart von lauter Spondeen und Choriamben schreiben, wie der selige Pyra", kann wenigstens auf keins der in den freundschaftlichen Liedern gedruckten Stücke bezogen werden. Worauf aber sonst, weiss ich nicht anzugeben. 11) In den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Auf das J. 1743. Brachmonat S. 490 ff. In Uzens poetischen Werken ist sie völlig umgearbeitet. 12) In dem Gebrauch einer Vorschlagssilbe war Uzen Gottsched auch schon vorangegangen, aber nur in einem einzigen seiner Hexameter, dem letzten in der Bearbeitung des Vaterunser, die er der 3. Ausgabe der kritischen Dichtkunst S. 394 einfügte; vgl. W. Wackernagel, Geschichte d. d. Hexameters S. 61 f. 13) Herder meinte (Fragmente zur deutschen Liter. 1. Ausg. 1, 112), Uz habe in seinem Gedicht der Prosodie der Alten beim Bau des Hexameters genau nachkommen wollen; Wackernagel (a. a. O. S. 62) schränkt diess dahin ein, die Position sei darin beachtet, jedoch nur in beschränkter Beziehung, nur auf negative Weise. Aber auch er sagt noch zu viel, wenn von der ursprünglichen Gestalt der Ode die Rede ist; denn in dieser hält sich der Dichter noch nicht ganz frei von solchen Daktylen, wie *silbernem* einer sein würde; man findet darin einmal *schmeichelnden*, anderer mit nur zwei Consonanten zwischen den beiden tonlosen *e* nicht zu gedenken.

wechselten, liessen nach eben so fester Regel auf je zwei jambische Füsse zwei anapästische folgen. Die Form der uzischen Strophe wurde alsbald von den Dichtern der Leipziger Schule adoptiert und theils unverändert, theils in verschiedenen Spielarten, jedoch ohne die gleiche Sorgfalt in der Abwägung der Senkungen gegen die Hebungen, für reimlose und gereimte Odenstrophen häufig benutzt. Unter den letztern, die genau das Mass der uzischen haben, ist das mir bekannte älteste Beispiel von J. A. Schlegel[14]. Beispiele von reimlosen Strophen desselben Baues sind in drei Oden nach Horaz, die erste von J. A. Schlegel[15] aus dem Jahre 1745[16], die beiden andern von Giseke aus dem Jahre 1746[17]. Derselbe Dichter hat aber noch 1747 zwei eigene Oden in demselben Masse abgefasst[18]. Von den Spielarten der uzischen Strophe mit festen Stellen für die zweisilbigen Senkungen habe ich die früheste auch wieder bei J. A. Schlegel angetroffen[19]. Nach dem Jahre 1748 werden die Variationen bei Giseke, Zachariä etc. häufiger und in den reimlosen Stücken tritt nun auch für diese Formen eine freiere Wahl zwischen ein- und zweisilbigen Senkungen ein, die in den gereimten noch lange gemieden wird[20]. Soweit diese uzischen Sechsfüssler auch noch von dem Mass der deutschen Verse abstanden, die als eigentliche Nachbildungen der antiken Hexameter gelten können, so führten sie zu diesen doch zunächst von der gangbarsten Versart für grössere Gedichte über. Die Mittelglieder bildeten die jambisch-anapästischen Sechsfüssler in einer Ode von Ramler aus dem Jahre 1744[21] und in Kleists Frühling, der 1746 angefangen und 1749 gedruckt ward[22]; denn in ihnen waren die zweisilbigen Senkungen nicht mehr an dieselben Versstellen gebunden, also ein freierer § 271

---

14) In dem Chor einer Nachbildung des 136. Psalms aus dem J. 1746, in den Bremer Beiträgen Bd. 3. 3, 163 ff. (vgl. Schlegels vermischte Gedichte 1, 15 ff.) 15) Nicht von Giseke, wie W. Wackernagel a. a. O. S. 63 f. angibt. 16) Bremer Beiträge 2, 4, 333 ff.; umgearbeitet in den verm. Ged. 1, 319 ff. 17) Bremer Beiträge 3, 2, 160; 233 ff.; in den poetischen Werken, mit falschen Jahreszahlen, S. 209; 195 ff.); eine vierte, auch aus dem J. 1746 (Bremer Beiträge 3, 3, 226) legt Manso in den Nachträgen zu Sulzer S. 103. Anm. a gleichfalls Gisecken bei; in seinen poet. Werken steht sie nicht. 18) Poetische Werke S. 105. 109. 19) Vermischte Gedichte 1, 35 ff.: sie ist zu einer Bearbeitung des 148. Psalms benutzt, die zuerst in den Bremer Beiträgen 3, 1, 3 ff., also im J. 1746 gedruckt wurde; wonach Wackernagel a. a. O. S. 64. Anm. 91 zu verbessern ist.

20) Vgl. § 272. 21) In der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1800 f. die fünfte (1, 12 f.); freilich habe ich keine Vergleichung mit dem ersten Druck anstellen können, um zu sehen, ob die metrische Form gleich anfänglich genau so war, wie hier und in der Ausgabe von 1772. 22) „Meist nach Kleists eigener Handschrift abgedruckt" in Körte's Ausgabe (vgl. 1, 28 der Ausgabe von 1825, dazu aber auch Jördens 2, 657 und 667 ff.).

§ 271 Wechsel zwischen jambischen und anapästischen Füssen als bei Uz; und wenn Ramler wenigstens noch die Cäsur unmittelbar nach der dritten Hebung und damit eine stäts einsilbige Senkung hinter derselben festhielt, so gieng Kleist auch hierin weiter, indem er öfter nach jener Hebung zwei gesenkte Silben folgen liess, mit deren erster ein Wort endigte. Nun war nur noch ein Schritt zu thun, um zu deutschen Hexametern der gottschedischen Art zu gelangen, die Lossagung von dem einsilbigen Auftact. Dazu entschloss sich Klopstock, noch bevor der Frühling bekannt wurde, als er die Prosa seines angefangenen Messias in Verse umschrieb. Vom Jahr 1748 an konnte daher wohl noch darauf Bedacht genommen werden, den Hexameter innerlich zu vervollkommnen: seine Grundform, so weit sie sich überhaupt in unserer Sprache darstellen liess, war in die deutsche Literatur eingeführt und ihre Geltung in derselben fortan gesichert. Bodmer war durch Klopstocks Messias gleich so für den Hexameter eingenommen, dass er wünschte derselbe möchte der Hauptvers auch im deutschen Trauerspiel werden[23]. Doch machte anfänglich diese Versform den Lesern grosse Noth; „den Schwachen" wurde daher von den Starken gerathen, hexametrische Gedichte als Prosa zu lesen[24]. Dass Lessing niemals Gefallen an den deutschen Hexametern fand, wie er sie kennen gelernt hatte, ist unzweifelhaft[25]. Auch noch späterhin, als die Kunst diese Versart bei uns schon sehr vervollkommnet hatte, widerte sie viele Dichter und Nichtdichter an, sogar in Uebersetzungen aus den alten Sprachen, oder die Art ihrer Anwendung wurde von einsichtigen Männern gerügt. Bürger, als Uebersetzer des Homer, bekehrte sich erst mit der Zeit von jambischen Fünffüsslern zu ihr. Heinse'n wurde die ganze Uebersetzung der Odyssee durch Voss dadurch verleidet, dass sie in klopstockischen Hexametern gemacht war, die platterdings seinem Ohr und Gefühl und allem, was er von Poesie und Musik in sich hatte, unerträglich und zuwider waren[26]. Lichtenberg glaubte, die Zeit des deutschen Hexameters komme erst durch Gewohnheit. Jetzt, d. h. in den Achtzigern und Neunzigern, sei sie noch nicht da, und es würde unstreitig besser sein, durch liebliches Silbenmass selbst den mittelmässigsten Gedanken Anmuth zu verschaffen, als einem widrigen Silbenmass durch Grösse der Gedanken aufhelfen wollen. Warum

---

23) Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe 1, 158 f.
24) Briefe der Schweizer S. 150. 25) Hagedorn äusserte sich über das in Deutschland allerwärts um sich greifende Hexametern mit dem alten Spruch: „Non equidem invideo; miror magis." Bei Eschenburg 5, 64. 26) Briefe zwischen Gleim, Heinse etc. 2, 495.

wolle man etwas einführen, das dem Gefühl erst durch Association von Begriffen erträglich werde?[27] Platen endlich, dem gewiss niemand abstreiten wird, dass er sich auf die Nachbildung antiker Silbenmasse verstand und berechtigt war, ein Urtheil über ihre Statthaftigkeit in der deutschen Poesie abzugeben, hat es in Versen und in Prosa unumwunden ausgesprochen, der Hexameter passe sich bei uns nur zu „geringen Gedichten", und Klopstock habe wie viele andere geirrt, als er ihn zu unserem epischen Masse machen wollte[28]. — Im Jahre 1742 hatte Gottsched auch schon einen Versuch in elegischen Versen bekannt gemacht, worin die Pentameter in eben der Art den antiken nachgemessen waren, wie seine Hexameter[29]. Allein auch darin folgte man ihm nicht gleich: Kleist bildete in einer zwei Jahre später gedichteten Ode oder Elegie seinen Pentameter ganz auf dieselbe Weise aus einem reimlosen Alexandriner mit männlichem Schluss, wie Uz seinen Hexameter, den Kleist in diesem Gedicht noch nicht zu ändern wagte, aus einem weiblich schliessenden hatte entstehen lassen, d. h. er gab ihm vor jeder Vershälfte einsilbigen Auftakt und legte die zweisilbigen Senkungen immer nach der zweiten und fünften Hebung[30]. Die ersten elegischen Distichen, die wie die gottschedischen gebaut sind, dürften dann wieder die von Klopstock aus dem Jahre 1748 sein[31]. — Von andern in antiker Art gemessenen Zeilen in strophischer oder unstrophischer Verbindung gehören, wenn sie nicht die ältesten in diesem Zeitraum sein sollten, doch gewiss zu den frühesten die in einigen Oden Ramlers, von denen die eine mit Gewissheit aus dem Jahre 1745 ist[32]. Daran schlossen sich zwei Jahre später die § 271

27) Vermischte Schriften 2, 343 ff. 28) Gesammelte Werke 2, 290; 5, 38.

29) Bearbeitung des 6. Psalms, in der 3. Ausgabe der kritischen Dichtkunst S. 395; auch in W. Wackernagels Lesebuch 2, 649 f. und bei Goedeke a. a. O. 1, 538 f.

30) „An den Herrn Rittmeister Adler" (bei Körte 1, 143 ff.). Der Hexameter hatte somit (wie bei Uz) stäts 15, der Pentameter 14 Silben. Eben solche Pentameter oder eine Variation davon, in welcher die Vorschlagssilbe vor der zweiten Hälfte fehlt, hat Zachariae in einigen seiner Strophenarten verwandt (vgl. Scherzhafte epische und lyrische Gedichte, Ausgabe von 1761, 1, 131; 171 und 421 f.).

31) „Die künftige Geliebte" (sämmtliche Werke 1, 21 ff.; mit den Lesarten des ersten Drucks in den Bremer Beitragen bei Goedeke a. a. O. 1, 660 ff.

32) „An Lalagen" (1, 14 f.): in den beiden ersten Zeilen jeder Strophe ist, wie es scheint, schon Nachbildung choriambischer Füsse versucht. Die zweite Ode, „An den Apollo", die ähnlich gebaute Zeilen enthält, bezieht sich auf die Eröffnung des Opernhauses in Berlin, welche 1742 Statt fand; damals zählte Ramler aber erst siebzehn Jahre und studierte in Halle (vgl. § 254, 9); er wird sie also wohl später verfasst haben, und darf man Göckingks Nachricht (hinter Ramlers poetischen Werken 2, 310) trauen, so ist sie wirklich erst in das Jahr 1748 zu setzen; gedruckt wurde sie zuerst in der Ausgabe von 1767; vgl. Allg. d. Bibliothek 7, 19.

§ 271 ersten Oden Klopstocks[33]. Am häufigsten wurden von da an diesen ganzen Zeitraum hindurch die von Horaz gebrauchten lyrischen Silbenmasse nachgeahmt[34] oder ihnen ähnliche in vierzeiligen Strophen oder in Wechselzeilen erfunden. Der erste, der es versuchte, an feststehender Stelle drei Silben hinter einander zwischen zwei Hebungen zu senken, war wiederum Klopstock: es geschah diess seit 1764 in verschiedenen der von ihm selbst im Charakter der antiken Strophen ersonnenen lyrischen Formen[35]. Vier gesenkte oder sogenannte kurze Silben ohne eine dazwischen gelegte Hebung dürften vor dem Jahre 1800, wo Voss sie wagte[36], in einem deutschen Gedicht kaum gefunden werden.

§ 272.

Zu den gereimten und auch zu den reimfreien Versen, die nicht absichtlich dem heroischen, dem elegischen und den lyrischen Massen der Alten nachgeahmt oder nacherfunden waren, benutzte man diesen ganzen Zeitraum hindurch vorzugsweise die aus dem siebzehnten Jahrhundert ererbten vier Hauptmasse mit ihren beiden Nebenarten, der jambisch-anapästischen und der trochäisch-daktylischen. So gut wie auf sie allein beschränkte man sich die Zeit über, wo der Knittelvers nur noch erst zum Scherz in einzelnen Gedichten angewandt wurde[1]; und eben so lange hielt man auch bei

---

33) „Der Lehrling der Griechen", „Wingolf" und „An Giseke", alle drei mit den ältern Lesarten bei Goedeke 1, 657 ff. 34) Aus den Jahren 1748—53 haben wir, ausser von Klopstock, namentlich auch von J. A. Schlegel (vermischte Gedichte 1, 281 ff.; 302 ff.; 311 ff.) und Giseke (poetische Werke S. 142; 167 f.; 147 ff.; 222; 186 f.; 221; 223) Oden in verschiedenen horazischen Massen. 35) Es ist diess in nur fünf Oden von sich gleich bleibendem Strophenbau geschehen, die in den Jahren 1764—73 gedichtet sind; darauf kehrte er zu einfachern Formen zurück; namentlich liebte er es in seinen spätern Jahren Hexameter mit andern trochäisch-daktylischen Versen wechseln zu lassen. 36) In den beiden § 270, Anm. 4 bezeichneten Stücken.

§ 272. 1) Vgl. § 197, S. 96—98. „Man pflegt zum Scherze auch Knittelverse zu machen, d. i. solche altfränkische, achtsilbige, gestümpelte Reime, als man vor Opitzens Zeit gemacht hat. Die Schönheit dieser Verse besteht darin, dass sie wohl nachgeahmt sein. Wer also dergleichen machen will, der muss den Theuerdank, Hans Sachsen, Froschmäuseler und Reineke Fuchs fleissig lesen und sich bemühen, die altfränkischen Wörter, Reime und Redensarten, ingleichen eine gewisse ungekünstelte natürliche Einfalt der Gedanken, nebst der vormaligen Rechtschreibung der Alten recht nachzuahmen. Ich habe es ein paarmal versucht, aber das erste ist mir ohne Zweifel so gut nicht gerathen als das andre, weil es noch zu neumodisch ist. Canitzens Schreiben an einen Freund ist auch meines Erachtens zu zierlich und gekünstelt, ob es gleich sehr viel Schönes an sich hat." Gottsched, kritische Dichtkunst (Ausg. von 1737) S. 585. Einen seiner Versuche,

der Bildung und Zusammenstellung der Füsse in eigentlich strophischen Systemen und in Reihen, die aus gleich gemessenen oder nur in der Silbenzahl sich unterscheidenden Versen bestanden, die frühere Grundregel mit aller Strenge fest, d. h. auf jede Hebung, die letzte ausgenommen, m u s s t e eine Senkung folgen[2], und zugleich wurden die Silben immer genau g e z ä h l t. Demnach durften jambische und trochäische Zeilen in derartigen Verbänden nie eine zweisilbige, anapästische, ausser im Auftakt, und daktylische, ausser am Schluss, nie eine einsilbige Senkung haben; in Versen aber, die Jamben mit Anapästen, oder Trochäen mit Daktylen mischten, war nicht allein die Zahl der Füsse jeder Art für die sich entsprechenden Zeilen eines Systems ein- für allemal bestimmt, sondern auch die Aufeinanderfolge der einfachen und der doppelten Senkungen oder der zwei- und der dreisilbigen Füsse[3]. Dem Auftakt bald eine bald zwei Silben zuzu- § 272

---

die Uebersetzung einer kurzen Stelle aus Buttlers Hudibras, findet man in den Beiträgen zur kritischen Historie d. d. Sprache St. 17, S. 172. Gottsched meinte, Bodmers Versuch einer Uebertragung (der beiden ersten Gesänge) des englischen Gedichts. Frankf. u. Leipzig 1737. S. würde sich in solchen Versen besser ausgenommen haben als in Prosa. In Klotzens Bibl. d. schönen Wissensch. 5, 1, 32 ist ein „Neuer kritischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Schaltjahr 1741 gestellt durch Chrysostomum Mathasium-Winterthur“ etc. erwähnt, für dessen Verf. Dreyer gehalten wurde. Er ist eine bittere Satire auf die Schweizer (im Kampfe mit den Sachsen): die Beschreibung des Zwistes ist in Knittelversen abgefasst und drollig genug. Eins der interessantesten Stücke in Knittelreimen aus der vorgoetheschen Zeit ist J. Chr. Rosts Epistel „Der Teufel. An Herrn G(ottsched), Kunstrichter der Leipziger Schaubühne.“ Utopien 1755 (wieder abgedruckt bei Goedeke [1], 545 f.), worauf ich in dem Abschnitt vom Drama mit einigen Worten zurückkommen werde. 2) Den Fall natürlich abgerechnet, der, wie zu Ende von § 195 bemerkt ist, schon im 17. Jahrhundert eine Ausnahme zu bilden schien, aber darum doch noch keineswegs gegen die Regel verstiess.

3) Der freie Wechsel zwei- und dreisilbiger Füsse in den längern Zeilen einer in Reimstrophen abgefassten Ode J. A. Schlegels aus dem Jahre 1749 (vermischte Gedichte 1, 305 ff.) darf noch nicht als Abweichung von der Regel aufgefasst werden: denn diese Zeilen sind gereimte Hexameter, nach Klopstocks Art gemessen, bis auf einen (den dritten auf S. 307), der eine Auftaktsilbe hat; die kürzeren Verse der Strophe haben die Jamben und Anapästen durchweg an festen Stellen. Dagegen habe ich wirkliche Abweichungen gefunden bei J. A. Cramer (der sich aber im Strophenbau auch bei der Abzählung der Füsse oft Freiheiten erlaubt) in der poetischen Uebersetzung der Psalmen (1755—64), Ps. 18, Str. 15, 5; Ps. 33, Str. 2, 3; Ps. 40, Str. 4, 2: wo zweisilbige Senkungen durch einsilbige vertreten sind; und in den sämmtlichen Gedichten den umgekehrten Fall, doch nur in einem (das auch noch vor 1770 verfasst ist; vgl. den nordischen Aufseher St. 144), nämlich in Nr. 98, Str. 5, 6; Str. 7, 6; Str. 8, 6; — bei v. Cronegk (sämmtliche Schriften, Karlsruhe 1776) 2, 188 f.; 295 ff., in zwei Oden, deren Strophen gleich denen der uzischen Frühlingsode gebaut sind, nur dass, wie auch noch in einer

§ 272 theilen, erlaubten sich die Dichter hier auch nicht, ihn hin und wieder ganz fallen zu lassen, oder ihn sonst mit der Hebung anfangenden Zeilen bisweilen vorzusetzen, nur äusserst selten[4]; und eben so wenig wagten sie, ausser mitunter im geistlichen Liede, den Wortaccent mit dem rhythmischen an irgend einer Versstelle zu stark in Widerstreit zu bringen[5], mochten sie es sonst bei Abwägung der Tonschwere der Silben, namentlich in Anapästen und Daktylen, auch nicht allzu genau nehmen. Nur in den aus verschiedenen Systemen zusammengesetzten Formen, wie sie in Cantaten und diesen ähnlichen Gedichten, mitunter auch in Stücken aus andern zwischen den poetischen Hauptgattungen liegenden Mittelarten zur Anwendung kamen, gestattete man sich, nach älterm Vorgang[6], nicht allein einsilbige Senkungen öfter und an verschiedenen Versstellen mit zweisilbigen zu vertauschen, sondern auch den Auftakt fortzulassen, also jambische und trochäische, anapästische und daktylische, jambisch-anapästische und trochäisch-daktylische Zeilen, die auch in der Zahl der Füsse nicht durchweg übereinzukommen brauchten,

---

dritten, anders gegliederten, Jamben und Anapästen keine festen Stellen haben; — und bei Chr. F. Weisse in einer Arie seines „lustigen Schusters“ (wenigstens nach der Leipziger Ausg. von 1777), komische Opern 2, 147 f.; die beiden Strophen einer andern im Dorfbarbier 2, 231 unterscheiden sich auch noch anderweitig so von einander, dass sie hier, streng genommen, nicht in Betracht kommen können. Wahrscheinlich lassen sich aus Gedichten von einem der im Text bezeichneten Verbände, die vor 1770 abgefasst sind, noch mehrere Abweichungen von der angegebenen Regel heraustinden; gross aber wird die Zahl der Fälle schwerlich sein. 4) Ich habe ausser zwei Fällen von weggelassenem und einem von vorgesetztem Auftakt in J. A. Cramers Psalmen 3, 13, Z. 1; 2, 166, Z. 5 (aber in der letzteren Stelle vor einem **reimlosen** Verse) und 2, 13, Z. 10 nur in zwei Liedern der Operette „Lottchen am Hofe“ von Chr. F. Weisse Beispiele von Weglassung der Auftaktsilbe in den sich entsprechenden Zeilen der Strophen angetroffen, komische Opern 1, 16 f.; 18 f.; von Vorsetzung das einzige in der Anm. 3 angeführten Ode J. A. Schlegels. Das Eine und das Andere ist vor Versen geschehen, in denen zweisilbige Senkungen neben einsilbigen vorkommen.
5) Vgl. § 220, Anm. 6. Diesen Widerstreit hatte Klopstock im Sinne, als er 1758 in der Einleitung zu seinen geistlichen Liedern (sammtliche Werke 7, 57 f.) von „den eingeführten Silbenmassen der Lieder“ sprach, „in welchen der Trochäus bisweilen den Jamben, oder dieser jenen unterbricht.“ Er wollte ihn auch von „den geistlichen Gesängen“, die er von den „nach den eingeführten Melodien“ gedichteten „Liedern“ unterschied, nicht ausschliessen, in seinen Liedern findet er sich öfter, z. B. 7, 85 Eh seines Béfehls A'llmachtsrúf; vgl. S. 122, 13; 124, 1, 10; 131, 13; 132, 8; 133, 3. 6) Besonders in dem kunstmässigen Trauerspiel des 17 Jahrhunderts (vgl. die § 269, Anm. 1 angeführten Stellen), dessen im Versmass freier behandelte Stellen eine Weiterbildung der madrigalischen und recitativischen Form waren. Gottsched, der überall die strenge Regel in ihrem Rechte zu schützen suchte, missbilligte solche metrischen Gebäude und nannte sie „die Poesie der Faunen“ (kritische Dichtkunst S. 152; deutsche Sprachkunst S. 635.)

beliebig unter einander zu mischen. Belege dieser noch freier als gewöhnlich gemessenen madrigalischen Verse findet man bei Zachariae in den musikalischen Gedichten[7]; in der Cantate „Ariadne auf Naxos“ (1765) von Gerstenberg[8], einer andern von Herder (1766)[9], und einer dritten „Pygmalion“ (1768) von Ramler[10]; ferner bei Gerstenberg in den „Tändeleien“ (1759) die Triumphlieder der Liebesgötter[11]; in dessen dramatisch behandelter Hymne „Gott. An Klopstock“ (1762)[12], und in dem „Gedicht eines Skalden“ (1766), woselbst in dem ersten Gesang, der sonst durchweg in paarweis gereimten jambischen Vierfüsslern abgefasst ist, einigemal Zeilen mit zweisilbigen Senkungen vorkommen[13]; in Kretschmanns Gedicht „der Gesang Rhyngulphs des Barden, als Varus geschlagen war“ (1769)[14], in den gereimten Stellen der Uebersetzung des Gedichts „Carrietthura“ und der „Lieder von Selma“ von Denis (1769)[15] und in Ch. F. D. Schubarts Ode „der Tod Franciscus des Ersten, römischen Kaisers“ (1766)[16]. Man sieht, meine Belege reichen im 18. Jahrhundert nicht über die Fünfziger zurück (denn auch das älteste Stück von Zachariae wird schwerlich früher gedichtet sein). Die bedeutendsten rühren von Hauptvertretern der sogenannten Skalden- und Bardenpoesie her, und ich vermuthe, dass Klopstocks in ganz freien reimlosen Rhythmen abgefasste Oden, die auch erst mit dem Jahre 1754 anheben, nicht ohne Einfluss auf diese Formen der Reimdichtung gewesen sind. Während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint nämlich der ältere Gebrauch, wie er sich z. B. in den Trauerspielen von A. Gryphius und Lohenstein findet, § 272

7) Scherzhafte epische und lyrische Gedichte. Ausgabe von 1761. 1, 510 f.; 522—527; 528—536. 8) Vermischte Schriften 2, 73 ff. 9) In den sämmtlichen Werken. Zur schönen Liter. und Kunst 4, 177 ff. 10) Poetische Werke 2, 21, Z. 79—87. 11) Ausg. von 1765, S. 24 f.; vermischte Schriften 2, 28 f. 12) Vermischte Schriften 2, 115 ff. 13) Auch nach dem ersten Druck (Kopenhagen, Odensee und Leipzig 1766. 4., wieder abgedr. bei H. Kurz, Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Zürich 1840—42. gr. 8. 1, 305 ff.), mehr jedoch nach dem auch anderweitig von dem ursprünglichen Zeilenmass abweichenden Texte in d. verm. Schr. 2, S. 89 ff. 14) Sämmtliche Werke Bd. 1, auch bei H. Kurz a. a. O. 1, 255 ff. Ueber Kretschmann s. H. Fr. Knothe. C. Fr. Kretschmann (der Barde Rhingulf). Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens. Zittau 1858. 4. Er gab lange Zeit seine Schriften anonym heraus (Knothe S. 5); erst 1781 vor der Gesammtausgabe seiner Werke nannte er sich (S. 7). 15) Die Gedichte Ossians etc. Bd. 3, 75 ff. 16) Sämmtliche Gedichte 2, 187 ff. Auch die metrisch abgefassten Stellen in Wielands „Grazien“ (1769. 70) gehören hierher. Ob aber Ch. F. Weisse's Bearbeitungen dreier cantatenartigen Oden von Dryden, Pope und Congreve noch mit genannt werden dürfen, muss ich dahin gestellt sein lassen, weil ich nicht weiss, ob Weisse sie schon vor 1770 ausgeführt hat; gedruckt sind sie, wie es scheint, zuerst 1772 in den kleinen lyrischen Gedichten 3, 157 ff.

§ 272 madrigalische oder recitativische Verse nicht immer durchweg jambisch zu messen, sondern hin und wieder auch anapästische oder trochäische und daktylische Zeilen einzuschieben, wieder ganz abgekommen zu sein. — Erst um das Jahr 1770 fieng man an anders zu verfahren und von gewissen Freiheiten im Versbau einen ausgedehntern Gebrauch zu machen. Zunächst versuchte es Wieland, einer schon längst üblich gewordenen Form der rein erzählenden Poesie, worin Alexandriner mit jambischen Fünf- und Vierfüsslern und einzelnen noch kürzern Zeilen derselben Art reihenartig verkettet waren[17], dadurch eine noch grössere Abwechselung in ihren Gliedern zu verleihen, dass er an beliebigen Stellen, die erste ausgenommen, zweisilbige Senkungen gebrauchte oder jambische Füsse durch anapästische vertreten liess. Diess geschah zuerst in dem zwar strophisch begonnenen, aber nicht so durchgeführten „neuen Amadis“ und bald nachher in zwei von vorn herein unstrophisch abgefassten Erzählungen „Kombabus“ und „der verklagte Amor“[18]. Der neue Amadis erschien in der Gestalt, die ihm Wieland zuerst gegeben hatte, 1771. Der ganze erste Gesang und der Anfang des zweiten waren schon in der zehnzeiligen Stanze abgefasst, welche der Dichter in der neuen Bearbeitung (1794) durch das ganze Gedicht durchführte. Damals zog er noch von der siebenten Stanze des zweiten Gesanges (der neuen Ausgabe) an „die ganz ungebundene Vers- und Reimart“ der strophisch gegliederten vor, weil „seine Laune, welche schlechterdings von allen willkürlichen Regeln frei sein wollte, auch die Bewegung in sehr freien Stanzen noch zu regelmässig fand“[19]. Ueber die Behandlung der Verse im neuen Amadis und die Vortheile, welche sie gewähre, sprach sich Wieland bereits in der Vorrede zur ersten Ausgabe aus. Diese Versart habe die Vortheile der meisten übrigen, ohne ihre Mängel und Unbequemlichkeiten zu haben. Sie schmiege sich an alle Arten von

---

17) Nach Art der französischen vers irréguliers; vgl. § 198, S. 195 und § 269, 18. In die Erzählungspoesie kamen sie wohl zunächst durch die Uebersetzungen von Fabeln des La Fontaine und La Motte (vgl. § 234, S. 293). Von Hagedorn sind schon viele seiner „Fabeln und Erzählungen“ darin abgefasst. Wieland bediente sich ihrer zuerst in seinem Lehrgedicht „der Anti-Ovid“ (1752; vgl. Wieland, geschildert von Gruber, 1. Ausg. 1, 18 f.); die „moralischen Erzählungen“ (1753) schrieb er dann noch zum allergrössten Theil in reimlosen jambischen Zeilen von fünf Hebungen und mischte nur hin und wieder Verse von kürzerm oder längerm Masse ein; erst für die „komischen Erzählungen“ (seit 1762) wählte er jene gereimte Form, die nicht bloss in der verschiedenen Zeilenlänge, sondern auch in den bald zwei bald mehr Verse bindenden und frei geordneten Reimen eine grössere Abwechselung gewährte. 18) Den Plan zum „verklagten Amor“ entwarf er 1771; ein Bruchstück davon erschien im nächsten Jahre, das Ganze erst 1774. 19) Vgl. den Vorbericht zur Ausgabe von 1794.

Gegenständen an und passe zu allen Veränderungen des Tons und § 272
Stils; sie habe, je nachdem es erforderlich sei, einen gelassenen oder raschen, einen feierlichen oder hüpfenden, einen eleganten oder nachlässigen Gang. Wenn sie recht behandelt werde, sei sie fähig, einem Gedichte die grösste musikalische Anmuth zu geben. Vielleicht wäre zu wünschen, dass dieser Gebrauch des Anapästs unter Jamben, mit der nöthigen Bescheidenheit, auch in andern Gedichten und vornehmlich in versificierten Lust- und Trauerspielen eingeführt würde. Die Dichter würden dadurch des nachtheiligen und nicht immer vermeidlichen Zwanges enthoben werden, sich einer Menge von schicklichen Wörtern und Redensarten nur darum nicht bedienen zu können, weil sie nicht in die gewöhnlichen Jamben passten. Manche gute Gedichte würden, durch dieses einzige Mittel, von Wörtern, die nicht an ihrem Platze stünden, von Füllwörtern, Härtigkeiten, ja sogar von Sprachfehlern gereinigt werden, welche man dem Autor jetzt, wiewohl ungern, zu gut halten müsste, da man die Unmöglichkeit sähe, dass er mit Klötzen an den Füssen so leicht und ungezwungen solle tanzen können, als ob er frei wäre. Im „Kombabus“[20] sind nur bisweilen anapästische Füsse unter die jambischen gemischt, viel öfter ist diess im verklagten Amor geschehen[21]. Unmittelbar darauf kam, vornehmlich durch Goethe, die lose, der opitzischen Accentregel spottende Versart der gepaarten Zeilen von je vier Hebungen, wie sie sich bei Hans Sachs vorfand, oder der Knittelvers in seiner frühern Gestalt, in gewissen dramatischen oder erzählenden Dichtarten wieder zur Geltung[22]. Die

---

20) Er erschien nach der wahrscheinlich unrichtigen Angabe von W. Engelmanns Bibliothek der schönen Wissenschaften I, 184 (die freilich nicht mit Wielands Vorbericht zu dem Gedichte stimmt, wonach es erst 1771 abgefasst wäre) im Jahre 1770 (vgl. auch Gödeke's Grundriss S. 625 unten), also vor dem neuen Amadis; allein er hatte von diesem die erste Hälfte bereits in Biberach gedichtet, und jenen dichtete er erst in Erfurt (vgl. Wielands Leben von Gruber 3. Buch, S. 427 ff.; 539; 593). 21) Einen Schritt weiter gieng Wieland dann in „Gandalin, oder Liebe um Liebe,“ und im „Wintermärchen“, beide vom Jahre 1776. Zwar beschränkte er sich in diesen Gedichten allein auf Verse von vier Hebungen, dafür aber liess er nicht selten die Auftaktsilbe fort und mischte somit unter die jambischen und anapästischen Zeilen daktylische (im Wintermärchen auch rein trochäische). Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass er dazu besonders durch die Nachbildung von Hans Sachsens Versart geführt wurde, in der er sich kurz zuvor in dem Bruchstücke der „Titanomachie“ (1775) versucht hatte. 22) Indem Goethe von der Unsicherheit und Verlegenheit spricht, worin sich die jungen Dichter der „eigentlichen genialen Epoche unserer Poesie“ (in den Siebzigern) rücksichtlich der metrischen Kunst und der poetischen Formen überhaupt befunden hätten, bemerkt er (Werke 48, 85): „Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fussen, um ein Element zu entdecken, in dem

§ 272 englische Balladenpoesie mit ihren frei gebauten Versen, die ungefähr zu derselben Zeit in Deutschland bekannter wurde, und der heimische Volksgesang, für den sie das Interesse zuerst wieder weckte, begannen ihren wohlthätigen Einfluss nicht minder auf die äussere Form wie auf den geistigen Gehalt des epischen und des lyrischen Kunstliedes auszuüben. In reimlosen Versen hatte man sich schon seit längerer Zeit an einen freiern Wechsel ein- und zweisilbiger Senkungen gewöhnt: für Versreihen in Hexametern und Pentametern, für Strophen vorzüglich in denjenigen Arten, die aus dem in Uzens Frühlingsode gebrauchten System hervorgegangen waren. Endlich bot auch die italienische Poesie, mit der man sich wieder fleissiger beschäftigte, in ihren Vocalverschleifungen und in dem ihr verstatteten Wechsel der rhythmischen Accente das Beispiel einer ungezwungenern Silbenbehandlung. Alles diess traf in einer Zeit zusammen, die sich jeder beengenden Form zu entledigen suchte, und wirkte mit darauf hin, dass die Dichter, wenn sie die aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Versarten gebrauchten[23], mehr und mehr von der Strenge der Regel nachliessen, die

---

man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studieren müssen, und das war nicht unsre Sache; wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns zu sein rühmten. Ein didaktischer Realism sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde." Diess war um 1773 und 74; vgl. § 259, S. 140 f.

23) Nach Breitinger (vgl. § 271, S. 223) war im vorigen Jahrhundert wohl niemand der von Opitz durchgesetzten Accentregel in Reimversen abholder als Herder. Im deutschen Museum von 1779 Bd. 2, 307 (vgl. sämmtl. Werke zur schönen Liter. und Kunst 20, 237 ff.) nahm er die Weise von Weckherlins Versmessung (s. § 194, S. 82 f.) gegen das einförmige Scandieren in Schutz. Derselbe habe die Silben zum Verse mehr gezählt als gemessen, lieber, wenn man so sagen dürfe, sie dem Sinne nach declamiert als schulmässig scandiert, d. h. gethan, was die phantasievollsten Nationen, Spanier und Italiener (Franzosen ungerechnet), noch thäten, und wovon sich die Wirkung jedem Ohr ergebe: nämlich der Vers bekomme dadurch Physiognomie und Leben; es werde eine Wortfolge, wie der Geist des Gedichts und der Strophe sich gleichsam forthauche. Die Seele des Verses belebe auch den Wortbau, und der Accent, den der Dichter jetzt auf diess Wort, jetzt auf jenes, als auf seine rechte Stelle zu legen gewusst, thue seine natürliche Wirkung. Dazu komme, dass, wie schon Weckherlin anführe, die deutsche Sprache bei diesem Versbau im Besitz und Gebrauch aller ihrer schönen, vielsilbigen und zusammengesetzten Worte bleibe, die zerfetzt und zerschnitten, oder zusammengedrängt und aufgeopfert werden müssen, wenn das Mühlengeklapper des jambi-

bis zum Jahre 1770 in den allermeisten Werken unserer neuern § 272
Reimpoesie beobachtet worden war; obgleich im Ganzen noch immer weit mehr daran festgehalten als davon abgewichen ward. Wie am frühesten, so geschah diess letztere noch verhältnissmässig am häufigsten in Gedichten, deren Verse nicht durchweg die gleiche Anzahl von Füssen erhielten und dabei entweder zu Reihen mit veränderlicher Reimfolge verbunden wurden, oder andere Systeme bildeten als eigentliche, nach demselben Grundschema gegliederte Strophen[24]; demnächst in strophisch abgefassten Werken der erzählenden Gattung, namentlich in Balladen. Wieland, der in „Idris und Zenide“ (1767. 68) den ersten Versuch mit der Einführung einer Art von Stanzen machte, die den ottave rime der Italiener ähnlich sein sollten, hielt sich zwar von allem Zwange in der Zahl und der Stellung der Reime fern und brauchte nach Gutbefinden für die Zeilen bald vier bald fünf bald sechs Füsse; allein er gab ihnen nur rein jambisches Mass. Erst im „Oberon“ (1780) änderte er diese Form dahin ab, dass er statt jambischer Füsse nach Belieben, doch immer mit Mass und nie in der ersten Stelle, ana-

---

schen Rhythmus ein Erstes und das Hauptgesetz bleibe. Vgl hierzu Höpfner, Weckherlins Oden und Gesänge S. 17; darnach war W. gewiss aber weit entfernt von dieser übersinnlichen Metrik, die Herder ihm beilegen wollte. Herder hat übrigens seinen Aufsatz geschrieben angeregt durch Eschenburgs „auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter“ 1778. 3, S. XXVII ff. und S. 169—234.

24) Zu den ältern Beispielen von Gebänden der einen oder der andern Art, worin neben vorherrschend einsilbigen Senkungen mehr oder weniger zweisilbige vorkommen und auch Auftakte fortgelassen sind, gehören, von 1770 an gerechnet, in Stücken von lyrischem, didaktischem und gemischtem Charakter die in Herders Hymnus „an J. Winckelmann“ (1770) 3, 165 ff.; in J. G. Jacobi's Gedichten „der Schmetterling“ und „an Lenetten“ (sämmtliche Werke, Ausg. von 1819) 2, 5 ff.; 181 ff. (vgl. die Vorrede zu diesem Theil S. III f.); in Göckingks „Epistel an Rink“ (1774), Gedichte 1, 94 ff., wo zwischen lauter jambischen Zeilen S. 105 ein einziger jambisch-anapästischer Sechsfüssler eingeschoben ist; in Goethe's „Kenner und Enthusiast“, „Sendschreiben“ (1774) 2, 194 f.; 197; „Autoren“ (1775) 2, 213; in Mahler Müllers Schaafschur (1775) die lyrische Stelle (Werke 1) S. 238—242, die auch bei W. Wackernagel, Lesebuch 2. 926 ff. steht, und „dem rasenden Geldar“ (1776) 2, 319 ff. (auch bei Goedeke 1, 778); in J. H. Vossens Gedicht „der englische Homer“ (1777), sämmtliche poetische Werke S. 257, wo zwischen jambische Zeilen anderthalb Hexameter eingefügt sind; in Schillers Gedichten „Leichenphantasie“, „Melancholie an Laura“, „die Schlacht“, „Elysium“, „der Flüchtling“ (1780—82); — in dramatischen Sachen von Goethe, verschiedene, nicht in Hans Sachsens Versart oder in strenger gemessenen Zeilen abgefasste Stellen des Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern, des Satyros, in Künstlers Erdenwallen und im ersten Theil des Faust (die drei ersten Stücke und von dem letzten die ältesten Scenen aus dem Jahre 1774); von Schiller die Chöre in der Uebersetzung der Iphigenie in Aulis (1789) und die Chöre so wie andere Stellen in der Braut von Messina (1803).

§ 272 pästische setzte. Von seinen Nachahmern nahmen v. Alxinger im „Doolin von Mainz" (1787) und im „Bliomberis" (1791), und F. A. Müller im „Alfonso" (1790) und in „Adelbert der Wilde" (1793) Wielands achtzeilige Stanze nur in der Form an, die er ihr in Idris und Zenide gegeben hatte; und ebenso machte es Schiller in einer Bearbeitung zweier Bücher der Aeneide (1792). In der Nachbildung der italienischen Ottaven, zu der lauter jambische Fünffüssler verwandt sind, und die die feststehende Reimfolge der Italiener beibehält, hat, so viel ich weiss, kein Dichter oder Uebersetzer sich je zweisilbige Senkungen gestattet[25]. In Balladen und Romanzen, deren Strophen nur aus jambischen Zeilen zusammengesetzt sind, haben Hölty, die Stolberge, Bürger und auch Schiller niemals vereinzelte anapästische Füsse; Goethe dagegen einen im „Veilchen" (1772)[26], im „untreuen Knaben"[27] und im „Sänger" (1782)[28]; mehrere im „König in Thule" (1773—74)[29], in den Liedern von der Ratte und vom Floh, die dem Faust eingefügt sind (1774 bis 90), in „der Müllerin Reue" (1797), dem „Blümlein Wunderschön" (1798), und in diesen vier Stücken auch öfter zweisilbige Auftakte; endlich auch in dem vom Dichter unter die Balladen gestellten Stück „Vor Gericht." Jung Stilling verschiedentlich in den seinen „Jünglingsjahren" (1778) einverleibten Romanzen[30]; Herder in vielen übersetzten englischen und schottischen Balladen[31]; der jüngeren Dichter, wie Tiecks, Uhlands etc. gar nicht zu gedenken. In manchen Balladen, z. B. in Goethe's „Erlkönig" (gegen 1782), sind die Anapästen so häufig eingemischt, dass die Zeilen nur sehr selten aus blossen jambischen Füssen, bisweilen aus lauter anapästischen bestehen. — Am seltensten, jedoch nur bis in das beginnende neunzehnte Jahrhundert, finden sich die Abweichungen in lyrischen, aus gleichartigen Strophen gebildeten Gedichten[32] — denn

25) Ueber die zehnzeilige Strophe im neuen Amadis vgl. S. 234. 26) Dasselbe war schon 1772 gedichtet; vgl. Th. Bergk, acht Lieder von Goethe. Wetzlar 1857, S. 15 f. 27) Aber noch nicht, wo diese 1773 oder 74 gedichtete Ballade zuerst erschien, in der ältern Abfassung der Claudine von Villa Bella, indem hier die später gebrauchte Doppelsenkung durch Wortkürzung vermieden ist. Die Zeit, in welcher diese Ballade und der König von Thule gedichtet wurden, hat Düntzer (Freundeskreis S. 132 f. und Faust 1, 282 f.) genauer zu bestimmen gesucht als sie in der „Chronologie" angegeben ist. 28) Hier im Auftakt. 29) Auch hier einmal in der ersten Versstelle. 30) Zwei davon sind bei Goedeke 1, 679 f. abgedruckt. 31) Gedruckt in den Volksliedern 1778. 79. 32) Bei Goethe aus seiner frühern Zeit in dem ältern Text von „Erwin und Elmire" (1775) Werke 57, 125 f.; in „Christel" (zuerst im d. Merkur von 1776. 2, 1 f.) 1, 19 f., und in dem Liede des Harfenspielers 2, 122; dann, wenn ich nichts übersehen habe und die „offene Tafel" und „Vanitas! vanitatum! vanitas!" (1, 151 ff.; 145 ff.) nicht schon etwas früher gedichtet sind, erst in den Liedern aus dem Anfange des

später gestatteten sich die Dichter auch hier gewisse Freiheiten § 272
öfter und in der allerletzten Zeit gerade für die einfachsten Formen des Liedes besonders häufig — und in den entweder ganz reimlos gelassenen oder nur stellenweis gereimten jambischen Fünffüsslern des Drama's. Was dieses betrifft, so waren darin zwar Wieland, der 1762 in seiner Uebersetzung von Shakspeare's Sommernachtstraum einzelne Fünffüssler mit einem Anapästen wagte[33], und Klopstock in seinen beiden biblischen Trauerspielen „Salomo“ (1764) und „David“ (1772) vorangegangen; allein aus der Vorrede zu dem ersten Stück erhellt, dass Klopstock damit sich antiken Massen annähern wollte. „Fünffüssige (d. h. nur reimlose) Verse wechseln mit sechsfüssigen ab, doch so, dass jene die herrschenden bleiben. Den jambischen Vers unterbricht bisweilen ein trochäischer, derjenige, den die Alten den Hendecasyllabus nannten. Der Anapäst nimmt die Stelle des Jambus da ein, wo es die nöthige Abwechselung oder der Inhalt zu erfordern schien. Und aus eben diesen Ursachen wird der Vers manchmal durch den Jonicus, den dritten Päon oder auch durch den Pyrrhichius geschlossen.“ Dichter, denen Klopstocks Absicht fremd blieb, und die den jambischen Fünffüssler als ein rein modernes Mass behandelten, haben daher auch selten und meist nur im Auftakt zweisilbige Senkungen gebraucht. Goethe hat in der Iphigenie, als er sie aus der ältern Gestalt in diese Versart umschrieb (1787), bloss an zwei Stellen, ausser den mehr lyrisch gehaltenen in kurzen Zeilen, die jambischen Füsse durch leichte Anapästen unterbrochen[34]. Seine übrigen in dieser metrischen Form abgefassten Stücke enthalten, so viel ich mich erinnere, nichts der Art. Dass Graf Fr. L. Stolberg, der sich so viel in antiken Massen versucht hat, in „dem Säugling, einem Schauspiel mit

---

19. Jahrh.: „Stiftungslied“ (1802) 1, 122 f.; „Schäfers Klagelied“, „Bergschloss“ und „Frühlingsorakel“ (1803) 1, 94 f.; 103 ff.; 124 f. Bei Gleim 2, 345 f. (1779). Bei Schiller eigentlich keins; denn das 8. Räthsel (1802) 9. 1, 155 ist kein Lied, und in seinen Liedern von regelrechter Strophenform, die ein- und zweisilbige Senkungen neben einander haben, sind die letzteren so zahlreich, dass man darin eigentlich nicht mehr jambisches oder trochäisches Grundmass annehmen darf: höchstens könnte diess in den ersten Hälften der Strophen von „des Mädchens Klage“ (1798) 9. 1, 12 f. geschehen. Bei Uhland auch nicht gar häufig, mehr schon bei W. Müller und am meisten bei H. Heine in den von ihm so häufig gebrauchten vierzeiligen, aus Dreifüsslern gebildeten Strophen. (Stücke, wie sie schon in den Siebzigern bei J. G. Jacobi 2, 20 f.; 184 f.; 186 ff.; 189 ff. gefunden werden, oder wie Gretchens Gesang in Goethe's Faust, Werke 12, 177 f., gehören nicht hierher, sondern unter solche Fälle, wie die Anm. 24 angeführten sind.)

33) Auch mit Eingängen wie „Wünsche und Thränen“. 34) Werke 9, 48 und 57—59; dort sind von drei Zeilen mit ein- und zweisilbigen Senkungen zwei Fünffüssler, der dritte und so auch alle in der andern Stelle Vierfüssler.

§ 272 Chören" (1787), mitunter dem jambischen Fünffüssler einen zweisilbigen Auftakt gibt, darf nicht Wunder nehmen. Schiller hat, glaube ich, zuerst in „Wallensteins Tod" (vollendet 1799) hin und wieder einen Anapäst, in den darauf folgenden dramatischen Werken, namentlich in „der Jungfrau von Orleans", im „Tell" und in den Bearbeitungen des „Macbeth" und der „Turandot" öfter, jedoch weit mehr im ersten Fuss als mitten im Verse. Auch Herder hat in seinen dramatischen Sachen, „der entfesselte Prometheus", „Admetus Haus", „Ariadne Libera" (1802—3) bisweilen von anapästischen Füssen Gebrauch gemacht. Häufiger dagegen als in Reihen jambischer Vierfüssler trifft man darauf, auch wo man es nicht mit blossen Uebersetzungen zu thun hat, in Reihen aus reimfreien Sechsfüsslern, die den antiken Trimetern oder Senaren nachgebildet sind. So schon bei Ramler in den Singspielen „Cephalus und Procris" (1777) und „Cyrus und Cassandane" (1786)[35]; bei Goethe in „Palaeophron und Neoterpe" (1800), „Pandora" (1807) und im zweiten Theil des „Faust"[36]; bei Schiller in „der Jungfrau von Orleans"[37] und in „der Braut von Messina"[38]; und bei Graf Platen in „der verhängnissvollen Gabel" (1826) und „dem romantischen Oedipus" (1828). — Von diesen Freiheiten war es nun wieder jene zuerst von Wieland in die Erzählungspoesie eingeführte, die man sich in anderen Dichtungsarten, und namentlich auch in der strophischen Lyrik am meisten zu Nutze machte. Indessen blieb auch der Gebrauch zweisilbiger Senkungen in jambischen und besonders in trochäischen Versen[39] noch immer eingeschränkt genug; und wenn diese beiden Masse zur Nachbildung ausländischer, vornehmlich italienischer und spanischer, Kunstformen benutzt wurden, sahen die allermeisten Dichter durchaus von ihm ab und hielten sich streng an die alte metrische Hauptregel. Dagegen wurde es mit der Zeit sehr gewöhnlich, in ganz oder theilweis anapästischen und daktylischen Zeilen auch noch an andern Stellen, als wo es schon früher die Regel verlangt oder erlaubt hatte, der Senkung nur eine Silbe zu geben[40]; ihr die Verschleifung von drei zuzu-

---

35) Poetische Werke 2, 66 ff. (aber noch nie im ersten Fuss, wo die Anapästen am häufigsten bei Goethe und Schiller stehen). 36) Namentlich in der „Helena", 1800 ff. 37) Act 2, Sc. 6—8. 38) Ausg. von 1818, S. 579.

39) In die reimlosen trochäischen Fünffüssler, die Goethe wohl zuerst durch seinen nach einer italienischen Uebersetzung des serbischen Originals gefertigten „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" in unsere Poesie eingeführt hat (vgl. Herders Volkslieder 1, 309 ff.; 336), und die dann durch Herder und später durch die Uebertragungen serbischer Volkslieder bei uns in häufigern Gebrauch kamen, hat Gr. Platen in „den Abassiden" (1829) mitunter leichte Daktylen eingeschoben. 40) In Balladen: bei Bürger (niemals mit zweisilbigem Auftakt)

muthen, erlaubten sich nur einzelne Dichter in äusserst seltenen Fällen[41], wenn nicht absichtlich viersilbige Füsse der antiken Metrik in Reimzeilen nachgekünstelt werden sollten[42]. — Erst sehr allmählig wurde von der Freiheit, die Klopstock bloss für den Vers des geistlichen Liedes beansprucht hatte, in jambischen und trochäischen Zeilen die betonten und tonlosen Silben bisweilen ihre Stellen vertauschen zu lassen, d. h. statt eines Jambus einen Trochäus oder statt dieses jenen zu setzen, in weiterm Umfange Gebrauch gemacht. Vorzüglich erlaubte man sich diesen auffallendsten Widerstreit zwischen dem rhythmischen und dem Wortaccent in reimlosen sowohl wie in gereimten, zu Reihen und zu Strophen verwandten Versen jambischen Masses und am gewöhnlichsten gleich im ersten Fuss, so dass seine beiden Silben mit den beiden des nächstfolgenden Fusses zusammengenommen nach der natürlichen Wortbetonung einen deutschen Choriamben bildeten[43]. — Bald eine bald zwei § 272

---

nur vereinzelt in „dem Kaiser und dem Abt“ (1784?) und im „Lied von Treue“ (1788?), öfter in „Lenardo und Blandine“ (1776), „des Pfarrers Tochter zu Taubenheim“ (1781), „der Kuh“ (1784); bei Goethe, vereinzelt und nur innerhalb des Verses im „Hochzeitlied“ (1802) und im „Todtentanz“ (1813), öfter, und auch mit zweisilbigem Auftakt, in der „Wirkung in die Ferne“ (1808); bei Schiller („der Taucher“ 1797, „die Bürgschaft“ 1798, „der Graf von Habsburg“ 1803) unter den berühmten Balladendichtern vor Uhland die meiste Freiheit, auch im ersten Fuss, der häufig ein Anapäst ist (über eine Eigenheit im Taucher vgl. Anm. 45). — In andern strophischen Gedichten ganz vereinzelt bei Herder 4, 38 ff. (1774); Hölty im „Hexenlied“ (1775); Gleim 3, 188 f. (1777?); Bürger 2, 23 ff. (1778); Maler Müller 2, 149 f., wo aber auch die Reimart nicht ganz gleich ist (1776); und Schiller 9, 1, 8. 187 ff. (1796 und 1795); häufig, und dabei auch mit vielen zweisilbigen Auftakten bei Voss S. 253 („An den Pegasus“; Anfang der Siebziger) und Schiller 9, 1, 192; 225 f.; 227 f.; 55 ff.; 32 ff.; 154; 26 f. (1797—1804).

41) Goethe im (reimlosen) „Zigeunerliede“ 1, 172 f., das schon in der ältesten Abfassung des Götz von Berlichingen steht (42, 173 f.); in „Epiphanias“ (1781) 1, 164 f.; im „Erlkönig“ (gegen 1782), Strophe 7, 1; in „Liebhaber in allen Gestalten“ (noch nicht in der Ausg. der Schriften von 1787 ff.) 1, 34 ff.; und in „Kriegserklärung“ (1803, sehr frei gebaute Strophen) 1, 32 f.; Voss a. a. O. Str. 4, 4; Schiller, „die vier Weltalter“ (1802) Str. 3, 5. 42) Wie diess Voss gethan hat im „Frauentanz“, „Frühlingsreigen“ und „Dithyrambus“ (1794) S. 205 f. Andre Reimstrophen, in denen auch zusammengesetztere Füsse der antiken Metrik nachgebildet sind, aber keine mit drei sogenannten Kürzen, und die alle aus den Jahren 1794 und 95 stammen, stehen S. 200; 208 f.; 210 f.; 212 f.; 219; vgl. die Anmerkungen dazu in der Ausgabe der lyrischen Gedichte von 1802, Bd. 3.

43) Beispiele im Anfange oder aus der Mitte der Verse, theils in Reimstrophen, theils in reimfreien, jambischen und trochäischen Versen, bei Herder 3, 197; 237; 250; 261; 4, 41; 5, 79; 113 f.; 169; 6, 96 u. s. w.; bei Goethe sehr selten, in jambischen Fünffüsslern nur einmal im Tasso 9, 167 „*Ruhé wie aúf dem Sárg* —,“ und im Tancred 7, 269 „*Geistér zu fésseln* —;“ sonst in einem Liede 1, 126 (1803) und in solchen jambischen Zweifüsslern, wie im zweiten Theil des Faust 41, 30; bei Schiller nicht selten in den jambischen Fünffüsslern der „Braut von Messina“,

§ 272 Silben dem Auftakt zu geben, wurde nun auch üblicher, zumal in Zeilen, die auch an andern Stellen zweisilbige Senkungen enthielten, bisweilen aber auch in sonst rein jambisch gemessenen Versen[44]; und eben so kam es viel häufiger als vor 1770 vor, dass wenn der herrschende Rhythmus eines Systems jambisch war, einzelne Zeilen ohne Auftaktsilbe gleich mit der Hebung anfiengen, wenn trochäisch, zum ersten Fuss einen Jambus hatten[45]; wobei natürlich an solche Strophenarten nicht gedacht werden darf, in denen durchweg jambische und trochäische Verse nach einer bestimmten, immer wiederkehrenden Ordnung zusammengefügt wurden. — Im ausgedehntesten Masse konnten sich die Dichter aller dieser Freiheiten in dem wiederaufgenommenen altdeutschen Verse von vier Hebungen bedienen, und dazu noch einer ganz besonderen: sie konnten zwischen zwei Hebungen die Senkung ganz ausfallen lassen, was Goethe und seine Nachfolger auch oft genug gethan haben[46]. In andern Versen, die nach einer bestimmten rhythmischen Regel gebaut und nicht, wie diess wirklich in zahlreichen, jedoch weniger in gereimten als in reimlosen Stücken geschah, aus ganz verschiedenartigen Füssen

---

des „Tell", „Macbeth" und der „Turandot" (vgl. 10, 523; 525; 541; 11, 29; 45; 54; 58) und bei A. W. Schlegel in den Uebersetzungen shakspearescher Stücke; bei Tieck häufig, namentlich im „Octavianus" (vgl. Ausgabe von 1804. S. 249; 252; 256—260; 289; 480), auch in Sonetten (Gedichte 1, 209; 213) und sonst: oft in Liedern, Balladen und Romanzen bei Fr. Schlegel, Uhland, J. Kerner und andern ältern und jüngern Romantikern. 44) Mehreres der Art ist schon S. 239 f. und Anm. 40 angegeben. 45) Zumeist natürlich in metrischen Gebilden, wie die in Anm. 24 erwähnten sind; dann aber auch in sonst gleichartigen Strophen und in regelmässigen Reihen. So hat Goethe einmal im Tasso 9, 150 den einsilbigen Auftakt fallen lassen „*Schwélle Brust! — O Witterung des Glücks*"; die sonst anapästisch gebauten drei Schlusszeilen der Strophen seiner Ballade „der Gott und die Bajadere" haben ihn in der vierten Strophe auch nicht, und den strophischen Zeilen des Intermezzo's im ersten Theil des Faust (1797) 12, 223 ff., worin einigemal auch Doppelsenkungen vorkommen, ist er bald vorgesetzt, bald vorenthalten. Schiller beginnt mehrere Verse in seinem sonst anapästisch gemessenen „Taucher" gleich mit der Hebung. Vgl. auch Tiecks Genoveva (Romantische Dichtungen) 2, 94 f. und Uhlands Ballade „Graf Eberstein", Str. 5, 4. 46) Goethe z. B. 13, 12 *Fräulèin: sein;* 29 *Gesúndheèt: Zéit; Vórfáhren: wáren;* 12, 145 *Gerúch: Gebétbùch;* 183 *Das übermánnt mích so sehr;* Schiller 9, 2, 18 *Die Féldfläsche noch geb ich drein;* Tieck im Octavianus S. 226 *Da müsstet ihr anders ausséhn; Um unter euch Dienste zu thun;* und besonders häufig Rückert in „Nal und Damajanti" (1828), wo diese metrische Form indess in einer Art behandelt ist, die von der seiner Vorgänger mehrfach bedeutend abweicht. — Diese Versart verschmäht auch nicht dreisilbige Auftakte und fügt sich nicht selten Senkungen von eben so viel Silben, besonders bei Dichtern, die nicht anstehen, häufig zwei schwer wiegende Silben nach einer Hebung zu senken, was Goethe, der den Knittelvers überhaupt sehr geschickt zu handhaben verstand, nicht so leicht gethan hat.

frei zusammengesetzt wurden[47], vermied man bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein diese Abweichung von dem Grundgesetz der neudeutschen Verskunst fast durchaus, und erst als die Nachbildungen der Nibelungenstrophe mehr in Gang kamen, wurde sie von einzelnen Dichtern in diese eingeführt[48]. § 272

§ 273.

b. Reim, Assonanz und Alliteration. — Dass der Reim in deutschen Gedichten nicht entbehrt werden könnte, war zuerst von Bodmer bestritten worden. Er sah in ihm sogar nur einen unschönen und barbarischen Schmuck, den die Dichter des classischen Alterthums verschmäht hätten, und ein Hemmniss für die schwungvollste Entfaltung und die angemessenste Einkleidung poetischer Gedanken[1]. Diese Ansicht, in der sich Bodmer je länger je mehr befestigte, wurde in seiner Schule bald die herrschende: in der Schweiz bekannten sich dazu namentlich Drollinger[2] und Breitinger, der sich[3] folgendermassen darüber auslässt: „Was die Anmuth des Reimes anbelangt, so kann ich nicht glauben, wie sie bei geistreichen Leuten von einem grossen Umfang sein könne, allermassen man ziemlich weit gehen muss, wenn man ihren Grund in der Natur suchen will.... Es ist ein alter Kirmess-Tanz, wo die Personen bei bestimmten Pausen aus Freude-Bezeugung in die Hände klatschen, und man könnte den Reim für eine Nachahmung dessen ausgeben, dadurch er aber sich alleine in einigen lustigen Gedichten einen Platz fordern könnte.“ Im nördlichen Deutschland

---

47) Einiges darüber weiter unten. 48) Namentlich von Rückert in „Kind Horn“ (1817: vgl. gesammelte Gedichte 3, 497, 5; 501, 2, 26; 502, 3, 15; 503, 18, 33; 504, 8, 9) und Platen in dem Fragment „die grossen Kaiser“ (1825: vgl. Gesammelte Werke 4, 264, 15; 266, 10).

§ 272. 1) Vgl. § 269, S. 212. 2) In dem ersten der beiden Gedichte von Drollinger, die § 271, Anm. 3 angeführt sind, heisst es u. a. „Und wenn diess Alles überstanden, So kömmt der Reim zu unsrer Qual Und macht oft mehr als zwanzigmal Vernunft und Einfall erst zu Schanden. Der Reim ist, was bei Kriegeszeiten Der Werbungstrommel wilder Ton. Ihm folgt ein Schwarm von schlechten Leuten. Die Besten bleiben stäts davon. — O möchte doch ein deutsches Ohr Sich von dem Schellenklang entwöhnen! Die Zürcher Mahler gehn uns vor Und wagen sich mit freien Tönen Vor unsrer Musen ekeln Chor. Selbst Gottsched hat es jüngst gewagt. Ein Mann den Phoebus kennt und liebet. Doch was mich inniglich betrübet: Der Beifall bleibt ihm noch versagt.“ In dem zweiten jener Gedichte wird der Reim mit seinem Schellenklang der Feind von Geist und Witz genannt, der uns schon lange plage, der, von den rauhen Barden ausgeheckt, die strenge Herrschaft bis auf uns erstrecke. Vgl. auch J. J. Spreng bei Drollinger S. 212 f. 3) Kritische Dichtkunst 2, 460 f.

§ 273 schlossen sich Bodmers Ansicht die hallischen Freunde Lange, Pyra[4] und G. F. Meier an. Des Letzteren im Jahre 1746 geschriebene Vorrede zu Lange's (grösstentheils reimlosen) horazischen Oden[5] handelt vom Werth (d. h. Unwerth) der Reime und darf als das Hauptmanifest der schweizerischen Partei im eigentlichen Deutschland gegen deren Gebrauch angesehen werden. Er wolle zwar nicht, bemerkt Meier zum Voraus, eine Gedicht deswegen geradezu tadeln, weil es gereimt sei, und noch viel weniger alle Dichter, welche reimen und die Reime vertheidigen, mit dem verhassten Namen der Reimschmiede belegen; allein wenn er dem Reim Gerechtigkeit widerfahren lasse, so werde er diess nach der grössten Strenge thun. Bei Griechen und Römern nicht gebräuchlich, sei er durch einen Geschmack hervorgebracht worden, der gewiss kein guter gewesen. Verdiene er ja eine Schönheit genannt zu werden, so sei sie eine überflüssige und entbehrliche. Denn die Schönheit eines Gedichts beruhe zunächst in den Gedanken und in den Worten und dann noch drittens in dem Schall des poetischen Ausdrucks oder in der Sonoritas; der Reim verschönere aber weder die Gedanken, noch die Worte, noch auch die Sonoritas. Er sei also entweder gar keine Schönheit, oder doch eine so kleine, dass kein wahrer Kenner des Schönen sich die Mühe nehme, ihren unendlich kleinen Werth zu schätzen. Und weil nun der Reim eine Monotonie verursache, in den meisten Fällen die schönsten Gedanken hindere und das Ohr verführe, die Verstösse des Dichters gegen Sinn und Ausdruck zu überhören, so werde seine unendlich kleine Schönheit durch so viel Böses überwogen, dass man sich nicht scheuen dürfe zu sagen, der Reim sei etwas Hässliches, und dass er billig abgeschafft werden müsse, vornehmlich in einigen Arten von Gedichten. Denn wo der Schwung der Gedanken nicht kühn sein dürfe, wo man nicht die höchsten poetischen Schönheiten anzubringen habe, wo die angenehme Verwirrung und mannigfaltige Abwechselung der Gedanken nicht so gross zu sein brauche: in allen solchen Gedichten könne er noch eher geduldet werden als in andern, die wie z. B. eine pindarische oder horazische Ode beschaffen sein müssen[6]. Als dann auch Klopstock sich zu den Gegnern der Reim-

---

4) Vgl. die freundschaftlichen Lieder S. 60, 1; 100 und Lange's horazische Oden 96 ff.; 106. 5) Halle 1747. 8. 6) Ueber diese Vorrede konnte ein Mann von Geschmack und Bildung, der General von Stille, sich nicht enthalten, gleich an seinen und an Meiers Freund, den Pastor Lange, zu schreiben (Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe 1, 4): „Meiers ungebundene Freiheit, den Reim nicht allein als unnütz, sondern auch als strafbar, verächtlich und platterdings verwerflich auszuschrein, dieses Alles aber durch nichts als einen

poesie schlug[7], und durch seinen Vorgang die Nachbildungen antiker Versmasse immer mehr in Aufnahme kamen, gewann es eine Zeit lang den Anschein, als laufe der Reim Gefahr, wenn auch nicht aus der deutschen Poesie überhaupt nach und nach ganz verdrängt, doch in den meisten ihrer Arten über Gebühr beeinträchtigt zu werden. Indessen fehlte es auf der andern Seite auch nicht an verständigen und gewichtigen Wortführern, die sich seiner annahmen und für den Dichter mindestens die Freiheit gewahrt wissen wollten, nach seiner besondern Neigung und Anlage zwischen gereimten und reimfreien Versarten wählen zu dürfen, ohne dass er dabei noch sonst etwas zu berücksichtigen habe, als etwa die eigenthümliche Beschaffenheit seines Gegenstandes oder den allgemeinen Charakter der Gattung, worin er gerade dichte. Gottsched, der schon frühzeitig den Reim in manchen Arten poetischer Werke nicht bloss für entbehrlich gehalten, sondern selbst gewünscht hatte, dass er durchaus verbannt würde[8], mochte späterhin um so weniger auf ihn Verzicht leisten, je misslungener ihm die allermeisten Versuche seiner Zeitgenossen in reimlosen Versen, namentlich auch in Hexametern, erschienen; er nahm ihn nun gegen die Schweizer und deren Anhänger in seiner Nähe mit demselben Eifer in Schutz, mit welchem diese ihn zu verdrängen suchten[9]. „Vor einiger Zeit“, sagt er[10], „haben sich nicht nur die Züricher Mahler, sondern auch noch kürzlich in Halle einige Gelehrte wider die Reime empöret und theils in Regeln und Abhandlungen vom Werthe der Reime sie verächtlich zu machen gesuchet, theils uns mit ihren Exempeln reimloser Gedichte zur Nachfolge reizen wollen. Mich dünket aber, dass weder ihre § 273

---

willkürlichen Machtspruch erweislich zu machen, hat meine Galle erreget. — Ich glaube seinen andern guten Eigenschaften nichts abzukürzen, wenn ich dafür halte, dass die Beurtheilung der Dichtkunst nicht allerdings sein forum competens sei.“ Vgl. dazu Hagedorns heitere Aeusserung über den Werth der Reime in seinem Briefe an Lange 1, 206 f., wo auch die feine Weise beachtenswerth ist, in der Hagedorn dem Nachahmer des Horaz und seinem Vorredner zu verstehen gibt, dass dieser gegen den Reim nur Gründe vorgebracht habe, die in Frankreich schon neun Jahre früher zur Sprache gekommen seien. 7) Noch im Jahre 1782 verkannte er das Wesen und den Werth des Reims so sehr, dass er in der Ode an Voss (sämmtliche Werke 2, 67 f.) sagen konnte: die beiden alten Sprachen hätten zwei gute Geister gehabt, Wohlklang und Silbenmass: „die spätern Sprachen haben des Klanges noch wohl, doch des Silbenmasses? Statt dessen ist in sie ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren. Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmass, allein des Reimes schmetternder Trommelschlag was der? was sagt uns sein Gewirbel, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?“

8) Vgl. § 269, S. 213. 9) Vgl. die deutsche Sprachkunst in der Ausgabe von 1762, 1, 624 f. 10) In der Anmerkung zu § 12, die wohl schon 1752, wo nicht früher, geschrieben ist.

§ 273 Gründe so überzeugend, noch ihre Beispiele so bezaubernd gerathen sind, dass ihre (die?) Reime viel zu besorgen hätten!" Weiterhin[11] kommt er nochmals auf die „bisherigen ungereimten Versuche, zumal epischer Gedichte" zu sprechen. Er kann sie nicht einmal einer harmonischen Prosa an Lieblichkeit gleichstellen. „Sie beobachten keine Cäsuren, schliessen den Sinn niemals mit ganzen Zeilen, zerren und zerbröckeln den Verstand eines Satzes immer mit Fleiss in andere Zeilen und zersetzen die Gedanken recht mit Fleiss in lauter Heckerling"[12]. Lessing sprach es schon 1751 wiederholt aus, die Reime seien zwar keineswegs ein schlechthin nothwendiges Erforderniss der deutschen Poesie, und im Heldengedicht wie im Drama werde man sie mit vollem Fuge weglassen dürfen; aber läugnen, dass sie oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen und die Römer sich ihrer nicht bedient haben, heisse das Beispiel der Alten missbrauchen. „Der Reim ist es", sagt er in einem gegen die elenden Nachahmer Klopstocks gerichteten Aufsatze[13], „gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, dass er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn behalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegenen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, dass man glauben muss, ohnmöglich könne ein anderes Wort anstatt seiner stehen? ... Die Schwierigkeit ist mehr

---

11) In der Anmerkung auf S. 640. 12) Ueber die heroische Versart der neuen biblischen Epopöen gab er im Jahre 1752 ein besonderes Gutachten ab im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 2, 205 ff. Er hatte gefunden, dass den deutschen Hexametern in den drei Stücken, welche die lateinischen besonders angenehm und prächtig machten, „das reine Silbenmass aller Spondeen und Daktylen, der ungezwungene und wohlklappende Ausgang jedes Verses, die wohl angebrachten Cäsuren", gar zu viel abgienge, als dass sie Leser von zartem und geübtem Gehöre vergnügen könnten. Vgl. auch deutsche Sprachkunst S. 561. Anm. f. und 666 f. (Gottsched pflegte die deutschen Hexameter seiner Zeit wurmsamische Verse zu nennen, nach dem Titel eines sogenannten Heldengedichts von Triller, „der Wurmsamen", dessen erster Gesang 1751 erschien, und das die Sprache und die metrische Form der biblischen Epopöen verspotten sollte. Vgl. das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1, 767 ff. und Jördens 3, 37 f.).

13) Im April-Stück (1751) des Neuesten aus dem Reiche des Witzes; sämmtliche Schriften 3, 207 f.

sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen? Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prosa, wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen?" Sodann einige Monate später[14]: man solle einem Dichter die Freiheit lassen; sei sein Feuer anhaltend genug, dass es unter den Schwierigkeiten des Reimes nicht ersticke, so möge er reimen; verliere sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so möge er es bleiben lassen. Was Lessing an beiden Orten geäussert hatte, fasste er bald darauf und grossentheils mit denselben Worten zusammen in dem vierzehnten der Briefe, die er als den zweiten Theil seiner Schriften herausgab[15]. In ähnlichem Sinne wie Lessing äusserte sich einige Jahre nachher über die Partei der Reimfeinde Fr. Nicolai[16]. Ramler zählte in einem theoretischen Werke[17] mindestens eben so viele Gründe für wie gegen den Gebrauch der Reime auf, während er zu seinen eigenen Gedichten bald gereimte, bald reimfreie Silbenmasse wählte; und wenn er hier wie dort sich doch noch eher zu diesen als zu jenen hinzuneigen schien, so vertrat J. A. Schlegel desto wärmer den Reim gegen seine Widersacher, ohne die Vortheile zu verkennen, die aus der Lossagung von ihm dem Dichter unter gewissen Umständen erwachsen könnten[18]. Indem er besonders die Gründe zu entkräften sucht, die Ramler gegen den Reim geltend gemacht hatte, führt er sehr verständig aus, dass im Metrischen vor allem Andern zuerst auf die Beschaffenheit der Sprachen Rücksicht genommen werden müsse. Wir trieben unsere Bewunderung für die Alten zu weit, wenn wir ihnen alles nachmachen wollten, oder die Ehre ihres Geschmacks auf Kosten unserer eigenen Nation über die Gebühr zu erweitern suchten. Der Reim, an sich betrachtet, habe nichts Barbarisches und brauche darum nicht als eine obotritische Musik (wie Bodmer ihn nannte) verbannt zu werden. Sprachen, denen eine ganz reine Quantität eigen sei, wie der griechischen und lateinischen, möge er als ein zu schwacher Zierrath nicht anstehen, für die unsrige hingegen, deren Quantität zwar durch Beihülfe des Accents sich vernehmlich genug zu fühlen gebe, aber doch einige Rohigkeit und Unzuverlässigkeit habe, sei er ein nützlicher Schmuck. § 273

---

14) In der vossischen Zeitung 3, 177 f. 15) 3, 305 ff. 16) In den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 50 f.: 62.
17) Einleitung in die schönen Wissenschaften (2. Ausg.) 1, 158 ff. 18) In der § 270, Anm. 18 angeführten Abhandlung S. 558 ff.

§ 273 Jede Sprache müsse hierbei in das Schicksal, das von ihrer ursprünglichen Einrichtung abhange, sich so gut schicken, als sie könne. — Der Ausgang dieses Streites auf dem theoretischen Gebiet hieng vorzüglich davon ab, wofür die bedeutendern und einflussreichern Dichter zu der Zeit, da Klopstocks Ruhm schon so hoch gestiegen war und Breitingers kritische Dichtkunst die gottschedische aus dem Felde geschlagen hatte, sich durch ihr praktisches Verfahren und das damit gegebene Beispiel entschieden. Nun kamen Gellerts wenige reimlose Stücke[19] gegen seine vielen in den altüblichen Formen in keinen Betracht; auch die übrigen Mitarbeiter an den Bremer Beiträgen blieben ihnen zum grossen Theil und in ihren meisten Sachen treu; nur einzelne, namentlich Zachariae und Giseke, zeigten sich etwas geneigter, Klopstocks Beispiel im Gebrauch des Hexameters und anderer antiken Masse zu folgen. Gleim schrieb bald viel häufiger in gereimten als in reimfreien Versen[20]; Uz kehrte, gleich nachdem er seine Frühlingsode gedichtet, wieder zu der alten Bindeweise der Zeilen in allen seinen strophischen und unstrophischen Poesien zurück; und die Gedichte, die von Götz noch vor den Siebzigern gedruckt wurden, bewiesen hinlänglich, dass ihr damals dem Publicum noch unbekannter Verfasser kein Reimfeind sein konnte. Lessings Verse in der Ausgabe seiner Schriften, die in den Fünfzigern erschien, waren, bis auf ein Lied von wenigen Zeilen[21], alle gereimt. Ramlers Verhalten zum Reime ist eben berührt worden. Kleist enthielt sich desselben zwar in seinen beiden umfangreichsten Gedichten dem „Frühling“ und dem erzählenden Gedichte „Cissides und Paches“ (1758)[22], in den

19) Nur zwei seiner vermischten Gedichte, in Odenform. 20) Als Gleim zu der Zeit, wo die Poesie ohne Reime in Deutschland noch keinen Beifall finden wollte, in Halle mit seinen Freunden den Anakreon las (vgl. § 253, S. 64. 67), behauptete er, „man müsse durch angenehmen Inhalt den Rhythmus der Griechen und Römer den Deutschen empfänglich machen.“ So entstand sein „Versuch in scherzhaften Liedern.“ Berlin 1744. Vgl. Gleims sämmtliche Werke 1, S. V.

21) „Die Gewissheit“, sämmtliche Schriften 1, 42. Lessing musste weder an diese Kleinigkeit noch an das aus seinem Nachlass gedruckte Bruchstück eines Trauerspiels Giangir, aus dem Jahre 1748 (2, 420 ff.), gedacht haben, als er im 14. Briefe (3, 305) die Worte schrieb: „Ich, der ich mir noch nie habe einen reimlosen Vers habe abgewinnen können.“ Ob auch das Gedicht „Auf sich selbst“, in vierzeiligen reimlosen Strophen (1, 203) schon vor 1752 abgefasst ist, weiss ich nicht. 22) In dem letztern hatte Kleist sich aber schon wieder von der für den Frühling gewählten Versart (§ 271, S. 227 f.) abgewandt and von reimlosen jambischen Fünffüsslern Gebrauch gemacht. Lessing gab im 10. Literatur-Briefe (sämmtliche Schriften 6, 87) zu verstehen, Kleist hätte die metrische Form des Frühlings selbst gemissbilligt; in seinen neuen Gedichten fände sich auch nicht ein einziger Hexameter; und Sulzer hatte schon 1755 geradezu an Bodmer ge-

meisten übrigen dagegen gebrauchte er ihn. Wieland endlich verliess im Anfang der Sechziger mit seiner frühern Dichtermanier zugleich die hexametrische Form, zu der ihn Bodmer von den Alexandrinern hinübergezogen hatte[23]; er dichtete fortan fast nur noch in Reimzeilen[24] und zeigte in ihrer Bindung eine Gewandtheit und Fülle von Sprachmitteln dazu, dass dadurch alle von der Noth des Reimzwanges hergenommenen Einwürfe thatsächlich widerlegt wurden. Diess gab bei dem grossen Einfluss, den Wieland bald erlangte, mehr als alles Andere den Ausschlag, dem Reim seine alte Geltung in unsrer Poesie, Klopstocks Bestrebungen und Ansehen gegenüber, zu wahren. Und so kam es allmählig zu einer Art von Ausgleichung des Streits wider und für den Reim, die ungefähr auf das hinauslief, was Gottsched gleich von Anfang an gewünscht hatte: die gereimten und die reimlosen Versarten neben einander gelten zu lassen und nur, je nachdem der Charakter einer Dichtungsart dafür zu sprechen schien, diesen vor jenen oder jenen vor diesen im Allgemeinen den Vorzug einzuräumen. § 273

§ 274.

Von den altherkömmlichen Reimarten blieben auch in diesem Zeitraum die ein- und die zweisilbigen, oder die männlichen und die weiblichen fortwährend die üblichsten. Wenn auch die männlichen Reime meistentheils durch hochbetonte und demnächst vornehmlich durch tieftonige Silben gebildet wurden, so erlaubten sich doch auch sehr viele Dichter, und einzelne unter ihnen sogar häufig, dazu tonlose zu verwenden und diese bald mit betonten bald unter einander zu binden[1]. Bürger tadelte beide Arten, besonders aber

---

schrieben (Briefe der Schweizer S. 241): „Kleist hat einen Ekel für die Hexameter, auch sogar für seine eigenen bekommen.“ Dass der Dichter es nicht bereute, für Cissides und Paches nach einer andern Form gegriffen zu haben, zeigt die Stelle aus einem seiner Briefe an Hirzel, die Körte (in der Ausgabe von 1825) hat 1, 105 abdrucken lassen. 23) Wieland beklagte es in der Ausgabe seiner poetischen Schriften von 1770 ganz unumwunden, dass er in einigen seiner ältern Dichtungen nicht von dem Reime Gebrauch gemacht hatte. Vgl. dessen sämmtliche Werke (Ausg. von 1824 ff.) 3, 244 f. 24) Als erzählender Dichter kehrte er nur noch einmal, in Geron dem Adeligen (1777) zu reimlosen jambischen Zeilen zurück: dagegen enthielt er sich in seinen ganz oder theilweise versificierten Singspielen meistentheils der Reime.

§ 274. 1) So wird man namentlich bei J. A. Cramer, Gleim, Götz und Herder in vielen Gedichten neben Reimen wie *sterbliché: éh; Hérr: zärtlichér; allgewaltigér: hiehér; dénn: zufriedenén* wohl noch öfter Gebände finden wie *kletterté: flüchtigé; fertigér: ähnlichér; traurigén: fröhlichén; Diogenés: wenigés: Grazién: Götterchén.* Auch Uz („An Chloen“ im 1. B. der Oden), Klopstock (in den geistlichen Liedern 7, 86), Chr. F. Weisse (kl. lyr. Gedichte 3, 27; 61), J. G. Jacobi

§ 274 die erste, wenn die betonte Silbe gedehnten Vocal habe[2]; in seiner frühern Zeit hatte er sich ihrer selbst nicht ganz enthalten[3]. Die weiblichen Reime, in der Regel mit tonloser zweiter Silbe, wurden doch auch, wie es schon im Mittelhochdeutschen und im 17. Jahrhundert geschah, sehr oft aus Wörtern mit dem Tiefton auf der letztern[4], ja mitunter aus zwei, in der Schreibung getrennt bleibenden Wörtern gebildet[5]. Ueber den Gebrauch der sogenannten reichen Reime[6] wurde noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestritten; aber schon hatten sich „die besten Dichter ohne Bedenken“ derselben bedient[7]; und auch nachher nahm man keinen Anstoss mehr daran. Ein und dasselbe Wort in demselben Gebände zwei- oder mehrmal hinter einander oder mit andern dazwischen gelegten Wörtern von gleicher Reimung[8] zu setzen, sowohl in strophischen Systemen und in Reihen aus gleich gemessenen Zeilen, wie in freier behandelten, madrigalischen Formen, verstatteten sich nicht bloss der Bequemlichkeit halber die ältern Dichter des achtzehnten Jahrhunderts[9], sondern suchten darin auch ein Mittel, den Gedanken mehr Nachdruck zu geben[10]. Dreisilbige oder gleitende Reime gehörten schon seit dem Absterben der Nürnberger Dichterschule und dem Ausgange der deutschgesinnten Genossenschaft zu den Seltenheiten[11] und wurden das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, wenn man sich ihrer bisweilen noch bediente, fast nur in den Schlüssen kurzer, daktylisch gemessener Zeilen angebracht[12]. Erst

---

(sämmtliche Werke 1, 25; 28; 33; 63; 2, 57), Wieland (21, 239), Voss (Ausg. von 1835, S. 154; 210; 257; 267), Göckingk (Gedichte 2, 167; 3, 90; 97), Gotter (Gedichte 1, 16; 18; 99; 103), Schiller in seinen jüngern Jahren (1, 3; 31 f.; 3, 399; 402; 408) u. A. haben sich mehr oder weniger oft Reime der einen oder der andern Art erlaubt. 2) Vgl. in K. Reinhards Ausg. von Bürgers Schriften 4, 444; 453. 3) Vgl. Gedichte, Ausg. von 1778, S. 6, 202. 4) Z. B. *Klárheit: Wáhrheit: Séndung: Wéndung* und ähnliche. 5) Z. B. *bís her: dís her,* schon bei Drollinger S. 97, vgl. die Anm. dazu; *Komoediánt ist: gebánnt ist,* bei Goethe 12, 36; viele bei Voss in den beiden schwergereimten Oden aus den Jahren 1773 und 75, S. 254 f.; 256, vgl. auch S. 245 f.; und unter den spätern Dichtern besonders bei Rückert und Platen in den Gaselen und anderwärts. 6) Vgl. § 196, S. 94. 7) Vgl. J. A. Schlegel „Von der Harmonie des Verses“, hinter seinem Batteux, Ausg. von 1759, S. 611 f. und Klopstock in der Einleitung zu seinen geistlichen Liedern 7, 57. 8) Wie *Welt: Welt,* oder *Welt: gestellt: Welt.* 9) Z. B. Cramer, Giseke, Gleim, Götz, Klopstock (in den geistlichen Liedern), Kleist und Lessing. 10) Vgl. J. A. Schlegel a. a. O. S. 605 ff. und Ebert in der Vorrede zum 1. Theil seiner Episteln S. LXI. 11) Gottsched, deutsche Sprachkunst S. 625, nannte sie „kindische Reime“, weil sie gar zu spielend und klappernd herauskämen; Bürger kannte, nach einer Aeusserung in seinem Hübnerus redivivus (Schriften 4, 424), nur sehr wenige Beispiele von der Gattung, welche bei den Italienern rime sdrucciole, gleitende Reime, hiessen. 12) Vgl. Versuch einer Theorie des Reimes nach Inhalt und Form

nach dem Jahre 1800 wurden sie durch die Romantiker und durch Goethe wieder etwas häufiger, wiewohl noch immer spärlich genug, gebraucht, bald mit bloss einer Hebung, auf der drittletzten[13], bald mit noch einer zweiten, auf der letzten Silbe. Die letzte Silbe dieser Reime, die den otfriedschen scheinbar dreisilbigen[14] gleichen, hat bald unbetonten, bald betonten Vocal[15]. Oft bleibt es ungewiss, ob ein Gebände von der einen und der andern Art ein- oder zweimal gehoben ist; auch sind die Consonanten solcher Bindungen innerhalb der sich entsprechenden Silben nicht immer gleich[16]. Den Gleichklang in zwei oder mehr Versen durch mehr als je drei Silben hinter einander durchzuführen, kam erst um das Jahr 1820 mit der Nachbildung orientalischer Formen durch Rückert und Platen auf, zunächst in den Gaselen und persischen Vierzeilen beider Dichter, dann auch in andern metrischen Formen, die Rückert für seine Bearbeitung morgenländischer Dichtungsstoffe wählte, namentlich in Nal- und Damajanti (1828), in den Makamen des Hariri (1826) und in Rostem und Suhrab (erst 1838). In der Regel sind hier in einem Gebände nur die je ersten Worte verschieden, die folgenden bleiben sich gleich[17]. Wörter in der Mitte oder im An- § 274

---

von J. S. Schütze, Magdeburg 1802. S. S. 106 f. Beispiele in trochäisch-daktylischen Zeilen bei Voss im Minnelied (1773). S. 153 und in der Schläferin (1794) S. 207; bei Goethe in Claudine von Villa Bella (1775), Werke 57, 145 f.; 206 f.; und in Lila (1777. 78) 11, 65; 87 ff.; zwischen lauter weiblichen Reimen in jambischen Versen bei Voss im Dorfpfaffen (1789) S. 259. 13) So in Tiecks Octavianus (Ausg. von 1804) S. 291; bei Fr. Schlegel, sämmtliche Werke S. 177 f.; bei Goethe 12. 44; in Uhlands strophisch abgefasstem „Vorwort zu der ersten Auflage seiner Gedichte“ (1815); bei Rückert in den gesammelten Gedichten 1. 282; 2, 182; 325; 338 und sehr häufig in Nal und Damajanti. 14) Vgl. § 28, S. 37 f. 15) Von der ersten Art zu binden ist schon ein Fall bei Gleim 5. 297 in einem Alexandrinerpaar (*léisesté: wéisesté*); andere, die unzweifelhaft sind, finden sich bei Goethe 41, 165; bei Uhland im „Nachruf“ N. 4 (Ausg. von 1839, S. 153) und bei Rückert 1, 437, in der 43. Makame des Hariri unter jambischen Versen von vier Hebungen (*behäusendé: gräusendé: Täusendé* und noch zwei solche Dreilinge: vgl. W. Wackernagels Lesebuch 2. 1604). Für die andere gibt es gleich sichere Belege bei E. M. Arndt (in einem Gedicht aus dem J. 1802, bei Goedeke 2. 359, *glaénzest dú: kraénzest dú*) und Goethe 40, 416 f. (*ságens nícht: frágens nícht: verwéhren wírs: verzéhren wírs: páckt man aúf: sáckt man aúf.*)
16) Wie bei Goethe, der diese Reimweise in seinen spätern Jahren sehr liebte, 12. 116 (*Werdelust: Erde Brust: Freude nah: Leide nah*) und bei Platen 1, 300. Noch mehr entfernen sich von einem durch drei Silben geführten Gleichklange die burlesken Reime, die Tieck im Octavianus S. 290 ff. gebildet hat (neben *Koénige, wénige; raécherisch: grosssprécherisch* sollen als gleitende Reime gelten *Testaments: Pestilenz; Babylon: Schnabel schon; Hackemack: Sack und Pack* und noch einige ähnliche). 17) *Nieder im Morgenlicht: Augenlieder im Morgenlicht; Duftgefieder im Morgenlicht;* es kommen aber auch Bindungen vor wie *zarter Gebärde: harter Erde: herzbetrübte: schmerzgeübte* (Nal und Damajanti,

§ 274 fang der Verse mit dem Schlusswort derselben oder einer andern Zeile nach einer bestimmten Regel und in wiederkehrender Folge ein Gedicht hindurch zu binden, unterliessen die Dichter im achtzehnten Jahrhundert[18], wenn sie nicht geistliche Lieder in gewissen von Alters her gangbaren Strophenformen abfassten, eigentlich ganz. Die Romantiker jedoch, die überhaupt darauf ausgiengen, alle möglichen Reimkünste, vornehmlich durch Nachahmung italienischer und spanischer Formen bei uns theils neu einzuführen, theils aus der Vergessenheit hervorzuziehen, nahmen nicht nur hin und wieder die besonders bei den Pegnitzschäfern beliebt gewesenen Bindeformen der Zeilen durch Binnenreime wieder auf[19], sondern machten auch, obgleich ohne sonderlichen Erfolg, Versuche, noch andere künstliche Gebände durch den gleichzeitigen Gebrauch von Anfangs-, Mittel- und Endreimen in Aufnahme zu bringen[20]. Rücksichtlich der Uebereinstimmung des Klanges in den auf einander gebundenen Silben blieb es im Ganzen wie im siebzehnten Jahrhundert. Denn wenn sich darin auch nicht mehr mundartliche Verschiedenheiten der Aussprache so auffallend hervorthaten wie früherhin, so machten es sich die allermeisten Dichter doch noch immer viel zu leicht mit dem Binden und wollten zu häufig als Gleichheit der Laute aufgenommen wissen, was in rein hochdeutscher Aussprache für ein gebildetes Ohr höchstens eine nahe Lautähnlichkeit enthielt. Zu der Genauigkeit und Reinheit im Reimen, die mehreren mittelhochdeutschen Dichtern nachgerühmt werden darf, hat es ein neuhoch-

---

Ausgabe von 1828, S. 71; 101): *Wuth herschossen sie zumal: Blut vergossen sie zumal* (Rostem und Suhrab, bei Wackernagel a. a. O. 2, 1634). 18) Gottsched a. a. O. S. 629 verbietet ausdrücklich den Gebrauch von Anfangs- und Mittelreimen, und G. F. Meier bemerkt in der Vorrede zu Lange's horazischen Oden S. 4: „Heut zu Tage verlachen alle, auch sogar nur mässige Dichter dieses Spielwerk, und man vertheidigt nur die Reime am Ende der Verse.“ 19) Darunter auch das sogenannte Echo; vgl. A. W. Schlegels Sonett „Waldgespräch“ (sämmtliche Werke 1, 347) und Tiecks Octavianus S. 146 f. Aehnlich ist die Verbindung von zwei Reimwörtern am Ende der Zeilen von ungerader Zahl bei Rückert in der 79. Siciliane (gesammelte Gedichte 2, 335) und in den sehr künstlich gereimten Sprüchen der 11. Makame (W. Wackernagel a. a. O. Sp. 1584 ff.).

20) Beispiele verschiedener Art sind zu finden bei Fr. Schlegel im Alarcos (1802), sämmtliche Werke 8, 229, und in andern seiner Gedichte (8, 118 f.; 167; 170; 9, 63 ff. und in der Zueignung vor diesem Bande); bei Brentano in dem Gedicht „die lustigen Musikanten“ (1802; abgedruckt u. a. bei Goedeke 2, 304 ff.); bei W. von Schütz im Lacrimas (1803) S. 108; in Pellegrins (d. i. Fouqué's) dramatischen Spielen (1804); bei Z. Werner im 2. Theil der Söhne des Thals (1804), sämmtliche Werke 5, 107 f.; bei Tieck im Phantasus 1, 134; und aus späterer Zeit bei Rückert 2, 227 f.; 229; 257 f.; 316, 22; 326, 51; vgl. auch die Zeilen von gerader Zahl in der Anmerk. 19 angeführten Siciliane und die 39. Makame.

deutscher, selbst Rückert und Platen nicht ausgenommen[21], eben so § 274
wenig gebracht, wie zu der fein ausgebildeten, der Natur unserer Sprache gemässen Kunst des Versbaues, die wir in einzelnen Werken der Volks- und der höfischen Poesie aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bewundern. — Die Assonanz, die zwar schon in der althochdeutschen Poesie neben dem eigentlichen Reim bestanden oder vielmehr diesen in vielen Fällen vertreten hatte, und seitdem vor ihm niemals ganz aus der Volksdichtung gewichen war[22], war doch bis um das Jahr 1800 zu keiner Zeit nach fester Regel und in eigentlich kunstmässiger Weise durch ganze Gedichte bei uns durchgeführt worden. Herders Vorschlag, den er bereits in den Sechzigern machte, in gewissen metrischen Formen die Assonanzen der Spanier anzuwenden und dadurch den Reim zu ersetzen[23], scheint damals nirgend Beifall gefunden zu haben. Er selbst machte in den fremden Stücken, die er für seine Sammlung von Volksliedern bearbeitete, bloss da von assonierenden Bindungen Gebrauch, wo er es mit englischen und schottischen Liedern zu thun hatte, aber auch nur in der Art, die er aus dem deutschen Volksgesang kannte, d. h. er liess sich in einem sonst gereimten Gedicht öfter an einer bloss vocalischen oder bloss consonantischen Assonanz genügen. Die Bearbeitungen spanischer Romanzen gab er dagegen in völlig reimlosen Versen; noch späterhin, als die spanische, nur die Vocale bindende Assonanzenform bereits bei uns eingeführt war, enthielt er

21) Nur im Vergleich mit den übrigen neuhochdeutschen Dichtern, aber nicht mit den vorzüglichsten Reimmeistern der mittelnochdeutschen Zeit, durfte sich Platen (gesammelte Werke 5, 45) rühmen, dass er in seinen Werken immer die strengste Reinheit des Reimes beobachtet habe. 22) Vgl. § 28, S. 38; § 69, S. 112; § 138, S. 285; § 196, S. 94. Selbst bei nicht wenigen Dichtern dieses Zeitraums muss bisweilen, wie im Volksliede, eine vocalische oder consonantische Assonanz den Reim vertreten. So bei J. A. Cramer in den Psalmen 2, 42 (*blühen: stehen*) und in den sämmtlichen Gedichten 1, 278; 2, 153 (*Gelächter: Verbrecher; versöhnt: verdient*); bei Schubart, Gedichte 2, 189 (*glänzen: Provinzen*); bei Goethe 1, 89; 185 f.; 12, 110; 41, 315 (*daheim: sein; ihm: List; ihm: hin; Floh: Sohn; vernehmen: dröhnen*); bei Schiller 1, 5. 30; 9, 28 (*Menschen: Wünschen; Sarge: Marke; Menge: geringe*); bei Tieck in den romantischen Dichtungen 1, 7; 2, 217; 468; 471; 474 (*dämmern: schimmern; Schnörkel: Zirkel; nicken: wecken; Mützen: setzen; Blätter: zittern*), und besonders häufig in dem neuen Hercules am Scheidewege, poetisches Journal S. 81 ff.; bei Fr. Schlegel 9, 101; 113; 148 (*Rheine: weinen; Sünde: entzündet; erschüttert: Gewitter*). 23) In den Fragmenten zur deutschen Literatur (1. Ausg. 1, 129; Werke zur schönen Liter. 1, 74) nahm Herder Lessings Vorschlag im 51. Literatur-Brief (6, 141 f.), in musikalischen Gedichten zu den Recitativen ganz freie Silbenmasse (ohne bestimmten Wechsel von Hebungen und Senkungen) zu gebrauchen, wieder auf und erweiterte ihn dahin, zu den Arien die rimes assonantes der Spanier zu verwenden. Diess werde dem Dichter viele Freiheit verschaffen.

§ 274 sich derselben in seinem Cid. Die Romantiker waren es auch hier wieder, und namentlich die beiden Schlegel und Tieck, die zuerst Versuche anstellten, der in den Romanzen und im Drama der Spanier üblichsten Bindeweise der Zeilen in Deutschland Eingang zu verschaffen. Die ältesten mir bekannten Beispiele von deutschen Gedichten, die nach spanischer Weise assonieren, sind aus den Jahren 1800 und 1801 und rühren her von A. W. Schlegel[24], Fr. Schlegel[25] und Tieck[26]. Es gelang ihnen damit; bald fand, in ihrer Schule wenigstens, die Assonanz, die einsilbige wie die zweisilbige, so grossen Beifall, dass sich die Dichter nicht nur ihrer häufig in Romanzen und andern kleinen Erfindungen bedienten, sondern sie auch stellenweise im Drama anwandten[27], und dass es nach A. W. Schlegels Vorgang herkömmlich ward, in Uebersetzungen aus dem Spanischen da überall assonierende Verse zu verwenden, wo sie die Originale hatten. Indessen weicht der Charakter unserer wegen ihres Mangels an klangreichen Vocalen in den Endungen und wegen der Verschiedenheit des Lauts von einem und demselben Stammvocal, je nachdem einer oder mehr Consonanten darauf folgen und diese wiederum unter sich verwandt oder unverwandt sind, zu sehr von der spanischen ab, dass deutsche Assonanzverse jemals eine ähnliche Wirkung für das Ohr hervorbringen könnten wie spanische[28]. Sie sind daher auch nie recht zu allgemeinerer Geltung

---

24) „Das thierische Publicum" und „Fortunat", sämmtliche Werke 2, 332 ff.; 1, 229 ff. 25) Sämmtliche Werke 8, 107 ff.; 127; 132; 135 f. 26) „Die Zeichen im Walde", Gedichte 1, 22 ff., und zwei andere Stücke daselbst 1, 3 ff.; 2, 205 ff. Die Romanze zu Aufang des 2. Kap. vom 6. Buch seiner Uebersetzung des Don Quixote assonierte in der Ausg. von 1799 noch nicht, sondern war gereimt: erst im 4. Th. der 1801 erschien, gab er S. 130 ff. eine Romanze in jener Form. — Nicht selten geht in diesen Gedichten, namentlich in dem ersten von A. W. Schlegel und in denen von Tieck, die Assonanz stellenweise in vollkommene Reime über; bei Tieck finden sich solche Fälle auch noch später, besonders im Octavianus. 27) Hier zuerst von Fr. Schlegel im Alarcos (1802), wo die Assonanz auch in andern Versarten als in trochaischen Vierfüsslern gebraucht ist; dann in den Anm. 20 angeführten Stücken von W. v. Schütz, Fouqué, Werner, so wie in Tiecks Octavianus. — Von Gedichten, die nicht dieselbe Assonanz durch alle gebundenen Verse beibehalten, sondern die Vocale ändern, oder die mit verschiedenen Assonanzen regelmässig wechseln, kann man, ausser im Alarcos (wo die Aenderung in manchen Scenen sehr häufig eintritt), im Lacrimas und in andern dramatischen Werken, Beispiele finden bei Fr. Schlegel in der 10. 11. und 13. Romanze von Roland (8, 66 ff.), so wie in den Gedichten 8, 109; 153; 160; 165; 201; bei Rückert 3, 112 ff. und bei Platen 1, 144. — Bisweilen sind die einzelnen Strophen eines Gedichts jede in sich durch verschiedene Reime und zugleich alle durch dieselbe Assonanz gebunden, wie bei Uhland in der Romanze vom Recensenten und in zwei andern, welche die gemeinsame Ueberschrift „Liebesklagen" führen. 28) Vgl. St. Schütze in der Zeitung f. d. elegante Welt 1805, St. 91, Sp. 721 ff.

gekommen und in ihrem Gebrauch zu deutschen Erfindungen immer mehr auf die eigentliche Romanze beschränkt worden. — Noch viel minderes Glück als die Bindung der Verse durch diese kunstmässige Assonanz haben bei uns die Alliterationsgebände gemacht: es ist hier, wenn man einige dramatische Dichtungen Fouqué's ausnimmt[29], seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts immer bei ganz vereinzelten Versuchen weniger Dichter geblieben, welche die Alliterationsform entweder mehr nach ihrer Willkür oder mehr nach den in der altnordischen Poesie gültigen Gesetzen behandelt haben[30]. § 274

§ 275.

c. Verssysteme. — *α*) Unstrophische. — Von den drei Versarten, die seit Opitz bei Bildung regelmässiger Reihen am meisten bevorzugt waren[1], erhielten sich die Alexandriner, zumal die unverschränkt gereimten, zwar diesen ganzen Zeitraum durch in Gebrauch; doch wurden sie nach den Vierzigern des vorigen Jahrhunderts aus den grossen poetischen Gattungen, in denen sie ehemals die metrische Hauptform gewesen waren, immer mehr verdrängt und auch in den kleineren Dichtungsarten entwöhnte man sich ihrer, besonders seit den Siebzigern, je länger desto mehr[2]. Der trochäischen Achtfüssler, die Gottsched noch als das zu „heroischen Erzählungen“ schicklichste Silbenmass empfahl[3], und in denen bis

---

29) Zuerst in den drei Theilen der Dichtung „der Held des Nordens“, die von 1808 an erschienen. In den ausgewählten Werken 12. 126 f. sagt Fouqué mit Bezug auf jenes Werk: er habe aufs gewissenhafteste gerungen, auch die metrischen, oft sehr kunstreichen, oft aber auch leicht hingegossenen Formen der isländischen und überhaupt altnordischen Poesie genau zu erfassen und lebendig nachzubilden, soweit es der Charakter unserer gegenwärtig mehr für die Prosa sich gestaltet habenden deutschen Rede gestatten wollte. Vgl. auch das poetische Vorwort vor Sigurd dem Schlangentödter (dem ersten Theil der Dichtung), a. a. O. 1, 3 f. 30) Sehr bekannt sind die alliterierenden Verse Bürgers in einer Strophe seines wahrscheinlich im J. 1785 gedichteten hohen Liedes von der Einzigen (2. 105). Eben so wenig wie darin altnordische oder altdeutsche Alliterationsregeln beobachtet sind, sind sie es in A. W. Schlegels Sonett „Deutung“ (1, 355), im Lacrimas von W. v. Schütz, S. 80—83 und von Rückert in der 39. Makame (Wackernagel, a. a. O. 2, 1594). Mehr den altnordischen Formen entsprechen Fouqué's Alliterationspoesien. Rückerts „Roland von Bremen“ (bei Goedeke 2, 399) und „das Lied von Thrym“ bei Chamisso.

§ 275. 1) Vgl. § 197, S. 98—100. 2) Das Nähere darüber, sowie über die sonstigen während dieses Zeitraums eingetretenen Veränderungen in dem Gebrauch der metrischen Formen für eine jede poetische Gattung folgt im fünften Abschnitt. 3) Deutsche Sprachkunst S. 653 f. „Da es gewiss ist, dass unsere Sprache eine Menge trochäischer Wörter hat, so schicken sich diese viel besser in diese Versart als in die jambische, wo man insgemein etwas hinzuflicken muss.

§ 275 um 1760 auch noch mancherlei abgefasst wurde, enthielten sich die Dichter nachher für längere Zeit so gut wie ganz[4]; erst in unserem Jahrhundert kehrten einzelne beim Nachbilden alt- und neugriechischer Formen und in den Gaselen zu ihnen, wie auch zu trochäischen Versen von sieben und zu jambischen von sieben oder acht Füssen zurück und bildeten daraus bald reimlos gelassene, bald gereimte Reihen[5]. Viel besser als den Alexandrinern und den langen trochäischen Zeilen ergieng es fortwährend den jambischen Fünffüsslern. Denn neben den Hexametern und den sogenannten madrigalischen oder recitativischen Versen war es vorzüglich dieses Silbenmass, das da, wo die Alexandriner und die trochäischen Achtfüssler schon vor 1770 weichen mussten, an deren Stelle trat; und als späterhin die Kunstformen der italienischen Poesie wieder aufgenommen wurden, erhielt es bei deren Nachahmung als Vertreter der Endecasillabi alle die Rechte, welche während des siebzehnten Jahrhunderts den Alexandrinern eingeräumt worden waren. Indessen waren die jambischen Fünffüssler dieses Zeitraums, wenn sie gereimt wurden, nur noch bei den ältern Dichtern die alten gemeinen Verse mit feststehender Caesur und Reimfolge[6]; nach und nach wurde es

---

Zu dem sind die jambischen Verse bei uns so gemein, dass wir sie fast zu nichts Edelm mehr brauchen können. Endlich ist die Länge der Zeilen und die Seltenheit der Reime noch ein besonderer Vortheil: denn sie schaffen, dass man theils lange Beiwörter brauchen, theils sonst mehr Gedanken darin ausdrücken kann."

4) Ramler bemerkte (Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ausgabe von 1762. 1, 175): „Einige, die keine Neuerung beliebten und doch ein geräumiges Silbenmass (statt der Alexandriner) suchten, haben das funfzehnsilbichte trochäische und das sechzehnsilbichte jambische gewählt: allein den feinsten Kennern der gereimten Poesie scheint ein Vers zu missfallen, der sich in zween gleiche Verse theilen lasst, deren einer gereimt und der andere reimlos ist; und die Liebhaber reimfreier Poesie haben nicht nöthig, aus zween wohlklingenden Versen einen dritten zusammen zu setzen, der so lang und schleppend ist." Einige Gruppen so gemessener und paarweis gereimter Verse, in denen ein Gelegenheitspoet aus der gottschedischen Zeit redend eingeführt wird, findet man bei dem jüngern Stolberg in dem 11. Stück seiner „Jamben" (1784): ein Gedicht in reimlosen Achtfüsslern bei Götz 2, 72 ff. 5) Beispiele von trochäischen Achtfüsslern in der Art der altgriechischen Tetrameter ohne Reime liefern stellenweise A. W. Schlegels Jon (1803) 2, 102 f.; Goethe's Helena 1. 250 ff. und Platens Liga von Cambrai (1832) 4, 235 ff.; in Reimpaaren viele von Rückerts Gaselen (die zum Theil schon aus dem J. 1819 herrühren), Wilh. Müllers Lieder der Griechen (1822 ff.) und Platen, ausser in den Gaselen (seit 1821), stellenweise in den drei Dramen „Treue um Treue", „die verhängnissvolle Gabel" und „der romantische Oedipus" (1825—28). Trochäische Siebenfüssler mit Assonanzen enthält zwischen Reihen von Trimetern Fr. Schlegels Alarcos (1802) S. 256 ff.; gereimte finden sich bei Rückert und Platen in Gaselen, als Reimpaare bei W. Müller a. a. O. und bei Platen in der verhängnissvollen Gabel (4, 36 ff.) und im romantischen Oedipus (4, 116 ff.; 138 ff.; 165 ff.). 6) Vgl. § 195, S. 91 f. und § 197, S. 99.

immer üblicher, sie in der Art der von den Engländern über- § 275
kommenen und seit den Vierzigern mehr und mehr bei uns eingebürgerten Form zu messen, die sich in der Beobachtung der Einschnitte freier hielt und in gereihten Systemen entweder durchweg reimlos blieb[7], oder wenn Reime angebracht wurden, sei es ein ganzes Gedicht hindurch, sei es nur stellenweise, namentlich im Drama der spätern Zeit, zwischen Gebänden mit bestimmter Folge der Reimwörter und einer willkürlich wechselnden Bindart die Wahl liess[8]. Gottscheds reimlose Fünffüssler jambischen Masses aus dem Anfange der Dreissiger[9] haben noch alle die in den gemeinen Versen üblichste Caesur und dabei durchgehends eilf Silben; anders gemessene Zeilen dieser Art missbilligte er noch 1762[10]. Bodmer hingegen gab schon 1745 in der Uebersetzung dreier Erzählungen von Thomson[11] seinen reimlosen Jamben keine Caesuren nach bestimmten Silben, „damit sich die Gedanken des Urhebers mit ihrem eigenen Schwunge desto natürlicher in den Vers einspannen liessen", mischte zehn- und eilfsilbige Zeilen und erlaubte sich auch bereits, wie nachher die meisten Dichter, die sich der reimlosen jambischen Fünffüssler bedient haben, hin und wieder Zeilen von zwölf Silben oder Sechsfüssler einzuschieben. J. E. Schlegel, der kurz vor 1749 oder erst in diesem Jahre ein ziemlich bedeutendes Bruchstück einer freien Uebersetzung von Congreve's Braut in Trauer niederschrieb[12], hat gleichfalls den zwanglosern Vers gewählt, aber fast durchweg den regelmässigen Wechsel einer zehnsilbigen Zeile mit einer eilfsilbigen beobachtet. In den Fünfzigern wurde diese Versart dann schon etwas gebräuchlicher; bald wurden nur zehnsilbige Zeilen eine ganze Dichtung hindurch gereiht, bald zehn- und eilfsilbige gemischt, sehr selten bloss eilfsilbige gebraucht[13]. Der gemischten Art sprach besonders Johann Heinrich Schlegel[14] das Wort, und sie

---

7) Vgl. § 196, 4 ff. 8) Jambische Fünffüssler mit kunstmässig durchgeführter Assonanz erinnere ich mich nur bei Fr. Schlegel im Alarcos und 8, 295—97 gefunden zu haben. Uhlands assonierende Reihen in Roland und Alda vertreten die tiradenweise gleich gereimten vers communs des altfranzösischen Epos, das sich auch oft mit der blossen Assonanz statt des Reimes begnügt. (Das Bruchstück ist aus dem Heldengedicht von Viane übersetzt; viel mehr daraus übersetzte Stücke, als in seinen Gedichten stehen, hat Uhland in Fouqué's Musen 1812 im vierten Quartalstück abdrucken lassen.) 9) In der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eigenen Schriften 2, 279 ff. 10) Deutsche Sprachkunst S. 643 ff.; vgl. kritische Dichtkunst S. 363 f. 11) Hinter Lange's und Pyra's freundschaftlichen Liedern, auch in der Ausgabe von 1749. 12) Es wurde aber erst 1762 gedruckt, Werke 2, 569 ff. 13) Wie, obgleich auch noch mit einigen wenigen Ausnahmen, in dem Bruchstück eines Lustspiels von Cronegk „der ehrliche Mann, der sich schämt es zu sein". 14) In den Vorreden zu seinen 1758, 1760 und 1764 herausgegebenen Uebersetzungen englischer Trauerspiele.

§ 275 wurde späterhin auch die gewöhnlichste. Bereits 1756 hatte Klopstock[15] die Vorzüge der jambischen Fünffüssler vor den Alexandrinern hervorgehoben. Bald darauf erhielten die deutschen Dichter eine sehr gründliche Belehrung über die Eigenthümlichkeiten dieser Versart nach der englischen Behandlungsweise und über die Vortheile, die diese gewähre, in J. N. Meinhards Uebersetzung von H. Home's Grundsätzen der Kritik[16], die, wie der Uebersetzer meinte, den Kennern unter seinen Landsleuten desto angenehmer sein werde, da diese Versart noch wenig in deutscher Sprache bearbeitet worden, da sie eben die Schönheiten in derselben annehme, die ihr die grössten englischen Dichter gegeben und endlich vielleicht die einzige sei, in der unsere Tragödie zu ihrer grössten Vollkommenheit gebracht werden könne. Niemand trat dann für „das englische, brittische, miltonische Silbenmass", wie man es zu nennen pflegte, entschiedener in die Schranken, um ihm namentlich in Trauerspielen den Sieg über die Alexandriner zu verschaffen, als Herder[17]. Er hörte in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, dass er es in mancher Beziehung das deutsche zu nennen gewünscht hatte. Wenn etwa gar die Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern Schuld wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache (im deutschen Trauerspiel), die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich werfe und manche Scenen unserer besten Dichter verderbe, sollte denn da nicht einmal dem Vorurtheil entsagt werden, als sei diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? „Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schliessen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben; nicht sich beständig in Jamben jagen; nicht in einerlei Cäsuren verfolgen; nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten; nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmass einkerkern, das Ramler in seinem Batteux vorzeichnet[18], um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen." Es werde, heisst es zuletzt, dieses Silbenmass, gehörig behandelt, unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinige. — Ausser den Alexandrinern,

---

15) In der Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Silbenmasses: bei Back und Spindler 3, 14. 16) Zuerst Leipzig 1763—66. 8., zweite Ausg. 1772 und nach dieser 2, 125 ff. 17) Fragmente zur deutschen Literatur in den Werken zur schönen Liter. 1, 76 ff. 18) Vgl. S. 260, 32. 33.

den Hexametern und den jambischen Fünffüsslern benutzte man zu Reihen noch vorzüglich bald unverschränkt, bald verschränkt, noch öfter aber ganz frei gereimte und mitunter auch reimlose jambische Vierfüssler[19], denen seit dem Anfang der Siebziger die wieder belebte Form der viermal gehobenen altdeutschen Zeilen oder, wie man sie auch zu nennen pflegt, die hans-sachsische Versart zur Seite trat[20], entweder mit durchgängig gepaarten Reimen oder mit weniger regelmässigen Gebänden. Jenes in der Regel bei Goethe (nur dass er mitunter, aber sehr selten, drei Reime hintereinander setzt) im „neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel“, im „Fastnachtsspiel vom Pater Brey“, im „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes“, im „Satyros“ (aber nur theilweise); in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ und in den „Parabeln und Legenden“[21]; dann auch bei A. W. Schlegel[22], bei Tieck[23], bei Fr. Schlegel[24] und bei Uhland[25]; dieses bei Wieland in der Titanomachie, bei Lenz[26] und bei Schiller in Wallensteins Lager. Mit Beibehaltung des freien Wechsels gehobener und gesenkter Silben einzelne Zeilen über das gewöhnliche Mass auszudehnen, hat sich Goethe nur in seltenen Fällen erlaubt[27]. Andere Dichter sind darin zwangloser verfahren und haben auch Zeilen von weniger als vier Hebungen eingemischt[28]. Reihen aus reimlosen, den antiken Trimetern nachgebildeten jambischen Sechsfüsslern gehörten im achtzehnten Jahrhundert noch zu den Seltenheiten. Die ersten Versuche in reimlosen jambischen Zeilen von zwölf Silben, die nicht, wie die Alexandriner, den Einschnitt nach der sechsten Silbe, sondern eine der beiden gebräuchlichsten Caesuren der antiken Trimeter oder Senare hatten, d. h. nach der auf die zweite Hebung folgenden Senkung, sind um 1740 von J. E. Schlegel gemacht worden. In seinem „Schreiben über die Komödie in Versen“[29] sagt er, nachdem er das Missliche, in reimfreien jam- § 275

---

19) Ein Gedicht in reimlosen Versen dieses Masses findet sich schon bei Drollinger S. 310 f.; andere stehen unter Gleims ältesten Stücken. 20) Vgl. § 272, S. 235 und 242. 21) In den kleinen Sachen, die im zweiten Theil der Werke unter den Ueberschriften „Kunst“ und „Parabolisch“ zusammengestellt sind, hat er gepaarte und verschränkte Reime unter einander gebraucht.

22) Werke 2, 149 ff., bis auf das Nachwort des Herolds. 23) Im Octavianus an mehrern Stellen. 24) Werke 9, 58 ff. 25) In den Gedichten „Schwäbische Kunde“ und „Graf Richard ohne Furcht“ u. A. 26) Gesammelte Schriften 3, 200 ff. 27) Z. B. 13, 74 die letzte Zeile. 28) Wie Lenz 2, 310, die Verfasser der in Düntzers Studien zu Goethe's Werken S. 211—248 wieder abgedruckten Stücke, Tieck im Rothkäppchen und im neuen Herkules am Scheidewege (poetisches Journal 1, 81 ff.), hin und wieder auch A. W. Schlegel a. a. O. 29) Eingerückt in die Beiträge zur kritisch. Historie d. d. Sprache St. 24, S. 624 ff.; Werke 3, 73 ff.

§ 275 bischen Fünffüsslern zu dichten, berührt hat: „Ein gelehrter Professor hiesiger Akademie[30] steht in den Gedanken, dass es besser gewesen wäre, wenn diejenigen, die unsere Verse am ersten in Stand gebracht, den Abschnitt derselben mitten in den dritten Fuss nach Art der Griechen und Lateiner gelegt hätten.“ Er gibt dann eine kleine Probe solcher Verse, eine Uebersetzung des Eingangs von Aristophanes' Plutus, und fährt fort: „Wenn ich meinen Ohren trauen darf, so würde auf diese Art wenigstens der Klang der reimlosen Verse dadurch gelinder gemacht werden, dass der Vers mehr Veränderung bekäme. Die Endungen würden in dem Abschnitt allezeit weiblich und am Ende allezeit männlich sein. Der hinterste Theil des Verses aber bekäme einen ganz andern Klang als der vorderste“ etc. Schlegel ist hierbei nicht stehen geblieben: wir besitzen von ihm noch Scenen aus einem Lustspiel „die entführte Dose“, die auch noch vor 1741 und in dieser jambischen Versart geschrieben sind, sowie eine Probe von einer kleinen Tragikomödie „der Gärtnerkönig“, in gleich gemessenen Zeilen[31]. Ramler rieth[32] ebenfalls dazu, in reimlosen jambischen Versen von zwölf wie von zehn Silben den Abschnitt nach der fünften Silbe zu setzen; wollte man aber in dramatischen Gedichten den sechsfüssigen jambischen Vers der Alten nachahmen, so schiene dazu ein Schema nicht unbequem zu sein, in welchem der dritte und fünfte Fuss ausser für den Jambus auch für den Anapäst und der erste für unsere wenigen Spondeen offen stünden[33]. In Ramlers eigenen Gedichten habe ich es, so durchgeführt, nirgends angetroffen; seine Trimeter, die mit dem Jahre 1773 beginnen[34], sind entweder aus lauter zweisilbigen Füssen mit nicht immer gleicher Caesurstelle gebildet, oder haben die dreisilbigen in beliebigen Versstellen, die erste und letzte ausgenommen. Auch nach 1800 wurden Trimeter in den eigenen Werken deutscher Dichter nur mehr ausnahmsweise neben und zwischen Reihen von jambischen Fünffüsslern und andern Massen gebraucht[35]. — Unter den jambischen Versen von weniger als vier

---

30) J. H. Schlegel vermuthete in ihm 3, 71 gewiss mit vollem Rechte den Professor J. F. Christ. 31) Werke 2, 621 ff. 32) Einleitung in die schönen Wissenschaften 1, 173 ff. 33) Diess Mass hatte Herder in der oben. S. 258 mitgetheilten Stelle im Auge. 34) 2, 56—114; 125—127. 35) Vgl. § 272, S. 240. Ausser den dort angeführten Stücken enthalten noch Stellen in Trimetern Goethe's „Was wir bringen“ (1802) und „Vorspiel zu Eröffnung des weimarischen Theaters“ (1807), F. Schlegels Alarcos (die meisten assonierend und S. 279 f. auch gereimte), A. W. Schlegels Jon (2, 145 f.), Tiecks Däumchen (1812) und Fortunat (1816), Platens Mathilde von Valois. Schiller wurde zuerst durch die Trimeter in Goethe's Helena, die ihm dieser schon 1800 vorlas, auf diese Versart aufmerksam gemacht (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 5, 322)

Füssen reihte man Zweifüssler mit oder ohne Reime ebenfalls nur selten in unstrophischen Stücken an einander[36]; häufiger dagegen Dreifüssler, besonders reimlose von sieben Silben, die seit den Vierzigern eine Hauptversart für das sogenannte anakreontische Lied wurden. Die andere, trochäische Vierfüssler von acht Silben und auch ohne Reimbindung, kam um dieselbe Zeit auf. Gottsched gab (im Anfange der Dreissiger) zuerst die Proben, dass man Anakreons Oden in gleich vielen Zeilen und in eben der Versart geben könne. Hernach fanden sich erst deutsche Nachahmungen und endlich ein Uebersetzer des ganzen Anakreons[37]. Die ältesten anakreontischen Stücke von deutscher Erfindung und ohne Reime sind die in Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern"[38]; wenigstens sind die hierher fallenden Gedichte Hagedorns wohl nicht früher als 1747 bekannt geworden[39]; und Pyra's in reimlosen trochäischen Vierfüsslern von acht oder sieben Silben abgefasstes Gedicht[40] ist noch kein anakreontisches Lied. Die Uebersetzung „des ganzen Anakreons", auf die sich Gottsched bezieht, erschien im Jahre 1746[41]; sie war eine gemeinschaftliche Arbeit von Götz und Uz[42]. Gereimte trochäische Vierfüssler von acht Silben, die aber auch um eine Silbe kürzer sein konnten, wurden zwar ebenfalls von den ältern Dichtern reihenartig verbunden, häufiger jedoch thaten diess erst die Romantiker, als sie die metrischen Formen der Spanier bei uns einzuführen und durch trochäische Verse von acht oder sieben Silben die redondillas[43] wiederzugeben suchten, bald mit eigentlichen Reimgebänden[44], bald mit blosser, durch die Zeilen mit gerader Zahl durchgeführter Assonanz. Von andern trochäischen Reihenversen wurden die reimlosen zehnsilbigen seit den Siebzigern die gebräuchlichsten[45]; von den übrigen § 275

36) Beispiele von reimlosen bei Götz 1, 46; 144 f.; 151 f.; von gereimten bei Bürger 1, 45 ff. und besonders unter den Episteln von Kl. Schmidt und Göckingk.

37) Deutsche Sprachkunst S. 671, Anm. k und dazu § 269, S. 214, 15.

38) Vgl. 273, Anm. 20.

39) In seiner 1747 herausgegebenen „Sammlung neuer Oden und Lieder" S. 82—86.

40) Freundschaftliche Lieder S. 26 ff.

41) „Die Oden Anakreons in reimlosen Versen, nebst einigen andern Gedichten." Frankfurt und Leipzig. 8.

42) Vgl. § 253, S. 66 oben und Jördens 2, 193, sowie R. Köhler im Weimar. Jahrb. 3, 475 ff.

43) Ueber die Redondillas und deren Unterschied von den Romanzenversen (romances) vgl. v. Schack, Geschichte d. dramat. Literatur in Spanien 1, 100 f. Note.

44) Vorzüglich in der Form der coplas (abba) oder als Decimen.

45) Vgl. § 272, Anm. 39. Ob die kleinen Gedichte, die Götz in dieser Versart abgefasst hat (2, 133 f.; 164; 232 f.; 3, 178 f.), schon einer frühern Zeit angehören als den siebziger Jahren, vermag ich nicht anzugeben. Goethe hat oft von ihr Gebrauch gemacht, stellenweise selbst in dramatischen Sachen (aus dem J. 1807; vgl. 11, 259 ff.; 40, 398—401; 422 ff.). Beispiele gereimter trochäischer Zeilen von zehn oder neun Silben bei Göckingk, Gedichte 1. 217 ff., Bürger 2, 222 ff. und Tiedge (Werke 1841) 2, 103 ff.

§ 275 Silbenmassen, wenn man ganz vereinzelt stehende Ausnahmen nicht berücksichtigen will, nur noch hin und wieder das erste und das grosse asklepiadeische [46], die phalaecischen Hendecasyllaben [47], Alexandriner mit weiblichem Abschnitt und jambisch-anapästische Zeilen von vier bis zu sieben Füssen, die letzten erst in der spätesten Zeit [48], zu unstrophischen Systemen durchgängig gleich gemessener Verse benutzt. Jener Alexandrinervers, durch den in neuester Zeit das Zeilenmass der alten Nibelungenstrophe wiedergegeben zu werden pflegt, wurde ausser in Sprüchen oder in Epigrammen, wozu ihn schon Logau oft benutzte [49] und worin wir ihm nun auch wieder hier und da bei Kleist und Ewald [50], bei Götz [51] und Göckingk [52] begegnen [53], von Dusch in verschiedenen Gedichten [54] angewandt, entweder in fortlaufenden Reihen oder im Wechsel mit gewöhnlichen Alexandrinern. An eine absichtliche Erneuerung des Nibelungenverses ist dabei für jene Zeit natürlich noch gar nicht zu denken. Diese wurde wohl erst, wenn man von den ungeschlachten Versuchen Bodmers [55], aus zwei altdeutschen Langzeilen eine neudeutsche vierzeilige Strophe zu machen, absieht, von den Romantikern unternommen, und noch früher als von Tieck [56] von Zacharias Werner [57]. Ausser der strophischen Verbindung, wovon sich auch schon aus den Jahren 1809—12 Beispiele bei Werner vorfinden [58], worin er aber erst nach 1815, als Uhlands in dieser Form abgefasste Gedichte bekannt wurden, mehr und mehr beliebt ward, findet sich dieser Vers dann auch, als reiner Alexandriner mit weiblichem Abschnitt, in W. Müllers Griechenliedern und, entweder ganz ebenso oder mit Anapästen an bestimmten Stellen, in Rückerts und Platens Gaselen [59].

---

46) Im Verhältniss zu andern dem Horaz entlehnten lyrischen Massen beide schon sehr selten angewandt: von Klopstock niemals, von Ramler 1, 3 ff.; Voss S. 115 f.; 113; 132; 141 und Platen 2, 173. 47) Bei Ramler, Götz, Voss, Hölty, Kl. Schmidt (2, 393 ff. viele Stücke), Matthisson, Rückert u. A. 48) Gereimte besonders von Rückert und Platen in Gaselen, Vierfüssler auch von Goethe im 2. Theil des Faust (41, 169 f.; 312 f.); reimlose, nach Art der aristophanischen Tetrameter gemessene, von Platen in der verhängnissvollen Gabel und im romantischen Oedipus; einmal in dem ersten Stück auch gereimte dieser Art (4, 87—91). 49) Vgl. § 195, Anm. 28. 50) Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 98; Kleists sämmtliche Werke 2, 113. 51) 2, 60. 52) 3, 246; 261. 53) Auch in zwei Zeilen der Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768. S. 287. 54) Namentlich in dem Lehrgedicht „die Wissenschaften" (1752) und in dem moralischen „die Vernunft" (1754). 55) In den altenglischen und altschwäbischen Balladen 1781. S. 150 ff. 56) Im Octavianus S. 293; 433; 448 f. 57) Im ersten Theil der Söhne des Thals, 1803; sämmtliche Werke 4, 47 ff.; 112 f. 58) Und noch dazu Zeilen von nicht streng jambischer Messung 1, 182—85; 187 f.; 2, 63 ff.

59) Ob aber Müller in seinen Griechenliedern, die aus paarweis gereimten

Platen hatte[60] 1829 noch sehr mangelhafte und unklare Vorstellungen von dem altdeutschen Nibelungenverse; gleichwohl war er zu der Ueberzeugung gelangt, dass sich aus ihm metrische Formen entwickeln liessen, die sich bei weitem mehr für die grossen poetischen Gattungen eignen würden als alle Silbenmasse, die wir der Fremde abgeborgt hätten. „Alles[61], was wir aus der Fremde entlehnt haben, der Hexameter, die Stanze, die Terzine mag als vortrefflich für kleinere, dem Idyllischen oder Lyrischen sich nähernde Gedichte anerkannt werden, für umfangsreiche sind sie vollkommen untauglich. Die italienischen Masse, wie auch der französische Alexandriner erfreuen sich einer grossen Mannigfaltigkeit in der Ursprache; vermöge unserer Prosodie hingegen werden sie eintönig und matt, wie es auch unser fünffüssiger Jambus ist, ein barbarischer und armseliger Vers, der hoffentlich bald aus der Sprache verschwinden wird. Wenn der Verf. es für rathsam hielt, in seinen dramatischen Werken den Trimeter statt des fünffüssigen Jambus anzuwenden, so kann er auf Treue und Glauben versichern, dass er es nicht den Griechen zu Liebe gethan, sondern dass ihn gerade das Studium des Nibelungenverses darauf geführt hat. Denn dieser sowohl als der Hexameter, die überhaupt verwandt sind, lösen sich rhetorisch in den Trimeter auf. Von jener Monotonie, die im Epos vollkommen unerträglich sein würde, weiss das Lied der Nibelungen nichts, wiewohl es eine grosse Regelmässigkeit mit der höchstmöglichen Varietät vereinigt, was die höchste Aufgabe eines epischen Versmasses ist.“ Platen war vielleicht unter unsern Dichtern aus der jüngsten Vergangenheit am ersten dazu berufen, der neudeutschen Verskunst zu würdevoller Selbständigkeit zu verhelfen; um so mehr ist es zu bedauern, dass er die Grundgesetze der altdeutschen doch noch nicht in dem Grade kennen gelernt hatte, um für jene alle Vortheile daraus zu ziehen, die sich, bei gehöriger Berücksichtigung der mit dem Sprachkörper vorgegangenen Veränderungen, daraus noch immer würden ziehen lassen. — Den Uebergang von den regelmässigen Versarten zu den ganz freien metrischen Formen bildeten die madrigalischen oder recitativischen Systeme. Die dazu verwandten Verse hatten in der Regel jambisches Mass und gewöhnlich wurden Vier-, Fünf- und Sechsfüssler nach Willkür unter einander gemischt, bisweilen auch noch kürzere § 275

Zeilen dieses Masses bestehen, nicht zunächst eine Form des neugriechischen Volksliedes (vgl. die akademische Vorlesung von Fr. Thiersch über die neugriechische Poesie. München 1828. 4. S. 21) wiedergeben wollte, muss ich dahin gestellt sein lassen. 60) Wie aus seinen Werken 5, 37 ff. erhellt. 61) A. a. O. S. 38 f.

§ 275 Zeilen mehr oder weniger oft eingeschoben, bisweilen bloss zweierlei Verse, Vier- und Sechsfüssler oder Vier- und Fünffüssler, gebraucht. Die Reime zu paaren oder gleichmässig zu verschränken, geschah lange nicht so häufig, als sie in beliebiger Folge und bald zu zweien, bald zu dreien, vieren und noch mehr zu binden. Recht viele Zeilen unter sich durch einen oder nur wenige Reime zu binden, liebten die ältern Dichter, ausser im Triolet und Rondeau, wofür es feste Bestimmungen gab, vornehmlich in den kleinen lyrisch-spruchartigen Gedichten, welche im Allgemeinen als Madrigale bezeichnet werden können. Sie machten sich aber das Reimen dadurch leichter, dass sie häufig dieselben Wörter in den Gebänden wiederkehren liessen oder sich mit der Bindung unbetonter Endsilben[62] halfen[63]. Ausserdem war die Reimhäufung am gewöhnlichsten in der Epistel, gleichviel ob sie in sich gleich bleibenden oder in madrigalischen Versen abgefasst war[64]. Viel weiter noch als die ältern haben die jüngern Dichter die Durchführung gleicher Reime getrieben, wie in strophischen so auch in unstrophischen Systemen[65]. Wie schon in früherer Zeit konnten einzelne Zeilen auch reimlos bleiben; einem ganzen System den Reim vorzuenthalten, war erst seit den Siebzigern weniger ungewöhnlich[66]. Gedichte in dieser Form aus bloss

---

62) Vgl. § 274, Anm. 1. 63) Gleim hat 1, 127 acht Zeilen hindurch nur einen Reim, zwei in zehn Zeilen 1, 153; 2, 444 (vgl. auch 2, 163; 1, 210); Götz, einer der gewandtesten Reimer seiner Zeit, in vielen Stücken von 8—10 Zeilen und auch in manchen von 11—13 nur zwei Reime (vgl. 1, 11; 3, 89; 2, 85; 64; 71; 236; 3, 34; auch 3, 235. 64) Ebert, der darin eine besondere Geschicklichkeit gezeigt hat, gibt auch (in der Vorrede zum 1. Theil seiner Episteln S. LVII f.) Auskunft über die Kunstregel, die bei der Anordnung der Reime zu beobachten war. Ein Gesetz, das in der Epistel und in einigen andern Dichtungsarten von den Franzosen nie übertreten werde, sei: „dass ein vorher gebrauchter Reim nicht in eine neue Periode übergehen darf, wenn er darin nicht noch weiter fortgesetzet werden soll. Diess macht den Schluss eines Satzes deutlicher und sinnlicher; diess giebt der ganzen Periode, die oft ihr eigenthümliches Reimgebäude hat, eine gewisse Ründe, indem die verschiedenen Sätze, woraus sie besteht, durch die entweder unmittelbar mit einander verknüpften oder künstlich durch einander geschlungenen männlichen und weiblichen Reime, gleich den Strophen einer gereimten Ode, noch fester verbunden zu werden scheinen." Im Deutschen sei diess wegen der Armuth an Reimen allerdings schwer zu erreichen, mitunter unmöglich; der Dichter dürfe das aber nicht zu sehr vernachlässigen. 65) Beispiele in Gedichten von der letztern Form bei Fr. Schlegel 8, 157; bei Werner 2, 45; bei Rückert, ausser in Gaselen (deren einzelne 26 und 29 gleiche Reime haben), auch 1, 268 und in der 20. und 43. Makame; bei Platen 1, 157 ff. 66) Die ältesten Beispiele dürften die in Lange's und Pyra's freundschaftlichen Liedern sein S. 47 ff.; 57 ff. In den Siebzigern bediente sich Wieland ihrer in seinen lyrischen Dramen (er gab dabei dem jambischen Verse öfter zweisilbigen Auftakt). Auch Ramler hat die Recitative einiger Cantaten reimlos gelassen und in einzelnen auch mit den Versarten gewechselt. In Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache" (1785)

trochäischen oder daktylischen und anapästischen Versen gehörten § 275
schon zu den Seltenheiten[67]. Von der freier behandelten Form recitativischer oder madrigalischer Systeme, zuerst in einigen poetischen Mittel- und Mischarten, sodann in der erzählenden Dichtung, ist bereits oben die Rede gewesen[68]. — In ganz freien, aus verschiedenartigen Füssen gebauten und dabei reimlosen Versen dichtete zuerst Klopstock eine Anzahl Oden, deren älteste im Jahre 1754 entstand[69]. Eigentlich waren diese Verse weiter nichts „als eine künstliche Prosa in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Silbenmasses betrachten konnte." Lessing und nach ihm Herder empfahlen sie für Gedichte, die zur musikalischen Composition bestimmt wären, und selbst für das Drama[70]. Ramler dagegen, der

---

sind zwar hin und wieder gereimte Stellen im Dialog, meistentheils ist derselbe aber ebenfalls in reimlosen Recitativzeilen durchgeführt, gewöhnlich jambischen, öfter aber auch wechselnden Masses. Aehnlich ist die metrische Form in Schillers „Semele" (1782). 67) Die Beispiele eigentlicher Madrigale von trochäischen oder trochäischen und jambischen etc. Reimzeilen stehen bei Gleim, Götz, J. G. Jacobi u. A. sehr vereinzelt da; Göckingk hat drei Episteln in trochäischen Vier- und Fünffüsslern; Goethe in gereimten trochäischen Recitativzeilen den „deutschen Parnass" (2, 22 ff.) und in reimlosen „Mahomets Gesang" und „Seefahrt" (2, 55 ff.; 75 f.) abgefasst. 68) Vgl. § 272, S. 232 ff. Die metrische Form des ersten Theils von Goethe's Faust ist zwar auch durchgängig eine frei madrigalische, sie unterscheidet sich aber von der gewöhnlichen wesentlich dadurch, dass das Grundmass, besonders in den am frühesten gedichteten Scenen, die sogenannten hanssachsischen Verse sind, die oft lange, ununterbrochene Reihen bilden, aber auch eben so oft mit mehr oder weniger Zeilen von fünf-, seltner von sechs Hebungen, bisweilen auch mit Drei-, Zwei-, ja Einfüsslern und selbst mit ganz frei behandelten Rhythmen untermischt sind. Alle Verse von mehr oder weniger als vier Hebungen sind, ausser in den kleinen, ganz frei behandelten Gruppen, mit nur geringen Ausnahmen (z. B. auf S. 36; 64; 65; 144; 180; 183) rein jambische. Im zweiten Theil der Dichtung ist, wo nicht andere Versarten gewählt sind, die metrische Form des ersten Theils dahin abgeändert, dass der hans-sachsische Vers dem gewöhnlichen jambischen Vierfüssler gewichen ist, und dass nur hier und da noch zwei leichte Silben in einer Senkung zu verschleifen sind. Die Reime sind in beiden Theilen bald gepaart, bald freier gebunden, in der Regel aber zu nicht mehr als zweien. Vgl. Düntzer, Goethe's Faust 1, 133 ff. 69) „Die Genesung" (1, 121 f.). Wahrscheinlich waren die Zeilen ursprünglich in derselben Art abgesetzt, wie die in den zunächst folgenden Oden von dieser Form („dem Allgegenwärtigen", „das Anschauen Gottes", „die Frühlingsfeier", „das neue Jahrhundert", aus den Jahren 1758—60) im nordischen Aufseher (St. 14. 78. 94. 177) zuerst gedruckt sind, d. h. in Absätzen von ungleicher Zeilenzahl. Erst später (in der Ausg. seiner „Oden." Hamburg 1771. kl. 4) gliederte Klopstock sie in nur vierzeilige Strophen, die nun natürlich von ganz ungleichem Bau waren. Er bezeichnete sie (1, 276) als Oden, welche in jeder Strophe das Silbenmass verändern und in Beziehung auf das letzte etwas Dithyrambisches haben. 70) Vgl. den 51. Literaturbrief und Herders Fragmente. (in den Werken zur schönen Liter.) 1, 72 ff.

§ 275 sich nur einmal darin versucht hat[71], rieth den Dichtern davon ab, sich so freier Silbenmasse oft zu bedienen[72]. Erst in der Sturm- und Drangzeit wurden von Goethe[73], den Stolbergen[74], dem Maler Müller[75] u. A. häufiger Stücke darin abgefasst, zumeist lyrische, mitunter aber auch dramatische, entweder ganz oder theilweise. Seitdem blieb diese Form, besonders für gewisse Arten der Lyrik, bis in das neunzehnte Jahrhundert herein in fortwährendem Gebrauch[76]. Dergleichen freigebaute Zeilen aber noch anderwärts als in der hans-sachsischen Versart auch zu reimen und daraus unstrophische Systeme zu bilden, erlaubte man sich nicht so leicht, und wo es geschah, gieng man gewöhnlich nicht viel weiter, als dass die für Reimgedichte üblichen Silbenmasse zeilenweise beliebig gemischt und in einzelnen Versen hier und da zwei gehobene Silben unmittelbar aneinander gerückt oder dreisilbige Senkungen gesetzt wurden[77].

---

71) „Der Triumph" (1, 80 ff.), 1763 oder bald nachher gedichtet. Auch schon in dem J. 1763 erschienen Willamovs in ganz freien Versen abgefasste Dithyramben. 72) In den Anmerkungen zu dem Triumph 1, S. 240. 73) Unter seinen lyrischen und lyrisch-didaktischen Stücken „Wanderers Sturmlied" (1771. vgl. Werke 26, 119), „der Wanderer" (1772, in Wetzlar entstanden; vgl. Goethe und Werther, von Kestner S. 165; 183), „Prometheus", „An Schwager Kronos" (beide 1773. 74), „Adler und Taube", „Herbstgefühl" (beide 1774), „Muth" (1776), „Harzreise im Winter" (1777), „Meine Göttin" (1781), „das Göttliche" (1782) und ähnliche, wie der „Gesang der Geister über den Wassern", „Ganymed", „Grenzen der Menschheit" (vgl. Viehoff, Goethes Leben 2, 27); unter den dramatischen Sachen (worin aber schon jambischer Rhythmus, und in einigen sehr entschieden, vorwaltet) das Fragment „Prometheus" (1773) 33, 241 ff., Iphigenie, in der ältesten Gestalt (1779; in den Werken 57, 25 ff. und eben so schon früher in Ad. Stahrs Ausg. Oldenburg 1839. 8. ohne Absetzung der Zeilen in Prosa gedruckt; ich habe jedoch eine auf der herzogl. Bibliothek zu Dessau aufbewahrte alte Abschrift des ursprunglichen Textes in abgesetzten Versen gesehen), „Proserpina" (noch ohne Versabtheilung gedruckt im d. Merkur 1778, 1, 97 ff.; mit derselben im Triumph der Empfindsamkeit; vgl. § 259, S. 145) und „Elpenor" (1781 ff.)
74) 8 lyrische Gedichte aus den Jahren 1775—78 in der Ausgabe von 1779.
75) Das Schauspiel „Niobe" (1778). Werke 2, 209 ff.; vgl. auch bei Goedeke 1, 729.

76) Noch im 18. Jahrhundert begegnet man Stücken, die darin abgefasst sind, namentlich bei Götz, Herder (3, 122 ff.), Lenz, Schubart (auch geistlichen Inhalts); spater bei Tieck, Fr. Schlegel, Novalis, Hölderlin u. A. 77) So in Michaelis' Epistel „die Kunstrichter" (1772), in Goethe's Gedicht „Lili's Park" (1775), in Herders „Ermunterung" (3, 136 f.), in Maler Müllers Gedicht „Genofeva im Thurme" (1776. bei Goedeke 1, 780 ff.) und in den freier behandelten Versstellen seines Schauspiels „Golo und Genovefa", so wie in einzelnen Zeilengruppen von Goethe's Faust, Tiecks Genoveva etc. Als eigentliche Reimprose kann man aber die Form des erzahlenden Theils von Rückerts Bearbeitung der Makamen bezeichnen.

§ 276.

β) Strophen. — Unter den strophischen Formen, welche das achtzehnte Jahrhundert von dem siebzehnten überkommen hatte, wurden in geistlichen Liedern diejenigen, für welche es von Alters her beliebte Melodien gab, fortdauernd allen andern vorgezogen. In andern Gedichten, mochten sie geistlichen oder weltlichen Inhalts sein, hielt man sich bis in die Vierziger herein vornehmlich an diejenigen Arten, zu welchen die neuere französische Poesie unmittelbare oder mittelbare Vorbilder geliefert hatte. Von ihnen leiteten durch verschiedene Versuche in gereimten und reimlosen Versen einzelne Dichter zwar schon früh, jedoch zunächst noch mit möglichster Wahrung der herkömmlichen Silbenmasse, zu den eigentlichen Nachbildungen antiker Strophenformen über[1], die, wie oben gezeigt worden ist, seit der Mitte der Vierziger durch Ramler und Klopstock zuerst mit nachhaltigem Erfolg unternommen wurden. Ausser den elegischen Distichen, deren sich seit ihrer Einführung mehr oder weniger oft fast alle unsere bedeutendern Dichter bedient haben, waren es besonders die von Horaz überlieferten lyrischen Strophen von vier Zeilen, namentlich die sapphische, die alcäische, die beiden asklepiadeischen, oder diesen ähnlich erfundene, die zu deutschen Gedichten benutzt wurden. Der aus Wechselversen gebildeten lyrischen Formen (der sogenannten epodischen und proodischen) haben sich unsere Dichter im Ganzen nicht gar zu häufig bedient, ausser wenn sie sie zu vierzeiligen Strophen zusammenfassten. Noch seltener dürften bei ihnen dreizeilige Strophenarten anzutreffen sein oder solche, neu erfundene, die aus mehr als vier Zeilen bestehen[2]. Hin und wieder wurden in diesem Zeitraum ele-

---

§ 276. 1) Bodmers reimlose Strophen in den Discursen 3, 177 ff. sind noch aus sechs trochäischen Vierfüsslern gebildet. Eine Art sapphischer Reimstrophen, schon in früherer Zeit öfter und mit treuerer Nachbildung der antiken Versfüsse versucht (vgl. Gottsched, deutsche Sprachkunst S. 669), aber 1729 noch immer ziemlich ungewöhnlich, wählte Haller in diesem Jahr zu einer Ode an Drollinger (Versuch schweizerischer Gedichte, Ausg. von 1762, S. 106 ff.); einer reimlosen Form, mit der Lange und Pyra ebenfalls eine Annäherung an die sapphische Strophe beabsichtigt zu haben scheinen, und der das Silbenmass in Bodmers Ode „An Philokles" (kritische Lobgedichte und Elegien S. 133 ff.) entspricht, ist bereits § 271, S. 226 gedacht. Eben da ist das Nähere über die Form der uzischen Frühlingsode angegeben, die mit den daraus hervorgegangenen Variationen zu den (besonders von Klopstock) aus zwei Hexametern und zwei kürzern daktylischen Versen vielfach gebildeten Strophen hinüberführte. 2) Beispiele, worin dieselbe Strophenform durch ein ganzes Gedicht geht, und in denen theils nur die auch in gereimten Formen üblichen, theils noch andere, künstlichere Rhythmen gebraucht sind, von fünf bis zu acht Zeilen bei Klopstock 1, 152 ff. (vgl. den

§ 276 gische Distichen oder nach antiker Art gemessene Strophen auch noch gereimt[3]. Mit besonderer Vorliebe wurden die horazischen Formen nur in den Schulen von Ramler und Klopstock gepflegt. In seiner Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Silbenmasses im Deutschen“ (1756) empfahl Klopstock den deutschen Dichtern neben dem Hexameter auch noch besonders die lyrischen Silbenmasse des Horaz[4]. „Ich gebe zu, dass unsre lyrischen Verse einer grössern Mannigfaltigkeit fähig sind als die andern; dass wir einige glückliche Arten gefunden haben, wo durch die Abwechselung der längern und kürzern Zeilen, durch gute Stellung der Reime und selbst manchmal durch die Verbindung zwoer Versarten in Einer Strophe viel Klang in einige unsrer Oden gekommen ist. Aber daraus folgt nicht, dass sie die horazischen erreicht haben; dass es unsern Jamben oder Trochäen möglich sei, es der mächtigen alcäischen Strophe, ihrem Schwunge, ihrer Fülle, ihrem fallenden Schlage gleich zu thun; mit den beiden choriambischen zu fliegen, mit der einen im beständigen schnellen Fluge, mit der andern mitten im Fluge zu schweben, dann auf einmal den Flug wieder fortzusetzen; dem sanften Flusse der sapphischen, besonders wenn sie Sappho selbst gemacht hat, ähnlich zu werden; oder die feine Ründe derjenigen Oden im Horaz zu erreichen, die nicht in Strophen getheilt sind.“ Ramler wusste sechs Jahre später noch nicht, ob „diese lyrischen Versarten ihr Glück unter uns machen würden“[5]; J. A. Schlegel hatte aber schon daran gezweifelt, dass es unsern Dichtern leicht werden solle, viele Gedichte in der alcäischen und choriambischen Versart zu verfertigen[6]. Viele Dichter, und unter

---

nordischen Aufseher St. 125); J. A. Schlegel 1, 258 ff.; Zachariae, die Ode vor den scherzhaften epischen etc. Gedichten; Götz 1, 80; 2, 117; 3, 219; Ramler 2, 3—11; Platen in den Festgesängen (2, 233 ff.), in der verhängnissvollen Gabel und im romantischen Oedipus. In einer dreizehnzeiligen ist der „Gesang der Neufranken“ von Voss abgefasst (S. 183 f.) und in einer von zwei und zwanzig Zeilen Willamovs Gedicht „Johann Sobiesky“, das zuerst unter seinen Dithyramben, nachher unter den Enkomien gedruckt wurde. In mehrgliedrigen lyrischen Systemen nach Art der pindarischen Oden oder der Chöre im antiken Drama sind Verbindungen von fünf bis zu siebzehn Zeilen bei Willamov in den Enkomien und Oden, bei Denis in dem Gedichte Ossians „Berrathon“, bei Goethe in der Helena und bei A. W. Schlegel im Jon (2, 75 f.). — Strophen, die ein Gedicht hindurch zwar alle gleiche Zeilenzahl, aber verschiedenes Silbenmass haben, findet man ausser bei Klopstock (vgl. § 275, Anm. 69) auch bei Willamov, Schubart, Herder (4, 37 f.), Lenz (3, 234) u. A. 3) Vgl. J. A. Schlegel 1, 305 ff.; Cronegk, 2. Buch der Oden und Lieder Nr. 1; Gleim 6, 303; Ebert 2, 67 ff.; Pfeffel, poetische Versuche 8, 167 f.; 9, 3 f. und noch öfter in den Stücken aus den Jahren 1801—1805); Z. Werner 4, 106 f. 4) Bei Back und Spindler 3, 14. 5) Einleitung in die schönen Wissenschaften 1, 183. 6) Vgl. hinter seinem Batteux S. 590 f.

ihnen mit die ausgezeichnetsten, haben entweder sich der antiken § 276
Formen durchaus enthalten oder sich nur in ganz einzeln stehenden Fällen darin versucht, und für grössere und kleinere Erfindungen, die sie strophisch gliedern wollten, fast durchweg Reimstrophen gewählt. Lessing hat, so viel ich weiss, niemals weder in Hexametern und Distichen, noch in antiken Strophenarten gedichtet. Von Wieland kenne ich mindestens keine Gedichte in der letztern Form; eben so wenig von Bürger, Tieck und Uhland. Goethe hat sich in jüngern Jahren nur einmal (1774) in einer reimlosen Strophe mit choriambischen Füssen versucht, als er die Hymne dichtete, womit sein Mahomet beginnen sollte[7]; dann erst nach 1800 lyrische Stellen in reimlosen, nach antiker Art gebauten Strophen in die Pandora[8] und in die Helena eingefügt; aber seit 1778 sehr vieles in Hexametern und Distichen, später auch in Trimetern geschrieben[9]. Von Schiller hat schon Hoffmeister[10] bemerkt, mit Ausnahme der in Hexametern und Pentametern geschriebenen Gedichte, die sämmtlich zwischen die Jahre 1795 und 98 fallen[11], sei „der Abend“[12] das einzige, dessen Metrum er den antiken Versmassen (1795) nachgebildet (oder, wie ich glaube, Klopstocken abgeborgt) habe[13]. Selbst die beiden Schlegel haben sich in ihren lyrischen Sachen nirgend als Liebhaber der horazischen Strophenformen gezeigt, vielmehr die Reimstrophen vorgezogen. Diese erlitten in ihrem Bau bis in die siebziger Jahre keine wesentliche Veränderung[14], ausser dass die

---

7) Vgl. S. 142, 45. 8) 40, 412. 9) Vgl. Viehoff, Goethe's Leben 2, 402 f. und über die in den Anfang der Achtziger fallenden Distichen, die unter den „antiker Form sich nähernden“ Stücken 2, 127 ff. stehen, den zweiten Theil der Briefe an Frau von Stein. 10) Schillers Leben 3, 253 ff. 11) Und — hätte er hinzufügen sollen — der später hin und wieder versuchten Trimeter.

12) 9, 1, 11. 13) W. von Humboldt hatte ihn nämlich aufgefordert, einmal „einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmassen, wie die klopstockschen und horazischen sind, zu machen.“ Zwar liebte Humboldt sie im Deutschen gar nicht, wie er an Schiller schrieb, aber er wollte seinen Freund gern in allen Gattungen sehen (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt S. 178.)

14) Der Beobachtung mancher von den Franzosen überkommenen Vorschriften, an welche sich die im Metrischen sorgfältigern Dichter früher hielten, entschlug man sich erst nach und nach. Gottscheds kritischer Dichtkunst S. 376 f. zufolge hatte z. B. Neukirch „fast zuerst wahrgenommen“, wo man inmitten einer Strophe grössern Umfangs die Schlusspunkte setzen müsste, „und in dem Stücke bessern Wohlklang eingeführt, welchem dann Günther glücklich gefolgt war.“ Eine auffallendere Abweichung von den darüber gültigen Regeln in der Uebersetzung einer horazischen Ode durch Drollinger erforderte daher (S. 175) eine rechtfertigende Anmerkung; nicht minder die Freiheit, die sich der Uebersetzer genommen hatte, gegen „die Regeln der deutschen und französischen Poesie in einem verschränkten Gedichte, und sonderlich in einer Ode, den Verstand aus einer Zeile in die Mitte oder in ein Stück der folgenden hineinzuspielen“ (S. 173). Cäsurlose Alexandriner wollte Ebert noch 1789 „allenfalls nur in solchen Oden wie Ramlers verstatten,

§ 276 von Uz versuchte Umgestaltung des reimlosen Alexandriners zu einer Art von Hexameter, theils mit demselben, theils mit anderm Wechsel der zwei- und dreisilbigen Füsse, auch in die Reimlyrik, besonders der jüngern Leipziger Schule und der ihr verwandten Dichter Eingang fand, indem diese Sechsfüssler nun häufig mit kürzern jambischen oder jambisch-anapästischen Versen zu strophischen Gebilden von vier oder mehr Zeilen verbunden wurden[15]. Anders wurde es im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Annäherung des Kunstliedes an das Volkslied, die, von Herder eingeleitet, hauptsächlich durch Goethe und die Dichter des Göttinger Hainbundes bewerkstelligt ward, erlöste die lyrische Reimstrophe von ihrem bisherigen steifen Gange, den sie besonders in der sogenannten Ode angenommen hatte, und verlieh ihr wieder mit einem volksthümlichen Charakter einen leichtern Gliederbau und eine musikalische Bewegung; die englische Balladenpoesie führte uns neue, unserer Sprache und unserem Gefühl zusagende Formen für das erzählende Lied zu; und von Italien her suchte man allgemach wieder die Ottave oder achtzeilige Stanze[16] und das Sonett, beide in treuern Nachbildungen als in früherer Zeit, für grössere Erzählungswerke und für die spruchartige Lyrik zu gewinnen. Die ältesten Nachbildungen des Ottave aus dem achtzehnten Jahrhundert in nur eilf- und zehnsilbigen jambischen Versen, die zugleich durchweg die Reimfolge der italienischen Stanze haben (und auch schon in der nachher am meisten in Gebrauch gekommenen Weise weibliche Reime mit männlichen abwechseln lassen), habe ich bei Heinse[17] und in der Uebersetzung des ersten Gesanges von Ariosts rasendem Roland gefunden, die F. A. Cl. Werthes[18] veröffentlichte[19]. Vier

---

wo der Uebelklang durch grössere Schönheiten vergütet würde" (Vorrede zu den Episteln S. LIX); sie hatten sich in die Stücke anderer Dichter auch nur mehr hier und da eingeschlichen, wie bei Giseke S. 99 f.; 101 ff.; Gleim 2. 49 f.; 342; Götz 3. 116; 118 f.; 153. 15) Vgl. § 271, S. 226 f. Uz selbst hat sich dieser Sechsfüssler, ausser in der Frühlingsode, nie bedient; besonders häufig finden sie sich aber in Reimstrophen unter Giseke's Oden und Cantaten und unter J. A. Cramers Psalmen; vgl. auch Cronegks Oden und Lieder, B. 1. N. 13. 14; vermischte Gedichte N. 4, und die auserlesenen Gedichte von A. L. Karschin. Berlin 1764. S. 186 f. — Keiner unter den ältern Dichtern dieses Zeitraums hat wohl eine grössere Sorgfalt auf den Bau seiner Reimstrophen verwandt als Ramler. Nicht bloss dem Ohr, auch dem Auge sollte ihre Schönheit schmeicheln. Vgl. Herders Werke zur schönen Literatur etc. 2, 219 ff. 16) Ueber die Formen, in denen Wieland die Ottave uns näher zu bringen suchte, ist § 272, S. 237 f. gehandelt. 17) In dem Anhange zu Heinse's Laidion 1774; vgl. Briefe zwischen Gleim, Heinse etc. 1, 141 f. und das Vorwort vor jenem Anhange. 18) Geb. 1748 zu Buttenhausen in Schwaben, zuerst Professor in Stuttgart, von 1784—94 in Pesth, dann in Ludwigsburg und zuletzt in Stuttgart amtlos lebend, gest. 1817. 19) Im d. Merkur von 1774, 2, 293 ff.

Jahre später gab Werthes die Uebersetzung der ersten acht Gesänge § 276
von Ariosts Dichtung heraus[20], und 1779 brachte das deutsche Museum Göckingks Erzählung „die Schlittenfahrt"[21] in dieser Form[22]. „Den südlichen Wohllaut und die wahre Bedeutung dieses Silbenmasses lehrte die deutschen Dichter zuerst Goethe kennen, in der Zueignung[23] und in den Geheimnissen[24], und nun erst fasste es Wurzel in unserer Sprache." Herder schrieb darin 1788 und 89 zwei kleine didaktisch-lyrische Stücke[25], Bürger das Bruchstück eines erzählenden Gedichts, „Bellin" (1791)[26], und nun folgten von 1799 an A. W. Schlegels Uebersetzung des eilften Gesanges vom rasenden Roland[27] und viele andere epische, lyrische und dramatische Werke, die entweder ganz oder theilweise in Ottaven abgefasst waren[28]. Das Sonett war im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr abgekommen; Gottsched führte es zwar noch[29] als eine sehr schwere Form des Sinngedichts auf, behandelte es aber dabei mit entschiedener Ungunst. Wenn, meinte er, Horaz einen Poeten mit einem Seiltänzer vergliche, so könnte man die Meister der Sonette mit einem solchen vergleichen, der mit geschlossenen Beinen tanze. Nachher verschwand es eine Zeit lang ganz aus der Literatur. Als einer seiner ersten Erneuerer gilt Johann Westermann[30], dessen „Allerneueste Sonetten" zu Bremen 1765—80 erschienen[31]. Der erste namhaftere Dichter, der, wie er sich selbst in

---

20) Bern 1778. 8. 21) Gedichte 2, 165 ff. 22) Dass die Versart, worin bald nachher Fr. Schmit (geb. zu Nürnberg 1744, zuerst in Kloster Bergen angestellt, dann Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, gest. 1813) Tassoni's geraubten Eimer (Hamburg 1781. 8.) und Fortiguerra's Ricciardetto (Liegnitz 1783. 85. 8.) übertrug, wirklich wahre Ottaven sind, wie Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, 265 berichtet, ist nach A. W. Schlegels Worten in den Werken 12, 243 wenigstens sehr zweifelhaft, und was den Ricciardetto betrifft, entschieden ungenau, denn hier hat Schmit Stanzen gebraucht, worin zwar die italienische Reihenfolge der Reime festgehalten, aber nicht die Zahl von fünf jambischen Füssen durchgeführt ist; und ebenso wird sich's auch wohl mit den Stanzen im geraubten Eimer verhalten. 23) Gedruckt 1787, vgl. § 259, S. 145.
24) Gedruckt 1789. 25) 4, 16 ff.; vgl. auch S. 31. 26) Werke 4, 407 ff. 27) Im Athenaeum 2, 247 ff. 28) Vgl. hierzu A. W. Schlegels Nachschrift zu seiner Uebersetzung des Gesanges aus Ariost, in den Werken 4, 123 ff. und seine Beurtheilung des rasenden Rolands von Gries, Werke 12, 243 ff.
29) In seiner krit. Dichtkunst S. 580 ff. 30) Geb. 1742 zu Geissmar, anfänglich Rector zu Lehr, dann Candidat des Predigtamts in Bremen, gest. 1784.
31) Wie sie beschaffen sind, kann ich nicht angeben; eben so wenig vermag ich zu sagen, wie es sich mit den Nachahmungen italienischer und spanischer Sonette unter D. Schiebelers Gedichten verhält, die auch noch vor das Jahr 1771 fallen (vgl. Jördens 4, 442; 445 f.), oder zu welcher Zeit zwei Gedichte in Sonettenform, das eine von Götz (3, 43 f.) in Alexandrinern, das andere von Gleim (2, 381 f.) „nach dem Italienischen", in trochäischen Fünf- und Sechsfüsslern, abgefasst sind.

§ 276 einem Briefe ausgedrückt hat, das Sonett 1776 wieder in den Lauf brachte, war der Halberstädter Kl. Schmidt[32]. Von 1779 an bis 1798 folgten dann[33] andere Sonette von Kl. Schmidt[34], die in Fr. Schmits Gedichten[35], von Bürger (1784?—92), dem A. W. Schlegel 1800 das Verdienst zuschrieb, „das bei uns gänzlich vergessene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben"[36], die ältesten von A. W. Schlegel (1788—90), einige von Ebert[37], und noch wohl manche andere, die ich nicht kenne. Von 1798 an wuchs ihre Zahl sehr schnell, und nun war der jambische Fünffüssler das herrschende Silbenmass geworden; auch in das Drama der Romantiker drangen sie ein. Ihre heftigsten Gegner fand die Sonettenpoesie an Voss und Baggesen[38]. Trotzdem wurden seit 1800, wo die Romantiker sich entschiedener zu den strophischen Systemen der Südromanen wandten, von italienischen Formen die Ottave und das Sonett ganz bei uns einheimisch, weniger schon die Terzinen[39], die

---

Ich muss daher auf Fr. Rassmanns Sammlung. „Sonette der Deutschen". Braunschweig 1817. 3 Thle. 8. verweisen, worin wohl Stücke von Westermann und Schiebeler stehen werden. 32) Vgl. Leben und auserlesene Werke 1, 200 f. und S. 44. Eine Auswahl seiner Sonette bildet das siebente Buch der auserlesenen Werke 2. 419 ff. Das erste erschien schon in den „Elegien an Minna". Lemgo 1773. 8. S. 70; andere, die aber nur zum Theil in die Werke aufgenommen sind, brachte zuerst der d. Merkur von 1776. 2, 10 ff.; 3, 196 ff. und von 1777. 1, 24 ff. mit der Unterschrift S. oder C. S.; von wem die übrigen eben da abgedruckten Sonette, die andere Unterschriften haben, herrühren, ist mir nicht bekannt. Alle diese Stücke im Merkur sind noch in verschiedenen Versarten abgefasst, in reinen Alexandrinern, in jambischen Fünf- oder Vierfüsslern, in trochäischen Versen und in Alexandrinern mit jambischen Fünffüsslern gemischt. 33) Auch noch in verschiedenen Versarten. 34) Vgl. die Nachweisungen in den auserlesenen Werken 2, 483. 35) Nürnberg 1779. 8. vgl. Gervinus 5[4], 11. 36) Werke 8, 132 f.; vgl. die Vorrede zu Bürgers Gedichten in der Ausg. von 1789. 37) 1793 in dem zweiten, 1795 gedr. Theil der Episteln etc. S. 34 ff. 38) Vgl. das Sonett des erstern an Goethe und seine „Klangsonate" (beides aus dem Jahr 1808, S. 278) und den von Baggesen herausgegebenen „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker." Stuttgart 1810. 16. 39) Die Form, in welche A. W. Schlegel 1791—97 die aus Dante's göttlicher Komödie übersetzten Stücke fasste (Werke 3, 199 ff.; wo sie zuerst erschienen, ist S. IX angegeben), wich noch sehr von eigentlichen Terzinen ab. Genauer bildete er diese erst 1797 in dem Gedicht „Prometheus" nach (1, 49 ff., zuerst gedr. in Schillers Musenalmanach für 1798), dann in „Kotzebue's Reisebeschreibung" (2, 336 ff.). Ihm folgten zunächst Fr. Schlegel in dem Gedicht „An die Deutschen" (1800) und stellenweise im Alarcos; Tieck in dem Gedicht „die neue Zeit" (1800; poetisches Journal 1, 11 ff.) und stellenweise in der Genoveva und im Octavianus; Schelling in „den letzten Worten des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" (1802, in A. W. Schlegels und Tiecks Musenalmanach); W. v. Schütz und Z. Werner, jener stellenweise im Lacrimas, dieser im ersten Theil der Söhne des Thals. (Auch Goethe hat im 2. Th. seines Faust zu Anfang

erst in der neuesten Zeit von einzelnen Dichtern, namentlich von § 276
Rückert und Chamisso, häufiger, sowohl zu umfangreichern wie zu kleinern Erfindungen, angewendet worden sind, am seltensten die Formen der Canzone[40], der Ballate[41] und der Sestine[42] gebraucht und erst durch Rückert noch andere, wie die der Siciliane und des Ritornells, eingeführt[43]; von spanischen ausser vierzeiligen trochäischen Strophen mit Assonanz oder Reimbindung, die viele Dichter, vorzüglich zu Romanzen, benutzt haben, noch die Decime[44], die Glosse und das Cancion von den beiden Schlegel, Tieck u. A. nachzubilden versucht und in der Lyrik, stellenweise auch im Drama angewandt[45]. Aus der Zahl der altdeutschen, von unsern neuern Dichtern mit bewusster Absicht wieder aufgenommenen Strophen kam nur die der Nibelungen, doch nicht eher als im neunzehnten Jahrhundert, zu allgemeinerer Geltung[46]. — Von den ver-

---

eine Stelle in Terzinen.) Ob die in Gerstenbergs vermischten Schriften 2, 287 f. schon in die ersten Jahre unsers Jahrhunderts hinaufzurücken sind, habe ich nicht ermitteln können. 40) Die ältesten sind wieder von A. W. Schlegel (1. 136 ff.), seinem Bruder (S. 121), beide aus den Jahren 1800 und 1801, und von W. v. Schütz im Lacrimas. Spätere findet man unter den Gedichten von Z. Werner, L. Robert, E. Schulze, Streckfuss, Oehlenschlager, in den Todtenkränzen von Zedlitz und eine besonders künstlich gereimte bei Rückert 2, 254 f. 41) Beispiele bei A. W. Schlegel 1, 71 f. (1799), Fr. Schlegel 8, 105 (1800. 1801), W. v. Schütz a. a. O. S. 78. 96 f. und Rückert 2, 81 f.; 3, 51 (von diesen drei Gedichten in Ballatenform ist das erste „Madrigal", das letzte „Glosse" überschrieben; ein viertes, 2, 261, halte ich für eine sehr künstliche Erweiterung dieser Form).
42) Mehrere bei W. v. Schütz a. a. O., bei Werner in der Weihe der Kraft, bei Rückert 2, 268 ff. 43) Einige von seinen zahlreichen Sicilianen stehen schon im Liebesfrühling von 1821, und die Ritornelle reichen bis in das Jahr 1817 zurück.

44) Eine Art Decime, die aber in der Reimstellung von denen der jüngern Dichter abweicht, ist schon in Bürgers „hohem Liede von der Einzigen" (wahrscheinlich aus dem J. 1785). 45) Decimen sind, ausser in Glossen und andern lyrischen Gedichten, in Tiecks Octavianus, in Werners Weihe der Kraft (hier aber aus jambischen Vierfüsslern gebaut) und in Platens Mathilde von Valois gebraucht. Die älteste Glosse, die ich kenne, ist aus dem J. 1800 und von Fr. Schlegel (im Athenäum 3, 351 f. und in den Werken 9, 49 f.); etwas jünger sind die von ihm, seinem Bruder und einer Frau B. (Sophie Bernhardi) verfassten in A. W. Schlegels Werken 1, 141 ff. und Tiecks in den Gedichten 2, 33 und im Octavianus. Andere Glossenformen bei Rückert 3, 51 (vgl. Anmerk. 41) und Platen 1, 155 f.; 291. Auch das Cancion (wovon Beispiele bei A. W. Schlegel 1, 31 f.; 2, 282 f.; bei Fr. Schlegel 8, 106; 131; 156; 166 u. s. w.; bei Tieck im Octavianus S. 300) und die Tenzone (vgl. Rückert 2, 262 ff.) sind als solche zu betrachten. 46) In der Gestalt, die schon in der Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts sehr gangbar war (vgl. § 198, Anm. 2), wurde sie auch im 18. öfter zu weltlichen und geistlichen Liedern benutzt, zu jenen z. B. von Bürger 1, 34 ff.; 218 f.; 2, 21 f.; dem jüngern Stolberg S. 97 f.; Goethe 1, 130 f. Ganz so behandelt, wie sie jetzt am gebräuchlichsten ist, nur dass die Halbzeilen noch abgesetzt sind, habe ich sie bloss in einem Gedichte von Herder unter den „Bildern und Träumen" gefunden

§ 276 schiedenen für Reimgedichte üblichen Versarten trifft man, wie in unstrophischen, so auch in strophischen Stücken jeder Gattung die jambischen und die trochäischen am häufigsten an; indessen sind die jambisch-anapästischen und die trochäisch-daktylischen diesen ganzen Zeitraum hindurch, zumal in eigentlichen Liedern und Arien, nichts weniger als selten, und auch solchen Zeilen, die bis auf den ersten Fuss aus lauter Anapästen, und bis auf den letzten aus lauter Daktylen bestehen, begegnet man, wenigstens bei den ältern Dichtern, noch ziemlich oft. Jambische und jambisch-anapästische Verse, oder trochäische und trochäisch-daktylische in bestimmter Folge strophisch zu verknüpfen, war nichts Ungewöhnliches; aber nicht so leicht wurden, besonders in späterer Zeit, Zeilen mit einander verbunden, die entgegengesetzten Rhythmus hatten, z. B. jambische mit trochäischen oder trochäisch-daktylischen[47]. Für die Strophen des lyrischen Liedes blieben jambische und trochäische Vier- und Dreifüssler immer die Hauptmasse, für die des epischen wurden es vorzüglich rein jambische oder jambisch-anapästische Zeilen von eben so viel Füssen; in andern Dichtarten wählte man bis in die Siebziger oft längere Zeilen, besonders Alexandriner und gemeine Verse, mischte dieselben aber in der Ode gewöhnlich mit kürzern. Welche Versarten späterhin zu den Nachbildungen italienischer und spanischer Strophenformen verwandt wurden, ist bereits erwähnt worden[48]. — In der Verszahl stiegen die Reimstrophen von zwei bis zu sechzehn: Beispiele von so geringem und so grossem Umfange eines Gebändes finden sich indess nur mehr ausnahmsweise[49]; fast eben so spärlich kommen die dreizeiligen vor[50] und, ausser in geistlichen Liedern nach ältern Melodien[51] und in Canzonen[52] und Sonetten, strophische

---

(3, 30 f.). Ueber Z. Werners dem Masse der Nibelungen nachgebildete Strophen vgl. § 275, 58. Uhland hat meist bloss jambische Zeilen dazu genommen; nur in „des Sängers Fluch" hat er sich erlaubt, der Senkung bisweilen zwei leichte Silben zuzutheilen. Ueber Rückerts und Platens Verfahren vgl. § 272, Anm. 48.

47) Ausser in geistlichen, auf ältere Melodien gedichteten Liedern. Beispiele in andern Gedichten bei Zachariae (scherzhafte epische etc. Gedichte) 2, 444 ff.; Mylius (vermischte Schriften) S. 581 ff.; Götz 3, 84 f.; Gleim 2, 25; Voss S. 240; 242; 249; Herder 3, 137 ff.; 87 f.; 4, 68 f.; 116 ff.; Goethe 1, 98; 251 ff.; Schiller 9, 1, 30 f.; Tieck in der Genoveva S. 94 f. 48) Vgl. § 275, S. 256 und 261.

49) Von zweizeiligen finden sich Beispiele bei J. A. Cramer in den Psalmen (aber nur in zusammengesetzten Systemen zugleich mit andern Strophen von mehr Zeilen): bei Gleim 6, 286; mehr in neuester Zeit, besonders in Balladen von Uhland, Rückert, Platen etc.: Strophen von sechzehn, aber ganz kurzen Zeilen bei Goethe 3, 13 f. und Rückert 3, 163 ff. 50) Vgl. Gleim 3, 190 ff.: Bürger 2, 28 f.; Kl. Schmidt 1, 343. 51) Z. B. in Cramers Gedichten 1, 252 ff.; 3, 42 f.; 1, 134 ff.; 137 ff. und bei Klopstock 7, 64 f.; 101 ff. 52) Meistens haben die Strophen der deutschen Canzonen, bis auf den sogenannten Abschied,

Formen von dreizehn oder vierzehn Versen[53]. Die gangbarsten § 276
Arten waren die vier- und demnächst die sechs- und achtzeiligen; auch die von fünf, sieben, neun und zehn Zeilen gehörten noch zu den üblichern. Zwölfzeilige Strophen gehörten unter den langen Arten mit denen von acht- und zehn Zeilen zu den gewöhnlichsten bei den ältern Dichtern dieses Zeitraums[54], und auch späterhin sind sie zwar nicht sehr oft, aber auch nicht gar zu selten anzutreffen[55]. Vierzehnzeilige habe ich mir nur aus Gleims und Herders Gedichten angemerkt. — Bei der Verwendung der beiden Hauptreimarten erlaubten sich die ältern Dichter viel eher lauter männliche als lauter weibliche Gebände in einer Strophe anzubringen, in der Regel aber wurden beide Arten gemischt[56]; die Romantiker dagegen suchten die südromanischen Formen auch darin treuer als die Männer des siebzehnten Jahrhunderts nachzubilden, dass sie die weiblichen Gebände vor den männlichen entschieden bevorzugten und sich sehr oft bloss der erstern bedienten. Bis zu ihrer Zeit waren auch meistens nur zwei, höchstens drei Verse in einer Strophe gleich gereimt worden und die Anordnung aller Reime nur insofern beschränkt gewesen, dass zwei gleiche nicht leicht durch mehr als zwei Zeilen getrennt wurden[57]; die den Italienern und Spaniern entlehnten Strophenarten forderten nun aber meistentheils eine grössere Zahl gleicher Reime und dabei für jede eine ein für allemal feststehende

---

dreizehn Zeilen; es giebt deren auch von vierzehn und mehr Versen, z. B. im Lacrimas S. 63 f.; 108 f.; 116 (die beiden letzten Canzonen sind aber nicht ganz regelrecht). 53) Dort 1, 154 ff.; hier 3, 87 ff. 54) Vgl. Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften 1, 185. 55) Vgl. Schiller 1, 30 ff.; 9, 1, 44 ff.; 50 ff.; 105 ff.; A. W. Schlegel 1, 268 f.; Hölderlin und A. v. Arnim bei Goedeke 2, 252 f.; 315 ff.; Uhland S. 126 f.; Rückert 3, 160 ff.; 398 ff.
56) Gottsched bemerkt in der kritischen Dichtkunst (Ausgabe von 1742) S. 404: „Die Italiener bedienen sich fast lauter weiblicher Reime, so wie die Engländer lauter männliche haben, die sie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander mischen. Bei uns würde das nicht klingen: denn z. B. zwischen zween gereimten weiblichen Versen soll kein dritter stehen, der sich mit ihnen nicht reimt; und mit männlichen ist es ebenso. Wenn wir mischen wollen, so muss es dergestalt geschehen, dass zwischen die zusammengehörenden Reime männlicher Art einer oder zween von weiblicher Gattung zu stehen kommen. — Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu sagen, so sind lauter männliche in unsrer Sprache zu hart und lauter weibliche zu zart."

57) Was Gottsched darüber a. a. O. sagt, behielt im Ganzen seine Geltung bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts weit mehr in strophischen als in recitativischen Systemen (vgl. § 275, S. 264). „Gemeiniglich reimen sich bei uns nur zwei und zwei Verse, ausser dass in Recitativen und Arien zuweilen drei, in Sonetten aber auch vier ähnliche Reime erlaubt sind. — Drei Zeilen zwischen zwei Reime zu schieben, ist höchstens in Recitativen erlaubt, anderwärts würde es nicht klingen, weil man die Reime sonst verlieren würde."

§ 276 oder nur in gewissen Grenzen wandelbare Folge der Reimwörter[58]. — Gemeiniglich griff ein Reimgebände nicht über eine Strophe hinaus; allein in einer gerade nicht geringen Zahl von Gedichten, besonders lyrischen Liedern, findet man auch einen, zwei und mehr Reime, theils mit denselben, theils mit andern Wörtern, durch alle Strophen durchgeführt; oder die Dichter haben, sei es nur eine, seien es alle Zeilen einer Strophe erst in der darauf folgenden gebunden, oder auch, ohne dass es eigentliche Refrainzeilen sind, Verse ganz wörtlich oder nur mit geringen Veränderungen nach einer bestimmten Regel aus jeder Strophe in die nächste hinübergenommen[59]. — Die Strophen eines Gedichtes in der Zeilenzahl, in dem Mass der sich entsprechenden Glieder und in der Vertheilung der Reimarten sowie in der Reimfolge alle gleich zu bauen, blieb fortwährend Regel, von der jedoch die meisten Dichter sich noch mancherlei andere als die schon oben (§ 272) berührten Abweichungen erlaubt haben[60]. Zu diesen dürfen jedoch nicht die metrischen

---

58) Von den künstlichen, den Franzosen abgelernten Formen des Triolets und des Rondeau's oder Ringelgedichts, die eine bestimmte Anordnung der Reime und die Wiederkehr gewisser Zeilen an vorgeschriebenen Stellen forderten, wurde die zweite in diesem Zeitraum nur höchst selten (vgl. Götz 3, 17 f.; 131 ff.; 196 f.), viel öfter die erste, theils in eigenen Erfindungen, theils in blossen Bearbeitungen französischer Stücke, gebraucht von Hagedorn, Gleim, Götz, Kl. Schmidt (von dem allein 29 Triolete in seine auserlesenen Werke 3, 247 ff. aufgenommen sind) u. A. Auch Voss, A. W. Schlegel, Rückert und Platen haben diese Form nicht ganz verschmäht. Vgl. Fr. Rassmann, „Triolete der Deutschen". Essen 1815. 8.

59) Beispiele von der einen oder der andern Art dieser Bindungen bei Cronegk im 2. Buch der Oden und Lieder, N. 1; Götz 1, 75 ff.; Gotter 1, 260 f.; 362 f.; Bürger 1, 161; Voss S. 158; 240; 241; 178; 181; 249; 175; 239; 245 f.; 177; Kl. Schmidt 1, 311 f.; 313; 322 f.; 365 f.; 367 f; 370 f.; 372 f.; Goethe 1, 13 f.; 10, 208 f.; 11, 159 f.; 160 f.; 1, 64; 37 f.; 143; 98; A. W. Schlegel 1, 3; 64 ff.; 78 ff.; Fr. Schlegel 8, 179 ff.; 144 ff.; Uhland (Ausg. von 1839) S. 91; 493 f.; Rückert 1, 378 (N. 6); 2, 250 ff.; 1, 379; 2, 252 f.; 1, 258; 275 f.; 292 (N. 40); 316; 338 (N. 17); 368 (N. 50 und 51); 364 (N. 36); 438 (N. 14); 407 (N. 26); 460 (N. 46); 464 (N. 53); 3, 31 f.; 128 f.; 2, 258 f.; 266 f.; 254 f.; Platen 1, 161; dann auch in den Ballaten und Cancionen (vgl. Anm. 11 und 15). 60) Dass diess schon früher hin und wieder von den neuern Kunstdichtern und namentlich von Brockes geschehen war, ist § 198, S. 105 f. erwähnt worden; über Wielands Verfahren im Bau der Strophen seiner erzählenden Dichtungen vgl. § 272, S. 237 f.; von andern Dichtern haben sich einen mehr oder weniger unregelmässigen Strophenbau, sei es im Zeilenmass, sei es in der Reimfolge erlaubt, Pyra (freundschaftliche Lieder S. 90; 97; 152 f.), J. A. Cramer (in seinen Psalmen sehr häufig), Gleim (1, 162; 281; 2, 145; 263; 3, 195 f.; 7, 58; 74), Götz (1, 53 ff.; 75 ff.; 3, 146 ff.; 186), Lessing (1, 87; 94 f.; 88 f.), E. v. Kleist (2, 27 ff.), Lichtwer (Schriften, 1828. S. 51 f.; 57 ff.; 115 f.; 153), Michaelis (Werke, Wien 1791. 1, 50 ff.), J. G. Jacobi (1, 171; 198 ff.; 2, 20 ff.; 184 f.; 186 ff.; 189), Gerstenberg (2, 212 f.), Gotter (1, 327 ff.; 362 ff.), Bürger (1, 105 ff.; 2, 53 f.), Göckingk (Lieder zweier

Formen gerechnet werden, in denen zwar verschiedene Strophenarten, aber in einem bestimmten Wechsel oder in einer wiederkehrenden Folge verbunden sind, wozu auch die sogenannten pindarischen Oden gehören, die im achtzehnten Jahrhundert noch hin und wieder in der im siebzehnten üblich gewordenen Art vorkommen. So findet man häufig Gedichte, worin zwei Strophenarten regelmässig eine um die andere wechseln[61], oder Gedichte in sich gleichbleibenden Strophen, bis auf eine, die entweder die erste, oder die letzte, oder die mittelste ist (ausser in Glossen, Ballaten, Canzonen und Canzionen)[62], oder Gedichte in Wechselstrophen von verschiedenem Bau, denen eine oder mehrere nur unter sich gleiche folgen[63], oder es sind Strophen zweierlei Art so geordnet, dass die eine Anfang, Mitte und Ende des Gedichts einnimmt, die andere in zwei gleiche Gruppen dazwischen gestellt ist[64], dreistrophische oder vierstrophische sich wiederholende Systeme[65]. Bisweilen wurden aber auch Strophen verschiedenen Baues in einem Gedichte freier gemischt[66]. § 276

Liebenden. Ausg. von 1777. S. 35; 53; 82; 98 ff.; Gedichte 3. 45 ff.), J. M. Miller (Gedichte 1783. S. 11 f.), Herder (3, 174 ff.; 187 ff.; 4, 40 f.; 153 f.), Maler Müller (2, 318; 343 ff.), Goethe (1, 11; 70; 221 ff.; 2, 154 f.; 117; 11, 319 f., und hier selbst in Ottaven), Schiller (1, 3; 8 ff.; 14; 23 ff.; 30 ff.; 37; 38; 59; 60; 3, 399 f.; 401 ff.; 405 ff., wie diess Gedicht in der ersten Abfassung war; 9, 1, 5 ff.; 137 f.; 157; 10, 368 f.), A. W. Schlegel (nur in seiner frühesten Zeit 1, 183 f.; 2, 350 f.), Tieck (in seinen Romanzen und sonst), Rückert (2, 258 f.). Verschiedenheiten in den einzelnen Strophen eines Gedichts, die bloss von der Vertauschung männlicher Reime mit weiblichen und umgekehrt herrühren, sind hierbei noch gar nicht berücksichtigt. 61) Bei J. A. Schlegel 1, 244 ff.; Ebert 1, 270 ff.; Cramer Ps. 45; Voss S. 205 f.; 213; 219 f.; Goethe 1, 237 ff.; Schiller 9, 1, 8 ff.; 187 ff.; Rückert 2, 252 f.; Platen 1, 77 f. 62) Bei Voss, „die Braut am Gestade" (1794; nach der Ausg. von 1802. 3, 316 war es dabei auf die Nachbildung eines pindarischen Systems in Reimversen abgesehen); Schubart 2, 185; Goethe 1, 39 f.; 143; 89; 93; Fr. Schlegel 9, 63 ff.; 104 ff.; Rückert 2, 266 f.; J. Kerner, „die heilige Regiswind"). 63) Bei Gerstenberg 2, 125 ff.; A. W. Schlegel 1, 64 ff. 64) Bei Schiller 9, 1, 55 ff. 65) Bei Cramer, Gedichte 2, 23 ff. und Ps. 18; Willamov (Karlsruher Ausg. von 1783) S. 3 ff.; 88 ff.; 123 ff.; 149 ff.; 151 ff.; 158 ff.; es sind pindarische Oden aus den Jahren 1765—69); Tieck, Gedichte 1, 115 f.; in anderer Art gegliedert bei Cramer Ps. 76 und bei Schubart in der Ode „Der Tod Franciscus des Ersten" (1766) 2, 186 ff.; und noch anders bei Cramer Ps. 60. — Ein vierstrophiges, dreimal sich wiederholendes System in Goethe's Walpurgisnacht, 1, 232 ff. 66) Z. B. von Cramer in einigen Psalmen, von Ebert 2, 52 ff.; von Schubart 2, 200 ff.; von Schiller 1, 57 ff.; von Tieck oft in den Gedichten; von Fr. Schlegel 8, 196 ff. (in assonierenden Strophen).

Vierter Abschnitt.

Uebersicht über den Entwickelungsgang der Literatur überhaupt.
A. Von 1721 bis 1773.

§ 277.

Unsere neuere schöne Literatur hatte sich beim Beginn dieses Zeitraums schon in sehr verschiedenen Gebieten und Richtungen versucht, als die wissenschaftliche eben erst ernstlicher Anstalt machte, die Fessel der lateinischen Sprache abzustreifen und aus der Beschränktheit der Schule dem Leben näher zu treten. In diesem Zurückbleiben der einen hinter der andern lag eine Hauptursache der vielfachen Verirrungen, in welche die deutsche Gelehrtenpoesie während des siebzehnten Jahrhunderts gerieth. Begonnen unter Voraussetzung der unbedingten Gültigkeit einer Kunstlehre, die Scaliger auf den Sätzen der über Dichtkunst handelnden Schriften des classischen Alterthums, ohne tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst überhaupt und ohne ein eigentliches Verständniss der alten Dichter selbst, aufgebaut hatte, hatte sie sich von Anfang an auf die Wissenschaft gestützt und sich den ganzen vorigen Zeitraum hindurch von Poetiken leiten lassen, die in ihren Grundsätzen und Vorschriften alle auf Scaligers Lehre zurückgiengen. So lange also die Wissenschaft noch in dem todten Formel- und Regelwesen der neulateinischen Scholastik verharrte und sich nicht von dem blinden Glauben, dass die poetische Kunst des classischen Alterthums die einzig wahre sei, und dass den Neuern nichts anders übrig bleibe, als dieselbe so treu wie nur möglich nachzuahmen, zu höhern und freiern Standpunkten für die Auffassung und Erkenntniss sowohl der classischen Poesie selbst, wie ihres Verhältnisses zu der Neuzeit erhob: hatte unsere Gelehrtendichtung auch keine Aussicht, in den Weg eingelenkt zu werden, der sie allein der Natur, der Volksthümlichkeit und originaler Kunstmässigkeit zuführen konnte. Es war nun die Aufgabe des achtzehnten Jahrhunderts, zunächst die Wissenschaft des Schönen und der Kunst in Deutschland zu der Höhe emporzuheben, von wo sie weit und sicher genug um sich blicken konnte, um unserer Dichtung diesen Weg zu zeigen. Die Haupthebel, wodurch diess allmählig bewerkstelligt ward, waren zuerst die ästhetische Kritik, dann die philosophische Untersuchung, zuletzt die geschichtliche Forschung. In dem Masse, in welchem dadurch die wissenschaftliche Erkenntniss des Schönen und der Kunst an und für sich und in ihren zeitlichen Erscheinungen unmittelbar oder mittelbar gefördert wurde, und die Deutschen eine Poesie, die bloss

nach überlieferten und auf Treu und Glauben angenommenen Regeln gemacht war, von ursprünglicher, durch lebendige Triebkraft erwachsener Dichtung unterscheiden lernten, kamen unsere Dichter auch mehr und mehr von den Irrwegen ihrer Vorgänger ab; und kaum hatte die ästhetische Kritik durch Lessing ihren Höhepunkt erreicht, so erhielt die Nation auch schon durch eben diesen grossen Reformator ihres geistigen Lebens das erste poetische Werk von Bedeutung, das ganz aus der Zeit hervorgegangen, durch und durch mit deutschem Leben erfüllt war und auch äusserlich in keinem Zuge mehr an todte oder unverstandene Regel erinnerte. § 277

§ 278.

So richtig schon um das Jahr 1700 Wernicke erkannt hatte, dass der deutschen Literatur vor allem Andern eine verständige und unbefangene Kritik noth thäte, die der Production „auf dem Fusse folgte“[1], so wenig Aussicht war doch noch in den nächsten dreissig bis vierzig Jahren zur Befriedigung dieses dringenden Bedürfnisses vorhanden. Das lesende Publicum wollte sich nicht das Wohlgefallen an Werken, für die es einmal Neigung gefasst hatte, durch ungünstige Urtheile verkümmern lassen[2]; die Schriftsteller selbst verlangten nur gelobt zu werden; die tadelnde Kritik schien eben so verdammenswürdig, wie die persönliche Satire; ja man verband mit dem Worte Kritik einen so gehässigen Sinn, dass Gottsched es noch 1730 für nöthig hielt, das Beiwort kritisch auf dem Titel seiner Theorie der Dichtkunst in der Vorrede zu der ersten Ausgabe eigens zu rechtfertigen. Bodmer fand sich darauf zu folgender Bemerkung[3] bewogen: „Dass ich meine Hoffnung (der gute Geschmack werde in Deutschland bäldest aufkommen) nicht schon wirklich erfüllet sehe, hat theils eine eitele Ruhmbegierde, die sich auch mit dem leichten Lobe der Unverständigen sättiget, theils ein blöder und schamhafter Stolz, der sich nicht schuldig geben kann, verhindert, indem diese beide noch stäts beflissen gewesen, die Freiheit

---

§ 278. 1) Vgl. § 207. 2) „Unsere heutige Welt ist ganz unerträglich, wenn man diejenigen Poeten, die einmal das Glück gehabt, ihr zu gefallen, ein wenig auf die Probe stellt und alsdann befindet, dass sie in ihren besten Meisterstücken sehr wenige oder wohl gar keine tauglichen Zeilen geschrieben. Der Pöbel sowohl als die Halbgelehrten bewundern ein jedes kahles Blatt, das ausser den Reimen und der flüssigen Schreibart weder Verstand noch Geist in sich hat. Und es ist unmöglich, ihnen diese Hochachtung gegen solche nichtswürdige Dinge aus dem Kopfe zu bringen, man mag das abgeschmackte Wesen derselben noch so handgreiflich vor Augen stellen.“ Gottsched in den vernünftigen Tadlerinnen (1726) 2. St. 29. 3) In der Vorrede zu Breitingers kritischer Dichtkunst, Bl. 7, rw. f.

§ 278 der kritischen Prüfung durch List und Gewalt zu hemmen und, wo es möglich wäre, zu unterdrücken: also dass ein wohlbekannter deutscher Kunstrichter erst vor acht Jahren noch nöthig gefunden hat, die Freiheit, seine Wegweisung kritisch zu benennen, in der Vorrede gegen der deutschen Welt auf das höflichste abzubitten und zu entschuldigen; denn er wollte es mit derselben nicht gänzlich verderben, und es schien ihm zu diesem Ende nicht genug, dass er die furchtsame Behutsamkeit gebraucht hatte, durch seine Kritik lieber die Verstorbenen als die Lebenden zu beleidigen, wenn doch jemand dadurch sollte beleidiget werden.“ Wenn an verstorbenen Schriftstellern Ausstellungen gemacht wurden, mochte es allenfalls hingehen; aber lebenden, waren sie auch noch so elend, unumwunden die Wahrheit zu sagen, galt für lieblos und unchristlich. Dass die Schriftsteller Angriffe, die nur gegen ihr literarisches Treiben gerichtet waren, für eins mit der Beschimpfung ihres persönlichen Charakters ansahen und denjenigen, von dessen Schlägen sie getroffen worden, bei geistlichen und weltlichen Behörden zu verdächtigen suchten, um sich Genugthuung für die erlittene und Schutz gegen neue Unbill zu erwirken, war damals noch sehr gewöhnlich. Welcher Muth noch zwischen 1730 und 1740 dazu gehörte, gegen den herrschenden Unfug in der poetischen oder wissenschaftlichen Literatur entschieden einzuschreiten und das Treiben elender und dabei noch anmassungsvoller Schriftsteller lächerlich zu machen, erhellt vornehmlich aus Liscows Schriften[4]. Liscow wurde „auf öffentlicher Kanzel verflucht und in den Abgrund der Hölle verdammt“; er wurde beschuldigt, „sich durch seine Satiren sehr schwer an Gott und seinem Nächsten versündigt zu haben“; das Oberconsistorium in Dresden wurde angegangen, eine derselben „nicht so öffentlich verkaufen zu lassen, weil sie mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllt sei“: denn er hatte es gewagt, einigen jämmerlichen Scribenten lachend den Spiegel vorzuhalten und ihre Blösse vor dem Publicum aufzudecken. — Es war daher wohl etwas mehr als blosser Zufall, dass die Kritik sich nach Wernicke's Streit mit seinen Hamburger Widersachern zuerst wieder in der Schweiz, also ausserhalb des eigentlichen Deutschlands, zu regen begann. Die Züricher Mahler, wie man die Verfasser der Discurse zu nennen pflegte[5], standen weit genug ab von dem bisherigen Schauplatz

---

4) Man lese nur seine „unparteiische Untersuchung der Frage: ob die bekannte Satire Briontes der jüngere, oder Lobrede auf Herrn D. J. E. Philippi, mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllet und eine strafbare Schrift sei?“ (1773) und die Vorrede zu seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften“ (1739), besonders S. 14 f.; 21—24; 28—30; 49—62; 66 ff. 5) Die meisten

unseres neuern Literaturlebens, um dasselbe nicht allein mit mehr § 278
Unbefangenheit, als die deutschen Schriftsteller selbst beurtheilen, sondern sich auch mit weniger Zurückhaltung über dessen frühere und dessen damalige Hauptvertreter aussprechen zu können. Ihre Einsicht in literarischen Dingen reichte zwar auch noch nicht gar weit, ihr Urtheilsvermögen war noch nicht geübt genug, um echte, aus lebendigem Quell geschöpfte Poesie von bloss geschickt gemachter zu unterscheiden, und ihre Theorie der Dichtkunst musste bei der Anwendung immer noch auf Abwege führen, wenn sie auch die gefährlichsten unter den alten vermeiden lehrte. Diess ist leicht aus dem unbeschränkten Lobe abzunehmen, das sie Opitzen spendeten[6], aus dem Range, den sie neben ihm Canitzen und Bessern einräumten[7], aus ihren Bemerkungen über das Wesen und den Werth der aesopischen Fabel[8], aus der Art, wie sie die Thätigkeit der Einbildungskraft beim dichterischen Hervorbringen auffassten und aus der Parallele, die sie zwischen der Poesie und der Malerei zogen. „Eine wohl cultivierte Imagination" wird[9] für eins von den Hauptstücken erklärt, durch welche sich der gute Poet von dem gemeinen Sänger unterscheide. Aber alles, was nachher zur weitern Ausführung und Begründung dieses Ausspruchs folgt, zeigt, dass Bodmer die Imagination immer nur als die Geisteskraft betrachtet, die das in der Wirklichkeit angeschaute Einzelne sich im Augenblick wieder ganz naturgetreu und lebendig zu vergegenwärtigen vermag. Seiner Ansicht nach führt sie dem Dichter, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht sowohl die Substanz eines poetischen Werkes als ein lebendiges Ganzes zu, sondern vielmehr nur einzelne Bilder, die er benutzt, um das, was er darstellen will, zu versinnlichen und dadurch für den Leser vollkommen anschaulich zu machen. Der ganze Unterschied zwischen dem Dichter und dem Maler wird[10] darin gesetzt, dass der eine die Natur mit Worten,

---

Stücke, die sich auf Kritik und Dichtkunst einlassen, sind „Rubeen" unterzeichnet (nämlich 1, Disc. 12; 19; 20; 2, Disc. 5; 21; 3, Disc. 8; 13 f.; 4, Disc. 17 f.); nur eins (3, 18) „Dürer", ein andres (3, 19) „Carrache" und ein drittes (3, 21) „Holbein"; vgl. § 250, S. 45, 6. 6) „Ich habe", beginnt Bodmer das 21. Stück des 2. Theils, „kaum einen Discours geschrieben, in welchem ich nicht mit Ergetzen von Opitz geredet habe; er ist mein Held und die vornehmste Person, die ich von den deutschen Schreibern weiss; der Bruder der Natur, damit ich mich dieser Red-Art bediene, welche er selbst gebraucht hat, einen natürlichen und lebhaften Poeten zu benennen." 7) Im 12. Discurs des ersten Theils werden sie allein mit Opitz „unsere guten Poeten" genannt. Vgl. dazu 1, Disc. 19 und das Gedicht an Besser zu Anfang des dritten Theils. 8) Vgl. Discurs 19 im 3. Theil. 9) Gleich im Anfange des 19. Discurs im 1. Theile, der besonders von dichterischer Einbildungskraft handelt. 10) Im 20. Discurs des ersten Theils.

§ 278 der andere mit dem Pinsel und den Farben abmale. „Ein Schreiber", heisst es an einer spätern Stelle[11], „bearbeitet sich, dass er die Imagination seiner Leser mit Gedanken anfülle, das will sagen, dass er in ihre Imagination Bilder der Sachen mahle. Die Imagination des Lesers ist der Plan oder das Feld, auf dem er seine Gemählde entwirft. Die Feder des Schreibers ist der Pinsel, mit dem er in dieses grosse Feld der Imagination mahlet, und die Worte sind die Farben, die er so wohl zu vermischen, zu erhöhen, zu verdunkeln und auszutheilen weiss, dass ein jeder Gegenstand in derselben seine lebhafte und natürliche Gestalt gewinnt. Ein Object, das auf diese Weise mit der Feder und den Worten in der Imagination abgebildet worden, heisst eine Idee, deutsch ein Bildniss, ein Gemählde. Der Schreiber ist denn ein curieuser Mahler, der durch blosse Worte ein Gemählde verfertiget"[12]. Allein die Hauptsache trotz all dieser Mängel war: sie verwarfen aufs entschiedenste die Dichtungsmanier der hofmannswaldau-lohensteinischen Schule und scheuten sich nicht mehr, über deren so lange bewunderte Gründer selbst, so wie über einige ihrer namhaftesten Anhänger unter den verstorbenen oder noch lebenden deutschen Dichtern scharf tadelnde Urtheile zu fällen und ihre Poesien zu verspotten[13]. Denn ihre erste Forderung an den Dichter war die schon berührte, dass er „seine Imagination wohl cultiviere, von der die reiche und abändernde Dichtung ihr Leben und Wesen einzig und allein habe"; ihre zweite und vornehmste, dass er der Natur treu bleibe, nur sie nachahme und ihr, als der „einzigen und allgemeinen Lehrerin" in jeder Art von

---

11) Im 21. Discurs des 5. Theiles, wo Rubeen nochmals auf die Gegenüberstellung von Maler und Dichter zurückkommt. 12) Doch ist schon in jenem Discurse des ersten Theils dem Dichter der Vorrang von dem Maler und vor dem bildenden Künstler überhaupt zuerkannt, weil seine Kunst „ungleich mehr begreife" als die Malerei und die Plastik. „Diese letztern schränken sich mit denen Objecten ein, welche vor die Augen kommen, da der andere nicht nur entwirft, was das Gesichte, sondern was einen jeglichen Sinn rühret und reget; ja was weit mehr ist, die Werke des Gemüthes und die Gedanken selbst, zu welchen keiner von denen äusserlichen Sinnen durchdringet." 13) Ausser über Hofmannswaldau und Lohenstein wird noch insbesondere Gericht gehalten über A. H. Buchholz wegen seiner Geschichtsromane; über Amthor und Hunold, die beide erst 1721 gestorben waren, über Neumeister und Neukirch, die beide noch lebten, und über die Dichter, von denen Sachen in die Sammlung „Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte" aufgenommen waren. Vgl. 1, Disc. 12; 19; 2, Disc. 5; 21; 3, Disc. 8; 13 f. (worin die schlechten Romane besprochen werden); 18; 4, Disc. 17. Von Neukirchs Poesien wurden hier nur noch diejenigen kritisch beleuchtet, die er vor seinem Abfall von der zweiten schlesischen Schule verfasst hatte. Später, im 55. Blatt des Mahlers der Sitten (2, 29 ff.) wurden aber auch seine spätern Arbeiten scharf kritisiert.

Kunstübung immer folge; ihre dritte, dass er durch „die gute Imagination“ erst in sich selbst die Stimmung hervorgerufen haben müsse, in die er seine Leser versetzen wolle, und sodann „das Herz reden lasse“[14]. Von diesen Forderungen aber, fanden sie, hätten jene Dichter keine erfüllt; vielmehr strotzten, wie im Einzelnen nachgewiesen wurde, ihre Werke von Unnatur und Schwulst in Gedanken und Ausdruck; niemals liesse sich darin die Sprache der Affecte, die geschildert werden sollten, vernehmen, sondern dafür würden verstiegene Metaphern, frostige Allegorien, eine unsinnige Uebertreibung des vorgeblich Empfundenen und geschmacklos witzelnde Wortspiele geboten. Diese Rügen, und was sich daran knüpfte, waren, wenn man die damaligen deutschen Bildungszustände berücksichtigt, ein nicht unbedeutender Fortschritt der Kritik. Der Glaube an Hofmannswaldau's und Lohensteins Vortrefflichkeit war nun von Grund aus erschüttert; und als bald nachher auch Gottsched sie für diejenigen erklärte, die in unsrer neuen Literatur den guten, mit Opitz aufgekommenen Geschmack zuerst verderbt hätten, und den Geist ihrer Schule bekämpfte, wo sich ihm nur die Gelegenheit dazu bot[15], war es völlig um das Ansehen geschehen, in dem sie so lange gestanden hatten[16]. § 278

---

14) Vgl. im ersten Theil die beiden Discurse 19 und 20. „Der Scribent“, heist es hier noch u. A., „der die Natur nicht getroffen hat, ist wie ein Lügner zu betrachten. Alles, was keinen Grund in der Natur hat, kann niemand gefallen, als einer dunkeln und ungestalten Imagination.“ Auch die Beschreibung und die Abschilderung des Lasters, der Bosheit, der Hässlichkeit, des Erschrecklichen, des Traurigen ergetzen uns, wenn sie nur natürlich seien; was schon Aristoteles angemerkt und auf seinen wahren Grund zurückgeführt habe. — Was die Poeten figürlich ihren Enthusiasmus nennen, bedeute nichts anders, „als die heftige Passion, mit welcher ein Poet für die Materie seines Gedichtes eingenommen ist, oder die gute Imagination, durch welche er sich selbst ermuntern und sich eine Sache wieder vorstellen oder einen Affect annehmen kann, welchen er will. Wenn er also erhitzet ist, so wachsen ihm, so zu sagen, die Worte auf der Zungen, er beschreibet nichts, als was er siehet, er redet nichts, als was er empfindet, er wird von der Poesie fortgetrieben, nicht anderst als ein Rasender, der ausser sich selbst ist und folgen muss, wohin ihn seine Raserei führet.“ 15) Vgl. die kritische Dichtkunst S. 481 ff.; und dazu S. 108; 140; 264 ff.; 284; 340 ff.; 682 f., so wie die Beiträge zur kritischen Historie St. 3, S. 496 ff.; St. 6, S. 274 ff. 16) In der ersten Zeit freilich erregten die tadelnden Urtheile der Schweizer über verstorbene oder noch lebende Dichter, die man so lange fast allgemein bewundert hatte, hier und da grosses Missfallen. Weichmann missbilligte in der Vorrede zum 2. Theil der Poesie der Niedersachsen (1723) nicht allein Bodmers Bemerkungen über den Reim (vgl. § 269, S. 212 f.), sondern warf ihm auch vor, dass er in seinen Urtheilen über deutsche Dichter Parteilichkeit gezeigt habe und namentlich gegen Amthor und Neukirch ungerecht gewesen sei; und in der Vorrede zum 3. Theil (1726) schrieb er, die Herren Mahler fänden allenthalben in fremden Schriften Galimatias und Phoebus auszukehren, hielten aber ihre eigenen

§ 279.

Von der Beurtheilung deutscher Poesien, die alle bereits in einer entferntern oder nähern Vergangenheit entstanden waren und Ruf erlangt hatten, giengen die Züricher Freunde zunächst zur Bekämpfung des schlechten Geschmacks über, der in einem schon damals schnell wachsenden Zweige der eigentlichen Tagesliteratur, in den Wochenblättern, herrschte. Diess geschah in zwei Schriften, die sie schon in den Jahren 1723 und 1725 abfassten, von denen die zweite aber erst drei Jahre später gedruckt werden konnte. Die erste, „der gestäupte Leipziger Diogenes, oder kritische Urtheile über die erste Speculation des Leipziger Spectateurs"[1] war gegen eine Wochenschrift gerichtet, die in demselben Jahre in Leipzig begonnen war, und wurde 1736 von Gottsched wieder abgedruckt[2], weil sie „den Absichten des Herausgebers völlig gemäss" war. Die andere, „Anklagen des verderbten Geschmacks, oder Anmerkungen über den hamburgischen Patrioten und die hallischen Tadlerinnen", sollte in Leipzig gedruckt werden, was dort aber verhindert wurde, ohne dass die Verfasser sie in den nächsten zwei Jahren zurückerhalten konnten; erst 1728 wurde sie, angeblich in Frankfurt und Leipzig, eigentlich aber in Zürich gedruckt[3]. Unterdess hatten sie sich mit der wolff-leibnitzischen Philosophie bekannt gemacht und, durch eine Aeusserung des englischen Zuschauers[4] angeregt, ein

---

so wenig gesäubert, dass ihnen von den vernünftigen Tadlerinnen (vgl. § 279, S. 285 f.) nur aus einem Blatte, was noch dazu eins ihrer besten sein möchte, „verschiedene fast unnatürlichere Fehler ausgemerzet, als jene nur irgend getadelt" hätten. Auch der Schlesier G. B. Hancke, allerdings einer der elendesten und geschmacklosesten Reimer jener Zeit, gab seine Entrüstung über das kritische Verfahren der Schweizer in der Vorrede zu seinen weltlichen Gedichten (1727) deutlich genug zu erkennen. Es sei schon so weit gekommen, bemerkte er, dass man Lohenstein und Neukirch in öffentlichen Schriften viele Fehler beimesse, ungeachtet der erste bei Kennern wahrer Gelehrsamkeit einen allgemeinen Beifall und unsterblichen Ruhm erworben, der andere aber unter allen jemals gewesenen und noch lebenden deutschen Poeten keinen seines Gleichen gefunden habe. Doch fehlte es auch schon damals neben Gottsched (s. § 252, Anm. 2) nicht an andern Männern, die den Schweizern öffentlich beipflichteten und sie vertheidigten. Vgl. Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, 13 f.

§ 279. 1) Zürich 1723. 2) In seinen Beiträgen zur kritischen Historie St. 14, S. 222 ff. 3) Vgl. Jördens 1, 127 und die in der Anm. 10 angeführten Stellen bei Manso und Danzel. 4) „Der Vorschlag —, dass ein rechtschaffener Criticus ein ganzes Werk, das in dem guten Geschmacke geschrieben ist, vor die Hand nehmen und die Quellen und die Ursachen, aus welchen die unterschiedliche Schönheit desselben und das daher entspringende Ergetzen herfliesst, genau und ausführlich anzeigen möchte." Wahrscheinlich ist hiermit die Stelle im 409. Stück des Zuschauers gemeint, die Th. 6, S. 65 der Leipziger Uebersetzung steht.

grösseres Werk auszuarbeiten begonnen, worin die Quellen des Schönen nachgewiesen, eine Theorie desselben auf philosophischer Grundlage aufgebaut und alle Werke der deutschen Literatur von nur einiger Bedeutung, ganz besonders aber die poetischen, einer kritischen Musterung unterworfen werden sollten. Jedoch blieb es nur bei dem erstem, bereits 1727 herausgegebenen Theil, der „von dem Einfluss und dem Gebrauch der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmacks“ handelte[5]. Vorangestellt ist eine Zueignungsschrift an den Philosophen Wolff. In dieser heisst es: „Die Bemühung der vornehmsten kritischen Verfasser ist bis dahin meist oder bloss dahin gegangen, wie sie dem schlimmen Geschmacke Einhalt thun und ungereimte Schriften zum Gelächter machen möchten. Sie haben darüber versäumt, den guten Geschmack zu lehren und anzupflanzen.“ Darauf die Bemerkung, dass jener so eben mitgetheilte Vorschlag des englischen Zuschauers auch unausgeführt geblieben sei; und dann weiter: „Diese Gemüthsart habe ich[6] zu meinem lange überlegten und spät beschlossenen Unternehmen gebracht, alle Theile der Beredsamkeit in methodischer Gewissheit auszuführen und dem wahren Quell sowohl des Ergetzens, das uns gute Schriften mittheilen, als der Kaltsinnigkeit, in welcher uns schlimme Werke stehen lassen, nachzuspüren.“ Das ganze Werk war auf fünf Theile berechnet, und „diese Eintheilung gründete sich auf die verschiedenen Kräfte der Seele, von welchen die unterschiedene Stücke der Wohlredenheit und Poesie hervorgebracht werden“[7]. Schon in dieser Zeit entstanden einige Reibungen zwischen den Zürichern und Gottsched, zu denen ein Stück der vernünftigen Tadlerinnen den ersten Anlass gegeben hatte[8]. Dasselbe war dazu bestimmt, „den Lesern einige falsche Begriffe von der sinnreichen Schreibart aus dem Kopfe zu bringen.“ In einem an die Tadlerinnen gerichteten Schreiben, das eingerückt ist, werden diese um Mittheilung ihrer Gedanken von der sinnreichen Schreibart ersucht. Dabei wird Bezug genommen auf die schweizerischen Mahler. „Es ist bekannt, dass dieselben scharfe Richter der Gedanken abgegeben, so oft sie in ihren Blättern auf die Poesie gekommen sind. Rubens (Bodmer) ist insonderheit ein solcher Grübler, § 279

---

5) Wörtlich und vollständig lautet der Titel: „Von dem Einfluss und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks, oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen, worin die auserlesensten Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Freiheit beurtheilt werden.“ Frankfurt und Leipzig (d. h. Zürich) 1727. 8. 6) Die Zueignungschrift ist unterzeichnet „Der Verfasser J. B. J. B.“ 7) Vgl. Danzel. Gottsched S. 222 und Jördens 1, 127 ff. 8) Das 37. des ersten Jahrgangs (1725).

§ 279 der, wie man zu sagen pflegt, Flöhe husten höret und Gras wachsen siehet.“ Der Schreiber räumt zwar ein, dass er viel aus den Blättern der Mahler gelernt habe; gleichwohl scheinen ihm diese nicht die rechten Richter der sinnreichen Schreibart zu sein; er kann daher nicht das Urtheil derer annehmen, die mit eben den Fehlern behaftet sind, die sie an andern tadeln. Ueber eine Beschreibung, die Rubens vom Reiche der Freude gegeben, könnte man eben so lustige Dinge sagen, als über Neukirchs Verse von ihm geschrieben seien. „Ich weiss nicht“, heisst es dann weiter, „was ich von dem luchsaugigten Verfolger unnatürlicher Gedanken und Ausdrückungen denken soll. Ich enthalte mich, alle diese Redensarten (in jener Beschreibung) so lächerlich zu machen, als dieser schweizerische Scioppius des Hofmannswaldau's, Lohensteins und Anderer Gedichte gemacht, und wollte nichts mehr wünschen, als dass Ihr den scharfsichtigen Herrn Rubens zu einer Vertheidigung seiner Redensarten bringen könntet: denn ich bin gewiss, dass seine Entschuldigungen zugleich alle von ihm getadelten Poeten rechtfertigen würden.“ In Bezug auf dieses Schreiben bemerken nun die Tadlerinnen selbst, dass sie zwar in vielen Stücken mit dessen Verfasser einer Meinung seien; doch halten sie dafür, dass er sich nicht an solche grosse Männer mit seiner Kritik hätte wagen sollen. Was an einem Schüler unleidlich sei, werde durch die Verdienste berühmter Leute bedeckt, so dass man es bei vielen andern Schönheiten ihrer Werke nicht wahrnehme; und wenn Rubens selbst auch bisweilen in Metaphern ausgeschweift habe, so folge daraus noch nicht, dass die Anmerkungen, die er gemacht, nicht gründlich seien. Diese Kritik ihrer Schreibart veranlasste die Schweizer, in der „Anklagung des verderbten Geschmacks“ und in jener Zueignungsschrift an Chr. Wolff nun auch ihrerseits neben dem hamburgischen Patrioten[9] Gottscheds vernünftige Tadlerinnen vor den Richterstuhl zu ziehen. Gottscheds Vertheidigung in seinem Biedermann von 1727 enthielt wieder einen Angriff auf die Schrift „von dem Einfluss der Einbildungskraft“[10]. Doch stellte sich bald wieder ein gutes Einvernehmen unter ihnen her, das bis zum Jahre 1740 ungestört fortdauerte[11]. Die Züricher schienen von ihren kritischen

---

9) Vgl. § 260, S. 158, 4. 10) Vgl. Manso a. a. O. S. 17 ff., dazu aber auch Danzel a. a. O. S. 197 f. 11) Manso, der in dem angeführten Buche die Geschichte des Streites zwischen den Leipzigern und den Schweizern vom J. 1740 an ausführlich und gründlich erzählt, hat sich in dem, was er über das frühere Verhältniss zwischen Gottsched und den Zürichern berichtet, durch die Streitschriften der letztern doch zu manchen übereilten Behauptungen verleiten lassen, und Gervinus 5[4], 51 ff. wieder durch ihn. Wie sie wirklich bis zu dem genannten Jahre zu einander standen, hat erst Danzel, vornehmlich durch Mit-

Streifzügen und von ihren theoretischen Versuchen im Gebiete der § 279
schönen Literatur fürs erste ausruhen zu wollen[12]; in der That aber bereiteten sie schon die Hauptwerke vor, womit sie in jenem Jahre hervortraten. Mit desto grösserem Eifer unterzog Gottsched sich unterdess der Lösung der Aufgabe, die sich Bodmer und Breitinger zuletzt gestellt hatten. Schon 1730 erschien sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen"[13], und zwei Jahre später machte er den Anfang mit der Herausgabe der ersten und werthvollsten seiner kritischen Zeitschriften[14]. Die Bedeutung, welche das erstgenannte Werk für die Zeit, da es noch neu war, haben musste, kann nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn es den bis dahin in Deutschland gangbar gewesenen Poetiken gegenübergestellt wird[15]. Mit ihnen verglichen, erscheint es als ein sehr grosser Fortschritt in der Behandlung der Dichtungslehre und als das erste deutsche Buch seiner Art, in welchem der Stoff in einer wirklich

---

theilung einer Anzahl Briefe Bodmers und Breitingers an Gottsched aus den Jahren 1732—1739, dargethan S. 186—198. Wie bereitwillig Gottsched noch 1737 die Verdienste der Schweizer anerkannte, und wie gern er sie in seinen Schriften lobte, bezeugen ausser dem von Danzel Angeführten auch noch die zweite Ausg. der kritischen Dichtkunst S. 136 f.; 139; 186; 264; 649 und die Beiträge zur kritischen Historie St. 17, S. 167 ff. 12) Bodmer gab in dieser Zeit von Arbeiten, die in die schöne Literatur einschlugen oder sich darauf bezogen, ausser „J. Miltons Verlust des Paradieses, ein Heldengedicht in ungebundener Rede übersetzt." Zürich 1732. 8. und dem „Versuch einer deutschen Uebersetzung von Sam. Buttlers Hudibras" (vgl. § 272, Anm. 1), nur einige eigene Gedichte, „den Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks". Zürich 1736. 8. und Canitzens Gedichte „mit einer Vorrede von der Dichtart des Verfassers." Zürich 1737. 8. heraus. Unter seinen eigenen Gedichten ist das merkwürdigste überschrieben „Character der deutschen Gedichte" (zuerst einzeln gedruckt 1734, sodann verbessert und mit Zusätzen vermehrt im 20. St. von Gottscheds Beiträgen zur kritischen Historie und, wiederum mehrfach verändert, in der § 269, Anm. 8 angeführten Sammlung von Schuldhess. Es enthält „die kritische Historie der deutschen Poesie" und gibt in einer Uebersicht der verschiedenen Epochen unserer poetischen Literatur eine für jene Zeit vortreffliche Charakterisierung der vornehmsten und gelesensten Dichter aus dem 17. und dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Die von Gervinus 3[4], 437, Anm. 248 mitgetheilte Stelle steht aber nicht in diesem Gedicht von Bodmer, sondern in dem Gegenstück dazu, das von einem Anhänger Gottscheds herrührt, schon 1737 herausgekommen sein soll (?), dann 1742 in das 29. St. der Beiträge zur kritischen Historie S. 173 ff. aufgenommen und einige Jahre später in der Vorrede zu jener Sammlung von Schuldhess S. X ff. heftig angegriffen wurde. Ueber den „Briefwechsel" etc. vgl. Jördens 1, 130 und Danzel a. a. O. S. 224 ff. 13) Als Einleitung war ihr vorangeschickt eine Uebersetzung von Horazens Brief an die Pisonen in Alexandrinern; die zweite Ausgabe (1737) lieferte auch noch den lateinischen Text. 14) Vgl. § 252.

15) Auf diesen ersten Gesichtspunkt für eine gerechte Abschätzung des Verdienstes, das sich Gottsched mit seinem Buch erwarb, deutete bereits 1767 Kastner hin (Schönwissenschaftliche Werke 2, 166 f.).

§ 279 wissenschaftlichen Form verarbeitet ist, wenn ihn Gottsched auch zum grossen Theil aus alten und neuen Schriften des Auslandes zusammengetragen hatte. Ohne allen Rückhalt bekannte er selbst in den Vorreden zu den beiden ersten Auflagen, er habe alles, was in seiner kritischen Dichtkunst Gutes enthalten sei, nicht sich selbst, sondern den grössten Kritikverständigen alter und neuer Zeiten zu verdanken; und nannte die Schriftsteller, die ihn unterwiesen und einigermassen fähig gemacht hätten, ein solches Werk zu unternehmen. Freilich befand sich Gottsched hier insofern noch ganz auf Opitzens Standpunkt[16], dass er das Dichten für nichts anders nahm als für eine besondere Werkthätigkeit eines von der Natur glücklich organisierten Verstandes, der nur von einer starken Einbildungskraft und einer gründlichen Menschenkenntniss unterstützt, durch gelehrte Studien gebildet und von einem guten Geschmack geleitet sein müsse[17]; und dass er meinte, ein so ausgestatteter Kopf werde immer ein gutes Gedicht machen können, sobald er nur die Regeln gehörig befolge, welche bei Hervorbringung eines Kunstwerkes als die allein gültigen von der Vernunft anerkannt wären. Und schon darum musste er sich in seiner Theorie so tief auf die Erörterung alles dessen einlassen, was die Behandlung des Formellen in der Poesie betrifft, und so ausführliche Vorschriften darüber geben, wenn auch dazu im Charakter der wolffischen Philosophie, auf die sich seine ganze Lehrart stützte, weniger Aufforderung gelegen hätte, als wirklich darin lag. Worin er dagegen weit über Opitz und über alle Andern, die nach ihm in Deutschland Anweisungen zur Dichtkunst geschrieben hatten, hinausgieng, und womit er einen ganz neuen Standpunkt für die Theorie gewann, das zeigte sich vornehmlich in drei Stücken: dass er, geleitet von dem Ge-

16) Gottsched stimmte darin mit den Zürichern von Anfang an überein, dass Opitz der Begründer des guten Geschmacks in der deutschen Poesie gewesen sei, und dass die Dichter von den Abwegen, auf die sie nach und nach gerathen, zunächst wieder in Opitzens Bahn zurücklenken müssten, wenn aus unserer schönen Literatur etwas werden sollte. Schon in den vernünftigen Tadlerinnen 2, St. 38 wird von ihm gesagt: „Dieser grosse Dichter wird weniger gelesen, als er wohl verdient. Auch sogar diejenigen, die Poeten heissen wollen, haben oftmals seine Schriften nie gelesen: da sie doch eine rechte Quelle des guten Geschmacks in sich fassen. Und nimmermehr würde Deutschland so viel italienische und spanische, ich meine schwülstige, ausschweifende und zuweilen gar rasende Gedichte gesehen haben, wenn man Opitzen fleissiger, als einige in- und ausländische Poeten gelesen hatte.“ 17) S. 98 ff. der 2. Ausgabe, wo gleich zu Anfang nach einer Stelle aus Boileau's Art poétique jene bekannten Verse aus einem Gedichte Opitzens an Zinkgref (vgl. § 186, Anm. 19) angeführt werden, um „die beste Erklärung von dem Göttlichen in der Poesie zu geben, davon so viel Streitens unter den Gelehrten sei.“ —

danken, nur die Philosophie sei eine sichere Führerin bei der Er- § 279
forschung des innern Wesens der Poesie, bei der Bestimmung der zu einem wahren Dichter gehörigen Eigenschaften und bei der Beurtheilung poetischer Werke[18], zuerst den Versuch gemacht hatte, die Dichtungslehre nach philosophischer Methode in ein vollständiges System zu bringen; dass demnach zweitens alle seine Sätze aus einem Grundprincip, „das innere Wesen der Poesie bestehe in einer Nachahmung der Natur", abgeleitet waren; und dass er drittens auch der erste war, der die von den Alten entweder unmittelbar überlieferten oder aus ihren Werken erst von den Neuern abstrahierten Kunstregeln nicht deshalb für die allein richtigen angesehen wissen wollte, weil er an ihre Untrüglichkeit bloss glaubte, sondern weil er sich durch das Denken überzeugt hatte, dass sie die allein vernünftigen wären[19]. Hinsichtlich des zweiten Punktes beruft er sich auf das Urtheil des „grossen Aristoteles", wonach das Hauptwerk der Poesie in der geschickten Nachahmung der Natur bestehe.

---

18) S. 92 f. „Aus dem Vorhergehenden aber schliesse ich, dass wir die zu einem wahren Dichter gehörigen Eigenschaften von denen lernen müssen, die das innere Wesen der Poesie eingesehen, die Regeln der Vollkommenheit erforschet, daraus ihre Schönheiten entstehen, und also von allem, was sie an einem Gedichte loben und schelten, den gehörigen Grund anzuzeigen wissen. Wenn man ein gründliches Erkenntniss aller Dinge Philosophie nennt: so sieht ein jeder, dass niemand den rechten Charakter von einem Poeten wird geben können als ein Philosoph: aber ein solcher Philosoph, der von der Poesie philosophieren kann. — Nicht ein jeder hat Zeit und Gelegenheit gehabt, sich mit seinen philosophischen Untersuchungen zu den freien Künsten zu wenden und da lange nachzugrübeln, woher es komme, dass dieses schön und jenes hässlich sei, diess wohl, jenes übel gefalle. Wer dieses aber thut, der bekömmt einen besondern Namen und heisst ein Criticus: dadurch ich nämlich nichts anders verstehe, als einen Gelehrten, der von freien Künsten philosophieren kann.

19) Danzel, welcher zuerst nachgewiesen hat, worin die eigentliche literarhistorische Bedeutung von Gottscheds kritischer Dichtkunst liege (vgl. S. 187), sagt S. 10, Gottsched habe den Gedanken, es müssten sich die Regeln der Dichtkunst a priori aus der Vernunft herleiten lassen, so streng festgehalten, dass selbst das Princip der Nachahmung der Alten, welches die Andern auf guten Glauben annahmen, bei ihm darauf gestützt ward, dass, was die Alten über die Kunst lehren und in ihr befolgen, eben nichts anderes, als das absolut Vernünftige selbst sei. Und in seinem Buch über Lessing beruft er sich S. 119 sogar auf eine ausdrückliche Aeusserung Gottscheds, „den Alten und den Franzosen habe man nicht darum nachzuahmen, weil sie die Alten und die Franzosen seien, sondern weil die Regeln, nach welchen sie ihre Werke abgefasst, vernünftig seien" (vgl. daselbst auch S. 192 f.). Ich habe diese Aeusserung wörtlich zwar nirgend in Gottscheds mir zugänglich gewesenen Schriften auffinden können (vielleicht steht sie in der Vorrede zur ersten Ausgabe der kritischen Dichtkunst, die ich leider nicht zur Hand habe); aber ich habe um so weniger Anstand genommen, sie als wirklich vorhanden anzusehen, je klarer der Sinn derselben, so weit sie die absolute Mustergültigkeit der Alten betrifft, in dem Inhalt von S. 123—127 der 2. Aufl. der kritischen Dichtkunst vorliegt.

§ 279 Sie geschehe aber vermittelst einer sehr lebhaften Beschreibung oder gar lebendigen Vorstellung desjenigen, was der Poet nachahme. Diess thue er (und dadurch unterscheide er sich von andern Künstlern) durch eine taktmässig abgemessene oder sonst wohl eingerichtete Rede, oder welches gleich viel sei, durch eine harmonische und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedicht nennen[20]. Nun gebe es drei Gattungen der poetischen Nachahmung. Die erste bestehe in der blossen Beschreibung oder sehr lebhaften Schilderei von einer natürlichen Sache, und diese sei die niedrigste von allen dreien. Die andere geschehe, wenn der Poet selbst die Person eines Andern spiele oder einem, der sie spielen soll, solche Worte, Gebärden und Handlungen vorschreibe und an die Hand gebe, die sich in solchen und solchen Umständen für ihn schicken. Beide erste Gattungen der Nachahmung sollen in den kleinen Dichtungsarten, in Oden, Elegien, Schäfergedichten und Satiren, auch in poetischen Briefen gleichsam herrschen, wiewohl die dritte Gattung von ihnen keineswegs ganz ausgeschlossen bleibe. Diese, das Hauptwerk der Poesie, sei die Fabel (das Wort im weitern Sinne genommen), worin hauptsächlich dasjenige bestehe, so der Ursprung und die Seele der ganzen Dichtkunst sei. Hierin zeige sich die eigentliche Erfindungskraft des Dichters, da bei der Fabel alles auf das Erfinden ankomme. Sie sei aber nach der besten Definition eine unter gewissen Umständen mögliche, aber nicht wirklich vorgefallene Begebenheit, darunter eine nützliche Wahrheit verborgen liege, oder philosophisch ausgedrückt, ein Stück aus einer andern Welt. Es gebe hohe und niedrige Fabeln: unter jene gehören die Fabeln der Heldengedichte, Tragödien und Staatsromane; unter diese die der bürgerlichen Romane, der Schäfereien, der Komödien und Pastorale, nebst allen aesopischen[21]. Wer nicht in der dritten Gattung der Nachahmung etwas Bedeutendes geleistet habe, der dürfe auch noch nicht für einen grossen Dichter gehalten werden. Unser Vaterland habe darum auch noch keinen solchen hervorgebracht, weil wir in den grossen Gattungen der Gedichte noch kein gutes Original aufzuweisen hätten. „Mit

---

20) A. a. O. S. 89 ff. 21) S. 136 ff. Was hier noch weiter über die Personen und die andern Wesen gesagt wird, die in beiden Hauptarten der Fabel auftreten, was über andere Unterschiede einzelner Dichtarten, namentlich der aesopischen Fabel, der Tragödie, der Komödie und des Heldengedichts, ist durchaus im Charakter der opitz-scaligerschen Poetik und äusserst platt. Nicht besser ist die Regel, welche Gottsched für die Erfindung einer guten Fabel und deren Ausführung gibt: der Poet möge sich zu allererst einen lehrreichen moralischen Satz wählen, der dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen solle, und hierzu sich eine allgemeine Begebenheit ersinnen, worin eine Handlung vorkomme, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne falle.

Uebersetzungen ist es nicht ausgerichtet. Es muss was Eigenes, es § 279
muss eine neue poetische Fabel sein, deren Erfindung und geschickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben soll"[22]. Hierauf handelt der erste Theil des Buchs in verschiedenen Hauptstücken von dem Wunderbaren und von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie, von poetischen Worten, von verblümten Redensarten, von poetischen Perioden und ihren Zierrathen, von den Figuren in der Poesie, von der poetischen Schreibart, von dem Wohlklange derselben, dem verschiedenen Silbenmass und den Reimen. In allen darauf bezüglichen Lehrsätzen hält Gottsched das Princip fest, dass der Dichter ein vernünftiger Nachahmer der Natur sein müsse. Aber freilich, sein vernünftiges Denken geht niemals über den Bereich eines dürren, bloss formal gebildeten Verstandes hinaus, und der Dichter ahmet ihm die Natur nur dann in der rechten Art nach, wenn er das Natürliche so auffasst und darstellt, dass es nicht in Widerspruch mit der Denkweise eines solchen Verstandes geräth[23]. In der Ueberzeugung von der Richtigkeit der von den Alten aufgestellten Kunstgesetze lag nun wiederum der Grund, der Gottsched bestimmte, neben den alten classischen Literaturen vor allen übrigen neuern die französische mit günstigem Auge anzusehen und sie als nächstes Vorbild bei der von ihm in Aussicht genommenen Umgestaltung der deutschen aufzustellen. Denn die Franzosen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erschienen ihm in den Meisterwerken ihrer Poesie als die vernünftigsten und darum auch als die glücklichsten Nachahmer der Alten, und wenn die deutschen Dichter ihrem Beispiele folgten, so hoffte er auch bald alle die grossen Mängel gehoben zu sehen, die er an unserer schönen Literatur noch wahrnahm[24].

---

22) S. 160. 23) Im zweiten oder besondern Theil geht Gottsched die einzelnen Dichtungsarten durch, zuerst die kleinern (Oden oder Lieder; Cantaten; Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichte; Elegien; poetische Sendschreiben; Satiren; Sinn- und Scherzgedichte), sodann die grössern (dogmatische, heroische und andere grössere Poesien; die Epopöe oder das Heldengedicht, „das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie"; die Tragödie; die Komödie; die Oper oder das Singspiel), gibt Vorschriften über die Abfassungsart einer jeden (wo denn der Rath, den er in Betreff der Anfertigung von Lobgedichten S. 616 ertheilt, für ihn und seine Zeit ganz besonders charakteristisch ist) und lässt hinter jedem Abschnitt, die über das Heldengedicht und die drei Gattungen des Drama's ausgenommen, eine Anzahl von Beispielen folgen, die in den beiden ersten Ausgaben alle von ihm selbst herrühren. 24) Gottscheds eigentliches Verhältniss zu den Franzosen ist ebenfalls erst von Danzel in das rechte Licht gesetzt und damit die so lange herrschend gewesene Meinung widerlegt worden, er sei ein Gallomane gewesen. Die Deutschen, darauf gieng Gottsched aus, sollten eine Literatur erhalten, die sich mit den Literaturen der Ausländer und namentlich mit der französischen

19 *

§ 280.

Zweierlei war es vorzüglich, was die Züricher um 1740 hoffen liess, die Zeit sei gekommen oder nicht mehr fern, wo die von ihnen lang vorbereiteten Schriften im Fache der Kunsttheorie ein für ihren Inhalt empfängliches Publicum in Deutschland finden würden: die mit der Ausbreitung der wolff-leibnitzischen Lehre vorgeschrittene philosophische Bildung[1] und Liscows[2] erst vor Kurzem geführter Beweis, dass das Recht zu kritisieren ein allgemeines Recht der Menschen sei[3]. So erschienen nun schnell hintereinander vier Werke von ihnen: von Breitinger die Abhandlung über die Gleichnisse[4] und die kritische Dichtkunst[5], von Bodmer die Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie[6] und die kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter[7]. Das Hauptwerk war die kritische Dichtkunst; die übrigen bildeten nur gleichsam Zugaben zu derselben, die auf einzelne Theile der Dichtungslehre näher eingiengen und das dort Abgehandelte vervollständigten. Das Buch

---

messen könnte. Er wollte sie machen oder durch Andere machen lassen. Diess, meinte er, liesse sich nur bewerkstelligen, wenn diejenige unter den fremden Literaturen für die zu schaffende zum Muster genommen würde, die nach den einzig wahren und unbedingt gültigen Kunstregeln der Alten hervorgebracht wäre. Das war ihm die französische. Darum gieng er überall auf die Lehren und Beispiele der Franzosen zurück. Vgl. vornehmlich in dem Abschnitt von Danzels Buch, der „die Franzosen" überschrieben ist, S. 327—332 und 339—341.

§ 280. 1) Vgl. Bodmers Vorrede zu Breitingers kritischer Dichtkunst 1, Bl. 7 rw. 2) Vgl. über sein Leben § 374. 3) „Der Geschmack an kritischen Schriften ist bei der deutschen Nation noch nicht so wohl befestiget, dass man nicht nöthig hatte, sie mit Vorerinnerungen über gewisse Punkte einzuführen, wiewohl man mit der grössten Begründniss hoffen kann, dass er in kurzer Zeit insgemeine durchbrechen werde, nachdem der unerschrockene Hr. von Liscov in dem philosophischen Werkchen („Unparteiische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satire Briontes der jüngere eine strafbare Schrift sei"; vgl. § 278, Anm. 4) das allgemeine Recht der Menschen zu kritisieren so vollkommen bewiesen hat, dass die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind." Bodmer a. a. O. Bl. 13. 4) Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse. Mit Beispielen aus den Schriften der bedeutendsten alten und neuen Scribenten erläutert. Zürich 1740. 8. 5) Kritische Dichtkunst, worinnen die poetische Mahlerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersuchet und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird; und Fortsetzung der kritischen Dichtkunst, worinnen die poetische Mahlerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird. Zürich 1740. 2 Bde. 8. 6) Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlornen Paradiese; der beigefügt ist Joh. Addisons Abhandlung von den Schönheiten in demselben Gedichte. Zürich 1740. 8. 7) Zürich 1741. 8.

von den Gleichnissen wurde bereits am 1. Juni 1739, bis auf fünf § 280
Bogen, die noch nicht gedruckt waren, von Breitinger an Gottsched übersandt und seiner „freimüthigen Beurtheilung vorgelegt“[8]. Bodmer sah sich nach der Vorrede dazu „als den Pflegevater dieses kritischen Werkes an“: der Inhalt desselben war Jahre lang „die beständige Materie“ seiner Unterredungen mit Breitinger gewesen. „Die deutschen Kunstlehrer der Poesie und Beredsamkeit“, bemerkt er in dieser Vorrede, „haben sich bis dahin fast allein bemühet, das Materialische in diesen Künsten zu untersuchen, zu vertheidigen und zu verbessern“: sie hätten sich allein vorgenommen, einige flüchtige Kunststreiche zu zeigen, mittelst welcher man seinen Vorstellungen ohne vieles Kopfbrechen einen ungemeinen und wunderbaren Schein des poetischen Wesens mittheilen könnte. Selten aber wäre von ihnen bedacht worden, wie nützlich es sein möchte, wenn man die Schönheit sowohl des Ganzen, als der Theile in einem Werk bemerkte, wiewohl nichts Natürlicheres sei, als dass man in den Dingen und in ihrem Verhältniss mit dem menschlichen Gemüthe sorgfältig untersuche, worinnen sie miteinander zusammenstimmen, und sich dadurch feste Grundregeln formiere, nach welchen man sich in seiner Arbeit richten könne. Deutschland habe zwar schon einige wohlgerathene Werke aufzuweisen, wo die Verfasser durch die geschickte Ausführung zu erkennen gegeben, dass ihnen die Kunst nicht verborgen gewesen, wie das Gemüth müsse angegriffen werden, wenn man es mit Ergetzen einnehmen wolle. Allein es zeige sich hier dem Aehnliches, was bei andern Nationen angemerkt werden könne, dass die vortrefflichsten Werke in der Poesie und der Wohlredenheit vor den Regeln, nach welchen sie geschrieben worden, an den Tag gekommen seien. Dann blieben aber auch die Lehrschriften, welche ausländische Kunstrichter hierüber geliefert, meistens zu sehr nur bei den Hauptsätzen und allgemeinen Regeln stehen; je tiefer sie in das Besondere hinunterstiegen, mit desto mehr Ungewissheit und Undeutlichkeiten redeten sie. Allerdings gehöre eine grosse Geschicklichkeit dazu, die allgemeinen Regeln in besonderen Umständen und nach besonderen Absichten anzuwenden, das Verhältniss der Theile unter einander und aller Stücke gegen das Ganze mit ihrer Symmetrie gegen die Hauptabsicht einzusehen. Kunstlehrer, welche hierin irre giengen, hätten sich daher genöthigt gesehen, gewisse Abweichungen von den allgemeinen Regeln zu erlauben, welche sie glückliche Fehler hiessen, die sich der Botmässig-

8) Vgl. den Brief bei Danzel S. 194; die Ankündigung in den Beiträgen zur kritischen Historie St. 21, S. 169 muss schon etwas früher geschrieben sein.

§ 280 keit der Kunst nicht unterwerfen liessen. Allein diese erwögen nicht, dass die Regeln nur Erfahrungen seien, welche aus der Beobachtung der Natur der Dinge und des Verhältnisses des menschlichen Gemüths mit denselben gezogen worden, und dass nichts Regel heissen dürfe, was diesen Grund verfehlt habe. Es sei unmöglich, dass ein schönheitsvolles Werk wider die Regeln verstosse, welche dienen, ein Werk angenehm zu machen; stritten die Schönheiten und die Regeln mit einander, so müssten nothwendig entweder diese oder jene betrüglich sein. Nun sei Breitinger in seinem Buch über die Gleichnisse auf diesen ganz besondern und kleinen Theil der poetischen Kunst tiefer eingegangen, als es irgend jemand vor ihm gethan habe; und damit fange wenigstens an in Erfüllung zu gehen, was Addison gewünscht habe: dass ein geschickter Kopf entstehen möchte, der die verschiedenen Arten Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Werke des Geistes bis auf die kleinsten Stücke untersuchte[9]. Breitinger selbst geht in der Erörterung seines Gegenstandes davon aus, dass die Einbildungskraft ebensowohl als der Verstand einer gewissen Logik bedürfen möchte: was nämlich die Begriffe in der Vernunftlehre sind, das seien die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logik der Phantasie; jene seien die Quelle aller Erkenntniss und Wahrheit, diese die ersten Elemente der Poesie und Wohlredenheit; und wie in der Vernunftlehre aus der Verknüpfung der Begriffe die Sätze hervorwachsen, so entstehen in der Logik der Phantasie aus der Verbindung der zusammenstimmenden Bilder die Gleichnisse. Diese sollen nun sorgfältig untersucht und die Natur und der Gebrauch derselben aus ihren ersten Gründen hergeleitet werden[10]. Die deutschen Dichter, deren Verfahren im Gebrauch der Gleichnisse hier theils im Allgemeinen, theils im Besonderen charakterisiert wird und auf die Breitinger und Bodmer auch in den andern Büchern immer wieder zurückkommen, sind namentlich Opitz, A. Gryphius, Lohenstein, Postel, Amthor, Neukirch, Besser, Pietsch, König, Brockes, Günther, Gottsched und Haller. In dem Abschnitt, der von dem Gebrauch der Gleichnisse in Trauerspielen handelt, erfahren Gryphius und Lohenstein eine strenge, aber gerechte Beurtheilung, und dabei wird der klägliche Zustand des deutschen Drama's überhaupt besprochen. Breitinger schämt sich, wenn er an die deutsche Tragödie gedenkt, worin wir hinter andern Nationen so weit zurückblieben. Da sieht er sich genöthigt, die grosse Einbildung, die er von unserer Geschicklichkeit

9) Vgl. § 279. Anm. 4. 10) Auf wessen philosophische Lehrsätze sich hierin Breitinger stützt, hat Danzel S. 223 f. angemerkt.

in der Nachahmung der Natur gefasst hatte, fallen zu lassen und § 280
unsern Nachbarn den Vorzug hierin aus gerechtem Herzen einzuräumen[11]. Da es nicht bloss seine Absicht ist, dem hofmannswaldauischen und lohensteinischen Geschmack zu steuern, zumal der übermässige Pomp der lohensteinischen Schreibart schon grösstentheils aus den Schriften der Deutschen verbannt sei, rügt er auch die Untugenden der dieser ganz entgegengesetzten Schreibart einiger Dichter: sie seien so leicht, dürr und trocken geworden und in eine so niedrige Plattheit verfallen, als ob sie alles Zutrauen zu ihren eigenen Kräften verloren hätten, und ihre Poesie sei nicht besser, als eine abgezählte und reimende Prosa[12]. Besondere Beachtung aber scheinen mir in dieser Schrift drei Dinge zu verdienen: dass Breitinger es auf das entschiedenste tadelt, wenn ein Dichter von andern Dichtern Gedanken und Bilder entlehnt, und dass er somit auf Originalität, wenn auch zunächst nur in Bildern und Gleichnissen dringt[13]; dass er der eigentlich beschreibenden Poesie nur einen sehr untergeordneten Rang anweist und deshalb vieles an dem sonst hochgeschätzten Brockes auszusetzen findet[14] und dass er, so viel ich weiss, zuerst unter den deutschen Schriftstellern den Homer vor allen übrigen Dichtern, freilich zunächst auch nur wieder wegen seiner Gleichnisse, hervorhebt und vorzugsweise auf ihn in allen Abschnitten des Buches verweist[15]. — Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren wurde von Breitinger selbst[16] als eine Zugabe zur kritischen Dichtkunst bezeichnet[17]. Ihr nächster Zweck war, wie diess schon der Titel andeutet, eine Vertheidigung Miltons gegen die an seinem grossen Gedichte gemachten Ausstellungen, besonders gegen Voltaire und einen andern Franzosen, C. Magny, gerichtet, auf deren Ansichten auch Gottsched in seiner kritischen Dichtkunst eingegangen war. Bodmer hatte schon 1732 in einem Briefe Gottscheden gemeldet, dass er an dieser Schrift arbeite, und ihm die vornehmsten

---

11) S. 211 ff. 12) S. 245 f. 13) S. 308 ff. 14) S. 428 ff.; vgl. § 208, Anm. 9. 15) Auch hat er, wie er S. 293 sagt, gefunden, dass bei unsern Poeten, von Opitz an gerechnet, die angebrachten ausführlichen Gleichnisse und Bilder meistentheils nur Copien der Originalien in dem grossen Homer sind, welche nach den verschiedenen Graden der Fähigkeiten dieser Dichter besser oder schlimmer gerathen sind. — Noch weiter, und nicht mehr bloss von einem ganz besondern Gesichtspunkt aus, geht er in seiner Würdigung und Anpreisung Homers in der kritischen Dichtkunst, wo er, allerdings öfter nur Pope's Worte wiederholend, oder auf Aussprüche des Aristoteles, des Longinus u. A. sich berufend, denselben gegen die Anfechtungen einiger Neuern, vornehmlich Franzosen, vertheidigt und ihn schon in mehr als einer Beziehung unbedingt über Virgil stellt. Vgl. 1, 34 ff.; 40 f.; 150 ff.; 453 ff.; 475; 494; 502; 2, 29 ff. 16) In der kritischen Dichtkunst 1, 160. 17) Vgl. auch den Schluss von Bodmers Vorrede zu seiner Abhandlung.

§ 280 Grundsätze mitgetheilt, nach welchen er sie einzurichten gedachte[18]. Bei vielen schwachen und sogar lächerlichen Gründen, die sie zur Rechtfertigung Miltons vorbringt (wie z. B. verschiedene von denen sind, mit welchen Bodmer Miltons Darstellung der Engel in Schutz nimmt), ist sie in der Geschichte unserer ästhetischen Kritik doch nichts weniger als eine unbedeutende Erscheinung. Abgesehen von ihrem Inhalte selbst, der, ausserdem, dass er in der Entwickelung und Anwendung der Grundsätze, von denen die Schweizer als Theoretiker ausgiengen, die breitingersche Kunstlehre in einem besondern und für sie sehr wichtigen Punkte ergänzt, zugleich auch das Verständniss einer grossartigen epischen Dichtung der Neuzeit in Deutschland angebahnt und damit die gangbaren, besonders von den Franzosen aufgebrachten theoretischen Sätze über epische Poesie zuerst mit einer gewissen Gründlichkeit widerlegt hat: enthält schon die Vorrede einige Gedanken, die für jene Zeit merkwürdig genug sind, weil sie zuerst auf gewisse Uebelstände in dem deutschen Geistesleben hindeuteten, die einer freien Auffassung poetischer Werke von höherem Range sehr hinderlich waren. Diese Vorrede zielt nämlich hauptsächlich dahin, zu erklären, woher sich im deutschen Publicum der Mangel an Empfänglichkeit für eine Dichtung schreibe, wie die miltonische sei. Zuvörderst, meint Bodmer, möchte derselbe daher rühren, dass die Deutschen, die mit so vortrefflichen Poeten, wie Milton einer sei, wenig bekannt wären, sich in so kurzer Zeit[19] von dem ungereimten und wunderlichen, jedoch ihnen geläufigen Ergetzen, das sie von ihren gemeinen Poeten empfangen, nicht hätten entwöhnen können. Denn sie wären noch in dem Zustande, in welchem die Engländer viele Jahre gestanden, eh ihnen geschickte Kunstrichter die Schönheiten in Miltons Gedicht nach und nach wahrzunehmen gegeben und sie damit bekannt gemacht hätten; ungeachtet diese Nation an ihrem Saspar[20] und Andern den Geschmack zu diesem höhern und feinern Ergetzen zu schärfen, eine Gelegenheit gehabt hätte, der unsre Nation beinahe beraubt wäre. Sodann aber sei jene Erscheinung auch aus der Neigung der Deutschen zu philosophischen Wissenschaften und abgezogenen Wahrheiten zu erklären: diese mache sie seit einiger Zeit so vernünftig und so schliessend, dass sie zugleich matt und trocken würden; die Lustbarkeiten des Verstandes hätten ihr ganzes Gemüth eingenommen, und diese unterdrückten die Lustbarkeiten

---

18) Vgl. Danzel S. 188. 19) Seitdem Bodmers Uebersetzung erschienen war; vgl. § 279, Anm. 12. 20) So wird, seltsam genug, Shakspeare hier genannt, wie in den kritischen Betrachtungen über die Gemählde S. 170 und 593 Sasper.

der Einbildungskraft. Dem grossen Publicum mangle es an einem § 280
freien Geiste, der eben so nothwendig sei, wenn man ein schönes Werk empfinden, als wenn man es schreiben solle. Es fehle der Einbildungskraft der Deutschen an Ruhe und Stille. An der Beschaffenheit der Uebersetzung könne es allein nicht liegen, wenn Miltons Gedicht nicht gefalle; legten unsere Kunstrichter und Poeten selbst ja auch vor der Ilias, der Odyssee, der Aeneis, dem befreiten Jerusalem keine gründlichere Hochachtung an den Tag als vor dem verlornen Paradiese u. s. w. — Bodmers kritische Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter endlich waren eigentlich nur eine neue Bearbeitung der frühern Schrift von dem Einfluss der Einbildungskraft. Zu der kritischen Dichtkunst stehen sie in dem besondern Verhältniss, dass, während diese „sich mehr auf die Erfindung bezieht und die Quellen und Minen des poetischen Schönen entdeckt,“ die Betrachtungen „mehr auf die kunstreiche Pracht der poetischen Mahlerei in der Ausführung“ eingehen und „lehren, wie man dieselbe in den poetischen Gemählden mit Vernunft bewundern solle.“ Das Buch lässt sich neben der Erörterung des Allgemeinen, in ähnlicher Art wie Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen, ausführlich auf die Beurtheilung der poetischen Gemälde der namhaftesten deutschen Dichter ein[21]. Wie der Schrift von den Gleichnissen, so hatte Bodmer auch der kritischen Dichtkunst seines Freundes eine eigene kleine Abhandlung als Vorrede zugegeben, die den darin aufgestellten und entwickelten Hauptsätzen nach kaum minder wichtig war als der Kern des breitingerschen Buches selbst. Schon in ihr zeigte sich sehr deutlich, um wie viel tiefer die Schweizer das Fundament ihrer Dichtungslehre gelegt hatten, als Gottsched es für die seinige gethan hatte. Dieser hatte in seinem Dringen auf Befolgung der von den Alten überkommenen oder abstrahierten Regeln beim Dichten die nothwendige Anerken-

---

21) In einem ganzen Abschnitt wird auch von dem Charakter des Don Quixote gehandelt. — Besondere Beachtung verdient u. a. S. 22 f., wo Bodmer, nachdem er von der Würde gesprochen, welche die Dichtkunst und die Dichter im Alterthum umgeben habe, von den deutschen Poeten sagt: sie „haben von der Würde ihrer Kunst keine höhern Gedanken, als dass sie solche in ihren öffentlichen Schriften als eine brotlose Kunst ausgeben und für ein blosses Nebenwerk halten, in so weit, dass sie behaupten dürfen, der geringste Handwerksmann, der sein Handwerk wohl versteht, leiste dem gemeinen Wesen mehr nützliche Dienste als der beste Poet. Diess sagt uns genug, was man vor grosse Streiche von ihnen zu hoffen habe, zumal da sie diese so edle Kunst aus niederträchtigem Eigennutz allein zur Schmeichelei und zu pöbelhaften Zoten missbrauchen und aus begründeter Furcht vor dem Urtheil der Nachwelt sich zaghafter Weise von dem verderbten Geschmack ihrer Zeiten hinreissen lassen.

§ 280 nung und die unbedingte Gültigkeit derselben auf nichts weiter begründet, als auf das Vernünftige an sich, das darin liege. Bodmer läugnete zwar nicht, dass die echten und untrüglichen Regeln der poetischen Kunst in den Meisterwerken der Alten gefunden werden könnten, und dass die Neuern sich nothwendig daran halten müssten, wenn die von ihnen geübte Kunst ihrem obersten Gesetze, „eine nachgeahmte Natur zu sein", gerecht werden sollte. Allein er begnügte sich nicht damit, sie darum für schlechthin gültig und massgebend zu erklären, weil sie schlechthin vernünftig wären, sondern er hatte sich mit seinem Freunde die Frage, auf die Gottsched nie verfallen war, zu beantworten gesucht: wann und wie denn die Regeln zuerst gefunden, und wie es zugegangen, dass die Alten so vollkommene Werke der Poesie und der Beredsamkeit hätten hervorbringen können, die allen höchsten und unverbrüchlichen Regeln entsprächen, ohne dass doch diese Regeln schon vor jenen Werken in eigenen Kunstbüchern ausgesprochen gewesen wären. Und da waren sie zu dem Ergebniss gekommen, dass, weil die grossen Dichter und Redner des Alterthums erstlich auf das achteten, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth hervorgebracht hatte, und sodann nachdachten, warum die Stücke, welche gefielen und dem Gemüthe wohlthaten, diese Wirkung nothwendig hervorbringen mussten[22], sie selbst die ersten gewesen wären, welche die Kunst in der Natur fanden und uns die Regeln ihrer gefundenen Kunst in dem Werke und der Ausführung lieferten", d. h. also, dass nur die das Schöne schaffende Kunst selbst sich ihre Regeln gegeben habe[23]. Das Amt und Werk des Kunstlehrers

22) „Sie haben ihre Schriften nicht bloss auf die zweideutigen und unsichern Erfahrungen, sondern auf den unbeweglichen Grund der Erkenntniss des menschlichen Gemuths und die bestandigen und übereinstimmenden Eindrücke der Dinge auf dasselbe nach seiner Natur aufgeführet." Bodmers Vorrede Bl. 4 rw.

23) Vgl. dazu Danzel S. 208—211. Hier ist schon gesagt, dass der „gewisse Kunstrichter", von dessen Ansicht — „die Natur sei vor der Kunst gewesen, die besten Schriften seien nicht von den Regeln entstanden, sondern hingegen die Regeln von den Schriften hergeholet worden, und seit der Zeit, dass man Poetiken und Rhetoriken gemacht habe, kein Homer, kein Sophokles, kein Demosthenes mehr gesehen worden" — Bodmer in seiner Vorrede ausgeht, kein anderer ist als der Abbé Du Bos. An seinen Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture (Paris 1719), auf die sich die Züricher sehr häufig beziehen, haben sie sich, wie Danzel gleichfalls bemerkt, zunächst gebildet und dadurch den Weg zu ihren umfangreichen kritischen Werken gefunden. Der „gewisse Verfasser" aber, den Bodmer in einer von Manso (Anmerk. zu S. 35 f.) mitgetheilten, von ihm aber, wie Danzel S. 198 nachweist, irrthümlich auf Gottsched bezogenen Stelle eben dieser Vorrede gemeint hat, wird niemand anders als Pope sein; vgl. dessen Essay on criticisme (gleich im Anfang), den Drollinger nach einem Briefe an Gottsched

sei daher nur, „die Regeln, auf welche die Erfahrungen zuerst geführt haben, zu prüfen und die Ursachen dessen, was nach der Natur des menschlichen Gemüthes und der Harmonie zwischen demselben und den Vorstellungen (d. h. dem Dargestellten) gefallen muss, damit zu vergleichen.“ Nach dieser Grundansicht beider Schweizer ist denn auch die kritische Dichtkunst Breitingers angelegt und ausgeführt. Sie entbehrt deshalb auch eigentlich ganz des praktischen Theils, der Anweisung zum Dichten, auf die es in Gottscheds Lehrbuch hauptsächlich abgesehen war: sie bewegt sich vielmehr rein im Gebiet der kunstphilosophischen Untersuchung, die mit kritischen Erörterungen über einzelne Dichterstellen oder ganze poetische Werke aus alter und neuer Zeit durchflochten ist. Es handelt sich hier nicht darum, wie man im Deutschen ein Gedicht von der und der Gattung machen könne und machen solle[24], sondern um Beantwortung der Frage, „was ist die Dichtung überhaupt ihrer Natur nach?“ Weil die grosse Mehrzahl der Menschen, lehrt Breitinger, nicht geschickt ist, die auf philosophischem Wege gefundenen Wahrheiten zu fassen, so haben die Weltweisen diese nach der Fassungskraft der grossen Menge zurichten müssen. Zu den verschiedenen Arten, auf welche dieses geschehen ist und geschieht, gehören auch die Künste, welche sämmtlich „in der geschickten Nachahmung der Natur bestehend, zum Nutzen und Ergetzen der Menschen erfunden sind.“ Die poetische Mahlerei, nach ihrem vollkommensten Inbegriff verstanden, „insofern sie neben der Ausdrückung die ganze Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimnissen und Kunstgriffen in sich schliesst, dergestalt, dass die ganze Poesie eine beständige und weitläuftige Mahlerei genennet werden kann“, geht darauf aus, den Menschen abwesende Dinge als gegenwärtig vorzustellen, dass sie dieselben gleichsam fühlen und empfinden. Das lebhafte und herzbewegende Schildern ist das eigenthümliche Werk der Dichtkunst, und die poetischen Schildereien empfangen ihr rechtes Licht und ihren erforderlichen Nachdruck, wenn die glücklich gewählten Gedanken und Begriffe des Dichters nach § 280

(vgl. Drollingers Gedichte S. 325 ff.) bereits 1739 zu übersetzen angefangen hatte. Diese Uebersetzung wurde dann 1741 in die Züricher Streitschriften und etwas später in Sprengs Ausgabe von Drollingers Gedichten aufgenommen. 24) Daher warnt Gottsched in der Vorrede zur dritten Auflage seiner kritischen Dichtkunst diejenigen vor dem Ankauf des breitingerschen Buchs, die darin eine Anweisung zum Dichten vermuthen möchten. „Man wird daraus weder eine Ode noch eine Cantate, weder ein Schäfergedicht noch eine Elegie, weder ein poetisches Schreiben noch eine Satire, weder ein Sinngedicht noch ein Lehrgedicht, weder eine Epopee noch ein Trauerspiel, weder eine Komödie noch eine Oper machen lernen.“

§ 280 ihren wichtigsten, erhabensten und beweglichsten Umständen unter angenehmen Bildern und Figuren vorgestellt und *dadurch ganz sichtbar und sinnlich gemacht werden*. In dieser poetischen Mahlerkunst war Homer ein vortrefflicher und unvergleichlicher Meister. Ihre Werke dürfen aber ja nicht mit den sogenannten eigentlichen Beschreibungen verwechselt werden: diese sollen den *Verstand unterrichten*, die poetischen Schildereien dagegen die *Phantasie mit Ergetzen rühren*. Der Dichter darf also die Dinge nie bloss beschreiben, er muss sie vielmehr bis zur Greifbarkeit sinnlich individualisieren. Die Originale zu seinen Darstellungen liefern ihm ausser der wirklichen sichtbaren und unsichtbaren Welt auch noch unzählbar viele *mögliche* Welten, deren eigentliche Wahrheit in ihrer von allem Widerspruch freien Möglichkeit und in „der alles vermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet ist“; ja die Nachahmung der Natur in dem Möglichen ist gerade das eigene und das Hauptwerk der Poesie: „denn das Dichten ist nichts anderes, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen bilden, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Weltgebäude zu suchen sind“, so dass jedes wohlerfundene Gedicht als eine Historie aus einer andern möglichen Welt anzusehen ist. Alle Vorstellungen der Poesie wie der Mahlerei müssen sich in Ansehung der Materie entweder auf das mögliche Wahre gründen; jenes kann das historische, dieses das poetische Wahre heissen. Beide dienen zwar zu *unterrichten*, aber das letztere hat noch den besondern Vortheil, dass es zugleich durch das *Verwundersame* einnimmt und *belustigt*[25]. Die Kunst will nun nicht mit der Natur um den Vorzug wetteifern; sie will vielmehr allein durch die Nachahmung und den *angenommenen Schein des Wahren* die Natur in der Art und Gleichheit ihrer Wirkungen erreichen; und da ihre Absicht ist, durch die nachgeahmten Rührungen zu belustigen, so ist es nothwendig, dass ihre Eindrücke in einem geringern Grade streng und dauerhaft seien, als diejenigen sind, die von der Kraft des Wahren herrühren. Allein auch schon an und für sich bringt die Nachahmung ein besonderes Ergetzen, weil sie dem Menschen natürlich und angeboren ist; daher können auch Dinge, die an sich selbst unangenehme und widrige Eindrücke verursachen würden, in der Nachahmung belustigen, folglich auch die strengen Leidenschaften des Schreckens

25) Schon nach Aristoteles seien die beiden Quellen des Ergetzens, das aus den Künsten entspringe, *μανθάνειν* und *θαυμάζειν*, die Erweiterung unserer Erkenntniss und die Verwunderung.

und des Mitleids uns erträglich, ja angenehm sein, wenn sie durch § 280
eine geschickte Nachahmung in unserer Brust hervorgebracht werden. Nicht alles, was eine gleiche Wahrheit hat, macht auch einen gleichen Eindruck im Gemüthe; der Dichter muss daher eine vernünftige Wahl unter den sich ihm darbietenden Urbildern treffen, welche durch die besondern Absichten eines jeden Vorhabens bestimmt wird: von der geschickten Wahl der Bilder empfängt die Poesie ihre grösste Stärke und Schönheit. Die Gegenstände, die nur unsere Wissbegierde stillen, ziehen uns nicht so sehr an als die, welche unser Herz zu rühren vermögen; diese letztern wirken daher in der poetischen Darstellung viel kräftiger und sicherer als die todten Werke der Natur, und am kräftigsten werden wiederum wirken und am meisten ergetzen diejenigen, welche die heftigsten, ungestümsten und widerwärtigsten Gemüthsleidenschaften, als Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen, weil die Kunst der Nachahmung diese Leidenschaften von allem Widerwärtigen reinigt. Diess ist der Grund davon, dass uns die Tragödie stärker anzieht und bewegt als die Komödie. Natürlich wird aber die Wahl des poetischen Stoffs auch noch näher bestimmt und eingeschränkt durch die verschiedenen Gattungen und Arten der Gedichte. In dem epischen Gedichte, „dem allervollkommensten Hauptwerk der Poesie“, fliessen alle andern Gattungen und Formen der besondern Gedichte gleichsam zusammen. — Die Poesie soll nicht bloss ergetzen, sie soll auch nützen. Zwar gibt das Ergetzen selbst schon ein Mittel dazu ab, weil es das Wohlsein der Menschen befördert; allein eine Dichtung, zumal wenn sie den grössern Gattungen angehört, soll auch noch die Besserung des Willens zum Zwecke haben: dadurch wird die Poesie nicht nur zu einer Kunst, die in der Nachahmung besteht, sondern zu einem Geschenk des Himmels und zu einem köstlichen Werkzeuge, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführt und das Laster verjagt wird. — Alles was uns gefällig ist und uns belustigt, pflegen wir schön zu nennen; es kann uns aber nichts gefällig sein, noch uns belustigen, als was auf die Wahrheit gegründet und dabei neu ist. Das poetische Schöne ist ein hell leuchtender Strahl des Wahren, welcher mit solcher Kraft auf die Sinne und das Gemüth eindringt, dass wir uns, so achtlos wir auch sein mögen, nicht erwehren können, denselben zu fühlen. Je neuer, je unbekannter, je unerwarteter eine Vorstellung ist, desto stärkern Eindruck wird sie auf uns machen, und desto grösser muss auch das Ergetzen sein, das sie in uns erregt. Nun aber kann nichts neuer sein als das Wunderbare, das uns durch das blosse Ansehen entzückt und mit Verwunderung erfüllt; folglich ist auch nichts angenehmer in der

§ 280 Darstellung. — Das Wunderbare muss immer auf die wirkliche oder die mögliche Wahrheit gegründet sein, wenn es sich von der Lüge unterscheiden und ergetzen soll: es muss ein vermummtes Wahrscheinliches sein. Das Wahrscheinliche selbst ist alles, was in gewissen Umständen und unter gewissen Bedingungen nach dem Urtheil der Verständigen möglich ist und keinen Widerspruch in sich hat. Der Grund der Wahrscheinlichkeit und der Möglichkeit auch der seltsamsten und wunderbarsten Vorstellungen muss gegeben sein entweder in dem Zeugniss der Geschichte oder der Sage und eines angenommenen Wahns, oder in einer Vermehrung oder Verminderung der wirklichen Vollkommenheiten. Die Aufgabe des Dichters ist es, das Wahre als wahrscheinlich und das Wahrscheinliche als wunderbar vorzustellen. Von der besondern Art der poetischen Vorstellungen, in welchen das Wunderbare mit dem Wahrscheinlichen künstlich verbunden ist, entsteht die bezaubernde Kraft der Dichtkunst. — Die erste und vornehmste Quelle des Wunderbaren, die von dem Wahrscheinlichen am weitesten entfernt ist, findet sich da, wo der Dichter durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen erschafft und entweder solche Dinge, die keine Wesen sind, als wirkliche Personen aufführt, oder diejenigen Wesen, die schon wirklich sind, zu der Würde einer höhern Natur erhebt. Aus jenem ist die allegorische, aus diesem die aesopische Art der Fabel entstanden. Noch eine neue Quelle des Wunderbaren eröffnet sich hier in der Welt der unsichtbaren Geister: die poetischen Vorstellungen aus dieser Welt sind im höchsten Grade wunderbar, und hierüber hat Bodmer in seinem Buch von dem Wunderbaren gehandelt. — Die aesopische Fabel ist, in ihrem Wesen und Ursprung betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbares; „sie ist eine Erinnerung, die unter die Allegorie einer Handlung versteckt wird, eine historisch-symbolische Morale, die durch fremde Beispiele Klugheit lehret.“ Da die Erzählung sie angenehm und das Lehrreiche sie nützlich und erbaulich macht, so ist in ihr die höchste Kraft der Schönheit eines Vortrags vereinigt. Der aesopischen Fabel ist die epische nahe verwandt, sie sind aber auch verschieden: die letztere hat eine grosse und wichtige, meistens politische Wahrheit, an deren Beobachtung nicht nur die Wohlfahrt einzelner Menschen, sondern das Heil ganzer Völker hängt, zur Hauptabsicht; die erstere dagegen regiert das gemeine bürgerliche Leben der Menschen. — Die Quellen einer andern Art des Wunderbaren, das von dem Wahrscheinlichen nicht so weit abliegt, entspringen aus allen den möglichen Welten, die aus einer blossen Aenderung der gegenwärtigen Zusammenordnung der erschaffenen Dinge nach andern Absichten entstehen würden. Sie

sind eine unerschöpfliche Schatzkammer für den Dichter. Die Natur § 280
ist zwar in allen ihren Werken vollkommen und unverbesserlich, und die Kunst kann ihre Vollkommenheit durch ihre Nachahmung nicht erreichen. Allein dadurch, dass der Dichter die Natur nicht in dem bloss Wirklichen, sondern in dem Möglichen nachahmt und vermöge seiner Einbildungskraft die vortrefflichsten Schönheiten und hervorstechendsten Eigenschaften, die er bei Dingen von einer Art antrifft, zusammenträgt und in einem neuen Bilde geschickt verbindet, kann er die Dinge, die er vorstellen will, auf einen solchen Grad der Vollkommenheit erheben, dass er gleichsam im Kleinen das nachahmend zu Stande bringt, was die Natur im Grossen auf eine so erstaunenswürdige Weise in der regelmässigen Zusammensetzung gethan hat. Hierbei ist „die abstractio imaginativa, die Abgezogenheit der Einbildung" wirksam, und durch ihre Werkthätigkeit ist die Poesie zu ihrem grössten Ruhme gelangt[26]. — Nach Abhandlung der Lehre „von der Materie der Nachahmung" geht Breitinger dazu über, die Vortheile und Geheimnisse der poetischen Malerkunst in Absicht auf die Art und Weise der Nachahmung zu entdecken, mittelst deren der Dichter alle seine Vorstellungen beleben, ihnen ein wunderbares Ansehen und eine entzückende Kraft mittheilen, oder wenigstens ihren eigenen Werth um einige Grade erhöhen und in das rechte Licht setzen könne. Diese Kunstgriffe sind doppelter Art. Einige rühren von der eigenen Scharfsinnigkeit des Dichters her, welche ihm hilft in allen Dingen, die er sich vorstellt, verborgene Schönheiten zu entdecken: diese leiten ihn in der Anordnung und Ausführung seines Plans. Die andern betreffen die Kunstmechanik des poetischen Mahlers und „entstehen von der Kundschaft in der Sprache und der Mischung der poetischen Farben." Von diesen handelt der zweite Theil des Buchs; die Besprechung jener bildet den Inhalt der letzten Abschnitte des ersten Theils[27]. In dem letzten, „von den Charakteren, Reden und Gemüthsgedanken, oder Sprüchen" wird an den Dichter die Forderung gestellt, dass er, wenn er Personen darstelle, den verschiedenen Gemüthszustand nicht bloss historisch beschreibe und erzähle, sondern sie wirklich auf den Schauplatz bringe und ihnen solche Reden und Handlungen beilege, wie es der Gemüthscharakter, der ihnen angedichtet wird, und die Umstände, in welche sie der Poet nach seinem Belieben gesetzt hat, erfordern. Darum ist der dramatische Theil der Poesie auch der vornehmste und be-

26) Hier also ist die Ahnung von den idealistischen Zwecken der Kunst.

27) Einer derselben ist der Beantwortung der Frage gewidmet: ob die Schrift. August im Lager (von König) ein Gedicht sei? (vgl. § 210).

§ 280 weglichste, weil er die vollkommenste Art der Nachahmung ist. — Breitinger hat sich, wie man aus dieser Analyse sieht, allerdings in vielen wesentlichen Stücken der Kunstlehre noch keineswegs über die beschränkten oder ganz falschen Ansichten seiner Vorgänger erhoben: auch er haftet noch fest an der lang hergebrachten Meinung, ein poetisches Werk müsse nicht bloss ergetzen, sondern auch nützen, sei es dass es zu unserer Erbauung diene oder unsere sittliche Veredelung befördere, sei es dass es unsere Erkenntniss erweitere; und in einzelnen nicht unwichtigen Sätzen weicht er nicht allzu weit von den seichtesten Lehren Gottscheds ab. Dennoch ist sein Buch eine sehr achtungswerthe Arbeit, aus der überall unendlich mehr philosophischer Geist, ein viel richtigeres Kunsturtheil, ein bedeutend gebildeterer Geschmack und feinerer Sinn für die Auffassung des Schönen, so wie ein viel weiter reichendes Unterscheidungsvermögen für das Wesentliche und für das Nebensächliche in der Kunst überhaupt und in dem besondern Kunstwerk hervorblicken als aus Gottscheds kritischer Dichtkunst. — Durch diese Schriften machten sich die beiden Züricher hauptsächlich in drei Beziehungen um die Förderung der Theorie der Dichtkunst und um die Verbreitung hellerer und richtigerer Begriffe über poetische Dinge verdient. Sie waren die ersten in Deutschland, die es nicht bloss aussprachen, sondern es auch Andern zu einem deutlichen Bewusstsein brachten, die Poesie sei, wie die Malerei, eine eigentliche Kunst und vermöge als solche nur durch die in Thätigkeit gesetzte Phantasie, hervorbringend und hervorgebracht, zu wirken, insofern diese nicht allein die äussern Gegenstände, sondern auch das, was den Geist erfüllt, mit solcher Lebendigkeit und Energie erfasse und in so vollkommener Versinnlichung darstelle, dass beides als wirklich gegenwärtig und anschaubar erscheine. Indem sie ferner erkannten, der nächste und vornehmste Zweck der Kunst sei der, zu ergetzen, diess könne sie aber nur durch Darstellung des Schönen — forschten sie auch zuerst bei uns den Quellen des Schönen nach und suchten seine Natur aus den Wirkungen zu bestimmen, welche die Empfindung desselben in dem Gemüthe hervorbringe[28]. Sie waren endlich die ersten, welche die Regeln der Kunst auf ihren wahren Ursprung zurückführten, das eigentliche Verhältniss des künstlerischen Schaffens zu ihnen zur

28) Dass es die damalige Richtung der Philosophie, die seit Cartesius und Locke auf die Erforschung der Natur des Geistes ausgieng, mit sich brachte, die Natur des Schönen zunächst von der Seite zu bestimmen, dass mit ihm ein eigenthümlicher Vorgang in uns, eine Empfindung verbunden ist, hat Danzel S. 212 angedeutet.

Sprache brachten und damit einen ganz neuen Gesichtspunkt für die Anerkennung derjenigen Kunstregeln gewannen, welchen die Alten beim Dichten gefolgt waren. § 280

§ 281.

Die Züricher hatten sich in ihren 1740 herausgegebenen Schriften[1] zwar noch nicht geradezu feindselig Gottsched gegenübergestellt, Breitinger hatte seinen Namen selbst mehr als einmal mit Lob genannt: allein diese Anerkennung galt nur dem Dichter[2]; an dem Kunstlehrer und Kunstrichter Gottsched waren offen und versteckt mancherlei Ausstellungen und zum Theil in sehr scharfen und nichts weniger als schonenden Ausdrücken gemacht worden. Wenn Breitinger in seinem Buche von den Gleichnissen[3] sich noch immer mit rücksichtsvoller Schonung über Urtheile und Behauptungen in Gottscheds kritischer Dichtkunst[4] auslässt, so fällt er dagegen in mehreren Stellen seines andern Werkes desto derber gegen ihn aus[5]: in Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren zielt die Bemerkung[6] über die geringe Hochachtung, womit deutsche Kunstrichter von der Ilias, der Odyssee, der Aeneide und dem befreiten Jerusalem sprächen, ebenfalls auf Gottsched[7]. Bodmer und Breitinger hatten die Schwäche und das Ungenügende seiner Lehre in mehrern Hauptpunkten schon deutlich erkannt; war es ihnen Ernst um die Verbreitung der ihrigen, so mussten sie ihm mit einer gewissen Entschiedenheit widersprechen und seine Irrthümer aufdecken: diess

---

§ 281. 1) Auch Bodmers kritische Betrachtungen etc. waren schon 1740 druckfertig gewesen, wie sich aus dem Datum unter der Vorrede (10. Oct. 1740) ergibt.. 2) Vgl. das Buch von den Gleichnissen S. 47; 52 f.; 82 f.; 347 und die kritische Dichtkunst 1, 324 f. und 330. In der vorletzten Stelle, die auch Manso und Danzel hervorgehoben haben, wird Gottscheds Name sogar mit Auszeichnung genannt. Allein weder Manso noch Danzel haben angemerkt, dass Breitinger nur da Gottscheden ein unbeschränktes oder beschränktes Lob ertheilt, wo er Stellen aus dessen Gedichten anführt. Den besten Dichtern seiner Zeit hatte ihn schon Bodmer 1738 in dem ältern Texte seines § 279, Anm. 12 namhaft gemachten Gedichtes beigezählt (vgl. Danzel S. 192); in der jüngern Bearbeitung verwandelte er das Lob in Tadel. 3) S. 179; 198—202 und 210 f. 4) 2. Ausgabe S. 295; 683 f. 5) Vgl. 1, 163; 304 f.; 2, 211 f.; 284 und 158 f. mit Gottscheds kritischer Dichtkunst 2. Ausg. S. 190 f.; 226; 232 und den Beiträgen zur kritischen Historie St. 17, S. 89—108. 6) Bl. 6 der Vorrede.

7) Kritische Dichtkunst S. 190 ff. Wenn Manso S. 41 f. bemerkt, Gottsched sei auch in seinen poetischen Freunden von den Schweizern schon damals vielfach beleidigt worden, so wird diess im Allgemeinen zugegeben werden können; nur dürfte nach Danzels Mittheilungen und Bemerkungen S. 391 ff. Triller im Anfang des J. 1740 noch nicht zu Gottscheds „guten Freunden" gezählt, und dieser sich deshalb auch nicht durch Breitingers Kritik der trillerschen Fabeln verletzt gefühlt haben.

§ 281 erschien um so nothwendiger, je grösser das Ansehen war, dessen er als Kunstlehrer in Deutschland genoss. Der Gegensatz zwischen seiner, in einer ganz verstandesmässigen Auffassung der Dichtkunst begründeten Thätigkeit und den Bestrebungen der Schweizer, denen es vor allem darum zu thun war, zunächst der Einbildungskraft zu ihrem vollen Rechte im Reiche der Poesie zu verhelfen und sodann der Ueberzeugung Bahn zu brechen, dass die Kenntniss und die geschickte Anwendung überlieferter Kunstregeln allein noch nicht den wahren Dichter machen, sondern dass dazu noch ein weit Höheres, die geniale Begabung zum schöpferischen Hervorbringen, erforderlich sei[8], hatte sich besonders auch in der Verschiedenheit seines und ihres Urtheils über Miltons verlorenes Paradies herausgestellt. Gottsched, der überhaupt kein rechtes Wohlgefallen an diesem Werke finden konnte, hatte neuerdings einzelne Erfindungen darin stark getadelt. In den Beiträgen zur kritischen Historie[9] spricht er zwar noch von „dem berühmten Gedicht, welches die Ehre verdient habe, sowohl als das befreiete Jerusalem des Tasso, einer Ilias und Aeneis an die Seite gesetzt zu werden"; meint aber doch schon, indem er die Haltbarkeit der Urtheile Anderer über das Passende oder Unpassende des Gegenstandes dahin gestellt sein lässt, Milton würde besser gethan haben, „wenn er sich lieber den Fall des Satans, darin unstreitig Gott selbst die Oberhand behalten, zum Inhalt seines Gedichtes erwählet hätte", so dass er da hätte schliessen müssen, wo er jetzt anfienge. Bald darauf[10] erfolgt die schon in jenem Bericht angekündigte Anzeige von Bodmers Uebersetzung, die im Ganzen grosses Lob erhält, wobei noch immer nichts eigentlich Ungünstiges über das Gedicht selbst gesagt wird. Doch

8) Näheres über das gegensätzliche Verhältniss in den Bestrebungen Gottscheds und der beiden Züricher ergibt sich aus dem Inhalt der vorhergehenden §§. Zuerst ist es gründlich ermittelt und damit auch zugleich die Grundursache des Streites, zu welchem es führte, genauer bezeichnet worden von Danzel S. 204 ff. „Diese beiden ganz incommensurabeln Richtungen", heisst es hier S. 210, „haben einander nie verstanden, und daher der fruchtlose Streit. Als die Schweizer sich mit ihren grössern Werken aufthaten, meinte Gottsched, sie wollten in seinem Reviere jagen, verstand das Positive, das sie geltend machten, in praktischem Sinne, als sollte damit irgend etwas gepredigt werden und zwar — weil es doch etwas anders hätte sein müssen als die Regel — die Regellosigkeit; und die Schweizer wiederum verstanden Gottsched nun, da er ihnen entgegentrat, in ihrem theoretischen Sinne, glaubten inne zu werden, er wolle, dass die Dichtung in der Regel bestehe — und machten ihn zu dem dummen Kerl, für den er auf ihre Autorität hin bis jetzt gegolten hat." Vgl. auch S. 237 und das Buch über Lessing 1, 120 und 192. 9) St. 1, S. 85 ff., wo Gottsched über v. Berge's Uebersetzung des miltonschen Gedichts (vgl. § 196, Anm. 8) berichtet. 10) St. 2, S. 292 ff.

ist am Schluss die Hoffnung ausgesprochen, dass der Uebersetzer in § 281
dem verheissenen Tractat über das Gedicht von den schon mit so vieler Gründlichkeit gemachten Censuren der Franzosen keine aus den Augen setzen werde. Eigentlich tadelnd (und das sicherlich nicht ohne allen Grund) lässt sich Gottsched erst in der zweiten Ausgabe der kritischen Dichtkunst über Milton aus. Sein Erfindungen im Wunderbaren seien nicht viel besser ausgesonnen als Tasso's im befreiten Jerusalem; das Wunderbare in dem Streite Satans mit Michael und seinen Engeln sei viel zu abgeschmackt für unsere Zeiten und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählt werden können[11]. Auch in der Beobachtung der Wahrscheinlichkeit habe sich Milton nicht aller Fehler enthalten können, so grosse Fähigkeit er auch sonst im Dichten erwiesen. Besonders verdiene die Erfindung des Pandämoniums Tadel. Wenn darin nicht das Lächerliche auf's Höchste getrieben sei, so weiss Gottsched nicht mehr, was wahrscheinliche und was unwahrscheinliche Erfindungen sein sollen. Ob ferner eine so schmutzige und wahrhaft abscheuliche Allegorie, wie die Fabel von der Geburt der Sünde, des Todes etc. Wahrscheinlichkeit genug habe, will er nicht selbst beurtheilen; und nicht besser stehe es um die Wahrscheinlichkeit in dem Paradiese der Narren. „Für Ariost", schliesst er, „würden sich solche Thorheiten besser als für Milton geschickt haben"[12]. Den Schweizern dagegen galt Milton für einen der ersten Dichter aller Zeiten und sein verlorenes Paradies unter allen neuern epischen Poesien unbedingt für die grösste und bewunderungswürdigste, deren Verständniss den Deutschen zu eröffnen und sie damit ihnen anzupreisen, Bodmer zum Hauptzweck seiner Abhandlung vom Wunderbaren gemacht hatte. Nichts hätte sie daher mehr aufbringen können als der bissige und höhnische Ton, in welchem Gottsched, nun schon gereizt, unmittelbar nach der bodmerischen Abhandlung dieselbe anzeigte und die Vorrede dazu im Besondern durchgieng[13]. Man habe uns, schreibt Gottsched, in Deutschland in Ansehung Miltons nicht in unserer alten Gleichgültigkeit lassen wollen. Der Uebersetzer in der Schweiz, der uns denselben, so gut er gekonnt, deutsch geliefert, habe gehofft, ganz Deutschland werde sogleich zur Secte Addisons übergehen und das verlorene Paradies dem Homer und Virgil an die Seite setzen. Allein diese Hoffnung sei fehl geschlagen. Bei den Engländern sei die gegenwärtige Hochachtung für Miltons Gedicht durch die Kunst Addisons und das Vorurtheil für ihre Nation, nicht aber durch die natürliche Wirkung der Dichtung selbst hervorge-

11) S. 172. 12) S. 202 f. 13) Es geschah noch vor Ablauf des J. 1740, im 24. St. der Beiträge zur kritischen Historie S. 652 ff.

§ 281 bracht worden; den Deutschen dagegen werde diese weder durch einen Addison noch durch landsmannschaftliche Vorliebe für den Verfasser empfohlen. Wie weit jedoch einen Menschen die Selbstliebe treiben könne, zeige sich hier recht augenscheinlich. Bodmer nämlich übersetzt ein Werk, das den Deutschen nicht gefällt; es ist schön, denn es gefällt den Engländern und Bodmern; seine Uebersetzung ist auch schön, denn er hat sie selbst gemacht: folglich müssen die Deutschen unverständige Leute sein, und alle ihre Poeten, an denen sie sich ergetzen, haben ihnen nur ungereimte und wunderliche Lust erweckt. Das heisse vortrefflich geschlossen. Eine solche „Lästerung wider unser Vaterland und alle seine Poeten" hat nun Gottsched so ungerecht gedäucht, dass er nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen und diesen eigenmächtigen Kunstrichter zurückzuweisen, der uns zwingen wolle, ein ausländisches Buch zu bewundern, weil er es übersetzt habe. Nicht mindern Anstoss hat er an Bodmers Aeusserung genommen, dass die Deutschen, weil sie zu viel philosophierten, für die „Lustbarkeiten der Einbildungskraft" unempfänglich wären und deshalb auch keinen Geschmack an Milton fänden[14]. Homer, Virgil, Tasso und Fenelon seien darum in der Neigung der Deutschen doch wahrlich noch nicht gesunken; Lohensteins Arminius, Zieglers Banise und andere Werke dieses Gelichters dadurch aber allerdings von ihrem Gipfel gänzlich herabgestürzt worden. Was könne nun das philosophierende Deutschland dafür, dass ihm Milton gleichfalls nicht schmecken wolle? Es sehe ohne Zweifel auch in diesem Engländer „den lohensteinischen und zieglerischen Schwulst, die ungeheure Einbildung, die hochtrabenden Ausdrückungen und die unrichtige Urtheilskraft herrschen." Aus dem Schluss der Anzeige ergibt es sich endlich klar, wie tief Gottsched sich schon durch die Schweizer verletzt fühlte[15]. Diese sahen darin ein unzweideutiges Zeichen seines offenen Bruchs mit ihnen, betrachteten ihn fortan als ihren geschworenen Feind und zögerten nicht, die von ihm und bald auch von seinem Anhang gegen sie gerichteten Angriffe zu erwiedern. So hatte ein Federkrieg begonnen, der länger als ein Jahrzehent von beiden Seiten mit der grössten Erbitterung geführt wurde. So sehr Gottsched in diesem Streite im Allgemeinen und besonders bei seinen Zeitgenossen den Kürzern gezogen hat, in einem Stücke wenigstens hat er sich bei der Nachwelt in entschiedenen Vortheil

---

14) Vgl. oben S. 296. 15) Breitingers kritische Dichtkunst und Bodmers kritische Betrachtungen zeigte er nur ganz kurz unter den „neuen Sachen" in den Beiträgen St. 24, S. 679 f. und St. 25, S. 169 an, aber auch in einem wegwerfenden und höhnischen Tone. Vgl. auch St. 28, S. 582 f., die Note.

gegen die Züricher gesetzt: er war[16] in seinen Aeusserungen nur § 281
anmassend, sich selbst überhebend und heftig; sie aber waren vielmals grob und liessen sich von ihrer Erbitterung bis zu Schimpfwörtern gegen ihn hinreissen[17]. Wie wenig übrigens Gottsched geneigt war, seinen Gegnern auch nur in einem Punkte nachzugeben, wie er vielmehr in seinen Urtheilen über einzelne Dichter ebenso wie in sprachlichen Dingen[18] im Laufe der Fehde frühere Zugeständnisse zurücknahm, um damit den Schweizern noch entschiedener zu widersprechen, dabei aber bisweilen so ganz den Kopf verlor, dass er die allerlächerlichsten Behauptungen aufstellte, kann u. A. die Abänderung zeigen, welche eine Stelle seiner kritischen Dichtkunst[19], worin Tasso und Milton erwähnt sind, in der späteren Ausgabe[20] erfahren hat. — Bis zu der Zeit, wo mit dem Erscheinen der ersten Gesänge von Klopstocks Messias der Streit eine neue Wendung nahm[21], hielt sich Gottsched, nach dem ersten Ausfall gegen die Züricher, selbst noch mehr im Hintergrunde der für seine Sache kämpfenden Partei, aus dem er nur gelegentlich hervortrat[22], um entweder seinen Widersachern einen Streich zu versetzen oder seine Anhänger in der öffentlichen Meinung zu heben. Den ersten Streitgenossen hatte er an Daniel Wilhelm Triller[23] erhalten, der noch vor Ablauf des Jahres 1740 mit den Schweizern anband. Den Grund dazu gab ihm der scharfe Tadel, welchen eine Probe von

---

16) Wie schon Kästner (Schönwissenschaftl. Werke 2, 167 f.) bemerkt hat.
17) Vgl. auch Bruckers Briefe bei Danzel, S. 244 f. 18) Vgl. § 265, 3.
19) S. 85 der 2. Ausgabe. 20) 3. Ausg. S. 86 f. 21) Den vollständigsten und übersichtlichsten Bericht über den ganzen Verlauf des Streites findet man bei Manso S. 43 ff., bedeutende und interessante Ergänzungen dazu gewährt Danzels Buch über Gottsched, besonders in den Abschnitten S. 185—249 und S. 335—387. 22) Namentlich in seinen Zeitschriften, in der 3. Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst, in den Belustigungen des Verstandes und Witzes und in den Vorreden zu einzelnen fremden Sachen, die er herausgab. Die Belustigungen brachten, gleich vom ersten Stück an, nach und nach die drei Bücher einer von Gottsched in Prosa abgefassten komischen Epopöe, „der deutsche Dichterkrieg“ betitelt, worin es auf eine Verhöhnung Bodmers abgesehen war. Die Schweizer setzten ihr sogleich 1741 eine Satire auf ihn und seinen Anhang entgegen, „Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter.“ 23) Geb. 1695 zu Erfurt, studierte seit 1713 in Leipzig Medicin, wurde, nachdem er schon in Halle medicinische und philosophische Vorlesungen gehalten, 1720 Landphysicus zu Merseburg, von 1730—1744 Leibarzt eines deutschen Prinzen, mit welchem er zu Anfang der Dreissiger die Schweiz, Frankreich und Holland bereiste, nach verschiedenen andern Anstellungen 1746 königl. polnischer Leibarzt und Hofrath, und 1749 erster Professor der Medicin zu Wittenberg. Er starb erst 1782. Als Dichter hatte er sich zunächst an Brockes gebildet, aber ihm mit sehr geringem Glück nachgeeifert. Seine ganz werthlosen Poesien sind verzeichnet bei Jördens 5, 87 ff.; vgl. Gödeke, Grundriss S. 539.

§ 281 ihm verfasster aesopischer Fabeln[24] in Breitingers kritischer Dichtkunst erfahren hatte. Als er nun 1740 die schon drei Jahre zuvor versprochene Sammlung, „Neue aesopische und moralische Fabeln in gebundener Rede“[25] veröffentlichte, begleitete er sie mit einer heftigen Vorrede gegen die Schweizer. Die gröbsten Stellen waren zwar von dem Leipziger Censor unterdrückt worden; die Schweizer erhielten sie aber in einer Abschrift und liessen sie mit sehr beissenden Anmerkungen auch noch 1740 drucken[26]. Sodann waren es vorzüglich einige Mitarbeiter an den von Schwabe redigierten „Belustigungen des Verstandes und Witzes“[27], so wie an den zu Halle herauskommenden „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“[28], die eifrig Partei für ihn ergriffen und sich an der Fehde lebhaft betheiligten: unter jenen namentlich Th. L. Pitschel[29], unter diesen Christlob Mylius[30]. Weder ausschliesslich für Gottsched noch für seine Gegner entschieden sich die Verfasser der „kritischen Versuche zur Aufnahme der deutschen Sprache“, welche von der deutschen Gesellschaft zu Greifswald ausgiengen[31], und zu denen auch G. F. Meier von Halle aus Beiträge lieferte[32]: wo sie sich mit ihrem Urtheil auf das Verhalten

---

24) Gedruckt in dem zweiten, 1737 herausgegebenen Theil seiner „poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Seelenlehre hergenommene Materien.“ 25) Hamburg. 8. 26) Vgl. Jördens 5, 89, und dazu Danzel S. 392 f. 27) Vgl. § 252, S. 53 f. Dass viele Mitarbeiter an den Belustigungen die Beiträge dazu, welche gegen die Züricher gerichtet waren, gar nicht billigten, bezeugen die ausdrücklichen Erklärungen Kästners a. a. O. 2, 167 f. und J. Ad. Schlegels in der 3. Aufl. seines Batteux 2, 516, Anm. Dass aber unter den Mitarbeitern Pitschel, Mylius u. A. „nichts weniger als Gottschedianer“ gewesen seien, wie Kästner behauptet, wird ihm gewiss niemand glauben. Welche Zweifel auch gegen die strenge Richtigkeit verschiedener Punkte in Schlegels Aussage erhoben werden können, ist bei Danzel S. 154 ff. nachzulesen. 28) Sie wurden von Mylius und J. A. Cramer herausgegeben und erschienen 1743 ff. in 16 Stücken.
29) Geb. 1716 zu Tautenburg im Voigtlande, studierte in Leipzig Theologie, wurde daselbst 1740 Magister und starb schon 1743. Vgl. Kästners Gedächtnissrede auf ihn a. a. O. 2, 150 ff. und Danzel S. 200 f. 30) Geb. 1722 zu Reichenbach in der Oberlausitz, besuchte die Schule zu Camenz, studierte seit 1742 in Leipzig Medicin und legte sich daneben mit Eifer auf Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte. Ausser den in Gemeinschaft mit Cramer redigierten hallischen Bemühungen gab er noch mehrere Zeitschriften heraus, bei denen er auch von Lessing unterstützt wurde (vgl. § 258, S. 112 und Danzel, Lessing 1, 92 ff.). Ueber seinen Antheil an den Bremer Beiträgen s. § 252, S. 58. 1748 gieng er nach Berlin und besorgte dort eine Zeit lang die vossische (damals rüdigersche) Zeitung. Auf Kosten einer Gesellschaft sollte er 1753 zur Förderung naturwissenschaftlicher Zwecke eine Reise nach Amerika antreten, gelangte aber nur bis nach England und starb zu Anfang des J. 1754 in London. Ueber sein späteres, nicht mehr freundliches Verhältniss zu Gottsched vgl. Danzel S. 263 f.
31) Sie erschienen in den Jahren 1741—46; vgl. Manso S. 55 ff. 32) Meier

und die Schriften der Streitenden einliessen, suchten sie es unbefangen und ohne Parteirücksichten abzugeben[33]. Die Züricher standen anfänglich so gut wie allein ihren Feinden gegenüber[34]; bald jedoch erhielten sie Beistand unter den Schriftstellern im nördlichen Deutschland und den ersten von zwei Männern, die in Gottscheds Nähe lebten, von Liscow und von Johann Christoph Rost. Liscow stand anfänglich mit Gottsched auf gutem Fuss und erkannte seine Autorität an[35]. Aber schon gegen Ende des Jahres 1739 war Gottsched gegen Liscow verstimmt. Ob dazu[36] der boshafte Streich mit beigetragen hatte, den man Gottscheden das Jahr vorher in einem Züricher Nachdruck von Liscows gelesenster Schrift „die Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" (1734) gespielt haben soll[37], lasse ich dahin gestellt. Erst 1742 erwies sich Liscow als Gottscheds Gegner, als er zu der zweiten Ausgabe des Longinus von Heinecken[38] die Vorrede schrieb[39]. Er erklärte darin, wie er ganz der Meinung sei, das Gottsched und seine Bewunderer die Ehre des deutschen Witzes gar schlecht be- § 281

hatte zu Ende des J. 1743 noch so wenig öffentlich Partei für die Schweizer genommen, dass er sich in einem Briefe um Gottscheds Wohlwollen bewerben konnte; vgl. Danzel S. 215. 33) Allein schon in der ersten Hälfte von 1741 schrieb Bodmer an Pyra (Briefe der Schweizer, herausg. von Körte, S. 5): „Wir haben uns in der Hoffnung zu den Greifswaldern übel betrogen. Die Unparteilichkeit dieser Leute beruht bloss im Munde. Wenn sie auf rechtschaffene Meinungen fallen, so scheint es vielmehr ein glücklicher Zufall als Begründniss zu sein." 34) Ihre erst einzeln gedruckten Streitschriften aus dem Anfang der Vierziger wurden aufgenommen in die von ihnen herausgegebene „Sammlung kritischer, poetischer und andrer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie." Zürich 1741—44. 8.; wovon Wieland eine neue und vermehrte Auflage besorgte, Sammlung der zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die gottschedische Schule von 1741 bis 1744; drei Theile, Zürich 1753. 8. (vgl. Jördens 1, 133 ff. und 5, 758). Daran schlossen sich der Zeit nach, ausser allerlei kleinen Flugblättern (vgl. Manso S. 63, Anm. n), manche Stücke in den „freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen." Zürich 1744—63, zwanzig Bände 4. Wie wenig den Zürichern selbst ihre Landsleute in den deutschen Gesellschaften zu Basel und zu Bern günstig gestimmt waren, wie treu diese vielmehr zu Gottsched hielten, zeigen die von Danzel S. 237 ff. mitgetheilten Briefe. 35) Diess erhellt aus einem Briefe, der im Januar 1735 von Hamburg aus geschrieben ist und höchst wahrscheinlich von Liscow dem Satiriker, nicht von seinem Bruder, herrührt; vgl. Danzel S. 234 ff. 36) Ausser dem von Danzel S. 236 angeführten Grunde. 37) Manso S. 41, Anm. f. 38) Griechisch und deutsch; die erste war 1737 erschienen und in den Beitr. zur kritischen Historie St. 17, S. 108 ff. getadelt worden. 39) Liscow hatte sich zwar unter der Vorrede nicht genannt, allein er galt schon gegen Ende des J. 1742 zu Dresden allgemein für den Verfasser; vgl. den Brief bei Danzel S. 150.

§ 281 haupteten und am klügsten handeln würden, sich in Zeiten zurückzuziehen und zu schweigen[40]. Rost benutzte[41], als Gottsched mit der Neuber zerfallen war und diese ein satirisches Vorspiel, in welchem sie ihren ehemaligen Gönner dem Gelächter preis gab, auf die Leipziger Bühne gebracht hatte, diesen Streit und die nächste Folge desselben zum Inhalt einer neuen Satire gegen Gottsched in Alexandrinerversen und liess sie unter dem Titel „das Vorspiel, ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen“, jedoch ohne sich zu nennen, drucken[42]. Da es auf Gottscheds Betrieb sogleich mit Beschlag belegt wurde, liessen die Schweizer es 1743 in zwei Ausgaben wieder abdrucken[43]. Es währte nicht lange, so trat auch Pyra gegen Gottscheds Anhang in die Schranken. Pyra hatte Gottscheden, als er noch sein Verehrer war[44], für die Beiträge der kritischen Historie die „Probe einer Uebersetzung der Aeneis“[45] übersandt, die 1737[46], ohne dass der Name des Uebersetzers genannt war, abgedruckt wurde. Zugleich aber rückte Gottsched die Probe einer andern Uebersetzung in gereimten Alexandrinern von einem gewissen Schwarz ein, der damit umgieng, die ganze Aeneis zu übersetzen. In den Bemerkungen, womit Gottsched beide Proben begleitete, zeigte es sich deutlich genug, dass ihm die schwarzische mehr zusagte. Pyra nahm Gottscheds ungerechtes Urtheil nicht gleichgültig hin; indess war seine „Vertheidigung“[47] noch durchweg bescheiden gegen seinen Censor, und auch in dem, was er über Schwarzens Arbeit sagte, erkennt man den Mann von Bildung, wogegen Schwarz in seiner Erwiederung[48] grob und ungezogen gegen

---

40) Vgl. auch die Stelle aus dieser Vorrede bei Manso S. 92 und bei Gruber in Wielands Leben 2. Ausg. 1, 77 f. 41) Geb. 1717 zu Leipzig. Er studierte daselbst die Rechte und hörte auch bei Gottsched. (In Chr. H. Schmids Biographie der Dichter 2, 412 (Leipzig 1770) findet man nach der Angabe in Klotzens Bibl. der schönen Wissenschaften 5, 2, 262 bemerkt, dass der erste Versuch Rosts in der Poesie Lobgedichte auf Gottsched gewesen sind; vgl. Danzel, Gottsched S. 172 ff.) Von 1742 an hielt er sich während zweier Jahre bald in Berlin bald in Leipzig auf. In Berlin liess er 1742 (leichtfertige und unzüchtige) „Schäfererzählungen“ drucken. (Nach Schmid a. a. O. S. 417 soll er seine leichtfertigen Erzählungen in seinen trübsten Stunden und in einer Art von Misanthropie aufgesetzt haben.) 1744 (nach Gödeke, Grundriss S. 566, erst 1746) ward er Secretär und Bibliothekar des Grafen Brühl und 1760 Ober-Steuersecretär in Dresden. Er starb 1765.

42) (Dresden) 1742. 4. Auch begann er eine gegen Gottsched gerichtete Zeitschrift, die in dem gottschedischen Briefwechsel mehrmals erwähnt wird, u. a. in einem Briefe J. E. Schlegels an Gottsched aus dem April 1744; vgl. Danzel a. a. O. S. 154. 43) Vgl. Jördens 4, 404. 44) Vgl. § 253, S. 64. 45) In reimlosen jambischen Achtfüsslern mit weiblicher Caesur nach der vierten Hebung. 46) Im 17. St. S. 89 ff. 47) Dieselbe erschien im 18. Stück, S. 318 ff. 48) St. 21, S. 69 ff.

Pyra wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Aufnahme dieser § 281
Erwiederung in die Beiträge nun auch Pyra's Gesinnungen gegen den Herausgeber derselben, der sich zu sehr als Schwarzens Patron herausgestellt hatte, änderte. Angriffsweise jedoch trat er gegen seine Schule und gegen ihn selbst erst auf, als Mylius in den hallischen Bemühungen[49] Hallers Gedicht „über den Ursprung des Uebels“ sehr heftig und bissig kritisiert hatte[50]. Pyra schrieb jetzt einen „Erweis, dass die g.ttsch.dianische Secte den Geschmack verderbe. Ueber die hällischen Bemühungen“[51] etc. Gegen diese Schrift brachten die hallischen Bemühungen ihrerseits wieder verschiedene Artikel, worauf Pyra eine „Fortsetzung des Erweises“[52] folgen liess, in welcher Gottsched selbst angegriffen wurde[53]. Es folgte der Hamburger Correspondent, der in seinem zweiten, „von gelehrten Sachen“ handelnden Haupttheil damals einen sehr bedeutenden Einfluss auf das Urtheil der Deutschen in literarischen Dingen ausübte[54]. Sulzer hatte schon angefangen im nördlichen Deutschland und zunächst in dem halle-laublingenschen Kreise für seine Züricher Lehrer und Freunde zu wirken[55]. Zu derselben Zeit entzogen die Begründer der Bremer Beiträge durch ihren Rücktritt von den Belustigungen des Verstandes und Witzes der gottschedischen Schule in Leipzig die besten Kräfte, und wenn sie auch nicht offen mit Gottsched selbst brachen[56], so überzeugten die Schweizer sich

---

49) St. 1, S. 101 ff. und St. 3, S. 148 ff. 50) Was Breitingern zu einer „Vertheidigung der schweizerischen Muse Dr. Albr. Hallers.“ Zürich 1744. 8. veranlasste. 51) Hamburg und Leipzig 1743. 8. 52) Berlin 1744. 8.

53) Vgl. Manso S. 57—61 und Danzel, Lessing 1, 244. Nach Lange's Vorrede zu der 2. Ausg. der freundschaftlichen Lieder sollen die Verfasser der Bemühungen sich gerühmt haben, Pyra wäre von ihnen zu Tode geärgert worden (vgl. damit Manso S. 61). Mit den Schweizern war er schon 1743 in Verbindung (vgl. Danzel, Gottsched S. 236); Lange muss bereits 1740 versucht haben, sich ihnen zu nähern, seine Zuschrift an sie wurde aber, wie Bodmer (in Lange's Briefsammlung 1, 113) schreibt, aufgefangen. 54) Dieser Theil wurde eine Zeit lang von einem gewissen Zingg redigiert, der seit 1744 und 45 allmählig auf die Seite der Schweizer trat. Anfänglich war er, wie auch aus dem Schluss von Bodmers Briefe an Pyra (vgl. Anm. 33) erhellt, in seinen Urtheilen noch ziemlich ungewiss. Vgl. Danzel S. 118 ff. 55) Vgl. § 250, Anm. 13 und § 253, S. 67 f.

56) Vgl. § 252, S. 55. Nach der Vorrede zu den Beiträgen S. 4 wussten deren Verfasser nicht, ob ihnen die Zeit und ihr Vermögen erlauben würden, ihren Lesern von allen oder auch nur von den meisten Arten der Ausarbeitungen, welche in die schönen Wissenschaften gehören, einige Versuche vorzulegen. Ihnen läge besonders nur daran, in den Stücken, die sie liefern würden, sich aus dem Mittelmässigen zu erheben. Mit Rücksicht auf diese Erklärung und auf die andre, wonach von den Beiträgen alle Streitschriften ausgeschlossen bleiben sollten, bemerkt Danzel S. 256 sehr treffend: „Natürlich traten die Bremer Beiträger mit dieser Sinnesweise sogleich in einen Gegensatz zu Gottsched, welcher

§ 281 doch nach und nach immer mehr, dass sie bei ihren Bestrebungen für die deutsche Literatur diese jungen Männer eher als Verbündete denn als Gegner zu betrachten hätten[57]. Endlich schlug sich, kurz vor dem Erscheinen der ersten Gesänge des Messias, auch Meier in entschiedener Weise zu ihnen. Ein Licentiat der Rechte in Rostock, Th. J. Quistorp, hatte 1745 in einem Aufsatz[58] auf G. A. Baumgartens Dissertation, „Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus“[59] Bezug genommen und in seinen tadelnden Aeusserungen darüber gezeigt, dass er gar nicht in ihren Sinn eingedrungen war und Baumgartens Definition eines Gedichtes gar nicht verstanden hatte. Diess veranlasste Meiern, eine Vertheidigung dieser Definition seines Lehrers zu schreiben, die 1746 im letzten Stück der Greifswalder kritischen Versuche gedruckt wurde. Wenn er schon hiermit in eine andere Stellung als zeither zu Gottsched gerieth[60], so geschah diess noch weit mehr, als er mit seiner „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen in Absicht auf die schönen Wissenschaften“[61] hervortrat[62]. Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift wird Bodmers Brief an Lange geschrieben sein, aus dem ich oben[63] eine Stelle mitgetheilt habe. Er beweist, dass die Schweizer damals schon Meiern als ihren erklärten Parteigenossen ansahen. Denn Bodmer schreibt[64]: „Ich rathe Hrn. M. Meier, dass er die gottschedische Dichtkunst anatomiere, wodurch den Rectoren und Conrectoren, welche dieses

ein solches, auf dem Gefühl, dass die Poesie sich nicht kommandieren lasse, beruhendes ruhiges Abwarten, welche Gattungen von poetischen Werken nun grade entstehen würden, ein solches von dem Bewusstsein einer gewissen Schöpferkraft, die schon das Richtige treffen werde, eingegebenes parteiloses Zusehen bei dem Streite, welches der wahre gute Geschmack sei, gar nicht gelten lassen konnte, sondern dort alle Gattungen hervorgerufen, hier den Streit ein für allemal entschieden zu sehen wünschen musste.“ 57) Vgl. Bodmers Briefe vom 12. April, 6. Septbr. und 13. Decbr. 1745, vom 19. März 1746 und aus dem Ende desselben oder spätestens aus dem Anfang des folgenden Jahres in Lange's Sammlung 1, 115 f.; 124; 2, 50; 1, 143; 127. In dem letzten Briefe schreibt Bodmer schon an Lange: „Der gute Geschmack steht doch in Leipzig selbst in guten Händen, da der Hr. Gärtner die neuen Beiträge zum Vergnügen besorget. Ich habe Proben der feinsten Moral und Kritik von ihm gesehen. Wir müssen und wollen mit allen Freuden die Leipziger, die Gärtnern gleich sind, gelten lassen. Gellert hat durch sein Exempel bewiesen, dass ein Gottschedianer bekehrt werden kann. Seine neuen Fabeln sind denen in den Belustigungen ganz ungleich. Die leeren Köpfe in Leipzig sind darum nicht mit ihm zufrieden. Aber die Kritik desto besser. Wir müssen jederman, der es gut meint und aufrichtig handelt, Recht widerfahren lassen.“ Vgl. auch Briefe der Schweizer S. 46 f. 58) Derselbe erschien in Gottscheds Neuem Büchersaal 1, 133 ff. 59) Vgl. § 253, Anm. 4. 60) Vgl. N. Büchersaal 2, 283 ff. 61) Halle 1746. 62) Vgl. Danzel S. 215 f. 63) Anm. 57. 64) Lange's Sammlung 1, 129.

elende Buch in den Gymnasien brauchen, nothwendig die Augen aufgehen müssen.“ Im September des Jahres 1747 wusste Bodmer bereits, dass „der wackere Prof. Meier mit seiner gewöhnlichen Penetration“ ans Werk gegangen war[65]; seine „Beurtheilung der gottschedischen Dichtkunst“[66] vollendete Meiers Bruch mit Gottsched. § 281

§ 282.

Inzwischen hatte sich, noch bevor der Krieg zwischen Gottsched und den Zürichern zum Ausbruch kam, in unserer Literatur auch schon anderweitig als im Fache der ästhetischen Kritik und der Dichtungslehre das Erwachen eines neuern und bessern Geistes angekündigt. Die ersten dichterischen Leistungen, in denen sich diess spüren liess, folgten den ersten kritischen und theoretischen Versuchen der Züricher auf dem Fusse. Sie giengen in den zwanziger und dreissiger Jahren theils aus der nächsten Nachbarschaft der schweizerischen Kunstrichter, theils aus Hamburg hervor: dort waren es die Gedichte Karl Friedrich Drollingers und Albrecht Hallers, hier die Werke von Friedrich von Hagedorn. Drollinger[1], 1688 zu Durlach geboren, studierte von 1703 bis 1710 in Basel, vornehmlich die Rechtswissenschaft, wurde noch in dem letztgenannten Jahre Registrator bei dem geheimen Archiv in seiner Vaterstadt, später auch mit der Anordnung der Bibliothek und der Kunstschätze in dem dortigen markgräflichen Schlosse beauftragt, 1722 zum Hofrath und vier Jahre darauf zum Vorstande des geheimen Archivs ernannt. Als Kriegsunruhen den Markgrafen genöthigt hatten, nach Basel zu flüchten, erhielt Drollinger, der ihm dahin gefolgt war, Sitz und Stimme in der Regierung. Er starb zu Basel 1742[2]. Als Dichter „mochte er“, wie Spreng sich ausdrückt, „anfänglich wohl mit den Hofmannswaldauen, Lohensteinen und andern dergleichen Flittergeistern und unnatürlichen Dichtern einige Zeit verloren haben“; nachdem er aber durch einen Freund mit Bessers Schriften bekannt geworden und dann auch Canitzens Gedichte gelesen hatte, änderte sich sein Geschmack und seine Schreibart. Seine uns erhaltenen Gedichte[3] rühren, wie Spreng be-

---

65) Lange's Sammlung 1, 158. 66) Sie erschien in sechs Stücken zu Halle 1747—49. 8.

§ 282. 1) Vgl. W. Wackernagel. K. F. Drollinger. Akademische Festrede. Basel 1841. 8. 2) Vgl. S. 40, 5. 3) „Drollingers Gedichte, sammt andern dazu gehörigen Stücken, wie auch einer Gedächtnissrede auf denselben, ausgefertiget von J. J. Sprengen“ erschienen zuerst Basel 1743. 8., dann mit neuem Titel Frankf. a. M. 1745. Spreng hatte die in der ersten Abtheilung begriffenen Stücke nach dem letzten Willen und der Angabe des Verf. hin und wieder verbessert.

§ 282 zeugt, alle, ein einziges ausgenommen, aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, also aus der Zeit her, wo Bodmer und Breitinger bereits mit den Discursen der Maler aufgetreten waren. Eins der berühmtesten darunter, die um 1733 abgefasste Ode „Lob der Gottheit“, erwarb ihm einen Platz in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig[4]. Unverkennbaren Einfluss auf seine Poesie hat Brockes gehabt, und wahrscheinlich hat seit dem Anfang der Dreissiger auch schon Haller auf dieselbe eingewirkt[5]. Dieser[6], 1708 zu Bern geboren, zeigte schon sehr früh eine grosse Wissbegierde und einen ausserordentlichen Fleiss. Vom zehnten Jahre an besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und nach dem drei Jahre später erfolgten Tode seines Vaters das Gymnasium zu Biel, wo er indess weniger Nutzen aus den Vorlesungen als aus seinen mit rastlosem Eifer betriebenen häuslichen Studien zog. Er wohnte bei einem Arzte: diess entschied seine Neigung für die Medicin. 1723 begab er sich nach Tübingen und von da 1725 nach Leiden, wo er unter der Anleitung ausgezeichneter Lehrer, namentlich Boerhave's, erst den eigentlichen Grund zu seinem spätern umfangreichen Wissen in den medicinischen Fächern legte. Nachdem er in seinem neunzehnten Jahre den medicinischen Doctorgrad erlangt hatte, verliess er Leiden und reiste nach England, dann nach Paris. Kränklichkeit hielt ihn ab, auch noch Italien kennen zu lernen. Er gieng zunächst nach Basel und liess sich durch den berühmten Bernoulli in die höhere Mathematik einführen; zugleich beschäftigte er sich aufs eifrigste mit botanischen Studien, und diess veranlasste ihn, mit einem Freunde 1728 die Schweizergebirge zu bereisen. Die Früchte dieser Reise waren seine nachmalige Beschreibung der Schweizerpflanzen und sein berühmtes Gedicht „die Alpen“, welches er 1729 zum Abschluss brachte. In demselben Jahre kehrte er nach Bern zurück und liess sich hier als praktischer Arzt nieder. Mancherlei Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, wozu auch die schlechte Aufnahme der ersten Sammlung seiner Gedichte und die böswilligen Urtheile darüber gehörten, verleideten ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt: erst 1735 vermochte er eine Anstellung in ihr zu er-

4) Es wurde im 2. Bde. von deren eigenen Schriften und Uebersetzungen S. 361 ff. im J. 1734 zuerst gedruckt. 5) Als Muster empfahl er seinen dichtenden Zeitgenossen besonders Horaz, Boileau und Pope (vgl. das poetische Sendschreiben an Spreng aus dem J. 1737, Gedichte S. 95 ff.). 6) Vgl. Henle, Albrecht v. Haller, in „Göttinger Professoren“. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Literärgeschichte“. Gotha 1872. 8. S. 29—58; und C. Baggesen, Albrecht v. Haller als Christ und Apologet. Bern 1865. 8. Ausgabe seiner Tagebücher von Heinzmann. Bern 1787. 2 Bde. 8. Ueber sein Verhalten zu Gottsched in der Zeit des Streites mit den Schweizern vgl. § 256, S. 87.

langen. Aber schon im nächsten Jahre wurde er als Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik nach der eben erst gestifteten Universität Göttingen berufen, um die er sich unvergängliche Verdienste erworben hat. Bald nach seiner Ankunft in Göttingen verlor er seine erste Gattin, deren Andenken sein schönstes lyrisches Gedicht, die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane“ (1736) geweiht ist. Sein Ruhm als Lehrer und Schriftsteller in den medicinischen und Naturwissenschaften wuchs von Jahr zu Jahr; viele Akademien und andere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn nach und nach unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Er wurde von seiner Regierung 1743 zum Hofrath, zwei Jahre darauf, als er seine Vaterstadt besuchte, von dieser zum Mitgliede des grossen Raths und 1749 von dem König von England zum Staatsrath ernannt, auch noch in demselben Jahre von dem Kaiser in den Reichsadelstand erhoben. Indessen fühlte er sich in Göttingen nicht so glücklich, dass er sich nicht nach seiner Heimath und nach einer ruhigern Lage gesehnt hätte: er gieng daher 1753 nach Bern zurück, wurde dort Ammann und mit einem ansehnlichen Gehalt zum Director der Salzwerke zu Bex und Aigle, sowie zum Mitgliede mehrerer Collegien ernannt. Verschiedene Anträge bedeutender Aemter, die von auswärts her an ihn gelangten, lehnte er ab. Auch noch bis in sein Alter literarisch thätig, starb er 1777. Haller hat uns selbst Nachricht von dem Beginn und Verfolg seiner dichterischen Laufbahn gegeben, theils in den Vorreden zu verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte[7], theils in einem Schreiben an den Freiherrn v. Gemmingen[8]. Schon im zwölften Jahre war Homer sein Roman und Lohenstein sein erstes Vorbild und seine Aufmunterung zum Dichten. Ausser an diesen schloss er sich am meisten an Brockes an. Noch vor seinem fünfzehnten Jahre hatte er bereits eine grosse Epopöe und verschiedene Tragödien und Hirtengedichte zu Stande gebracht. An den Alten, vorzüglich an Virgil, und an den Engländern läuterte er seinen Geschmack und bildete er sein Talent. Diesen Mustern gegenüber „musste er sich nun nothwendig sehr klein finden“; er verbrannte fast alle seine Jugendversuche. Erst nach seinen Reisen und hauptsächlich zu Basel wandte er sich wieder der Poesie zu, nachdem er mehrere Jahre nichts gedichtet hatte: Drollinger und einige andere Freunde hatten ihn zu neuen Versuchen aufgemuntert. Die philosophischen Dichter Englands, deren Grösse er bewunderte, verdrängten bald bei ihm das geblähte und gedunsene Wesen Lohensteins. Eine Fülle von Gedanken in § 282

---

7) Namentlich in der zu der Ausgabe von 1748. 8) Sammlung kleiner hallerischer Schriften 3, N. 10; vgl. Manso in den Nachträgen zu Sulzer 1, 121 ff.

§ 282 wenigen Zeilen zusammenzudrängen, Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander zu häufen, das war's, was er sich fortan vor allem Andern angelegen sein liess[9]. Die meisten und besten der von Haller gesammelten und herausgegebenen Gedichte[10] sind in den Jahren 1729 bis 1736 geschrieben; das älteste der einer frühern Zeit angehörigen ist von 1725; seit 1737 hat er nur noch einige Gelegenheitsgedichte und Ueberschriften abgefasst[11]. Hagedorn[12], geboren 1708 zu Hamburg, erhielt mit seinem jüngern Bruder, Christian Ludwig, der zuletzt als Geh. Legationsrath und General-Director der sächsischen Kunstakademien in Dresden lebte und sich durch seine „Betrachtungen über die Mahlerei“ Ruf erwarb, eine vortreffliche Erziehung. Im elterlichen Hause kam er schon früh mit mehreren der damals in Hamburg lebenden Dichter, namentlich mit Wernicke und Richey in Berührung; der letztere wurde auch sein Lehrer, als er das Gymnasium besuchte. Hier beschäftigte er sich neben den Alten auch fleissig mit den neuern ausländischen Dichtern und versuchte sich selbst in italienischen und französischen Versen. Von 1726—29 studierte er in Jena die Rechte; bald nach seiner Rückkehr von dort gieng er als Privatsecretär zu dem dänischen Gesandten nach London, wo er sich eine genaue Kenntniss der Sprache und der Literatur des Landes zu verschaffen suchte. In diese Zeit fällt ein von ihm gefertigtes Hochzeitsgedicht, das die Reihe der in Weichmanns Poesie der Niedersachsen[13] aufgenommenen Stücke von Hagedorn eröffnet[14]. Nach zweijährigem Aufenthalt in England kam er über Brabant und Holland wieder nach Hamburg und musste sich hier, da das frühere väterliche Vermögen durch verschiedene Unglücksfälle grösstentheils verloren gegangen war, eine Zeit lang ziemlich kümmerlich behelfen, bis er 1733 bei einer Handelsgesellschaft in Hamburg, dem sogenannten englischen Court,

---

9) Vgl. die den Gedichten „Gedanken über Vernunft, Aberglaube und Unglaube“ und „die Falschheit menschlicher Tugenden“ vorgesetzten Erklärungen. Das Zusammendrängen von Gedanken in Hallers Gedichten hob auch schon Breitinger in der kritischen Dichtkunst 2, 64 f.; 455 rühmend hervor. 10) Die erste Ausgabe erschien, ohne Hallers Namen, als „Versuch schweizerischer Gedichte.“ Bern 1732. 8.; die elfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Bern 1777. 8; eine zwölfte Originalausgabe, begleitet mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, hat J. R. Wyss, Bern 1828. 8. besorgt. 11) Die in den ältern Ausgaben noch stark provinciell gefärbte Sprache suchte er späterhin immer mehr dem gemeinen Schrifthochdeutsch anzunähern; vgl. den 125. Literatur-Brief S. 157. 12) Vgl. K. Schmitt, Fr. v. Hagedorn nach seiner poetischen und literargeschichtlichen Bedeutung dargestellt, in A. Hennebergers Jahrbuch f. deutsche Literaturgeschichte 1, 62—110. 13) S. § 183, Anm. 15. 14) Th. 4, 139 ff.

als Secretär angestellt wurde: hier starb er 1754. Sein Amt und § 282
seine geselligen Verbindungen liessen ihm Zeit genug übrig, sich mit alter und neuer Literatur und mit der Dichtkunst fleissig abzugeben. Mit vielen Hamburger Dichtern und Literaten stand er in dem freundschaftlichsten Verkehr, mit auswärtigen unterhielt er einen sorgfältig geführten Briefwechsel. Mit Gottsched blieb er immer in gutem Vernehmen und wechselte mit ihm seit 1730 Briefe; diess hinderte ihn aber nicht, auch mit den Schweizern in Verbindung zu treten[15]: von Bodmer namentlich hielt er sehr viel[16]. Seine Vorbilder (oder auch Originale die er bloss bearbeitete) waren in der Fabel und Erzählung Lafontaine und der Engländer Prior, in den moralischen Gedichten Boileau, Pope und Horaz, in der Lyrik die leichten und heitern französischen Chansonniers Chapelle, Chaulieu u. A., aber auch Anakreon. Seinen Oden und Liedern wünschte er, dass sie vor allen denen gefielen, welche die Sprache der Leidenschaften, der Zufriedenheit, der Freude, der Zärtlichkeit, des gesellschaftlichen Scherzes und der lachenden Satire so zu verstehen und zu empfinden wüssten, dass sie die Freiheiten, die ihnen in den Liedern der Ausländer gewöhnlich wären, in den seinigen sich nicht befremden liessen. — Ausser den Werken der drei ge-

---

15) Danzel, Gottsched S. 115 ff. 16) Vgl. das Epigramm vom J. 1752 im Karlsruher Nachdruck seiner sämmtlichen poetischen Werke von 1777 Th. 1, S. 158 und dann auch Th. 2, S. 318. Die erste Sammlung hagedornscher Gedichte, „Versuch einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden“ (Oden, Lieder, Satiren, ein Lehrgedicht etc.) erschien zu Hamburg 1729; nur wenige daraus wurden in seine spätern Sammlungen aufgenommen. Sodann gab er den „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen.“ Hamburg 1738 heraus (wozu 1752 ein zweites Buch kam), 1742 wurde der erste, 1744 der zweite Theil seiner Oden und Lieder, mit Compositionen von Görner ediert (vgl. Schmitt a. a. O. S. 69); 1747 die „Oden und Lieder in fünf Büchern“ Hamburg. 8.; 1752 der 3. Theil mit Görnerschen Compositionen, zusammengetragen aus den 1747 herausgegebenen Gedichten (Schmitt S. 70). Der Sammlung lyrischer Stücke von 1747, von denen mehrere noch in die Jahre 1728—29 zurückreichen, sind die „Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen“ (mit den in deutsche Verse übertragenen Beispielen von griechischen Skolien und andern Liedern) beigegeben, welche J. A. Ebert aus dem Französischen des de la Nauze übersetzt hatte. Seine vom J. 1740 an grossentheils schon einzeln gedruckten moralischen Gedichte sammelte Hagedorn erst 1750, „Versuch in moralischen Gedichten.“ Hamburg. 8. bedeutend vermehrt 1752. Nach seinem Tode erschienen mehrere Ausgaben seiner „sämmtlichen Werke“: die erste in 3 Bänden, Hamburg 1756. 8. (nach Schmitt a. a. O. S. 70, Note 2, beruht diese Angabe vielleicht auf einem Irrthum; er kennt nur die Ausgabe von 1757 die sich in nichts als eine zweite kennzeichnet), mehrmals aufgelegt; die beste, mit des Dichters Lebensbeschreibung und Charakteristik, auch mit Auszügen aus seinem Briefwechsel begleitet, von J. J. Eschenburg, Hamburg 1800, fünf Theile gr. 8. (neue wohlfeile Ausg. 1825).

§ 282 nannten dürfen auch die noch vor oder in das Jahr 1740 fallenden dichterischen Versuche von Lange, Pyra[17] und J. E. Schlegel[18] diesen frühesten Regungen unsrer nach Verjüngung strebenden Poesie beigezählt werden. Unter den Prosaisten derselben Jahrzehnte hatte Johann Lorenz Mosheim[19] sich bereits um die Veredelung der geistlichen Beredsamkeit und um eine geschmackvollere Behandlung der biblischen Sittenlehre verdient gemacht und Liscow in seinen kritischen Satiren bewiesen, dass es ihm eben so wenig an einem glücklichen Darstellungstalent, wie an einem geweckten Geiste und an einer tüchtigen Gesinnung fehlte. Während der Vierziger kamen dann in der schönen Literatur zunächst die Bremer Beiträge[20], mit ihnen zugleich die ersten poetischen Versuche Gleims[21] und seiner Freunde[22], bald darauf auch die erste vollständige Sammlung von Hagedorns lyrischen Gedichten[23] und neue und reifere Werke von J. E. Schlegel[24]; in rein prosaischen Gattungen die frühesten

---

17) Vgl. § 253. Anm. 9; § 271. Anm. 9 und § 273. Anm. 4. 18) Vgl. § 252. S. 57. Seine ältesten dramatischen Sachen stammen aus dem J. 1737.

19) Geb. 1694 zu Lübeck; stammte aus einem alten freiherrlichen Geschlechte und ward, obgleich sein Vater katholisch war, in der protestantischen Lehre erzogen. Er studierte in Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät wurde. 1723 gieng er als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstädt; 1732, als von seinen heiligen Reden schon drei Theile erschienen waren, ernannte ihn die deutsche Gesellschaft in Leipzig an die Stelle des kurz zuvor verstorbenen J. B. Mencke zu ihrem Präsidenten (vgl. Danzel, Gottsched S. 89 ff.). Er wurde Kirchen- und Consistorialrath, Abt zu Marienthal etc., 1747 als Kanzler und Professor der Theologie nach Göttingen berufen und starb daselbst 1755. In der geistlichen Beredsamkeit bildete er sich, wie nachher Jerusalem, besonders an der Engländern, deren Einfluss jetzt auch schon in der deutschen Theologie bemerkbar zu werden begann. Mosheims „heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Christi" erschienen seit 1725 bis 1739 in 6 Bänden, 8. zu Hamburg (die beiden ersten mehrfach aufgelegt; alle zusammen zuerst Hamburg 1747. 8.); seine „Sittenlehre der heiligen Schrift" in 5 Theilen, Helmstädt 1735 ff. 4. 20) Sie brachten vor den ersten Gesängen des Messias u. a. schon „die Verwandlungen", eine komische Epopöe von Zachariae, Fabeln und Erzählungen in Reimversen von Gellert, J. A. Schlegel und Giseke, geistliche und weltliche lyrische Stücke von J. A. Cramer, den beiden Schlegel, Ebert, Zachariae und Giseke, „die geprüfte Treue", ein Schäferspiel von Gärtner, und zwei Lustspiele von Gellert, „die Betschwester" und „das Loos in der Lotterie", satirische Stücke in Prosa von Rabener (aber noch nicht dessen satirische Briefe, die erst 1752 erschienen) und mancherlei didaktische Sachen. 21) „Versuche in scherzhaften Liedern." Berlin 1744. 45. zwei Theile 8.; „Der blöde Schäfer" (ein dramatisches Gedicht). Berlin 1745. 8. (vgl. Gleims Leben von Körte S. 180 ff.). 22) Die Frühlingsode von Uz (vgl. S. 226, 11) und die Gedichte von Götz, welche der § 275. Anm. 41. 42 angeführten Uebersetzung der Oden Anakreons angehängt waren. 23) Vgl. Anmerk. 16. 24) „Theatralische Werke." Kopenhagen 1747. 8. und „Beiträge zum dänischen Theater." Kopenhagen 1748. 8.

Schriften von Sack[25], Jerusalem[26], Sulzer[27] und Spalding[28]. Die § 282 bedeutendste und folgenreichste Erscheinung waren die Bremer Beiträge: hier gab sich die neu belebte dichterische Kraft, die sich so lange nur in wenigen Einzelnen, und mehr nach als neben einander, geregt hatte, zuerst in dem gemeinsamen Streben einer nicht unbedeutenden Anzahl talentvoller, für die Hebung der heimischen Literatur begeisterter junger Männer durch eine raschere und stärkere Pulsierung kund, und hier war auch, was sich für die Erfolge dieser Vereinsthätigkeit höchst erspriesslich erwies, grundsätzlich von Anbeginn an die Production in den innigsten Verband mit der Kritik getreten[29]. — Aber freilich, alles Beste, was bis zum Jahre 1748 in gebundener und ungebundener Rede hervorgebracht wurde, bezeugte nur eben erst den Anbruch einer neuen Zeit. Die meisten und zugleich die frischesten Kräfte hatten sich der schönen Literatur zugewandt, die sie auch noch eine ziemlich lange Zeit nachher weit mehr an sich ziehen sollte, als die wissenschaftliche: denn diese fand noch für eine freiere Bewegung ein zu starkes Hemmniss an der lateinischen Schulgelehrsamkeit. Allein wie die Theorie der Dichtkunst bei uns kaum erst über ihre ganz unselbständigen Anfänge etwas hinausgekommen war, auch dabei noch vielfach vom Auslande angeregt und unterstützt: so blieb auch in der Ausübung noch alles bei Anfängen und Versuchen, die, meist ohne einen höhern menschlichen und durchaus ohne einen eigentlich volksthümlichen Gehalt, viel eher geschickten Schulübungen nach fremden Mustern als selbständigen Erzeugnissen eines gereifteren Geistes glichen. Dass die darstellende Literatur nach der Beschaffenheit des damaligen deutschen Lebens und nach dem Stand der Bildung derjenigen Klassen, bei denen ein Interesse für deutsche Schriften entweder schon vorhanden war, oder doch am leichtesten geweckt werden konnte, sich bei der Wahl ihrer Gegenstände vorzugsweise auf die Gebiete der Religion und der allgemeinen oder besonderen Sittenlehre hingewiesen sah, ist bereits an einer besondern Stelle bemerkt worden[30]. Religiöse und moralische Tendenzen waren daher die vorwaltenden in den bessern Gedichten dieser Zeit.

---

25) „Predigten über verschiedene wichtige Wahrheiten zur Gottseligkeit.“ 4 Bde. Magdeburg und Berlin 1738 ff. 26) „Sammlung einiger Predigten“ etc. Braunschweig 1745 ff. 27) „Versuch einiger moralischer Betrachtungen über die Werke der Natur.“ Berlin 1745. 8. 28) „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen.“ Greifswald und Stralsund 1748. 4. oft aufgelegt. Spalding war auch (seit 1745) einer der ersten, die Shaftesbury in unsere Literatur einführten (vgl. Jördens 4, 713 und Schlosser 2, 573 ff.; über einen noch ältern Uebersetzer aus dem J. 1738 s. Beiträge zur kritischen Historie St. 21, S. 96 ff.).
29) Vgl. § 252, S. 56. 30) Vgl. S. 156 f.

§ 282 nächstdem philosophische, die mit der Ausbreitung der wolffischen Lehre zusammenhiengen[31], und malerisch beschreibende, wozu schon früher, hauptsächlich durch Brockes, die Losung gegeben war. Fuhr ja doch auch noch die Theorie fort, in jeder Art poetischer Erfindungen auf die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen zu dringen. Die Empfindung kam noch selten rein zu Worte: sie schien die Unmittelbarkeit ihres Ausdrucks gleichsam zu umgehen und sich hinter der Reflexion zu verstecken; selbst in dem heitern Liede sollte sich die Sprache einer sokratischen Lebensweisheit vernehmbar machen. Ausser geistlichen Liedern und andern Stücken lyrischen Inhalts, moralischen und philosophischen Lehrgedichten und grössern und kleinern Werken der beschreibenden Poesie bildeten den Hauptertrag der schönen Literatur während dieser Jahrzehnte vorzüglich nur noch weltliche Oden und Lieder, Fabeln, Satiren, Episteln und Sinngedichte. Die grossen und höhern Gattungen, in denen sich die Phantasie erst eigentlich erfinderisch zeigen kann, die eine künstlerisch angelegte und lebensvoll ausgeführte Darstellung von Handlungen und Begebenheiten verlangen, blieben entweder ganz zurück oder gediehen nur kümmerlich, bloss einige mehr untergeordnete Arten darin, wie namentlich in der epischen das sogenannte komische Heldengedicht und die kleine novellen-, schwank- und anekdotenartige Erzählung, fanden sorgsame Pflege[32]. Dabei erinnerte alles daran, dass diese Poesien

---

31) Diese Ausbreitung auch unter den nicht gelehrt Gebildeten war zum nicht geringen Theil dem philosophischen Handbuch Gottscheds („Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darinnen alle philos. Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden." 1. Ausgabe, Leipzig 1734. 8.) zu verdanken, mochten viele Gelehrte darin auch nur eine blosse „Frauenzimmerphilosophie" finden. Vgl. Kästner 2, 170 f. und dazu Schlosser 1, 628 f.

32) Es ist sehr bezeichnend für die poetischen Stimmungen und Richtungen dieser Zeit, dass ein Mann wie Bodmer es geradezu missbilligte, wenn ein Talent, oder was er dafür nahm, Kriegs- und Heldenthaten, die eben ausgeführt waren, zu Gegenständen des Liedes oder der Ode wählte. Lange hatte seinem Freunde in Zürich seine im September 1745 abgefasste Ode „die Siege Friedrichs" (Horazische Oden S 4 ff.) übersandt. Hierauf schrieb ihm Bodmer im December (Lange's Briefsammlung 2, 49 f.): „Ihre Siege Friedrichs übertreffen die Poemes sur les batailles de Fontenai et de Fridberg meines Freundes, des Capitains Henzi, der sie doch so homerisch als blutig besungen hat. — Ich sagte ihm, er sollte sich ein Gewissen machen, die Helden und Landbezwinger durch sein Lob in ihrer Mordbegierde zu unterhalten, und lieber seine Macht an den elenden Scribenten ausüben. Eben dieses sage ich Ihnen. Ist die sanftmüthige Muse der Doris (Lange's Frau) nicht mächtig genug, Ihren darniederschlagenden Geist zu besänftigen? Ich habe etliche Nächte hindurch Gesichter von Leichen, Mordgeistern und Gespenstern gesehen, die von Ihrer Ode verursachet worden." Anders dachte Bodmer freilich ungefähr vierzehn Jahre nachher, als er in Friedrich dem Grossen „den Gesandten Gottes" erkannt

weniger aus einem innern Drange als aus rein äusserlichen, von § 282
der Fremde her gekommenen Anregungen entstanden waren, und von den Stücken jeder Gattung bestanden sehr viele, wo nicht die meisten, in weiter nichts als in Nachahmungen oder gar in mehr oder minder freier Bearbeitung ausländischer Sachen. Doch wie die Dichter immer besser und selbständiger das Fremde nachzubilden lernten, so waren sie, mit ihren Vorgängern verglichen, auch schon bei weitem umsichtiger und glücklicher in der Wahl ihrer Muster. Für einzelne Gattungen und Arten ihrer Werke blieben es zwar noch immer vorzugsweise oder ausschliesslich die Franzosen; im Allgemeinen aber gelangten die Engländer nun schon zu einem sehr bedeutenden Ansehen in Deutschland. Ihr Einfluss auf unsere Literatur, vorzüglich durch die Schweizer[33] und die Hamburger[34] vermittelt, wuchs seit dem Bekanntwerden „des Zuschauers" von Tage zu Tage und zeigte sich zunächst in dem Geist, der in den vorzüglichern didaktischen und beschreibenden Dichtungen der herrschende wurde. Auch zu den Alten traten unsere Dichter nun allmählig in ein unmittelbareres und zugleich freieres, lebendigeres Verhältniss der Auffassung und Benutzung, zumal von der Zeit an, wo Männer wie J. M. Gesner[35], J. F. Christ[36] und J. A. Ernesti[37] in die classischen Studien mehr Geist und Leben brachten. Horaz und Anakreon fiengen schon jetzt an sehr entschieden auf unsere weltliche Lyrik einzuwirken[38].

---

hatte, „in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten in die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt würden" (Briefe der Schweizer etc. S. 312 ff.).
33) In den Discursen der Mahler (4. St. 15) empfahlen die Züricher den Frauen zum Lesen von englischen oder aus dem Englischen übersetzten Büchern bloss erst die Geschichte des Robinson Crusoë und Locke, de l'éducation des enfans (Gottsched in den vernünftigen Tadlerinnen 1, 200 ausser der Schrift von Locke noch Swifts Märchen von der Tonne und Gullivers Reisen); in den Mahlern der Sitten dagegen (2, 281 ff.) enthält das Verzeichniss einer Frauen-Bibliothek ausserdem noch folgende englische Sachen: den Zuschauer und den Hofmeister (the Guardian) von Addison und Steele, Richardsons Pamela, den Freidenker, Pope's Lockenraub, Addisons Cato, Thomsons Jahreszeiten, Joseph Andreas' Abenteuer von Fielding, Miltons verlornes Paradies, Charakteristica von Shaftesbury, Pope's Versuch vom Menschen, Tillotsons Predigten, Clarke's geistliche Reden und Derhams Naturleitung zu Gott. Vgl. auch einen Brief Sulzers an Lange aus dem J. 1745 in Lange's Sammlung 1, 272. 34) Vgl. was § 208, Anm. 3 über die von Brockes angefertigten Uebersetzungen bemerkt ist. Hagedorn war ebenso in England gewesen wie Haller. 35) Geb. 1691, lehrte in Göttingen seit Gründung der Universität, gest. 1761. 36) Geb. 1700, seit 1739 ordentl. Professor der Poesie in Leipzig, gest. 1756. 37) Geb. 1707, wurde 1742 ausserordentl. Professor an der Leipziger Universität, gest. 1781. 38) Ueber die Einwirkung von Horaz vgl. Herm. Fritzsche, Horaz und sein Einfluss auf die lyrische Poesie der Deutschen, in den N. Jahrbüchern f. Philol. und Pädag. 1863, 2. Abtheilung,

§ 283.

Bis zum Jahre 1748 hatten die Züricher Gottscheden noch kein bedeutendes Werk eines deutschen Dichters entgegenhalten können, welches auf ihrer Theorie fusste, in ihrem Sinne erfunden und ausgeführt war. In dem Streit mit den Leipzigern hatten sie daher immer noch, wo es sich um den Dichter, wie sie ihn verlangten, handelte, vorzugsweise auf Milton zurückgehen, in ihm ihren Hauptanhalt suchen müssen. Haller, wiewohl er unter den Talenten, die sich in den letzten zwanzig Jahren hervorgethan hatten, ihnen am meisten zusagen musste und darum auch bald von ihren Gegnern bitter angefeindet ward[1], hatte sich nur in mehr untergeordneten Dichtarten Ruhm erworben; ein grosses, und zumal ein episches Werk, das dem miltonischen hätte an die Seite gesetzt werden können, war so wenig von ihm wie von irgend einem andern der lebenden und von ihnen geschätzten Dichter hervorgebracht worden. Diess änderte sich mit dem Erscheinen der ersten drei Gesänge des Messias[2]. Klopstock bekannte sich selbst als Bodmers und Breitingers Schüler[3]; Milton war sein Vorbild geworden, sobald er den in jugendlicher Begeisterung gefassten Gedanken ins Werk zu setzen begann, die Deutschen mit einer wo möglich noch erhabenern und heiligern Dichtung zu beschenken, als die Engländer in dem ver-

---

S. 163—178. — Indess von dem rechten geistigen Verständniss dieser Alten und namentlich von dem des Horaz waren unsere Dichter damals noch entfernt genug: wie hätten sonst Lange's horazische Oden in so ungemessener Weise bewundert und wohl gar über die Oden des römischen Dichters selbst erhoben werden können? (Vgl. Lange's Briefsammlung 1, 64; 97; 2, 26. Recht merkwürdig ist auch der Brief 2, 100 f.; man kann daraus sehen, wie leicht es damals noch angieng, in allen Stücken ein Horaz zu werden).

§ 283. 1) Vgl. S. 313, 50. 2) Vgl. § 252, Anm. 43 und § 258, S. 109.

3) In einem lateinischen Briefe, den Klopstock im Aug. 1748 von Langensalza aus an Bodmer richtete, heisst es nach der deutschen Uebersetzung, die mit dem Originaltext in der Sammlung von Back und Spindler 6, 1 ff. zu lesen ist, S. 5 f.: „Ich war ein junger Mensch, der seinen Homer und Virgil las und sich schon über die kritischen Schriften der Sachsen im Stillen ärgerte, als mir Ihre und Breitingers in die Hände fielen. Ich las, oder vielmehr ich verschlang sie; und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatt' ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. — Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte (erst 1752 fieng er, nach einem Briefe bei Back und Spindler 6, 158, an das Englische zu lernen), mir in die Hände fiel, loderte das Feuer, das Homer in mir entzündet hatte, zur Flamme auf und hob meine Seele, um die Himmel und die Religion zu singen. Wie oft hab' ich das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedichte aufstellten, betrachtet und weinend angestaunt, wie Cäsar das Bild Alexanders! — Das sind Ihre Verdienste um mich, freilich nur schwach genug dargestellt."

lorenen Paradiese besassen[4]. Was den eigenen Kräften der Schwei- § 283
zer hervorzubringen versagt gewesen war, das wurde ihnen hier von einem bis dahin unbekannten Jünglinge aus den Gegenden geboten, wo Gottscheds Schule ihren Hauptsitz hatte[5]; sie begrüssten den Anfang des Messias mit der Freude, womit man einen lang gehegten grossen Wunsch in Erfüllung gehen sieht. Bodmer hatte schon aus der ersten Probe, die ihm zu Gesicht gekommen war, geschlossen, dass Miltons Geist auf dem jungen Dichter ruhe[6]; als er die ersten Gesänge gelesen, ertheilte er in Briefen und Druckschriften dem jungen Dichter ein enthusiastisches Lob. „Wir stehen", schreibt er an Lange[7], „vorne an dem goldnen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinübergeht." Denn schon habe er Klopstock den Messias besingen gehört, und Kleist folge auf Zephyrs duftenden Flügeln dem Lenze durch Garten und Feld. Und ähnlich an Gleim[8]: „Was für ein grosses Gemüth musste es sein, die Idee von dem Messias zu empfangen und den göttlichen Personen anständig zu denken und zu empfinden! Ich habe von ihm (Klopstock) eine Ode auf ein Frauenzimmer gesehen, welche Messias selbst ohne Uebelstand hätte schreiben können, wenn er auch verliebt gewesen wäre (!). Klopstocks Poesie hat keine Vorgänger gehabt, sie wären denn Milton, die Propheten und Pindar, welche noch niemand zu Vorgängern hat nehmen dürfen." Oeffentlich sprach sich Bodmer über Klopstock und den Messias zuerst in den „neuen kritischen Briefen" aus[9]. Er wollte durch

---

4) Vgl. die § 258, Anm. 3 erwähnte, ebenfalls in der Sammlung von Back und Spindler 4, 47 ff. nach der Originalhandschrift gedruckte lateinische Abschiedsrede aus dem Jahre 1745, besonders von S. 62—66 und von S. 72—74. An der ersten Stelle redet er zuletzt Miltons Schatten an: „percipe, si quid, quod te deceat, dixerimus, neque nostrae huic irascere audaciae, quae te non sequi solum, sed maiorem etiam materie tua excellentioremque adgredi molitur." Vgl. auch Danzel, Gottsched S. 359 ff. 5) „Welches Prodigium", schreibt Bodmer an Gleim (Briefe der Schweizer S. 66), „dass in dem Lande der Gottscheds ein Gedicht von Teufels-Gespenstern und miltonischen Hexenmärchen geschrieben wird!" 6) Bereits im Juni 1747 kannte Bodmer den zweiten Gesang des Messias: er war ihm von Leipzig aus zugesandt worden; vgl. Lange's Briefsammlung 2, 55. Am 12. Septbr. schrieb er dann an Lange (1, 157 f.): „Habe ich Ihnen meine Verwunderung über das epische Gedicht eines jungen Leipzigers auf den Messias schon zu erkennen gegeben? Ich habe das eilfte (l. zweite) Buch davon gelesen. Miltons Geist ruht auf dem Verfasser. Es ist ein Charakter darinnen, der Satans übersteiget; und ein anderer, der mitten in der Versammlung der gefallenen Engel Mitleiden erwecket." Fast dieselben Worte, mit dem in der vorigen Anmerk. mitgetheilten Zusatz, finden sich auch in einem Briefe an Gleim vom nämlichen Tage (Briefe der Schweizer S. 66). 7) Ostern 1748; Briefe der Schweizer S. 84. 8) Den 11. September 1748; a. a. O. S. 95 ff.
9) Zürich 1749. 8. S. 3 ff.; vgl. Jördens 3, 34 und Manso S. 115, Anm. f.

§ 283 Anzeigen in italienischen und französischen Blättern auf das Urtheil der Deutschen über die neue Erscheinung wirken; seine Freunde sollten ein Gleiches in einheimischen Blättern thun[10], und an Meier insbesondere ergieng die Aufforderung, den Werth des Gedichts in einer kritischen Abhandlung zu erörtern[11]. Schon vor Jahren hatte sich Bodmer mit dem Entwurf eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah getragen und ihn auch bekannt gemacht[12]: jetzt von Klopstocks Geist angeweht, fühlte er das dichterische Feuer in sich neu erwachen; rüstig schritt er an die hexametrische Ausführung seines Noah, der bald nach dem vierten und fünften Gesange des Messias erschien[13], und dem sich binnen wenigen Jahren noch verschiedene kleinere erzählende Gedichte biblischen Inhalts anschlossen[14], auch alle in der von Klopstock eingeführten Versart abgefasst. Die Bewunderung, welche der Anfang des Messias in Deutschland erregte, der Ruhm, zu dem der junge Dichter so schnell gelangt war, reizten bald noch Andere zur Nachfolge in der Ab-

---

10) Vgl. den eben angeführten Brief an Gleim S. 96 f. 11) Manso S. 116. Meier leistete der Aufforderung Folge und gab eine „Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias", zu Halle 1749 und 1752 in zwei Stücken, 8. heraus. Als das erste Stück in den hallischen gelehrten Zeitungen von 1749, St. 75 von der gottschedischen Partei stark angegriffen war, liess Meier auch noch in demselben Jahr eine „Vertheidigung der Beurtheilung" etc. zu Halle drucken. 12) „Grundriss eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah", in der § 281, Anmerk. 34 angeführten Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften; vgl. Jördens 1, 134 unter St. 1 und dazu (Bodmers) kritische Briefe S. 109 ff.

13) Die beiden ersten, bald nachher stark umgearbeiteten Gesänge waren in der Handschrift schon 1749 Sulzern anvertraut worden, der den Druck derselben besorgte: sie erschienen bereits im Anfang des Jahres 1750 zu Berlin (Briefe der Schweizer S. 108; 118 und 122). Erste vollständige Ausgabe „Noah, ein Heldengedicht in 12 Gesängen." Zürich 1752. 4.; dann „die Noachide". Berlin 1765. 8. Dieser Titel blieb auch der dritten, verbesserten (Zürich 1772. 8.) und der vierten, ganz umgearbeiteten (Basel 1781. 8.). Ueber Wielands und Sulzers auf den Noah bezügliche Schriften vgl. Jördens 1, 144 f. Wieland änderte späterhin gar sehr sein Urtheil über dieses einst von ihm so hoch gepriesene Werk (vgl. Wieland, geschildert von Gruber 1, 66 f.); Sulzer dagegen meinte nicht bloss 1750, der Noah werde mehr gelesen werden als der Messias (Briefe der Schweizer S. 127), sondern blieb auch sein Leben lang bei der Meinung, Bodmers Gedicht sei das erste Meisterwerk der deutschen Poesie. Aber schon 1768 war Nicolai in grosser Verlegenheit um eine nur kurze Nachricht von der zweiten Ausgabe für seine allgemeine deutsche Bibliothek, da niemand mehr die Noachide lesen wollte (Herders Lebensbild 1, 2, 314). 14) „Jakob und Joseph", „Jakob und Rahel", „Dina und Sichem", „Joseph und Zulika", „die Sündfluth", „Jakobs Wiederkunft von Haran", die alle in den Jahren 1751—54 erschienen und nachher mit andern eigenen oder bearbeiteten Gedichten der erzählenden Gattung und einigen übersetzten Stücken in die „Calliope", Zürich 1767. 2 Bde. 8. aufgenommen wurden. Vgl. Jördens 1, 149.

fassung biblischer Epopöen oder Patriarchaden: unter ihnen auch Wieland[15]. So hatte die deutsche Dichtung mit einemmale eine Wendung genommen, die Gottscheden nicht minder beunruhigen musste, wie sie ihm unerwartet kam. Der Erfolg aller seiner Anstrengungen, den Deutschen eine poetische Literatur nach seinem Sinne zu verschaffen, stand auf dem Spiel: er konnte es sich unmöglich verbergen, dass wenn der ihm verhasste miltonische Geschmack durch diese ätherischen, seraphischen und mizraimischen Dichter, wie er Klopstock und seine Nachfolger zu bezeichnen pflegte, in der höhern Dichtung bei uns der herrschende würde, seinen Feinden der vollständigste Sieg über ihn gesichert sei. Hier galt es also, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine Sache selbst zu verfechten[16]. Indess verhielt er sich in der ersten Zeit noch scheinbar ganz gleichgültig gegen die neuen Epiker; er mochte fühlen, dass er seinen Widersachern nicht eher gewachsen sei, bis er dem Messias ein ebenbürtiges Werk aus seiner Schule entgegenstellen könnte. Diess meinte er aber seinen Landsleuten übergeben zu haben, als er das ihm von dem Freiherrn Christoph Otto von Schönaich[17] im Frühling 1751 übersandte in gepaarten trochäischen Reimzeilen von acht Füssen verfasste Heldengedicht „Hermann, oder das befreite Deutschland“, mit einer anpreisenden Vorrede hatte drucken lassen[18]. Schönaich stand vor und während der Abfassung seines Gedichtes mit Gottsched in gar keiner Verbindung, wenn er sich auch in seinem ersten (anonymen) Schreiben an ihn[19] seinen Schüler und geschworenen Verehrer nannte. Er übergab sein Werk der Beurtheilung Gottscheds, ehe er es veröffentlichen wollte. Als dieser es sehr gut aufgenommen und dem Verfasser viel Schmeichel- § 283

15) „Der geprüfte Abraham.“ Zürich 1753. 4 (vgl. oben S. 119, 36). „Er wurde in Bodmers Hause, in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertigt, woran Bodmer wechselsweise bald an seiner Uebersetzung Homers, bald an einer von den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete.“ Vgl. Jördens 5, 398.

16) Vgl. Danzel S. 355—365.

17) Geb. 1725 zu Amtitz in der Nieder-Lausitz, erhielt nur eine nachlässige Erziehung, trat in kurfürstlich-sächsische Kriegsdienste, wurde in der Schlacht bei Kesselsdorf gefangen, 1747 verabschiedet und lebte dann noch Jahre lang im elterlichen Hause, von seinem reichen Vater in der drückendsten Abhängigkeit gehalten (vgl. die Briefe an Gottsched bei Danzel S. 373—381). Später wurde er Majoratsherr der Standesherrschaft Amtitz, Domherr zu Brandenburg etc. und starb erst 1807. Ueber seine Schriften s. Jördens 4, 608 ff.

18) Leipzig 1751. 4; neue verbesserte und vermehrte Auflage, mit einigen historischen Anmerkungen (und einer komischen Epopöe, „der Baron oder das Picknick“) bereichert, Leipzig 1753. 4.; worauf noch 1760 (nach Gödeke, Grundriss S. 555, 1755) und 1805 Auflagen folgten.

19) Vom 6. März 1751, mit welchem er ihm zugleich den Hermann fertig übersandte.

§ 283 haftes darüber geschrieben hatte, überliess Schönaich seinem kritischen Patron die Herausgabe und allen möglichen Nutzen davon; ihm brieflich vorgeschlagene Veränderungen und Verbesserungen nahm er meistens willig an[20]. Von nun an folgten sich in Gottscheds „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ Schlag auf Schlag Anzeigen, Abhandlungen und Auszüge aus andern Büchern oder aus Briefen, die alle in unmittelbaren oder mittelbaren Angriffen auf die biblischen Epopöen überhaupt und auf den Messias insbesondere bestanden. Das Octoberstück des Jahres 1751, als Gottsched schon über ein halbes Jahr den Hermann in Händen hatte, brachte die Anzeige von Trillers „Wurmsamen[21]. Der Schluss desselben Stücks kündigte bereits den ausführlichen Bericht über den im Druck vollendeten Hermann an, mit dem auch gleich das Novemberstück eröffnet wurde[22]. „Da Deutschland“, lautet es hier, „bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmt wird, so ist es gleichsam ein Wunder, ja ein rechtes Glück zu nennen, dass ein so starker Dichter, als der Herr Baron von Schönaich, seinem Vaterlande auch ein ordentliches und kunstrichtiges ans Licht stellen wollen . . . Die Musen scheinen ihn der Bellona, der er anfangs gewidmet gewesen, bloss darum entrissen zu haben, dass er ihnen in Deutschland einen so wichtigen Dienst thun und die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigeren Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn ausdrücklich zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben.“ Wer das Werk des Dichters selbst lese, werde „völlig überführt werden, dass er den epischen Geist von der Natur erhalten und von eben der Muse geregет werde, welche einen Homer und Virgil vormals beseelet hat.“ Die Beurtheilung von der „Prolusio de novo genere Poeseos Teutonicae Rhythmis destitutae“ etc. von dem gothaischen Rector J. H. Stuss[23] führt dann erst zu den directern Angriffen Gottscheds auf die Verfasser der biblischen Epopöen über, die in zwei Gutachten von ihm, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen überhaupt, und was von der heroischen Versart unserer neuen biblischen Epopöen zu halten sei, erfolgten[24]. Er missbilligte ihren Inhalt[25],

---

20) Vgl. die Briefe bei Danzel S. 369 ff. 21) S. 767 ff. (vgl. § 273, gegen Ende von Anm. 12.) 22) S. 779—794. 23) Im Jahrgang 1752, S. 55 ff.

24) In demselben Jahrgange S. 62 ff. und S. 205 ff. Dazu schlage man noch nach Jahrgang 1752, S. 386 ff.; 519 ff.; 776 f.; 1753, S. 28 ff.; 485 ff.; 1754, S. 122 ff.; 638 ff.; 1757, S. 332 ff. 25) „Es sind Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift hergenommen worden, die von allen Christen als eine göttliche Offenbarung, folglich als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehrt

er rügte daran den Schwung unbildsamer Gedanken und eine § 283
mäandrische Ausdrucksweise[26], er wunderte sich, wie die deutschen Gottesgelehrten so still sässen und es nicht wahrnähmen, wie viel solche geistliche „Lügenden“ in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei so geneigten Zeit dem wahren Christenthum schaden würden[27], und verwarf endlich auch die Form dieser Gedichte, die hexametrisch sein sollte und es doch nicht wäre[28]. Noch war sein Anhang gross genug, dass hier und da Schriften erschienen, die in Spott und Ernst auf diesen Ton eingehend, die „neumodische“ Dichtungsmanier anfeindeten[29]. Und wer dürfte es jetzt wohl in Abrede stellen, dass Gottsched und seine Parteigänger in so manchen Dingen, die sie dagegen vorbrachten, Recht hatten, und dass, von andern biblischen Epopöen ganz abgesehen, auch Klopstocks Messias seiner Anlage und Ausführung nach die ungemessenen Lobsprüche keineswegs verdiente, die ihm damals und auch noch späterhin, als er vollendet war, von seinen Bewunderern gespendet wurden? Allein Gottsched verkannte durchaus den grossen Fortschritt, den unsere Dichtung schon mit der blossen Conception dieses Werkes gemacht hatte, und den neuen Geist, der seine Zukunft darin ankündigte. Zugleich vergab er sich durch die leidenschaftliche Art, in der er den Kampf führte, und durch die Mittel, zu denen er griff, zuviel gegen seine Feinde. Dahin gehörte z. B. sein Verhalten der Widerlegung gegenüber, welche die von einem Schottländer Lawder dem Milton angedichteten Beschuldigungen erfahren hatten. Lawder hatte nämlich in einem 1750 zu London erschienenen Buch[30] behauptet, Milton wäre nichts weiter als ein gelehrter Dieb gewesen, der sein Werk aus dem Reichthum anderer Dichter unverschämt zusammengestohlen hätte, und diese Behauptung mit vielen Belegen unterstützt. Gottsched zeigte das Buch trium-

---

wird; dem aber die Dichter aus ihrem eigenen Witze viel seltsame Erdichtungen beifügen, ihre Erzählungen desto wunderbarer und beliebter zu machen. — Was thun unsere geistlichen Epopöendichter anders, als dass sie einen an den Rabbinen verlachten und billig verdammten Kunstgriff, wiewohl auf eine neue Art brauchen; die Bibel mit ihren Träumen ausfüllen und die Wahrheit mit Lügen verbrämen.“ Vgl. das Neueste 1752, S. 63. 68. 26) Das Neueste 1751, S. 769. 27) „Sie verfolgen mit einem löblichen Eifer die zinzendorfischen Schwärmereien, zumal in dem schwindlichten Gesangbuche desselben; und sehen nicht, dass in diesen neuen Epopöen eben der Geist der Schwärmerei, nur auf eine schlauere und nicht so plumpe Art herrschet; aber eben deswegen noch desto schädlicher und ansteckender ist.“ Das Neueste 1752, S. 71. 28) Vgl. § 273, 12.
29) Ein Verzeichniss von Schriften, die für und wider den klopstockischen Messias und was damit zusammenhieng erschienen, gibt Jördens 3, 34 ff.; vgl. auch 1, 152 f. 30) „An essay on Miltons use and imitation of the Moderns in his Paradise lost.“

§ 283 phierend an und gab weitläufige Auszüge daraus[31]. Lawder hatte aber bald darauf an John Douglas einen Widerleger gefunden: der Inhalt seines Buchs war als ein boshafter Betrug aufgedeckt worden. Indess so wenig Gottsched von dieser Widerlegung Notiz genommen hatte, so wenig fiel es ihm ein, die von Fr. Nicolai herrührende, wahrscheinlich aus Douglas' Schrift übersetzte oder darnach bearbeitete „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des lawderschen Buches“ etc.[32] zu berücksichtigen und darauf in seinem Neuesten einzugehen. Diess rügte Nicolai[33] mit den stärksten Ausdrücken. Die gedachte Untersuchung könne Gottscheden nicht unbekannt geblieben sein; dennoch fahre er in seinem Neuesten, wo er auf Milton zu reden komme, fort, ihn einen berufenen Plagiarius zu nennen und von ihm mit der äussersten Verachtung zu reden. Diese lächerliche Hartnäckigkeit zeige uns also nicht etwa einen Sünder, der vor Scham die Augen niederschlage, sondern einen Ruchlosen, Halsstarrigen. der über seine entdeckten Kunstgriffe die Zähne knirsche, aber nichts desto weniger die Augen muthwillig vor der Wahrheit zudrücke etc. Ebenso machte sich Gottsched lächerlich durch die widerholte Anpreisung von Schönaichs nüchterner und mattherziger Erfindung, deren poetischer Gehalt unendlich unter dem des Messias geblieben war; und als er gar durch die philosophische Facultät in Leipzig seinem Dichter den Lorbeer verleihen liess[34], wurde er der Gegenstand des Gespöttes aller Verständigen. Zu spät erkannte er, dass er sich mit Schönaich zu tief eingelassen hatte: denn als dieser, übermüthig geworden, mit seinem neologischen Wörterbuch, worin er die Dichter auf der Gegenseite zwar nicht ganz unwitzig und ungerecht kritisiert, aber zu gröblich verhöhnt hatte[35], grossen

---

31) In seinem Neuesten 1752, S. 261 ff.; 341 ff.; 438 ff.; 620 ff.; 831 ff.; 913 ff. 32) Frankfurt und Leipzig 1753. 8. (vgl. Danzel, Lessing 1, 268 f.).

33) In den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 109. 34) Die Facultät hatte von ihrem 1741 erlangten Rechte, „poetische Lorbeerkränze an vortreffliche Dichter zu ertheilen“, zeither noch niemals Gebrauch gemacht. Schönaichs Krönung, bei der er sich jedoch durch einen Andern vertreten liess, geschah unter Gottscheds Decanat am 18. Juli 1752. Vgl. das Neueste 1752, S. 627 ff.; 1753, S. 46 ff. und dazu Schönaichs Briefe bei Danzel S. 377 ff. 35) „Die ganze Aesthetik in einer Nuss, oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in vier und zwanzig Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den grössten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der seraffischen Dichtkunst.“ (Breslau) 1754. 8. Schönaich hatte

Anstoss erregte, bemühte sich Gottsched zwar, den Verdacht abzuwehren, als sei dieses Buch ganz nach seinem Sinne, bei dem er vielleicht selbst die Hand im Spiel gehabt habe[36]; allein seine Erklärungen fanden nirgend rechten Glauben[37], und seine Stimme galt fortan gar nichts mehr unter den Schriftstellern, die irgend einen Einfluss auf das gebildete Publicum ausübten[38]. Er war in Verachtung gesunken. § 283

§ 284.

Der reine Gewinn, den die Literatur aus den seit dem Jahre 1740 zwischen den Leipzigern und den Schweizern gewechselten Streitschriften selbst zog, war an und für sich sehr gering; viel bedeutender für sie sowohl als für das Verhältniss des Volks zu ihr waren die mehr mittelbaren Folgen des Streits, die sich zum Theil schon während dessen Dauer, zum Theil erst später deutlich herausstellten. Für das Verhalten des Volks zur Literatur zeigten sie sich in einer zunehmenden Theilnahme desselben an literarischen Dingen.

---

sich nicht genannt. Die Zueignung war zwar bloss an St. Klopstock und Bodmer gerichtet (vgl. Jördens 4, 610 f.), allein in dem Buche selbst war es auch auf andere Dichter abgesehen, besonders auf Haller und ausserdem noch auf Wieland, Gleim, Gellert etc. (vgl. Danzel S. 365 ff.) 36) Vgl. das Neueste 1754. S. 911 ff. und dazu die „Nachricht“ auf S. 934. Dass Schönaich von selbst darauf gekommen war, zu einem solchen neologischen Wörterbuch aus den Schriften der Schweizer, und namentlich aus den hallerschen, „die Kernredensarten herauszuziehen“, scheint nach dem Briefe vom 24. Mai 1753 bei Danzel (S. 381) nicht zweifelhaft. Wie er es aber nach und nach zusammenschrieb, wurde das Wörterbuch Gottscheden mitgetheilt; doch „durchgeackert“ hatte dieser es nicht, bevor es dem Druck übergeben wurde. Vgl. die Briefe bei Danzel S. 381—84.

37) Vgl. Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 103 ff. Allein so gross die Entrüstung auch war, welche die Aesthetik in einer Nuss bei den Schriftstellern erregte, die nicht zu Gottsched hielten, so scheint die Schweizer doch der Beifall beunruhigt zu haben, den sie unter dem grössern Publicum gefunden haben muss (vgl. Briefe der Schweizer S. 229 f.). Daher beabsichtigte Wieland eine Dunciade gegen Gottsched zu schreiben, deren Ankündigung auch wirklich 1755 gedruckt ward. Wenigstens theilweise rührte von ihm auch ein ebenfalls 1755 gedrucktes Büchlein her, „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz“, welches die damals zwischen der gottschedischen und der klopstock-bodmerischen Partei herrschenden Streitigkeiten in das rechte Licht setzen sollte. S. das Nähere über beide Schriften bei Danzel, Lessing 1, 194 ff. Vgl. auch Wielands Leben von Gruber 1, 197 f. 218. 38) Wie und wo sich namentlich Lessing über Gottsched und dann auch über Schönaich (der seine ohnmächtige Rache an ihm auf alle Weise auszulassen suchte) erklärte, ist bei Danzel a. a. O. S. 195 ff. nachzulesen; vgl. dazu Danzel, Gottsched S. 267, über die Lessing von Mohnike beigelegten Epigramme, die auch in Lachmanns Ausgabe aufgenommen sind. Ueber Lessings und Nicolai's Absicht, gemeinschaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und seine Schule zu machen, vgl. Lessings sämmtliche Schriften 13, die Anm. auf S. 6 f. und dazu Danzel, a. a. O. 1, 280 f.

§ 284 Wochen- und Monatsschriften erwähnten die Parteinamen der Leipziger und der Schweizer zu häufig, verschiedene giengen auch auf die Gegenstände des Streits zu lebhaft ein, als dass sich nicht nach und nach auch aus ihren nicht gelehrt erzogenen Lesern ein Publicum hätte bilden sollen, das diese gelehrten Händel mit Aufmerksamkeit verfolgte und sich fortan überhaupt mehr um das, was auf dem vaterländischen Literaturgebiet vorgieng, kümmerte. In das deutsche Schriftstellerthum selbst brachte die Fehde mit der immer heftiger werdenden Reibung der Gegensätze, die sich in ihm aufgethan hatten, zuerst eine allgemeinere Bewegung, welche die Geister aus der seitherigen Erschlaffung aufrüttelte, neue Kräfte weckte, zu neuen Strebungen den Anstoss gab. Schon während der Zeit des Kampfes hatte sich eine Anzahl von Schriftstellern hervorgethan, die auf dem Grunde einer aus dem Zusammenstoss und der Reibung jener Gegensätze gewonnenen allgemeineren Bildung einen gewissen mittlern Standpunkt zwischen den beiden feindlichen Feldlagern einnahmen[1]. Ihnen und den jüngern Talenten, die sich bald noch mehr über, als zwischen die beiden alten Parteien stellten, sollte die Literatur nun hauptsächlich die Fortschritte verdanken, die sie in den ersten Jahrzehnten nach Klopstocks Auftreten machte. Sie zeigten sich am raschesten und unverkennbarsten in den Leistungen der ästhetischen Kritik, die auch schon durch die Streitigkeiten selbst, vor und unmittelbar nach dem Jahre 1748, vor jeder andern Literaturrichtung angeregt worden war; langsamer und minder erfolgreich in den Werken der darstellenden Literatur und in dem, was auf dem Felde der eigentlichen Theorie des Schönen und der Kunst geschah.

§ 285.

Was zuerst die Lehre vom Schönen und der Kunst überhaupt[1] und die Dichtungslehre im Besondern betrifft, so hatte bereits im Beginn der Vierziger J. E. Schlegel den Grundsatz von der Naturnachahmung schlechthin, wie er von Gottsched in der kritischen Dichtkunst verstanden und angewendet worden, und wie er auch noch von Breitinger an die Spitze seines Hauptwerks gestellt war[2],

---

§ 284. 1) Vgl. Danzel, Lessing 1, 120 ff.

§ 285. 1) Vgl. hierzu eine der Theaterkritiken Bernhardi's im Berlin. Archiv der Zeit und des Geschmacks 1799, 1, 68 ff., wo vortrefflich die Hauptzüge der verschiedenen Principien für die Kunst der Darstellung in Kürze und Klarheit aufgestellt sind. 2) Vgl. oben S. 299. Die dort mitgetheilten Worte Breitingers, wonach sämmtliche Künste in der geschickten Nachahmung der Natur bestehen etc. lies't man in der kritischen Dichtkunst 1, 7.

in verschiedenen Abhandlungen[3] sehr verständig eingeschränkt, § 285
indem er den Begriff der Nachahmung genauer bestimmte und in ihm nicht den letzten Zweck der Kunst, sondern nur ein Mittel zur Erreichung desselben erkannte. Als dieser galt ihm das Vergnügen; und wenn er es auch nicht geradezu in Abrede stellte, dass die Dichtkunst zugleich vergnügen und unterrichten solle, so war er doch der erste, der es hier unumwunden aussprach: ihr Hauptzweck bleibe immer das Vergnügen, und ein Dichter, der vergnüge, ohne zu unterrichten, sei, insofern er als Dichter betrachtet werde, höher zu schätzen, als einer, der unterrichte und nicht vergnüge[4]. Diese Abhandlungen scheinen jedoch zu ihrer Zeit nicht die Beachtung gefunden zu haben, die sie verdienten. Nach der streng wissenschaftlichen Methode der wolffischen Philosophie behandelte die Lehre vom Schönen zuerst A. G. Baumgarten in seiner Aesthetik[5], aber bloss den ersten oder rein theoretischen Theil, und auch diesen

---

3) „Schreiben über die Komödie in Versen" (1740), „Abhandlung von der Unähnlichkeit der Nachahmung" (ursprünglich in der Gestalt einer Rede ausgearbeitet, die in der gottschedischen Rednergesellschaft ausgearbeitet ist, 1741), und „Von der Nachahmung" (1742). Den nächsten Anlass zu diesen Abhandlungen, die in J. E. Schlegels Werken 3, 65—176 beisammen stehen, hatte G. B. Straube's „Versuch eines Beweises, dass eine gereimte Komödie nicht gut sein könne" gegeben, der 1740 in den Beiträgen zur kritischen Historie St. 23, S. 466 ff. erschien. Gegen diese Beweisführung war Schlegels „Schreiben über die Komödie in Versen" gerichtet, das gleich in das 24. Stück derselben Zeitschrift, S. 624 ff., eingerückt wurde. Dadurch wurde Schlegel darauf geführt, den Begriff der Nachahmung und die Grenzen der Anwendung desselben in der Kunst näher zu untersuchen. Die Rede, worin der Anfang dazu gemacht wurde, gelangte nicht zur Aufnahme in die „Uebungsreden" der gottschedschen Gesellschaft, die ein gewisser J. C. Löschenkohl 1743 besorgte, und für die sie nebst andern Reden von Schlegel bestimmt war; weil diese kritischen Reden, wie J. H. Schlegel (3, 165) vermuthet, den damals (in der gottschedischen Schule) herrschenden Grundsätzen allzu offenbar widerstritten. Erst die Bremer Beiträge brachten 1, St. 5, S. 499 ff. jene Rede, aber in der Form einer Abhandlung. Von Schlegels hier einschlagender Hauptschrift „Von der Nachahmung", wurde der erste Abschnitt und der Anfang des zweiten in den Beiträgen zur kritischen Historie St. 29, S. 16 ff. und St. 31, S. 371 ff., der Beschluss in Gottscheds neuem Büchersaal 1, 415 ff. gedruckt.
4) Vgl. Werke 3, 136. „Die strengen Sittenrichter mögen sauer sehen wie sie wollen, ich muss gestehen, dass das Vergnügen dem Unterrichten vorgehe." Die Bedeutung, welche diese Abhandlungen in der Geschichte der Theorie der Kunst haben, hat, soviel ich weiss, zuerst in der gehörigen Weise Danzel hervorgehoben, Gottsched S. 272 ff.; vgl. auch dessen Lessing 1, 492. 5) Vgl. über sie, so wie über Baumgartens Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus und Meiers aus Baumgartens Heften hervorgegangenes deutsches Werk oben S. 62 f., wo auch in den Anmerkungen angedeutet ist, in wie weit ein Einfluss der Schweizer auf Baumgartens Schriften angenommen werden darf. Ueber sein Kunstsystem vgl. Archiv der Zeit etc. 1800, 3, 211 ff., wo Bernhardi die Entstehung desselben kurz und bündig nachweist.

§ 285 nur mit besonderer Berücksichtigung der redenden Künste oder der Poesie und der Beredsamkeit [6]. Sein Hauptverdienst bestand darin, dass er das Schöne nicht mehr aus dem menschlichen Geiste überhaupt abzuleiten suchte, sondern aus einem besondern Gebiet desselben, das seine eigenen, ihm allein zukommenden Gesetze habe, nicht bloss den allgemeinen psychologischen und logischen Gesetzen unterworfen sei. Dieses Gebiet fand er in dem sogenannten niedern Seelenvermögen, d. h. in der sinnlichen Erkenntniss, die so lange in der wolff-leibnitzischen Schule nur für eine verworrene gegolten hatte [7]: die Schönheit war ihm die Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniss als solcher, das Gedicht eine vollkommene sinnliche Rede [8]. — Dabei schwanden aber die Hauptlehrsätze der frühern

---

6) Seine Beispiele entlehnte er vorzugsweise aus den lateinischen Dichtern.
7) Auch hierbei verweise ich hauptsächlich auf Danzel, der in seinem Buch über Gottsched S. 216—227 sich über die Hauptsätze in Baumgartens Lehre näher auslässt, den nicht geringen Fortschritt, der mit der Begründung und systematischen Ausführung derselben gemacht wurde, gebührend anerkennt und die Gründe angibt, weshalb nicht bloss Gottsched, sondern auch die Schweizer mit der baumgartenschen Aesthetik keineswegs einverstanden waren. 8) § 14 der Aesthetik erklärt: „Aesthetices finis est perfectio cognitionis sensitivae *qua talis*, haec autem (d. i. perfectio cognitionis sensitivae qua talis) est pulcritudo.“ — Die Definition „Poema est sensitiva oratio perfecta“ hatte Baumgarten schon in seiner Dissertation „Meditationes“ etc. gegeben. Früh so verstanden, als habe er gesagt, das Gedicht sei eine oratio *perfecte* sensitiva, wies er diese Verdrehung seiner Worte noch vor der Herausgabe des ersten Theils der Aesthetik in der Vorrede zur 2. Auflage seiner Metaphysik (1748) entschieden zurück (Danzel S. 221 f.). Gleichwohl findet sich diese schiefe, ja gradezu falsche Auffassung seiner Definition auch noch lange nachher bei andern namhaften Schriftstellern, welche an ihrer Richtigkeit nichts auszusetzen hatten, wiederholt in der Verdeutschung: ein Gedicht ist eine vollkommen sinnliche Rede. Vgl. J. A. Schlegels Batteux, 2. Aufl. S. 376; Manso, Nachträge zu Sulzer 8, 173; Herder in dem vierten kritischen Wäldchen (Lebensbild 1, 3, zweite Hälfte, S. 417; vgl. Anm 45: „Poesie ist also vollkommen sinnliche Rede. In so viel Sprachen ich Erklärungen der Poesie kenne, so finde ich in keiner bündigere und reichere Worte, als in die Baumgarten sie, wie einen Edelstein in die feinste Einfassung, festgestellt hat). Auch M. Mendelssohn verfiel anfänglich in diesen Fehler: in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 244 (vgl. Anm 33) leitet er aus der falschen Uebertragung der baumgartenschen Definition sogar den Unterschied zwischen der Dichtkunst und der Beredsamkeit ab: „Durch den Zusatz des Beiworts vollkommen wird die Dichtkunst von der Beredsamkeit unterschieden, in welcher der Ausdruck nicht so vollkommen sinnlich ist als in der Dichtkunst.“ Später, in den philosophischen Schriften, hat er bei der Umarbeitung des zuerst in die Bibliothek der schönen Wissenschaften gelieferten Aufsatzes, worin jenes Versehn begangen ist, den Ausdruck „vollkommen sinnliche Rede“ verbessert in „sinnlich-vollkommene Rede“; der Unterschied zwischen der Dichtkunst und der Beredsamkeit beruht ihm nun in ihrem Endzwecke: „der Hauptzweck der Dichtkunst ist, durch eine sinnlich-vollkommene Rede zu gefallen, der Beredsamkeit aber, durch eine sinnlich-voll-

Poetik noch nicht sobald aus den kunsttheoretischen Schriften, wenn § 285
sie auch nach den verschiedenen Standpunkten ihrer Verfasser und nach den Einflüssen, welche einzelne unter ihnen, besonders vom Auslande her erfuhren, mehr oder minder modificiert wurden. Die Lehre von der Naturnachahmung sowohl, wie von dem auf den Nutzen gerichteten Zweck der Poesie erhielt eine neue Stütze an den Büchern des Franzosen Batteux[9], nur dass das Wesen der schönen Künste hier nicht mehr bloss in eine Nachahmung der Natur schlechthin, sondern in eine Nachahmung der schönen Natur gesetzt ward[10]. Sie wurden schon in den Fünfzigern verschiedentlich theils übersetzt[11], theils ausgezogen[12], oder auch eigens für die Deutschen bearbeitet. Die gelesenste, mit verschiedenen eigenen, sowohl erläuternden, wie widerlegenden Abhandlungen begleitete Uebersetzung des ältern Buchs von Batteux war die von J. A. Schlegel[13]; zu noch grösserem Ansehen jedoch gelangte Ramlers

---

kommene Rede zu überreden (Karlsruher Ausgabe von 1780, 2, 120). Schon im 87. Literatur-Briefe hatte er Baumgartens Definition verdeutscht: eine sinnliche Rede, die vollkommen ist. (Ich möchte wohl wissen, ob die Worte in der Schrift, Pope ein Metaphysiker, „ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede" etc. [Lessings sämmtliche Schriften 5, 4] ganz genau mit dem Texte des ersten Drucks stimmen. Wäre es wirklich der Fall, so würde es um so merkwürdiger sein, dass Mendelssohn, wenn er auch nicht der Hauptverfasser jener Schrift war [vgl. oben S. 75, 27], zwei Jahre später Baumgartens Satz noch so missverstehen konnte.)
9) Das erste erschien unter dem Titel „Les beaux arts réduits à un même principe." Paris 1746. Weil sich gewichtige Stimmen in Frankreich dahin vernehmen liessen, das von Batteux aufgestellte Princip müsse, auf das Einzelne angewandt, sich noch weiter durchführen lassen, so schrieb er bald darauf seinen „Cours de belles lettres", und endlich fasste er beide Werke in eins zusammen, unter dem Titel „Principes de littérature." Paris 1747—50. 4 Bde. 12. 10) Der Abschnitt des Buchs „les beaux arts réduits à un même principe", der davon im Besondern handelt, dass „die Dichtkunst sich auf die Nachahmung der schönen Natur einschränke", führt im 3. Kapitel die allgemeinen Regeln der Poesie der Sachen auf; gleich die erste ist (nach Schlegels Uebersetzung 2. Ausgabe S. 120): „Mit dem Angenehmen werde das Nützliche verknüpft." Vgl. über Batteux' Lehre überhaupt die Bemerkungen Danzels, Lessing 1, 345 f. 11) Schon 1751 wurde, ausser von J. A. Schlegel, die erste Schrift von Batteux übersetzt von P. E. Bertram, Gotha 8. 12) Von Gottsched, „Auszug aus des Hrn. Batteux — schönen Künsten aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet; zum Gebrauch seiner Vorlesungen mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen erläutert." Leipzig 1754. 4. Vgl. darüber Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 8 ff. 13) „Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Anhange einiger eigenen Abhandlungen versehen." Leipzig 1751. 8; zweite (verbesserte und vermehrte) Aufl. 1759; dritte (von neuem verbesserte und vermehrte) 1770. 2 Thle. 8. Die erste Ausgabe brachte 7, die zweite 9, die dritte 11 Abhandlungen von Schlegel. Batteux hatte sich von Michael Huber (geb. 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern, kam früh nach Paris und von da 1766 als

§ 285 Bearbeitung des den Inhalt der beiden frühern umfassenden Werks[14]. Ramler änderte in seiner Bearbeitung der Principes de littérature nicht nur manches ab, wenn Batteux von Sachen geredet hatte, „die allein die Sprache seines Landes und die Versification angiengen“, sondern nahm auch fast alle Beispiele aus deutschen Dichtern und Prosaisten, die er aber nach seiner Art oft verbessern zu müssen glaubte. Die Grundsätze und Kritiken des Franzosen liess er, wie in dem Vorbericht zu der ersten Ausgabe versichert wurde, unberührt. Ramlers Bearbeitung wurde für lange Zeit das Hauptlehrbuch für das Wesen und die Behandlungsart der einzelnen poetischen Gattungen, in Bezug worauf man bis dahin fast allein an Gottscheds kritische Dichtkunst verwiesen war, da weder Breitinger noch Meier in seinen Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften, noch auch Baumgarten selbst in der Aesthetik darüber nähere Auskunft gegeben hatten[15]. Die Lehre von den sittlichen und erbaulichen Zwecken der Poesie, so wie das malerische und das in der Empfindung beruhende Princip derselben vertraten vornehmlich die der Züricher Schule verwandten Schriftsteller, zu denen man als Kunstlehrer auch J. A. Schlegel, vorzüglich aber Klopstock und Sulzer rechnen muss. Schlegel entwickelte seine

---

Lector der französischen Sprache nach Leipzig, wo er 1804 starb), der sich als geschickter Uebersetzer deutscher Dichtwerke in's Französische seit dem Anfang der Sechziger Ruf verschaffte (vgl. Jördens 2, 475 ff.), Auszüge aus Schlegels Anmerkungen und Abhandlungen machen lassen und sie in einer neuen Ausgabe seines Buchs zu widerlegen gesucht. Diesen Widerlegungen trat Schlegel in der 3. Ausgabe seiner Uebersetzung entgegen. 14) „Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Hrn. Batteux, mit Zusätzen vermehrt.“ Leipzig 1758. 4 Bde. 8.; von den vier folgenden Auflagen, deren jede neue Verbesserungen und Zusätze enthielt, erschien die letzte Leipzig 1803.

15) Wenn auch schon früherhin in Deutschland mehrfache Ausstellungen an Batteux' Grundsätzen, namentlich von J. A. Schlegel selbst, von Mendelssohn u. a. gemacht worden waren, so wurde, wofern ich nichts übersehen habe, ein völlig verwerfliches Urtheil darüber doch erst 1772 in der allgemeinen deutschen Bibliothek (16, 1, 17 ff.) von Herder gefällt, als er die dritte Ausgabe von Schlegels Uebersetzung anzeigte. Er bezeichnete Batteux als einen seichten Vernünftler und trocknen Metaphysiker, der uns für seine Trockenheit auch nicht einmal mit Präcision und Bestimmtheit schadlos halte, der nicht nur selten wisse, was er sagen wolle, sondern noch seltener, worüber er rede — und demungeachtet für die Deutschen fast der Hauptphilosoph in dieser Werkstätte sei. Batteux' Buch (System wolle und könne er's kaum nennen), auf eine belle phrase und nicht auf einen Strohhalm mehr gebaut, sei in Deutschland ein sehr verderbliches Buch gewesen. Nur als Cours de belle littérature, als eine Pforte, wenigstens Dichter und Dichtarten im Detail kennen zu lernen, möge die batteuxsche Theorie noch gelten, und deshalb sei auch die ramlersche Bearbeitung der schlegelschen Uebersetzung mit ihren Anmerkungen und Anhängen vorzuziehen.

Grundsätze in den Anhängen zu seiner Uebersetzung des Batteux. § 285
In der Abhandlung „Von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie", die sich auch schon in der ersten Ausgabe seines Batteux befindet, stimmt er Baumgarten darin bei, dass die Schönheit in der Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniss bestehe. „Es gibt aber[16] ein doppeltes Sinnliches, eins für die äusserliche Empfindung, eins für die innerliche. Jenes hat vornehmlich die Gunst des Schönen, und aus ihm entspringt die Poesie der Mahlerei; diess hingegen gehört dem Guten eigenthümlich zu und ist ihm zur Beförderung seiner Vortheile unentbehrlich: ihm verdankt die Poesie der Empfindung ihren Ursprung. Die Poesie der Malerei und die Poesie der Empfindung sind wesentlich von einander unterschieden: jene ist ein in äusserliches Sinnliches gekleidetes Schönes und redet ins Auge; diese ist ein durch ein innerliches Sinnliches belebtes Gutes und redet ins Herz." Und nun stellt er gegen Batteux' Grundsatz den seinigen auf: „die Poesie wird also der sinnlichste und angenehmste Ausdruck des Schönen, oder des Guten, oder des Schönen und Guten zugleich, durch die Sprache sein." Durch die Zurückführung auf diesen Grundsatz will Schlegel dann auch das Lehrgedicht, welches Batteux schon für ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa erkannt hatte, als eine Gattung wahrer und echter Poesie retten[17]. — Klopstock sprach sich in verschiedenen Abhandlungen aus, die vom Jahre 1755 an erschienen[18]. Nach der Abhandlung „Von der heiligen Poesie" (1755) ist „der letzte Endzweck der höhern Poesie und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werthes die moralische Schönheit. Und auch diese allein verdient es, dass sie unsre ganze Seele in Bewegung setze", welches eben die letzten und höchsten Wirkungen der Werke des Genie's seien, man könne hier auch ohne Offenbarung schon weit gehen; Homer sei, ausser seiner Göttergeschichte, die er nicht erfunden habe, schon sehr moralisch. „Wenn aber die Offenbarung unsre Führerin wird, so steigen wir von einem Hügel auf ein Gebirge." Youngs Nachtgedanken seien vielleicht das einzige Werk der höhern Poesie, welches verdiente, gar keine Fehler zu haben[19]. Wo Klopstock „von dem Range der schönen Künste und der schönen Wissenschaften" handelt (1758),

---

16) Nach der 2. Ausgabe S. 364 ff. 17) Wie wenig Schlegel mit dieser Definition die baumgartensche vervollständigt oder fasslicher gemacht habe, zeigte Mendelssohn am Schlusse seiner Beurtheilung der 2. Auflage des schlegelschen Buchs im 82—87. Literatur-Briefe. 18) Die erste in der Kopenhagener Ausgabe des Messias, die übrigen im nordischen Aufseher; beisammen findet man sie bei Back und Spindler Bd. 4. 19) Back und Spindler S. 91.

§ 285 setzt er den Vorzug dieser vor jenen darin, dass sie viel nützlicher seien, die Menschen moralischer zu machen. „Diess“, lässt er die schönen Künste sagen[20], „soll so sehr unsere Hauptabsicht sein, dass wir unsrer Neigung, zu gefallen, nur in sofern folgen dürfen, als sie uns zu diesem letzten Endzwecke führt. Wir erniedrigen uns, und wir sind nicht mehr schön, wenn uns die moralische Schönheit fehlt.“ Endlich, was seine Herleitung der Poesie aus der subjectiven Empfindung betrifft, so heisst es in den „Gedanken über die Natur der Poesie“ (1759—60): „Das Wesen der Poesie besteht darin, dass sie durch die Hülfe der Sprache eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Dasein wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unserer Seele in einem so hohem Grade beschäftigt, dass eine auf die andere wirkt und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt.“ Diess sei zwar eine Definition der höhern Poesie; allein auch die angenehme Poesie müsse vieles von diesem Allen thun, wenn sie nicht den Namen einer versificierten Prosa verdienen wolle. Batteux habe nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der (so!) Nachahmung gesetzt. „Aber wer thut, was Horaz sagt: „„Wenn du willst, dass ich weinen soll, so musst du selbst betrübt gewesen sein!““ ahmt der bloss nach? Nur alsdann hat er bloss nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten“[21]. — Sulzer legte seine Ansichten hauptsächlich in seiner auf die Grundlage von Breitingers, Baumgartens und Batteux' Lehren aufgebauten „allgemeinen Theorie der schönen Künste“ nieder, die schon 1757 angekündigt wurde[22], aber erst im Anfange der Siebziger herauskam[23]. Die erste Veranlassung zur Ausarbeitung dieses Werks, wobei er sich auch der Hülfe Anderer bediente, gab Sulzern 1756 das Dictionnaire des beaux arts von La Combe[24].

---

20) A. a. O. S. 115. 21) A. a. O. S. 36 f. 22) Vgl. die Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 222 ff. Ueber den Plan, nach welchem er arbeitete, gab er dann im 78. Literatur-Briefe einige nähere Auskunft. 23) „Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt.“ Leipzig 1771. 74. 2 Bde. 4; von den verschiedenen verbesserten (Octav-) Auflagen erschien die letzte Leipzig 1792 ff. 4 Bde. 24) Vgl. Jördens 4, 759 ff., worauf ich auch in Betreff der Literatur der Zusätze, die von Blankenburg zu dem sulzerschen Werke lieferte, und der Nachträge zu eben demselben verweise. — In dem Artikel „Dichtkunst. Poetik“ führt er zuletzt die Schriften auf, die das Gründlichste und Wichtigste über diese Materien enthalten sollten: ausser zwei italienischen, von V. Gravina und Muratori, des Abbé Du Bos Réflexions sur la poésie et la peinture (vgl. oben S. 298 Anm. 23), die kritischen Werke von Bodmer und von Breitinger, Home's Grundsatze der Kritik, Ramlers Batteux und J. A. Schlegels Abhandlungen.

Baumgartens Definition eines Gedichts lässt er zwar[25] als „die genaueste und richtigste" gelten, doch bestimme sie dessen Begriff nicht völlig, da in dem Begriff des Vollkommenen noch immer viel Unbestimmtes sei; auch reiche sie nicht in jedem Falle hin, zu entscheiden, ob ein Werk der Beredsamkeit oder der Dichtkunst zuzuschreiben sei. Seinen obersten Grundsatz über die Bestimmung der Poesie, der in der allgemeinen Theorie überall durchblickt und auch oft genug in klaren Worten hervortritt, hatte Sulzer bereits 1753 in einem Briefe an Gleim ausgesprochen: „Meines Erachtens ist es gewiss, dass die Hauptpflicht der Poesie die Betrachtung des moralischen Nutzens sein muss"[26]; und wie er 1758 an Kleist schrieb[27], musste ein Lied seiner Natur nach weniger werth sein als ein Lehrgedicht, wenn beide in ihrer Art gut wären. Wenn daher „die schönen Künste auf Empfindung abzielen und ihre unmittelbare Wirkung ist, Empfindung in psychologischem Sinne zu erwecken: so geht ihr letzter Endzweck auf moralische Empfindungen, wodurch der Mensch seinen sittlichen Werth bekommt"[28]. So mussten denn auch Bodmers biblische Epopöen, namentlich der Noah, und Klopstocks Messias in seinen Augen die vortrefflichsten und werthvollsten Gedichte sein, die sich denken liessen. Und diese Lehre durfte sich noch in einer Zeit so breit machen, wo sie durch Lessings Kritik für alle Einsichtigern schon völlig aus dem Felde geschlagen war, und wo man in Deutschland wissen konnte, was wahre Poesie war! Wer wird sich noch wundern, dass Herder schon 1771 an Merck schrieb[29]: „Sulzers Wörterbuch ist erschienen, aber der erste Theil ganz unter meiner Erwartung. Alle literarisch-kritischen Artikel taugen nichts; die meisten mechanischen nichts; die psychologischen sind die einzigen, und auch in denen das langwierigste, darbendste Geschwätze, so wie auch Landsmannschaft und Parteilichkeit aus dem ganzen Werke leuchtet"; und dass gleich die erste Kritik, die Goethe zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen lieferte[30], dem sulzerschen Werke zwar in andern Beziehungen sein Verdienst nicht absprach, aber ein Kunstsystem verwarf, das so viel „moralische Predigt" enthielt und sich nur in „trübsinnigem Eifer" gegen alle nicht ausdrücklich auf die sittliche Besserung der Menschen gerichtete Poesie ergieng? — Fruchtbringender für die schöne Literatur als Batteux wirkten im Laufe der fünfziger und sechziger Jahre bei uns auf die Theorie des Schönen und die Dichtungslehre § 285

25) 1. Ausgabe 1, 133. 26) Briefe der Schweizer S. 206. 27) Daselbst S. 302. 28) Allgemeine Theorie 1, 312; vgl. besonders die Artikel: Aesthetik, Empfindung, Gedicht, Gemählde (1, S. 452 ff.), Künste, Lehrgedicht, Schön. 29) Briefe an Merck. 1835. S. 30. 30) Werke 33, 3 ff.

§ 285 die Engländer ein, theils mittelbar, theils unmittelbar. Moses Mendelssohn, der die sensualistische Erfahrungsphilosophie Locke's mit der wolffischen dadurch zu vermitteln und zu verbinden suchte, dass er nicht mehr, wie Leibnitz und Wolff, die sinnliche Erkenntniss oder die Anschauung und die Empfindung als etwas bloss Negatives gegenüber der Erkenntniss durch den Gedanken gelten liess, sondern sie selbst aus der positiven Kraft der Seele herleitete und also auch für etwas Positives erklärte[31], war dabei, besonders durch Shaftesbury angeregt, auf Fragen über die Natur des Schönen und dessen Wirkungen auf das Gemüth gestossen, die ihn schon in den Fünfzigern dahin führten, die Grundsätze der baumgartenschen Aesthetik zu grösserer Klarheit zu entwickeln, ihre Gültigkeit auch für die nicht redenden Künste nachzuweisen und sie überhaupt für die Anwendung fruchtbarer zu machen. Seine hierher gehörigen Schriften sind „Ueber die Empfindungen", in Briefen[32], besonders aber die „Betrachtungen über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften"[33], und die „Betrachtungen über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften"[34]. In der ersten dieser beiden Abhandlungen geht er, mit Ablehnung des batteux'schen Grundsatzes, den er unzulänglich findet, von „den bekanntesten und unumstösslichst erwiesenen Grundsätzen der Seelenlehre" aus, wonach „ein jeder Begriff der Vollkommenheit, der Uebereinstimmung und des Unfehlerhaften von unserer Seele dem Mangelhaften, dem Unvollkommenen und Misshelligen vorgezogen" werde. Sei nun die Erkenntniss dieser Vollkommenheit anschauend[35], so werde sie Schönheit genannt, und das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften bestehe in dem sinnlichen Ausdruck der Vollkommenheit[36]. Es sei aber nicht genug, dass der Ausdruck sinnlich sei, er müsse auch selbst vollkommen sein, d. h.

---

31) Dass Mendelssohn schon frühzeitig Locke's Philosophie studiert hatte, dann durch Lessing mit Shaftesbury bekannt geworden war, ist bereits S. 75, erwähnt worden. Ueber seine Verbindung der wolffischen mit der lockischen Philosophie und seine Ergänzung der erstern durch die letztere ist mehr bei Danzel, Lessing 1, 348 ff., zu finden. 32) Berlin 1755. 8., nachher verbessert in den „philosophischen Schriften" (wo der Aufsatz „Rhapsodie, oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen" zuerst erschien), Berlin 1761, 2 Thle. 8, und öfter. 33) Zuerst in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 231 ff., umgearbeitet unter dem Titel „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" in den philosophischen Schriften. 34) Ebenfalls zuerst in jener Zeitschrift 2, 229 ff. und dann überarbeitet in den philosophischen Schriften, in deren zweiter Auflage (1771) sie noch viele Veränderungen und Zusätze erhielten. 35) In den philosophischen Schriften „sinnlich". 36) In den philosophischen Schriften „in einer künstlichen sinnlich-vollkommenen Vorstellung oder in einer durch die Kunst vorgestellten sinnlichen Vollkommenheit".

er müsse uns alle Theile des Gegenstandes getreu abbilden, die wir § 285
an ihm selbst vermittelst der Sinne wahrnehmen können. Eine solche Abbildung werde Nachahmung genannt, und daher sei diese eine nothwendige Eigenschaft der schönen Künste und Wissenschaften. Der Künstler müsse sich jedoch über die gemeine Natur erheben, und weil die Nachbildung der Schönheit sein einziger Endzweck sei, so stehe es ihm frei, dieselbe allenthalben in seinen Werken zu concentrieren, damit sie uns stärker rühre. Im Folgenden wird das, was im Allgemeinen festgestellt worden, auf die einzelnen schönen Wissenschaften und Künste besonders angewandt. Die andere Abhandlung setzt im ursprünglichen Text den Charakter des Erhabenen in den schönen Künsten und Wissenschaften in den sinnlichen Ausdruck einer Vollkommenheit, die Bewunderung erregt. Das Erhabene stehe in genauer Verbindung mit dem naiven Ausdruck: naiv aber werde der Ausdruck, insofern er ein einfältiges Zeichen zur Andeutung eines Gegenstandes abgebe, der edel, schön oder mit seinen wichtigen Folgen gedacht werde, oder (weil die Erklärung noch weiter ausgedehnt werden müsse) wenn durch ein einfältiges Zeichen eine bezeichnete Sache angedeutet werde, die selbst wichtig sei, oder von wichtigen Folgen sein könne, so heisse das Zeichen naiv. Diese Abhandlung war schon geschrieben, als Mendelssohn Edmund Burke's Werk „A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of de Sublime and Beautiful"[37] kennen lernte. Er zeigte dasselbe aber alsbald ausführlich an[38], indem er gleich zu Anfang bemerkte, unsere Nachbarn, und besonders die Engländer, giengen uns mit philosophischen Beobachtungen der Natur vor, wir folgten ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fusse nach, und wenn es so fortgienge, dass unsere Nachbarn beobachteten und wir erklärten, so könnten wir hoffen, mit der Zeit eine vollständige Theorie der Empfindungen zu bekommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften gewiss nicht gering sein würde[39]. Die durch Mendelssohn eingeleitete Einwirkung der englischen Aesthetiker auf die deutsche Literatur erhielt dann im nächsten Jahrzehent den bedeutendsten Nachdruck durch Johann Nicolaus Meinhards[40] treffliche Uebersetzung von Home's „Grundsätzen

---

37) London 1757. 8. 38) Bibliothek der schönen Wissenschaften 3, 290 ff.

39) Wenn er sich hier nicht selbst darauf einliess, den philosophischen Erklärer für die Beobachtungen des Engländers abzugeben, so rührte diess daher, dass Lessing Burke's Buch übersetzen und mit Anmerkungen begleiten wollte. Er führte seine Absicht aber nicht aus (vgl. Danzel a. a. O. S. 352 f.), und ich weiss nicht, ob es vor Garve's Uebertragung, Riga 1773, schon verdeutscht worden ist. 40) Hiess eigentlich Gemeinhard, geb. 1727 zu Erlangen, studierte zu Helmstädt Theologie, war seit 1751 zu verschiedenen Malen in Liefland Haus-

§ 285 der Kritik"[41], die auf Erfahrungen und Beobachtungen über die Natur der Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften gebaut, das Schöne, das Erhabene und andere in die Aesthetik einschlagende Dinge besonders aus ihren Wirkungen auf das Gemüth begrifflich bestimmen sollten. Doch mehr als alles Andere trug Lessings Kritik, zumal im Laokoon und in der Dramaturgie, und nächstdem Herders Eingreifen in die grosse kritische Bewegung, die mit dem Erscheinen der Literaturbriefe angehoben hatte, dazu bei, dem Dichter das innerste Wesen seiner Kunst zu erschliessen, ihre Geheimnisse ans Licht zu ziehen und für ihre Ausübung die Mittel und Wege zu zeigen, die mit Zuversicht zu ihren höchsten Zielen eingeschlagen werden konnten[42]. Was Fr. Just. Riedels[43] „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" gegen Ende der Sechziger brachte[44], war dem besten Theile nach nur eine Zusam-

---

lehrer und hielt sich dazwischen einige Jahre in Göttingen auf, wo er sich besonders mit Sprachen, schöner Literatur und Philosophie beschäftigte. 1756 trat er mit einem jungen liefländischen Edelmann eine Reise durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien an. Nach seiner Rückkehr im J. 1759 wurde er in Helmstädt Magister und beschloss daselbst Vorlesungen über schöne Literatur zu halten; bald jedoch änderte er seinen Entschluss, zog nach Braunschweig und fieng, von Zachariae dazu aufgemuntert, an zu schriftstellern. Seine Hypochondrie litt ihn aber auch hier nicht lange; er schlug mehrere Stellen aus, die ihm angetragen wurden, und gieng nach Leipzig. 1763 reiste er als Hofmeister eines jungen Grafen wiederum durch Deutschland nach Frankreich und Italien und diessmal auch nach England. Nach einem zweiten Aufenthalt in Braunschweig liess er sich zuletzt in Erfurt nieder, wo er aber nur ungefähr anderthalb Jahre lebte. Er starb in Berlin, das er zu seinem Sommerwohnort gewählt hatte, 1767.

41) Henry Home (später Lord Kaimes), „Elements of criticism." 3. Ausgabe. Edinburg 1762. 8. Meinhards Uebersetzung erschien zuerst Leipzig 1763—66. 3 Bde. 8.; sodann, mit den Zusätzen und Veränderungen der vierten Ausgabe des Originals, durch Garve und Engel besorgt, Leipzig 1772. 2 Bde. 8; zuletzt, mit Bemerkungen und Zusätzen von G. Schatz, Leipzig 1790. 91. 3 Bde. 8.

42) Das Nähere darüber weiter unten. — 43) Geb. 1742 zu Vieselbach unweit Erfurt, wurde während der Zeit, da er nach dem Besuch von Jena und Leipzig in Halle studierte, mit Klotz bekannt (vgl. S. 108, Anm. 1), lehrte darauf in Jena mit grossem Beifall und kam 1768 als Professor der Philosophie nach Erfurt. Vier Jahre später wurde er mit dem Titel eines kaiserlichen Raths als Professor bei der kaiserlichen Kunstakademie zu Wien angestellt, bald jedoch, als Freigeist und Gottesläugner angeklagt, seines Amtes entsetzt. Er befand sich nun eine Zeit lang in sehr bedrängter Lage, bis er ein kleines Jahrgeld bekam und dann Vorleser des Fürsten Kaunitz wurde. Zuletzt verfiel er in Wahnsinn und starb in einem Spital 1785. Vgl. über ihn, sein Verhältniss zu Klotz, seine Schriften und periodischen Blätter Jördens 4, 349 ff., Gruber, Wielands Leben 2, 481 ff. und Guhrauer, Lessing 2. 1, 252 ff. Riedel soll von Nicolai im „Sebaldus Nothanker" in der Person des Rambold gezeichnet sein; vgl. Guhrauer S. 131.

44) Sie erschien zuerst Jena 1767. 8. und in einer neuen Auflage Wien und Jena 1774. Es blieb bei dem ersten oder allgemeinen Theil seiner Theorie.

menstellung von Auszügen aus den Schriften alter und neuer Kunstlehrer[45], zwar nicht ohne ein gewisses Geschick für die Behandlung des Einzelnen gemacht, aber ohne eigene innere Erfahrung und lebendige Anschauung von den Dingen, worüber er handelte, und dazu noch sehr mangelhaft in der wissenschaftlichen Methode, nach der das Ganze angeordnet war. § 285

§ 286.

Je allgemeiner die deutschen Dichter sich noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Wahl und in der Behandlung ihrer Gegenstände von Theorien bestimmen und leiten liessen, die von entweder ganz falschen oder halbwahren Grundsätzen ausgiengen; je mehr sie dabei auch noch immer fremde Vorbilder im Auge behielten, und je weniger die ästhetische Kritik schon damals so weit erstarkt war, um durch Beseitigung alter und neuer Irrthümer in der Dichtungslehre völlig aufzuräumen und mit dem Hervorziehen der höchsten Muster aus alter und neuer Zeit die geringern, die so lange zur Geltung gekommen waren, in Schatten zu stellen; desto weiter schien für unsere schöne Literatur noch immer der Zeitpunkt des Mündigwerdens und einer ungehemmten Kraftentwickelung hinausgerückt zu sein. Allerdings war das, was die Dichtung durch Klopstock gewann, nichts Geringes. Mit glücklichem Takt hatte er dem Gebiete, auf welchem sich bei dem damaligen Zustande des deutschen Lebens für den Dichter noch einzig und allein Gegenstände von einem höhern ideellen[1] und zugleich volksmässigen[2]

---

45) Auf dem Titel der ersten Ausgabe war das aus Collegienheften hervorgegangene Buch von dem Verfasser selbst als „ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller“ bezeichnet. Diese Schriftsteller waren vornehmlich Aristoteles, Longin, Horaz, Du Bos, Batteux, Baumgarten, J. A. Schlegel, Mendelssohn, Burke, A. Gerard (Essay on the taste, 1758), Home, Winckelmann und Lessing (dessen Laokoon besonders viel benutzt ist). Gegen Riedels Buch richtete Herder das vierte Stück seiner kritischen Wälder, welches er bereits 1769 in Riga zu schreiben anfieng, und woran er auch noch während seines Aufenthalts in Nantes arbeitete. Es blieb aber unvollendet und ist aus Herders Papieren in das Lebensbild 1, 3, zweite Hälfte, S. 217 ff. aufgenommen worden. Das Verhältniss, in welchem Herder zu der Zeit, da er diese Beurtheilung schrieb, zu Klotz und seinen Freunden stand, erklärt die ausnehmende Heftigkeit und Bitterkeit des Tons, mit der hier über Riedel der Stab gebrochen wird. Lessing hatte dagegen schon ein Jahr früher in den antiquarischen Briefen (S. 20) von Riedel gesagt, er habe ihn aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspreche, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeige.

§ 286. 1) „Das Ideelle hatte sich damals aus der Welt in die Religion geflüchtet, ja sogar in der Sittenlehre kam es kaum zum Vorschein.“ Goethe, Werke 25, 76. 2) Um diesen Ausdruck zu rechtfertigen und schon Gesagtes nicht

§ 286 Gehalt darboten, den Stoff zu seinem epischen Werke entnommen. Begeistert von dem Gedanken, die Religion durch die Poesie zu verherrlichen und diese wiederum durch eine im grossen Kunststil auszuführende Darstellung des Erlösungswerkes aus ihrer zeitherigen Niedrigkeit zur höchsten Würde zu erheben, war es schon dem Jünglinge gelungen, sich eine so zu sagen ganz neue poetische Sprache und in ihr das Werkzeug zu einer in Deutschland nicht minder neuen Kunstform zu schaffen, die dem Alterthum, wie es schien, mit dem glücklichsten Erfolge nacherfunden war. Allein Klopstock besass in zu geringem Grade die Gabe, die Gegenstände, die er dichterisch darstellen wollte, zu verkörpern und sinnlich zu beleben[3]; auch verkannte er noch zu sehr, dass gerade die Gattung der Poesie, für die er sich entschieden hatte, vor allem Andern Handlungen und Ereignisse zu ihrem Inhalte verlangt. In jedem Sinne ein Schüler der Schweizer, sowohl in der dichterischen Praxis, wie in den Grundsätzen seiner Theorie, liess er immer zuerst und zumeist das Herz sprechen und mahlte mehr die Seelenzustände, die Leidenschaften und Empfindungen seiner Personen, als dass er diese zu lebensvollen Gestalten ausbildete und ihre Charaktere vornehmlich aus ihren Handlungen anschaulich machte[4]. So blieb die

---

zu wiederholen, berufe ich mich auf das, was § 220 über die geistliche Lyrik des vorigen Zeitraums und über das Kirchenlied insbesondere bemerkt worden ist.

3) In der Stelle von Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung", die von Klopstocks Poesie im Allgemeinen und von seiner epischen Darstellungsweise im Besondern eine meisterhafte Charakteristik gibt, heisst es u. a. auch (8, 2, 116 f.): „Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in dem Messias sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraction hat sie erschaffen, nur die Abstraction kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. — Klopstocks Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiss er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden."

4) „Leset Homer, und dann leset Klopstock; jener mahlet, indem er spricht; er mahlet lebende Natur und poetische Welt: dieser spricht, um zu mahlen, er schildert, und um neu zu sein, eine ganz andre Welt, die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: lass sie selbst reden!" Herder, Fragmente über die neuere deutsche Literatur 1. Ausg. 1, 55. — Schiller, der in einer Anmerkung zu der eben angezogenen Stelle seiner Abhandlung eine bildende (plastische) und eine musikalische Poesie unterscheidet und das Wesen der letztern darin setzt, dass sie, wie die Tonkunst, bloss einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringe, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes der Nachahmung nöthig zu haben, nennt Klopstock einen musikalischen Dichter. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch-poetischer Rücksicht sei, so vieles lasse sie in plastisch-poetischer noch zu wünschen übrig. — Ein Mann wie Merck, der allein schon durch jenes bedeutende Wort über Goethe's „Bestreben und unablenkbare Richtung" (vgl. oben

erste, bereits in den Fünfzigern vollendete Hälfte des Messias[5], in § 286
welcher sich Klopstocks episches Talent noch am frischesten und kräftigsten zeigte, der künstlerischen Ausführung nach nur immer ein unvollkommener Versuch in der Gattung, in welcher der hochstrebende Jüngling etwas noch Grösseres und Erhabeneres als das verlorene Paradies hervorbringen zu können gehofft hatte. Abgesehen von dem, was Klopstock für die Ausbildung unserer poetischen Sprache und für die Erweiterung der poetischen Formen gethan hat, bestand das Hauptverdienst, welches er sich um die deutsche Dichtung durch seine Jugendwerke unmittelbar erwarb, darin, dass er dem Ausdruck seiner Empfindung zu grösserer Freiheit und Unmittelbarkeit verhalf. Denn bei ihm kam sie in unserer neuen Kunstdichtung zuerst im weiterm Umfange zu vollem Durchbruch: im Messias, in den Oden, in den Elegien sprach sie sich mit der ganzen Stärke und Innigkeit seines zunächst von der Religion erfüllten, dann aber auch von einer reinen und ernsten Liebe entzündeten und für Freundschaft, Natur und Vaterland schlagenden

---

S. 152, 78) bewiesen haben würde, dass er wusste, worin sich die rechte poetische Schöpferkraft zeige, trat darum auch mit dem Bekenntniss gegen Nicolai heraus, dass er nach seiner Vorstellungsart Klopstock nie für einen wahren poetischen Kopf gehalten habe (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe S. 118). -- Sehr treffend urtheilte Ilgen über den Messias; vgl. Weimar. Jahrb. 3, 188 ff. In neuester Zeit ist das härteste Urtheil über Klopstock wohl von Danzel, Lessing 1, 207; 493 f. gefällt worden. Er hätte es in weniger schroffe und den Dichter nicht so herabwürdigende Worte fassen können, und es würde der Gerechtigkeit damit nichts vergeben worden sein, wenn Danzel dem Messias eine etwas höhere Bedeutung, wenn auch nicht in der Geschichte der Poesie überhaupt, so doch in der Geschichte unserer vaterländischen Dichtung beigelegt hätte. 5) Gesang 1—3 zuerst 1748 in den Bremer Beiträgen Bd. 4, St. 4 und 5; verbessert, und dazu Gesang 4 und 5, unter dem Titel „Der Messias. Erster Band.“ Halle 1751. 8; die zehn ersten Gesänge, die schon früher erschienen aufs neue verbessert, Kopenhagen 1755. 2 Bde. 4. (gedruckt auf Kosten des Königs von Dänemark), und Halle 1756, 2 Bde. 8. (der erste eine unveränderte Auflage des Drucks von 1751, aber in einer neuen, verbesserten Auflage 1760; der zweite gleich nach der Kopenhagener Ausgabe); Gesang 11—15 als dritter Band des Kopenhagener Druckes 1768, des hallischen 1769; endlich Gesang 16—20 als vierter Band der hallischen Ausgabe 1773 (in der Kopenhagener blieb es bei drei Bänden). Eine verbesserte Ausgabe des Ganzen in der gewöhnlichen und eine in Klopstocks neuer Rechtschreibung erschienen Altona 1770. 2 Bde. kl. 4. und gr. 8. Nochmals verbessert wurde der Messias in die Ausgabe von Klopstocks sämmtlichen Werken aufgenommen, die in Quart, aber nur bis zum 7. Bde. zu Leipzig 1798—1800, und in Octav, um fünf Bände vermehrt, ebendaselbst 1798—1817 herauskam; wiederholt Leipzig 1823—26. 12 Bde. 16; dazu die Ergänzung (Bd. 13—18) „Klopstocks sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen etc., herausgeg. von A. L. Back und A. R. C. Spindler.“ Leipzig 1830. 16. Später

§ 286 Herzens aus[6]. Er war mehr als alles Andere der Dichter der Empfindung[7] und daher weit mehr zum Lyriker berufen, als zum Epiker oder Dramatiker. Auch sind die Stellen in der vordern Hälfte des Messias ihm am meisten gelungen und wirken noch immer am stärksten und reinsten auf den Leser, in denen der Dichter nicht erzählt, sondern seine eigenen oder der heiligen Personen fromme Empfindungen geschildert hat. — Wenn indessen diese Empfindungspoesie schon bei Klopstock selbst öfter in zu unbestimmte und nebelhafte Umrisse verschwamm, oder sich zu hoch in ein ätherisches Schwärmen verstieg und damit ein eben so wohl für den Gedanken wie für die sinnliche Anschauung Unerfassliches wurde[8], so verlor sie sich bei seinen Nachahmern noch viel häufiger entweder in einen blossen Wortschwall über vorgeblich Empfundenes[9], oder sie ward zu einer überspannten Gefühlsschwelgerei[10]. Nicht die rein natürliche und gesunde Empfindung der Menschenbrust, sondern eine erkünstelte und krankhafte Empfindsamkeit griff in der deutschen Poesie während der fünfziger Jahre immer weiter um sich und wurde einer der sie am meisten charakterisie-

---

erschienene Ausgg. sind verzeichnet in W. Engelmanns Bibliothek der schönen Wissenschaften 2, 156; 367. 6) Nach Weinhold, H. Chr. Boie, S. 169, schrieb Boie (30. Dec. 1771) an Knebel (Knebels liter. Nachlass 2, 112): „Gott, Mädchen, Vaterland ist sein Thema. Einer meiner Freunde meint, dass man Mädchen, Vaterland und Gott nach der Art sagen müsse, in der er sie behandelt.“ Dieser Freund, fährt Weinhold fort, war Herder; die Stelle findet sich in einem Briefe desselben (23. Nov. 1771): „Ueber Klopstock bin ich völlig einig. Ich habe schon vor Wochen hier ein Exemplar seiner Oden (des Darmstädter Druckes) bekommen, und nur wenige Tage genossen, weil ichs gleich weiter schickte, aber was für ein lyrischer Reichthum! was für vortreffliche Verbesserungen seiner alten Oden! Was in seiner nordischen Mythologie für wahre Schöpfung! Man sieht seine Ideen haben Welt und Umkreis, statt dass die meisten andern Barden noch in Oede flattern und wissen nicht, was sie damit sollen. Indessen unter allen seinen drei Gegenständen, Gott Mädchen Vaterland, bleibt sein Mädchen immer Mädchen, sein süssester Gesang und der liebe Gott, dem Range nach der erste, bleibt wie fast immer eigentlich nur der dritte.“

7) Diess hob schon 1767 Herder besonders an ihm hervor: „Klopstock ist in meiner Seele unser grösster Dichter an Empfindung (Fragmente“ 3, 312).
8) Lessing schrieb im 51. Literatur-Briefe, wo er über zwei lyrische Stücke Klopstocks (es war ein Lied J. A. Cramers [vgl. dessen Gedichte 2, 33 ff]; Lessing hatte sich in dem Verf. geirrt; vgl. noch Bd. 3, 358, Anm. 25), die im nordischen Aufseher erschienen waren, berichtete: das eine, ein geistliches Lied auf die Auferstehung des Erlösers, „ist wie — des Hrn. Klopstocks Lieder alle sind; so voller Empfindung, dass man oft gar nichts dabei empfindet.“ In dem andern hatte ihn eine schöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten; es hatte ihm während des Lesens geschienen, als theile er des Dichters Begeisterung mit ihm: müsse uns denn alles etwas zu denken geben? 9) Vgl. den 209. Literatur-Brief 10) Diesem Hange hatte sich namentlich Wieland in seinen

renden Züge. Besonders befördert ward die sentimentale Stimmung der Dichter noch durch die Werke einiger Engländer, die um diese Zeit bei uns entweder in Uebersetzungen erst eingeführt oder wenigstens allgemeiner verbreitet wurden. Insofern sie sich mehr schwermüthig-religiös äusserte und sich in düstern Vorstellungen von Tod und Grab ergehen wollte, fand sie ihre Hauptnahrung in Youngs Nachtgedanken[11]; die gefühlige Auffassung des in der Natur waltenden Lebens, die sich damit berührenden Vorstellungen von einem der Natur getreuen, in Einfalt und Unschuld dahin lebenden Menschengeschlecht, und die daraus hervorgehende empfindsam schildernde und idyllische Dichtung wurden besonders durch den Einfluss begünstigt, den Thomson auf die deutschen Dichter aus- § 286

Jugendschriften hingegeben, die Lessingen so sehr missfielen; vgl. oben in dem Abriss von Wielands Leben S. 119. 11) „The complaint or night-thoughts.“ London 1741 ff. Sie wurden in Deutschland vornehmlich durch Eberts Uebersetzung allgemeiner bekannt. Zuerst lieferte er dieselbe in den „Uebersetzungen einiger poetischen und prosaischen Werke der besten englischen Schriftsteller.“ Braunschweig 1754. 56. 2 Bde. 8; sodann in „Dr. Ed. Youngs Klagen, oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, in neun Nächten; nebst desselben sieben characteristischen Satiren auf die Ruhmbegierde. Uebersetzt, mit kritischen und erläuternden Anmerkungen begleitet etc.“ Braunschweig 1760—71. 5 Bde. 8; verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1790—95. 8 (vgl. hierüber und über andere Uebertragungen aus den Jahren 1759 und 1760, 61 Eschenburg in J. A. Eberts Episteln und vermischten Gedichten 2, S. XXIX ff.; Gottscheds Neuestes etc. von 1760, S. 71 ff. und Literatur-Briefe 283 f.). Wie Klopstock über Youngs Werk 1755 dachte, erhellt aus § 285, 19 (vgl. auch die Ode „An Young“ aus dem J. 1752). J. A. Cramer erklärte (im 13. Stück des nordischen Aufsehers S. 161) Young für ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben sei, sondern auch unter den Menschen am nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenze. Nach der Offenbarung kannte er fast kein Buch, welches er mehr liebte, welches die Kräfte seiner Seele auf eine edlere Art beschäftigte, als Youngs Nachtgedanken. Zu Ende der Fünfziger und im Anfang der Sechziger gab es der „Nachtgedankenmacher“, wie die elenden Nachahmer Youngs in den Literaturbriefen genannt wurden, unzählige; vgl. darüber die Literatur-Briefe 182. 183. 185. 207. Die biblischen Epopöen, die Poesie Youngs und vieles, was in der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ (vgl. S. 56, 21) erschienen war, hatten der deutschen Dichtung nach und nach eine Färbung verliehen, die Nicolai am Schluss des 183. Literatur-Briefes (Th. 11, 85 f.) als „die affectierte Scheinheiligkeit“ im Dichten bezeichnet. Es werde, sagt er, beinahe für eine Schande gerechnet, wenn man eine alberne Schrift auszische, deren elender Verfasser thue, als ob er Religion und Tugend predige. Bei vielen sei der Glaube aufgekommen, dieser dunkle, nächtliche, übermenschlich-melancholische Geschmack führe zum Pathetischen. — Die „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter“ etc. (von Mauvillon und Unzer) schrieben die günstige Aufnahme und die zahlreichen Nachahmer, welche Young in Deutschland fand, hauptsächlich dem Einfluss der Schriften Gellerts und seiner Schule zu (1, 308 ff.; vgl. auch 2, 3 f. und 6 f.), aber gewiss mit zu einseitiger und vorurtheilsvoller Auffassung der frühern Literaturverhältnisse.

§ 286 übte[12]; das Schwärmen für Tugendideale in der Charakterdarstellung und die damit verbundene sentimentale Sittenpredigt durch die Wirkungen, welche Richardsons Romane[13] überall hervorbrachten. — Zu den Dichtern, die sich dieser einen Hauptrichtung in der Zeitstimmung hingaben, bildeten den vollkommensten Gegensatz diejenigen, welche der bereits von Hagedorn und Gleim vorgezeichneten Bahn folgten: die einer heitern Lebensphilosophie huldigenden Dichter der Freude und des Scherzes, deren Vorbilder besonders einige Franzosen und Anakreon waren[14]. Aber auch ihre Poesien enthielten im Allgemeinen viel mehr Gemachtes als wirklich innerlich Erlebtes und Empfundenes, viel häufiger blosse Spiele des Witzes als den echten und natürlichen Ausdruck eines durch unmittelbaren Lebensgenuss froh erregten Gemüthes, und ihre „Gesänge von Liebe und Wein", zumal die sogenannten anakreontischen Lieder, liefen in den allermeisten Fällen auf nichts weiter hinaus, als auf ein läppisches, alles poetischen Gehalts entbehrendes Wortgetändel. Die Gabe anakreontisch zu dichten, bemerkt Kästner in einem Schreiben über die Anakreontiker, „welches eine eben so feine als zu jenen tändelnden Zeiten nöthige Satire enthielt"[15], müsse anstecken, wie die Elektricität oder wie die Pest. Er wenigstens habe die Erfahrung davon gemacht, als er vor Kurzem „über Tische in einer Zeitung eine allerliebste anakreontische Ode" gelesen und sich sofort aufgelegt gefunden hätte, statt Mittagsruhe zu halten, eine anakreontische Ode „zu machen oder vielmehr zu schreiben", die er nun mittheilt. „Sie glauben nicht", schreibt er weiter, „wie leicht mir dieselbe geworden ist. Ich dachte, unsere anakreontischen Dichter könnten ihrer in einem Jahre mehr machen als ein Nürnberger Künstler Stecknadeln oder Glascorallen" etc. Herder verglich[16] unsere gemeinen Anakreontisten mit Fledermäusen, die in der mittlern Region blieben, das Ideal nicht erreichten und bei Andeutung des Vorfalls niedrig würden. Gleim wäre allein der Vergleichung

12) Nachdem schon Brockes 1745 eine Uebersetzung von Thomsons Jahreszeiten („The seasons," 1726 ff.) geliefert hatte, kam 1758 eine andere von J. F. W. v. Palthen zu Rostock heraus. 13) „Pamela" (1740), „Clarissa" (1748), „Grandison" (1753): sie fanden schon in den Vierzigern und Fünfzigern den Weg nach Deutschland, wo sie bald übersetzt wurden. 14) Lessing nahm es in „das Neueste aus dem Reiche des Witzes" Septbr. 1751 (Sämmtliche Schriften 3, 236 ff.) auf: dass es von Kästner herrühre, bemerkte Lachmann nachträglich S. 649. 15) Nicht unbemerkt darf es übrigens bleiben, dass bisweilen ein und derselbe Dichter in gewissen Stunden Young nachgieng und schaurige, in der Einsamkeit und bei Gräbern gehegte und ausgesponnene Gedanken vortrug, in andern Stunden wieder anakreontisch und verliebt tändelte. Vgl. den 183. Literatur-Brief. 16) In den Fragmenten 1. Ausg. 2, 340 ff.

mit dem griechischen Dichter werth; allein auch bei ihm sei weniger § 286
Einfalt zu finden als bei dem Alten; oft mache sich statt ihrer Kunst bemerkbar, und ein Lied voll griechischer Einfalt schliesse er häufig mit einem französisch-witzigen Einfall. Der Alte zeige den Reiz in Handlung und die Empfindung in Wirkung; der Neue alles mehr in Worten und Beschreibung; hier sei durchgängig mehr todte Kunst als lebende Natur anzutreffen. Indessen fehlte es dieser Richtung noch an dem grossen Nachdruck, welcher jener andern Klopstocks poetischer und sittlicher Charakter verlieh. Sie erhielt ihn erst in den Sechzigern — und strebte dann auch gleich höhern Zielen zu — durch Wielands Talent, als dieser die Reihen der seraphischen und weichlich schwärmenden Dichter verlassen, mit allem Idealismus gebrochen und sich die Verkündigung und Ausbreitung seiner theils aus innern Erfahrungen, theils aus Büchern gewonnenen Lebensphilosophie als einen Hauptzweck seiner Dichtungen vorgesetzt hatte[17]. — Eins der untrüglichsten und erfreulichsten Zeichen, dass die Poesie nach Klopstocks Auftreten schon Anstalt machte, dem Leben näher zu rücken und sich mit dessen geistigem Gehalt zu erfüllen, war die Wendung, die sie bei der Wahl ihrer Gegenstände zur vaterländischen Geschichte und zu den gleichzeitigen vaterländischen Zuständen und Ereignissen hin nahm. Wenn dieselbe sich in Klopstocks Gedichten aus dieser Zeit noch kaum anders als in dem Erwachen eines wärmern Gefühls für das deutsche Vaterland und in einer lebendigen Erinnerung an die ruhmvolle Vorzeit unsers Volks kund gab[18], so giengen dagegen schon einige lyrische Stücke von Uz auf die allgemeinen Verhältnisse des Vaterlandes, wie sie sich in jenen Jahren gestaltet hatten, und auf die damaligen deutschen Sittenzustände unmittelbar ein[19];

---

17) Vgl. in dem Abriss von Wielands Leben S. 121. 18) Vgl. die Oden „Heinrich der Vogler“ (1749), „Hermann und Thusnelda“, „Fragen“, „Die beiden Musen“ und „An Gleim“ (alle vier aus dem J. 1752). Während des siebenjährigen Krieges war seine Lyrik nur der Religion und seinem dänischen Friedrich geweiht. Vgl. oben S. 17. Klopstock hat sich, was die Gegenstände der Dichtungen betrifft, die man im engern Sinne als seine vaterländischen zu bezeichnen pflegt, eigentlich niemals über den Standpunkt der Dichter des vorigen Zeitraums erhoben. Dagegen wird jeder gern zugeben, dass er dieselben Stoffe, nach denen schon sie gegriffen hatten, mit einem viel wärmeren Gefühl für das Vaterland durchdrungen, des unvergleichlich geläuterten Geschmacks und der Kunst gar nicht zu gedenken, womit er sie zu behandeln verstanden hat. 19) Vgl. „Das bedrängte Deutschland“ (schon in der Ausgabe von Uzens lyrischen Gedichten aus dem J. 1749) und „An die Deutschen“ (zuerst in der Ausg. der lyrischen und anderen Gedichte von 1755). Die übrigen Stücke verwandten Inhalts, „An die Freiheit“, „Auf den Frieden“ und „Der Patriot“, wurden erst 1768 in das fünfte Buch der lyrischen Gedichte mit aufgenommen.

§ 286 und noch viel unmittelbarer, reiner und wärmer sprach sich in Gleims Grenadierliedern[20] der Antheil aus, den der Dichter von seinem preussischen Standpunkte aus an den Begebenheiten des siebenjährigen Krieges nahm. Ein gewisser Lieberkühn[21] hatte „Zwei Kriegslieder an die Unterthanen des Königs von einem preussischen Offizier. Mit Melodien“ etc. drucken lassen, die Nicolai[22] kurz anzeigte. Davon nahm Lessing, der an Kleist schrieb[23], Lieberkühn habe sich vom Teufel blenden lassen, diese Schlachtgesänge herauszugeben, Veranlassung[24], „zwei ähnliche aber weit bessere Gesänge mitzutheilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfasser“ hätten. Diess waren Gleims „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges“ und „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag“[25]. Wie Lessing die übrigen Kriegslieder Gleims, die er nachher mit jenen beiden zusammen herausgab, aufnahm, und welche Wirkung sie auf ihn machten, ist zunächst aus seinem Briefe an Gleim[26] zu ersehen. Er versichert, dass er den Grenadier von Tag zu Tag mehr bewundere, dass derselbe alle seine Erwartungen zu übertreffen wisse, und dass er das Neueste, was der Grenadier gemacht habe, immer für das Beste halten müsse: ein Bekenntniss, zu dem ihm noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben habe! Er wurde durch diese Kriegslieder nicht allein veranlasst, sich eine eine Zeit lang sehr eifrig mit den ihm zugänglichen Ueberbleibseln unserer mittelalterlichen Poesie zu beschäftigen, sondern ihm gieng[27] daraus auch ein ganz neuer Begriff von lebendiger Lyrik, ja von lebendiger Poesie überhaupt auf: er erkannte den hohen Werth, welcher einem Gedicht daraus erwachse, dass es individuell wahr und von volksthümlichem Gehalt sei[28]. Wie Lessing, so stellten

---

20) Die erste, von Lessing besorgte Ausgabe „Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien,“ erschien zu Berlin (1758). 12; nach einer neuen Auflage (auch ohne Jahreszahl) eine Ausgabe mit neuen Melodien, Berlin 1778. 8. und öfter; dann in Gleims sämmtlichen Werken. Erste Originalausgabe aus des Dichters Hdschr. durch W. Körte. Halberstadt 1811—13. 7 Bde. 8; Supplementband. Leipzig 1841. 12. (auch unter dem Titel: Vater Gleims Zeitgedichte, von 1789—1803). Vgl. E. Niemeyer, Gleims preussische Kriegslieder, im Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 21, 121—152.

21) Derselbe dessen Uebersetzung der „Idyllen Theokrits, Moschus und Bions“ 1757. Lessing bald nachher in der Bibliothek der schönen Wissenschaften etc. 2, 366 ff.; sämmtliche Schriften 5, 81 ff. so scharf kritisierte. 22) In der Bibliothek 1, 401 f. 23) Sämmtliche Schriften 12, 97. 24) In dem ersten Band der Bibliothek S. 426 ff. 25) Vgl. Lessings sämmtliche Schriften 5, 77 ff. und Nicolai's Anmerk. zu einem seiner Briefe an Lessing, 13, 86, die aber durch Danzel 1, 336 f. berichtigt worden ist. 26) Vom 6. Febr. 1758. 12, 107 f.

27) Wie besonders aus seiner Vorrede zu der Ausgabe der Kriegslieder, sämmtliche Schriften 5, 101 ff., erhellt. 28) Vgl. Danzel 1, 337 f.

auch Herder und Goethe die Kriegslieder sehr hoch. Jener schrieb[29] Gleim das Verdienst um die Ehre seiner Nation zu, dass er Nationalgesänge gesungen, die keiner unserer Nachbarn hätte, keiner unserer Nachbarn uns entwenden könnte. Hier habe einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Nach Goethe[30] behaupten sie deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdiess, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lässt. — Im Uebrigen traten, von Lessings poetischen Werken, die er schon im Ausgang der Vierziger und im Laufe der Fünfziger verfasste, zunächst abgesehen, in den Richtungen der schönen Literatur, so wie in den Gegenständen, an die sie sich vorzugsweise hielt, und in deren Behandlung nach dem Jahre 1748 und vor dem Erscheinen der Literaturbriefe keine wesentlichen Aenderungen ein; nur dass jetzt nach und nach die Form der ungebundenen Rede fast in allen Dichtarten neben den von Alters her üblichen oder neu eingeführten Versformen mehr oder weniger in Gebrauch kam[31]. — Der Haupt- § 286

29) Schon in den Fragmenten 2, 345 ff. 30) Werke 25, 104. 31) Sogenannte komische Epopöen in Prosa abgefasst erschienen bereits 1741 (J. F. Lamprechts „Tänzerin" und Gottscheds „deutscher Dichterkrieg"), denen später andere von Zachariae, v. Thummel etc. folgten. Klopstock beabsichtigte anfänglich auch seinen Messias in Prosa zu schreiben. Gessner schrieb darin wirklich nicht bloss seinen „Daphnis" (1754) und andere idyllische Stücke, sondern auch die biblische Dichtung „der Tod Abels" (1758), die bei ihrem Erscheinen als eine eigentliche Epopöe angesehn wurde. Derselben Form bediente sich auch F. K. von Moser für seinen „Daniel in der Löwengrube" (1763), und J. F. Schmidts „Poetische Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" (1759) waren theils in Hexametern theils in Prosa geschrieben. — In der höhern Lyrik brachte Klopstock 1754 eine Form auf, die Lessing als „eine künstliche Prosa in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst" bezeichnete (vgl. oben S. 265); und in den sich mit dem anakreontischen Liede zunächst berührenden „Tändeleien" von Gerstenbergs (1759) wechselten Verse mit Prosa ab; seine „Prosaischen Gedichte" (1759) waren ganz in der letztern abgefasst. — Im Lustspiel hatte man sich schon sehr lange ungleich öfter der ungebundenen als der gebundenen Rede bedient und zu Anfange der Vierziger in Gottscheds Schule darüber gestritten, ob die letztere für diese dramatische Gattung überhaupt zulässig sei. In dem Trauerspiel fasste die Prosa festen Fuss, seitdem Lessing sich dafür in seiner „Miss Sara Sampson" (1755) entschieden hatte. In der Operette wurden nach dem Vorgange Ch. F. Weisse's (seit 1752) nur die für den Gesang bestimmten Stellen versificiert. — Die Fabel suchte Lessing (1759) grundsätzlich zur Prosarede zurückzuführen; in der Satire hatten sie schon Liscow und Rabener mit Geschick gehandhabt, und in der Epistel war es ganz gewöhnlich geworden, gebundene und ungebundene Rede abwechseln zu lassen.

§ 286 fortschritt, den unsere darstellende Literatur in diesem Zeitabschnitt machte, bestand in der Ausbildung und Verfeinerung der verschiedenen poetischen und prosaischen Stilarten und nächstdem in der grössern Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der metrischen Formen, die sich die Dichtung aneignete[32].

§ 287.

Der ästhetischen Kritik hatten zwar die Streitigkeiten zwischen den Leipzigern und den Schweizern Gelegenheit genug geboten, ihre Kräfte zu üben; dennoch hatte sie bis in den Anfang der Fünfziger sich nur wenig über den Standpunkt erhoben, auf den sie bereits um 1740 gelangt war. So lange einerseits die Zeitschriften Gottscheds, andererseits die kritischen und polemischen Schriften der Züricher ihre Hauptorgane blieben, und so lange noch fast alle deutschen Schriftsteller, die sich in irgend einer Art mit ihr befassten, einer der beiden feindlichen Parteien angehörten, also in dem Sinne der einen oder der andern schrieben, war das ästhetische Urtheil über die neuen Erscheinungen in unserer schönen Literatur auch noch ein einseitig befangenes. Mehr oder minder von Parteirücksichten bestimmt[1], stützte es sich immer auf die der Partei für unumstösslich geltenden Sätze ihrer Kunstlehre, rührte dabei zu allermeist kaum an den Kern der Dinge, sondern blieb fast allein an der Schale haften, an Redensarten, Worten, Versmassen u. dgl.[2], und tadelte oder verwarf gewöhnlich schlecht-

---

32) Was über die anderweitigen Fortschritte, welche die einzelnen poetischen und prosaischen Gattungen in diesen Jahren machten, hier gesagt werden könnte, bleibt besser theils den nächstfolgenden Paragraphen, theils erst dem fünften und sechsten Abschnitt vorbehalten.

§ 287. 1) Von den gelehrten Zeitschriften, die vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften und den Literaturbriefen gegründet waren und auch auf die Besprechung belletristischer Neuigkeiten eingiengen, zeichneten sich, wie ihnen schon Herder (Werke zur schönen Literatur 16, 163 f.) nachgerühmt hat, die göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen (vgl. S. 87, 6) unter Hallers Leitung durch „Unparteilichkeit, Billigkeit und Gleichmuth" aus; und in der ersten Hälfte der Fünfziger waren sie es mit zuerst, welche in verschiedenen Recensionen von J. D. Michaelis anerkennende und einsichtige Beurtheilungen von Lessings Jugendschriften brachten. Vgl. Danzel, Lessing 1, 116 f; 167; 234 f.; 250 f. 2) Nachher galt Ramler in Deutschland noch lange für einen der vorzüglichsten Kritiker: worin anders aber bestand seine kritische Kunst, als in der Anwendung eines durch Uebung geschärften feinen Gefühlsvermögens, zwischen dem Angemessenen und dem Unangemessenen im Ausdruck zu unterscheiden, und einem zarten Sinn für die Gefügigkeit und das Ebenmass der metrischen Form? Er hat durch sein Beispiel, seinen Rath und seine Feile, die er, dazu aufgefordert oder ganz eigenmächtig, an die Gedichte Anderer legte (selbst Lessing erbat sie sich mitunter, und das noch in den Siebzigern, für seine kleinern Sachen; vgl.

hin[3], wo es nicht unbedingt lobte. Erst Lessings Kritik brachte hierin § 287
eine Aenderung hervor. Er hatte sich beim Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn zunächst im poetischen Hervorbringen versucht und geübt: im leichten und heitern Liede, in der schwankartigen Erzählung und in der Fabel, im reflectierenden Lehrgedicht und im Epigramm stand er bereits vor seinem vier und zwanzigsten Jahre mit den besten Dichtern seiner Zeit auf gleicher Höhe, und im Lustspiel hatte er sie sogar alle überflügelt[4]. Noch bevor Klopstocks Name durch den Messias in Deutschland bekannt wurde, zu Anfang des Jahres 1748, war Lessings „junger Gelehrter" schon auf der Leipziger Bühne, der sich damals in Deutschland keine an die Seite setzen liess, mit Beifall aufgeführt worden[5]. So hatte er sich, selbst producierend, mit den meisten der damals vorzugsweise gepflegten Dichtarten vertraut gemacht und in den gangbaren poetischen Formen eingewohnt[6], sie auch zum Theil schon innerlich vervollkommnet[7], als er im Jahre 1751 zu Berlin die Redaction des gelehrten Artikels der vossischen Zeitung übernahm und darin so

---

sämmtliche Schriften 12, 275 f.; 301; 312; 319), zur Ausbildung und Verfeinerung der poetischen Diction und der Rhythmik viel beigetragen und sich damit allerdings um unsere schöne Literatur verdient gemacht; allein im Grunde war diese Kritik, wenn auch eine Zeit lang unumgänglich nöthig, doch immer nur von sehr untergeordneter Art, mit der sich zur Hebung der deutschen Poesie wenig ausrichten liess, und die ihr niemals zur Mündigkeit und einer freien Kraftentwickelung verholfen hätte. 3) Was Goethe (Werke 25, 62 f.) von der Kritik bemerkt, die zu der Zeit, da er in Leipzig studierte, an der Tagesordnung war, gilt noch viel mehr von der Kritik, wie sie vor dem Erscheinen der Literaturbriefe in Zeitschriften und anderwärts von den Allermeisten gehandhabt wurde. „Das Schlechte schlecht zu finden" (damals besonders auch vom Standpunkt der Partei aus) „war der grösste Spass, ja der Triumph der Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besass, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Massstabe versehen, den er überall anlegen könne." 4) Näheres über das Verhältniss des Dichters Lessing in den Jahren 1747—53 zu dem Standpunkt, auf welchem sich damals die Gattungen, in denen er sich versuchte, befanden, so wie zu den vorzüglichsten Dichtern, die sich schon früher einen Ruf erworben hatten, ist bei Danzel 1, 115—168 nachzulesen. 5) Vgl. S. 112 unten. Man wird aus der Nachricht in G. E. Lessings Leben (von seinem Bruder) 1, 71, und darnach in Danzels Buch 1, 110, von dem Komödienzettel, worauf die Ankündigung des jungen Gelehrten mit Beisetzung des Namens seines Verfassers kommen sollte, doch wohl schliessen dürfen, dass der Name nachher wirklich darauf kam, also wenigstens in Leipzig schon im Januar 1748 allen bekannt wurde, die sich für das Theater interessierten. 6) Dass es gerade das Ausgehen von der ästhetischen Production gewesen ist, was Lessing auf dem kritischen Felde den Sieg über alle seine Zeitgenossen verschafft hat, ist bereits von Danzel S. 102 f. gehörig hervorgehoben und, soweit es in der allgemeinsten Weise geschehen konnte, begründet worden. 7) Auch hierüber verweise ich auf den Anmerk. 4 angeführten Abschnitt in Danzels Buch.

§ 287 wie in der Beilage dazu, „dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes“, die Erstlinge seiner Kritik lieferte[8]. Gleich hier zeigte es sich, dass, wenn sich Lessing bei der Beurtheilung der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur auch durchaus von Gottscheds Grundsätzen abkehrte, er doch keineswegs der Lehre der Schweizer unbedingt anhieng, ja dass er sich nicht einmal mehr an jenem mittleren Standpunkt der aus dem Parteikampf gewonnenen allgemeinen Bildung genügen liess, sondern dass er sich bereits über beide Parteien erhoben hatte und zu einem eigenen Standpunkt als Kunstrichter gelangt war. Indem er auf theoretische Fragen und Untersuchungen zunächst gar nicht eingieng, vielmehr fürs erste Batteux' Lehre im Ganzen gelten liess[9] und selbst noch mehrere Jahre an der althergebrachten Meinung festhielt, die Dichtung müsse sich moralische Zwecke setzen und besonders durch nützliche Wahrheiten unterrichten[10], neigte er sich zwar in seinen Ansichten von den Quellen, der Natur und der Bestimmung der Poesie, so wie in seiner Auffassung des Ursprungs und der Gültigkeit der Regeln, der Lehre der Schweizer zu[11]. Wo er jedoch Urtheile über Dichtwerke abzugeben hatte, die aus den beiden sich feindlichen Schulen hervorgegangen waren, bewies er, dass er das Einseitige und Irrthümliche in Bodmers und seiner Anhänger Bestrebungen und das Mangelhafte oder schlechthin Verwerfliche in ihren poetischen Erfindungen nicht minder scharf und richtig erkannt hatte, als den Unwerth der Poesien Gottscheds und seiner ihm treugebliebenen Schüler[12]. Lessing trat, ohne den Reim für unentbehrlich zu halten, für seinen Fortgebrauch gegen die Schweizerpartei auf, als diese ihn den deutschen Dichtern zu verleiden und ihn aus unserer Poesie

---

8) Vgl. S. 113 unten. 9) S. das Neueste aus dem Reiche des Witzes, Juni 1751 (sämmtliche Schriften 3, 222 f.). Lessing meint hier, dass alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, sich an Batteux' Grundsatz festhalten können: derselbe befreie sie von tausend eiteln Zweifeln und unterwerfe sie bloss einem einzigen unumschränkten Gesetze, welches, sobald es wohl begriffen sei, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthalte. Vgl. auch Danzel S. 345 f. 10) Wie er 1750 in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters (s. Schriften 3, 138) die Absicht des Lustspiels darin gefunden hatte, dass es die Sitten der Zuschauer bilde und bessere, so suchte er auch noch vier Jahre später in der theatralischen Bibliothek (s. Schriften 4, 153) „den Grad der Nützlichkeit“ des rührenden Schauspiels gegen die Nützlichkeit der alten Komödie zu bestimmen. Wo er in derselben Zeitschrift von den Trauerspielen des Seneca handelt und auf „die Moral des rasenden Herkules“ zu sprechen kommt, sagt er zwar (4, 255), er halte es eigentlich eben für keine Nothwendigkeit, dass aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fliessen müsse; allein das verlangt er doch zum mindesten, dass uns einzelne Stellen darin von nützlichen Wahrheiten unterrichten. 11) Vgl. Danzel S. 191—210. 12) Vgl. § 283, Anm. 38.

ganz zu verdrängen suchte[13]. Er spottete über Bodmers Grillen, § 287
die den Geist und das Feuer in der Dichtkunst ersetzen sollten, und verlachte Meiern mit seiner Kunstlehre und seiner kritischen Beleuchtung des Messias[14]. Ihm missfielen die biblischen Epopöen aus der Schweiz sammt dem, was sich daran knüpfte, und er fand in ihnen eben so wenig einen freien Geistesschwung und nicht mehr Poesie wie in Schönaichs Hermann. Schon 1751[15] sprach er das deutlich aus. „Hätte“, schreibt er, „der Hr. Professor (Gottsched), anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es gibt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmass, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reisst, bemühen sie sich, anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben. Gleichwohl finden diese Herren ihre Bewunderer; und sie haben, grosse Dichter zu heissen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen“. Und im Mai desselben Jahres[16] mit Beziehung auf Klopstock und

13) Vgl. S. 246 f. 14) „Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung Und Göttern (so) in der Brust, sind Regeln jetzt genung. Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen Der jungen Dichter Hirn statt Geist und Feuer füllen. Sein Affe (Meier) schneidert schon ein ontologisch Kleid Dem zärtlichen Geschmack zur Maskaradenzeit. Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet, Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.“ Aus dem Gedicht „An den Hrn. Marpurg, über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst“ (zuerst gedruckt 1753; in den sämmtlichen Schriften 1, 178 ff.). Es ist auch noch vornehmlich merkwürdig durch eine längere Stelle (S. 182 f.), in welcher Lessing sich darüber erklärt, wie viel, oder vielmehr wie wenig Vortheil dem Genie aus der Beobachtung der Regeln erwachsen könne. Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschlossen, sei alles durch sich selbst und werde ohne Regeln gross. Er gehe, so kühn sein Gang sei, auch ohne Führer sicher; er schöpfe aus sich selbst, sei sich Schule und Bücher. Was ihn bewege, bewege; was ihm gefalle, gefalle; sein glücklicher Geschmack sei der Geschmack der Welt. — Geradezu verspottet wird die Züricher Dichterzunft in dem Bruchstück „Aus einem Gedicht über den jetzigen Geschmack in der Poesie“ (schon 1751 vorhanden, wie sich aus der Anführung einiger Verse im Neuesten 3, 207 f. ergibt, aber erst 1753 zuerst gedruckt; s. Schriften 1, 173 f.): auch hier ist Bodmers und Meiers, die durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen, durch Versmaass und Reim kenntlich genug gemacht sind, nicht im Guten gedacht.

15) Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, April 1751 (s. Schriften 3, 206).

16) S. Schriften 3, 208.

§ 287 seine Nachahmer: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter"[17]. Lessing blieb dabei nicht stehen; er stimmte auch in das masslose Lob nicht mit ein, welches von allen, die nicht auf Gottscheds Seite standen oder in denen nicht noch der Geist seiner Schule nachwirkte, den ersten Gesängen des Messias gezollt wurde. Wenn er sie gegen ihre Verlästerer in Schutz nahm und darin auch etwas bei weitem Höheres anerkannte und bewunderte, als was Klopstocks Nachahmer mit ihren Patriarchaden geleistet hatten[18], so war sein Auge doch hell genug, auch gleich die Schwächen in dem Messias wahrzunehmen; und er bewährte eine für seine Jahre erstaunliche Schärfe und Sicherheit des Urtheils, als er den Eingang des Gedichts zergliederte und durch den Nachweis der grossen Fehler darin den unbefangenen Leser in den Stand setzte, sich schon im Voraus ein Urtheil über den wahrscheinlichen Ausfall des ganzen Werks zu bilden. Die Abhandlung „über das Heldengedicht der Messias", schon 1751 geschrieben, eröffnete das September-Stück des Neuesten[19]; sie ist sicherlich zunächst durch Meiers Schrift[20] veranlasst worden; sie ist auch gegen sie zunächst gerichtet. Meier habe ja das Wort geführt, der Verfasser der Aesthetik, der geschickteste von Schönheiten, die man nicht empfinde, zu beweisen, dass man sie empfinden solle. Lessing ist von der Schönheit des Messias überzeugt und verbittet sich von den Feinden der klopstockischen Muse die allzukitzliche Ehre, unter ihre Zahl gerechnet zu werden. Es gebe aber eine Art Tadel, welche dem Getadelten Ehre mache. Einen elenden Dichter tadle man gar nicht; mit einem mittelmässigen verfahre man gelinde;

---

17) Diess Alles nahm Lessing fast wörtlich wieder in den 19. der 1753 gedruckten Briefe auf; s. Schriften 3, 324. Dazu vgl. noch was im Maistück 1751 (3, 216 f.) über Bodmers „Jacob und Joseph" und über die beiden ersten Gesänge des Gedichts „die Sündfluth" gesagt ist. 18) Vgl. aus der vossischen Zeitung von 1751 s. Schriften 3, 150; aus dem Neuesten s. Schriften 3, 206 f.; 208—11; 214 ff. 19) Sie wurde dann im 15—17. Briefe wiederholt (s. Schriften 3, 236, Note; 308 ff.); in die Fortsetzung, mit der Probe einer Uebersetzung des Messias in lateinische Hexameter von Lessing und seinem Bruder Theophil, welche die von W(ittenberg) im Februar 1752 datierten Briefe 18 und 19 brachten, waren auch wieder ganze Stellen aus dem Neuesten aufgenommen.
20) Vgl. S. 326, Anm. 11.

gegen einen grossen sei man unerbittlich. Ueber die Oekonomie § 287
des Gedichts könne nicht eher geurtheilt werden, als bis es fertig sei. Noch sei der Dichter mitten im Labyrinthe; man müsse erwarten, wie er sich herausfinde, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwickelung und Entwickelung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und zwanzig andern Sachen etwas sagen könne. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen lasse, seien die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hoffe, dass sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen etc. Er wolle daher nur eine Kritik über die ersten sechzehn Zeilen geben. — Nicht minder fühlte er aus Klopstocks religiös-empfindsamer Lyrik bereits 1751 die ihr eigenen Schwächen heraus[21], während er auf der andern Seite durch die Aufnahme jenes die Anakreontiker verspottenden Schreibens von Kästner in das Neueste aus dem Reiche des Witzes[22] bezeugte, dass er um dieselbe Zeit auch kein Gefallen mehr an der tändelnden Lyrik fand, die sich anakreontisch nannte. Stand Lessing demnach als Kritiker bereits 1751 über den Parteien und den Zeitrichtungen in der Literatur, und kündigte er sich gleich durch seine Anzeigen und Beurtheilungen in der vossischen Zeitung und dem Beiblatt dazu als denjenigen an, der vor allen Andern berufen war, die Mängel und Gebrechen aufzudecken, an denen unsere schöne Literatur noch litt: so lieferte er schon wenige Jahre darauf ein Meisterstück negativer und polemischer Kritik in dem Vade mecum für S. G. Lange. Lange hatte „des Q. Horatius Flaccus Oden, fünf Bücher, und von der Dichtkunst ein Buch poetisch übersetzt" zugleich mit dem lateinischen Text herausgegeben[23]. Ueber diese verunglückte und durch die allergröbsten Fehler entstellte Uebersetzung sprach sich Lessing

21) In der Anzeige einer „Ode an Gott von dem Hrn. Klopstock," aus der vossischen Zeitung in den s. Schriften 3, 191 f. Der Dichter, der in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten bedaure, scheine sein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe habe edel genug sein können, dass man mit Gott von ihr spreche. Durch die ganze Ode herrsche eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben sei, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man wolle übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet seien, darin bemerken etc. — Wie wenig ihm Klopstocks im Jahre 1753 erschienene „drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs" (bei Back und Spindler 5, 109 ff.) gefielen, gab er deutlich genug gleich nach ihrer Veröffentlichung zu erkennen; vgl. s. Schriften 3, 388 f. 22) Vgl. § 286, 14.
23) Halle 1752. 8.

§ 287 zuerst im 24. Briefe aus[24]. Als derselbe im hamburgischen Correspondenten 1753 abgedruckt war, antwortete Lange in einem „Schreiben“[25] auf Lessings Kritik: er suchte die ihm vorgerückten Fehler zum allergrössten Theil zu entschuldigen, machte dabei aber neue und griff zugleich, in Folge eines durch die Ungeschicklichkeit eines Dritten veranlassten Missverständnisses, Lessings sittlichen Charakter an. Hierdurch gereizt, schrieb dieser sein Vade mecum[26]. Wer es noch bezweifeln möchte, dass es zu jener Zeit höchst nöthig war, den deutschen Schriftstellern, die Horaz immer im Munde führten, das Verständniss über den Werth der langeschen Uebersetzung in der Weise zu eröffnen, wie es Lessing im 24. Briefe gethan hatte, der möge daran erinnert werden, dass selbst Hagedorn 1752 an Lange schrieb[27]: „Nichts hätte mich so vorzüglich vergnügen können als der Horaz, wovon Sie uns einen so richtigen Text und eine so zuverlässige und nette Uebersetzung geliefert haben“[28]. Aber Lessing hatte noch einen weit höhern Beruf zu erfüllen: er sollte die Kritik bei uns aus einer das Schlechte zerstörenden in eine das Gute erzeugende Kraft, aus einer negativen in eine positive verwandeln, um durch sie unsere Literatur geistig zu befruchten und zu beleben[29]. Diese Aufgabe zu lösen, war ihm zwar erst für seine reiferen Jahre vorbehalten; doch liess sich seine Begabung dazu auch schon deutlich genug aus seinen vor dem Jahre 1755 erschienenen Schriften erkennen, namentlich aus den „Rettungen“, in denen er auf dem Gebiete der Personengeschichte nicht bloss grundlose Behauptungen widerlegte und lang bestandene Vorurtheile wegräumte, sondern auch bis zu positiven Ergebnissen die Wahrheit zu ermitteln verstand[30]. — Lessing war der erste gewesen, der von seinem freien Standpunkte aus mit Gottsched und Bodmer zugleich anband; seinem Einflusse wird es hauptsächlich zuzuschreiben sein, dass um dieselbe Zeit auch sein Freund Christian Felix Weisse[31] in einem Lustspiel, „die Poeten nach der Mode“[32], die

---

24) S. Schriften 3, 354 ff. 25) „Schreiben an den Verf. des gelehrten Artikels in dem hamburgischen Correspondenten etc.“; Halle 1753; vgl. s. Schriften 3, 403 f. 26) Berlin 1754. 12; s. Schriften 3, 405 ff. Die übrigen Actenstücke dieses Handels hat K. G. Lessing im 4. Theil der vermischten Schriften seines Bruders (Berlin 1785) S. 122—160; 247—308 wieder abdrucken lassen; vgl. auch ten Vorbericht zu diesem Theil und Danzel S. 78; 246—256. 27) Lange's Sammlung 1, 208 f. 28) Vgl. auch den Brief Wiedeburgs das. 1, 258 f. 29) Vgl. Danzel S. 254 ff. 30) Ueber die „Rettungen“ — des Simon Lemnius (in den Briefen 1753; s. Schriften 3, 272 ff.), des Horaz, des Hier. Cardanus, des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers, des Cochlaeus (alle vier im 3. Theil der Schriften 1754; s. Schriften 4, 5 ff.) — vgl. Danzel S. 226—236; 241 f.; 247. 31) Ueber sein Leben vgl. § 355. 32) Diess Stück war die erste grössere Arbeit, die Weisse 1751 für Kochs Bühne verfasste; den ersten

Schwächen der beiden streitenden Parteien dem Gelächter preis gab. § 287
Es währte nicht lange, so liessen sich auch noch anderwärts als in Gottscheds Anhang Stimmen vernehmen, welche die von Bodmer anempfohlene und mit ungestümem Eifer verfolgte Richtung in der Poesie missbilligten. Zunächst geschah diess von Uz, der es dadurch mit Bodmer und seinen Getreuen völlig verdarb. In „dem Sieg des Liebesgottes", einem erzählenden Gedichte[33], führte Uz gegen Ende des dritten Buchs einen Dichter von neuestem Geschmack ein. Zuerst liest er ein Lied vor[34]; darauf spricht er von einem epischen Gedicht, das er entworfen habe: noch fehle ihm zwar die Handlung, und der Held sei auch noch nicht gewählt; doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten und acht Beschreibungen seien völlig ausgemahlt; mit allem, was ihm fehle, werde ihn Milton versorgen, nur einen Sturm wolle er von Virgil borgen; welcher Held bei ihm aber die krause See durchstreiche, wisse er noch nicht, vielleicht werde es ein Patriarch sein etc. Sodann schildert er in einem an Hofrath Christ gerichteten, theils in Prosa, theils in Versen abgefassten Briefe[35] vom Jahre 1754 einen Traum, durch den er in den Tempel des Geschmacks versetzt worden. Unter den vielen Deutschen, die er dort gefunden, waren die Einen, auf gebahntem und anmuthigem Wege dorthin gelangt, durch eins der beiden Tempelthore eingedrungen, „räucherten insgeheim den ehrwürdigen Dichtern Griechenlands, Roms und Frankreichs und besangen ihr Lob wenigstens in einem verständlichen Deutsch und unter dem Getöne des Reims." Andere dagegen, die einen sehr rauhen, unlustigen Pfad gewählt hatten, „verschwendeten allen ihren Weihrauch bei einer dem Homer gegenüberstehenden britischen Statue (Miltons) von schwarzem Marmor; sie sangen ihm zu Ehren uranische Lobgesänge voll Olymp und zu gleicher Zeit voll mizraimischer Finsterniss" etc. Im Folgenden wird es sehr bedenklich gefunden, die Engländer anders als behutsam nachzuahmen[36]. Die

---

Druck besorgte Eckhof, Hamburg 1756 (vgl. Weisse's Selbstbiographie S. 25; 40); nachher nahm es Weisse in den ersten Theil seines „Beitrags zum deutschen Theater" (1759) und noch später in den ersten Band der „neu bearbeiteten" Lustspiele (1783) auf. 33) Stralsund, Greifswald und Leipzig 1753. 8. 34) „Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode Der Unsinn, dickumwölkt und scheckig nach der Mode." 35) Es ist der vierte in den poetischen Werken.

36) „Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben? Der nicht wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben: Der Deutsche will ein Britte sein Und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein. Der Aufwand ist gering; ein schwülstiges Geschwätze, Das der Vernunft vergisst, wie aller Sprachgesetze, Manch Schulwort, manch verwegner Schwung Und schwärmende Begeisterung Macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte: Dem Kleide fehlt nur Eins, — der Britte etc."

§ 287 Folge davon war, dass Uz sich von Seite der Bodmerianer die heftigsten Ausfälle[37], besonders auch von Wieland[38], zuzog. Die entscheidendste Wendung in der Auffassung und Würdigung des von Zürich aus so sehr begünstigten und in so vielen ungeniessbaren biblischen Epopöen sich breit machenden klopstock-miltonischen Geschmacks führten aber 1755 Fr. Nicolai's „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“[39] herbei, welche den Grundideen wie der Darstellungsweise nach ganz auf Recensionen und andern bereits gedruckten Aufsätzen und Briefen Lessings fussten[40]. Gottsched mit seinem Anhang war, als diese Briefe geschrieben wurden, schon hinlänglich gedemüthigt, und wenn man von den noch immer in aller Stärke fortdauernden Nachwirkungen seines Einflusses auf das deutsche Drama und Bühnenwesen absieht, auch auf allen Punkten schon gänzlich aus dem Felde geschlagen: daher sprach sich Nicolai über das, was von dieser Partei damals noch ausgieng, mehr nur nebenbei und durchweg im Tone der Verachtung aus[41]. Dagegen beleuchtete er von allen Seiten die neue Poesie der schweizerischen Schule; aber wie Lessing den Dichter des Messias immer von seinen Nachahmern unterscheidend[42], unterwarf er seiner Kritik besonders nur Bodmers und Wielands Patriarchaden und sonstige Erfindungen. Er deckte nicht bloss deren grosse Schwächen und Fehler auf, sondern machte auch zugleich bemerklich, wie das Festhalten dieser frömmelnden und empfindsamen Richtung der deutschen Poesie nimmermehr zum Heile gereichen könnte. Wer behaupte, heisst es im fünften Briefe, Bodmers Epopöen, die jetzt kein Mensch lesen möge, würden über hundert Jahre noch gelesen werden, der spreche einen Fluch wider den guten Geschmack der künftigen Deutschen aus. In allen Gedichten, die aus Zürich kämen, auch in den lyrischen, herrsche dieselbe seltsame störrige, aufgedunsene, unbestimmte und pedantische Art zu schrei-

---

37) In den Züricher freimüthigen Nachrichten, Jahrg. 1755, S. 311; Jahrg. 1757, S. 54—86. 38) Vgl. S. 119. Wielands Auftreten gegen Uz rügte schon, bevor sich Lessing darüber in den Literatur-Briefen aussprach, sehr nachdrücklich die Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 415 ff. Vgl. auch den Brief von Uz an Gleim (den sechsten in den poetischen Werken) aus dem J. 1757 und das in die Sammlung seiner Werke aufgenommene „Schreiben über eine Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes“ (1760), wozu ein Angriff, den J. J. Dusch in seinen „vermischten kritischen und satirischen Schriften“ (Altona 1768. 8) S. 3—45 gegen Uz gerichtet hatte, den nächsten Anlass gab. 39) Vgl. S. 76. 33. 40) Vgl. Danzel, Lessing 1, 271 ff. 41) So in Brief 2; 3; 10; 11; 13. Einiges von dem Inhalt dieser Briefe ist bereits oben hin und wieder angedeutet worden, vgl. § 283, 33; Anm. 37; § 285, Anm. 12. 42) Vgl. Brief 7, S. 82; Brief 15, S. 169; Brief 18, S. 199.

ben, auf die sich die Verfasser so viel einbildeten. Werde denn der § 287
Geschmack der Deutschen nie gesetzt und natürlich werden? solle denn immer Parteisucht und Cabale anstatt der Regeln einer gesunden Kritik entscheiden, was gut und schlecht in unserer Literatur sei? Man habe die klägliche Epoche zum zweitenmal (nach 1748) erlebt, da die kritischen Dienstboten sich fragten: von Leipzig oder von Zürich? und dann sich einander grimmig in die Haare fielen. Weil aus Gottscheds Schule elende gereimte Heldengedichte hervorgegangen, müsse seinen Gegnern alles, was in reimlosen Hexametern eben so schlecht gedacht werde, schön sein; ja man möchte gern so weit gehn, zu behaupten, die deutsche Sprache habe nur im Hexameter ihren völligen und männlichsten Ausdruck. Die Kritik sei durch ein geblendetes Staunen verdrängt worden, das einen prismatischen Schimmer mit einem leuchtenden Sonnenstrahl verwechsle. Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdrucks, vornehmlich die Schönheit des Ganzen und die bedachtsame Bestimmung auch der geringsten Theile zu diesem einzigen Zweck, nebst dem poetischen Geiste, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln lässt, und der reifen Beurtheilungskraft, die jedem Gegenstande mehr Schönheiten nicht zugibt, als ihm nöthig sind, um sich in dem gehörigen Lichte zu zeigen: diess sei es, was den grossen Dichter mache, und diess sei es, was in den Blättern von der gemeldeten Art, die des Namens der Gedichte unwürdig seien, gänzlich vermisst werde. Im sechsten Briefe sollen diese Gedichte vertheidigt werden, obgleich der Schreiber gleich von vorn herein zugibt, Bodmer, der in seiner Jugend mit der Hitze eines Poeten kritisiert habe, dichte jetzt mit der Schläfrigkeit eines Kunstrichters. Aber er sei ein besonderer Nachahmer der Griechen, wofür er sich selbst schon seit geraumer Zeit bekannt habe; von ihnen sei ihm vermuthlich die Idee zu den kleinen epischen Gedichten gekommen, worin er historische Stücke unserer Religion mit poetischen Farben schildere. Die den griechischen Dichtern besonders eigene Einfalt habe er öfters sehr glücklich erreicht, eine Einfalt, die ein Witzling für unpoetisch halten möchte, und in der ein feiner Geschmack die Natur sehe. Poetische und mahlerische Stellen werde niemand Bodmers Gedichten abstreiten können. Und nun die Grösse des Genies, das den Noah hervorgebracht habe! Wer würde bei einem solchen Dichter nicht gern über eine Anzahl kleiner Flecken wegsehen, zumal da der Hauptzweck bei Abfassung aller dieser Gedichte die Beförderung der Religion und der Tugend gewesen sei! Der siebente Brief ist wieder die Antwort auf den sechsten. Der Schreiber will nicht so angesehen werden, als verachte er alle schweizerischen Dichter; er nenne die berühmten

§ 287 Männer der Schweiz nie ohne Ehrfurcht, die an der Aufnahme der schönen Wissenschaften in Deutschland so viel Theil gehabt hätten; aber diess hindre ihn nicht, die Fehler zu bemerken, die sie an sich haben, und durch ihr Ansehen billigen. Es könne nicht die Rede davon sein, zu beweisen, dass diese Dichter noch erträglich sein möchten, weil sie selbst göttlich sein wollten und nach allen Regeln der Kunst darzuthun suchten, dass alle Gedichte, die nicht nach der Art der ihrigen seien, nichts taugten. Bodmer sehe alle seine Vorwürfe aus einem besondern Augenpunkte an und wolle das Publicum nicht allein zwingen, alle Sachen aus demselben Augenpunkt zu betrachten, sondern es auch überreden, diess sei der einzig richtige. Er müsse allen seinen Lesern eben das kalte Blut eines Fünfzigers zutrauen, womit er eine ziemliche Anzahl von sehr langweiligen Erzählungen niedergeschrieben habe; er müsse es ihnen doppelt zutrauen, wenn er glaube, dass sie an einem süssen Gewäsche von platonischer Liebe und an einer ewigen Wiederholung von seraphischen Tändeleien einen Geschmack finden könnten. Wielands, eines jungen rüstigen Mannes Feuer ersetze zwiefältig, was Bodmern fehle; seine erhitzte Einbildungskraft werde zu einem Enthusiasmus, der ihm die Vorwürfe möglicher Welten so lebhaft vorstelle, dass er vergesse, wie er noch hienieden unter einem Haufen unätherischer Leser walle[13]. Uebrigens komme es dem unparteiischen Beurtheiler eines Gedichts nicht auf einzelne Stellen, auf gewisse Charaktere, Züge, Wendungen u. dgl. Einzelheiten an, sondern auf das Ganze. Und nicht das sei die Frage, ob Gedichte, welche die Religion und Tugend anpreisen, lobenswürdig sind, und ob die Gedichte der Schweizer in einigen Fällen gute Wirkungen haben können; sondern es handle sich darum, „ob diese Gedichte denn so durchaus schön, von Fehlern frei, rührend, natürlich, der Kunst des Dichters gemäss und dem Herzen des Lesers angenehm seien, ob diese Dichtart so vortrefflich sei, dass sie das Muster der deutschen Dichtkunst zu werden verdiene, ob es wahr sei, dass man die deutsche Sprache bloss durch Hexameter in ihrer völligen Stärke gebrauchen könne; ob die Beschuldigung, dass diese Gedichte von kindischen Tändeleien, langweiligen und unpoetischen Beschreibungen, von alltäglichen Gedanken, von Dingen, die gar nicht zur Sache gehören, und von wirklichem non-sense sehr öfters entstellt werden, falsch sei; und ob endlich diese Dichter Ursache haben, ihrem Vaterlande zu ihren Gedichten Glück zu wünschen und davon ohne Scheu die Epoche des guten Geschmacks in Deutschland anzufangen?“ Diess sei es, was hier auf das feierlichste verneint werde.

---

13) Hier folgt die oben S. 119, 39 angeführte Stelle.

Weiterhin wird gezeigt, dass bei der Art, wie Bodmer die Einfalt § 287
der Griechen nachahme, eben so wenig Erspriessliches für die deutsche Dichtung herauskommen könne, wie aus seiner Nachahmung der Minnesinger, wobei einzelne Stellen seiner Gedichte in nähern Betracht kommen. Ferner wird bemerkt, dass die grosse Eilfertigkeit und die unerhörte Fruchtbarkeit dieser Herren ein schlimmes Vorurtheil wider ihre Werke erwecken. Daher rühre auch die Sorglosigkeit in der Anlage und in der Ausführung. Der vierzehnte Brief, von dem Schreiber des sechsten, rückt gleich mit Sulzers „Gedanken über den vorzüglichen Werth der epischen Gedichte des H. Bodmers“[44], als der besten Vertheidigung der Schweizer vor, woran noch Verschiedenes zur Rechtfertigung jener Gedichte angeknüpft ist. Dem Schreiber des fünfzehnten Briefes haben aber Sulzers Gedanken „keine Ursache, ja nicht einmal Gelegenheit gegeben, seine Meinung von den neuen schweizerischen epischen Gedichten zu ändern.“ Sulzer vertheidige bloss Bodmers moralischen Charakter, im fünften und siebenten Briefe sei dagegen bloss sein und seiner Nachfolger poetischer Charakter bestritten worden. Wenn Bodmer ja die Welt habe erbauen und unterrichten wollen (nach Sulzers Auseinandersetzung das dichterische Hauptverdienst desselben), warum habe diess denn eben durch Gedichte geschehen müssen? So meine denn also Hr. Sulzer, dass man bei einem Gedicht von der Kunst des Dichters gänzlich abstrahieren könne, und dass es genug sei, wenn er Muster der Gottseligkeit und Rechtschaffenheit darbiete? Da würde der Dichter Triller gewiss nicht tiefer stehen als der Dichter Bodmer. Was den Noah betreffe, so setze derselbe allerdings in Erstaunen und verdiene den übrigen hexametrischen Gedichten Bodmers bei weitem vorgezogen zu werden; aber er gefalle nicht[45]. — Wie diese Briefe Bodmer in Harnisch brachten, lässt sich leicht denken. Er liess seitdem seinen Zorn gegen die „Secte der Nicolaiten“, wie er die Berliner Kritiker nannte, besonders in den Züricher freimüthigen Nachrichten aus. Als die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die Literaturbriefe der Schweizer auch nicht aufs freundlichste gedachten, wuchs sein Ingrimm gegen die Berliner und vornehmlich gegen Nicolai[46]. Wenn der

---

44) Berlin 1754. 8. 45) Ich habe den Inhalt dieser Briefe darum etwas ausführlich angegeben, weil Nicolai's Schrift schon ziemlich selten geworden ist.

46) Sulzer berichtete ihm (Briefe der Schweizer S. 268) im J. 1759 (nicht 1746, wie über dem Briefe steht): „Was Sie die Secte der Nicolaiten nennen, ist in der That keine andre Partei als Lessing, Kleist und Andre mehr; denn Nicolai ist nur zufällig dabei.“ So wenig genau also war Sulzer in Berlin selbst von dem zwischen Lessing und Nicolai bestehenden Verhaltniss bei Gründung der Literaturbriefe unterrichtet.

§ 287 grosse Einfluss, den Bodmer so lange auf die Neugestaltung der Literatur gehabt hatte, fortan nicht bloss abnahm, sondern eigentlich so gut wie gebrochen, damit aber auch der ganze Gegensatz zwischen den Schweizern und den Leipzigern für die fernere Entwickelung unseres literarischen Lebens beseitigt war[47]: so ist diess zunächst der Wirkung von Nicolai's Briefen zuzuschreiben, die vor der Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der Herausgabe der Literaturbriefe jedenfalls als die bedeutendste Erscheinung im Fache der ästhetischen Kritik anzusehen sind und auch darin von dem richtigen Takt des Verfassers Zeugniss ablegten, dass sie vor allem Andern „die schärfste Kritik" für die schöne Literatur in Deutschland forderten, wenn dem ersten und dringendsten Bedürfniss zu ihrer Hebung abgeholfen werden sollte. „Der Zustand der schönen Wissenschaften bei uns", heisst es im siebzehnten Briefe,

---

47) Am Schluss des letzten Briefes hob Nicolai es noch besonders hervor, dass die Art, wie beide Parteien noch immer gegeneinander stritten, zu nichts Gutem in der Literatur führen könnte. Diese seltsame Art, wie jede Partei über die Werke ihrer Gesinnungsgenossen oder ihrer Gegner urtheile, werde, so lange sie noch Mode bleibe, ein wichtiges Hinderniss des Fortgangs der schönen Wissenschaften sein. „Und sollte denn eine von diesen herrschenden Parteien den Weg des guten Geschmacks so genau betreten, dass ein Mensch von Geschmack verbunden wäre, sich zu einer derselben zu schlagen? Mich dünkt, die Fehler beider Parteien sind allzu sichtbar. Die Herren Gottschedianer sind schon zum Sprichwort worden und machen es täglich ärger; die Herren Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten von jeher ihren Kopf für sich gehabt: viel Eigensinn und Heftigkeit, allzuviel Liebe zum Besondern und allzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigjährige Uebung noch nicht mächtig geworden sind. Seit einiger Zeit fangen sie an sich fast ganz auf die Seite des Besondern und vielleicht des Abenteuerlichen zu ziehen: hätten sie vor funfzehn Jahren so gelehrt, wie sie jetzt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein" etc. — Bodmer meinte aber noch immer, ihm gebühre es, den Gang der deutschen Literatur zu lenken. Je weiter sich diese seit 1755 von den Wegen entfernte, auf welchen er sie halten wollte, und je weniger ihre Führer noch auf seine Stimme hörten, desto mehr wuchs seine Unzufriedenheit mit allem Neuen, in desto entschiedenere Opposition trat er gegen alles, was nicht nach seinem Sinne war, und mit um so mehr Schriftstellern zerfiel er. Lessings prosaische Fabeln mit den dazu gehörigen Abhandlungen wollte Bodmer durch seine „Lessingischen unäsopischen Fabeln" etc. Zürich 1760. 8. lächerlich machen (vgl. dagegen den 127. Literatur-Brief von Lessing, und Danzel S. 418—424. Gervinus hat 4[5], 123 eine Stelle in Bodmers Vorrede ganz missverstanden und daher auch eine falsche Anwendung davon gemacht); den Philotas verhöhnte er in einer jener unäsopischen Fabeln („der kindische Held" S. 41 f.) und stellte ihm ein Trauerspiel, „Polytimet", Zürich 1760, entgegen (vgl. Danzel S. 437—39), wie er auch noch später die Emilia Galotti durch einen „Odoardo Galotti" etc. Augsburg 1776. 8. parodierte. Wodurch sich Ch. F. Weisse Bodmers Zorn zuzog, erzählt er in der Selbstbiographie S. 106 ff.

der besonders hiervon handelt[48], „mag nun sein, wie er wolle, so § 287
ist es gewiss, dass die genaueste Kritik uns unentbehrlich ist, wenn man von deutschen Genies Werke erwarten soll, die der Achtung der Nachwelt würdig sind; noch weit unentbehrlicher aber ist sie uns, wenn wir noch nicht wahre Schönheiten von Flittergolde zu unterscheiden wissen, wenn es wahr ist, dass unsere Genies Ordnung und reife Ueberlegung für überflüssig halten und dass es unsern arbeitsamen Schriftstellern an Genie fehlt; kurz, wenn der wenige gute Geschmack, dessen wir uns rühmen können, auf dem Wege ist, verdorben zu werden. Warum zanken Sie also mit mir darüber, dass ich für meine Person dem allgemeinen unbestimmten Geschmack nicht Beifall geben kann? Sollten Sie nicht vielmehr über die grosse Schläfrigkeit derer, die sich deutsche Kunstrichter nennen, unwillig sein, die mit ihren Lobsprüchen, mit ihren Anpreisungen, mit grossen Dichtern und unsterblichen Geistern so freigebig sind, dass man öfters zweifeln muss, ob ihre allzugrosse Gelindigkeit mehr aus Parteilichkeit oder aus Unwissenheit herrühre?“ Ueber die Verkehrtheit und Elendigkeit der deutschen Kritik handelt dann auch noch zum guten Theil der folgende Brief. Von den übrigen sind noch vorzüglich der vierte, neunte und eilfte Brief bemerkenswerth. Der vierte, der über das Journal étranger berichtet, verspottet zugleich die Selbstüberhebung der Franzosen im Urtheilen über die Bildung, den Geschmack und die Literatur anderer Völker und thut mit dem sechzehnten Briefe kräftigen Einspruch gegen ihre dünkelhafte Behauptung, dass sie die einzige lebende Nation seien, die zu schreiben verstehe und berufen sei, die Richterin unserer Gelehrsamkeit, unserer Gewohnheiten und unsers Geschmacks abzugeben. Im neunten und später in einem andern Zusammenhange auch im achtzehnten Briefe kommt Nicolai auf das pedantische und linkische Wesen, das den meisten unserer Schriftsteller anhange, so wie auf die Mittel, wie dasselbe zu beseitigen sei, zu sprechen. Im eilften endlich bespricht er den Zustand der deutschen Bühne. Die Ursachen, warum dieselbe noch so weit zurück sei, werden ange-

---

Als Bodmer eine prosaische Satire gegen die Tändelpoeten schrieb, „Von den Grazien des Kleinen (im Namen und zum Besten der Anakreontchen)“, 1769. 8., wurden nicht bloss Gleim und J. G. Jacobi darin verspottet, sondern auch Lessing, Wieland, Gellert, Weisse, Nicolai und Ebert im Vorbeigehn angestochen. Vgl. hierzu auch Prutz, der Göttinger Dichterbund S. 133, Anm. 2. — Ganz anders als Bodmer, dessen Eitelkeit es nun einmal nicht zugab, dass er andern Händen die Leitung der literarischen Bewegung überlassen mochte, benahm sich Breitinger: er zog sich klüglich zurück, als die Zeit seiner Wirksamkeit vorüber war (vgl. bei Manso S. 176 die Anmerkung h. 48) S. 186 f.

§ 287 deutet und Vorschläge gethan, wie den vorhandenen Uebelständen abzuhelfen sei[49].

§ 288.

Als Klopstock sich schon im Jünglingsalter Beruf und Kraft genug zutraute, eine grosse Dichtung zu entwerfen und mit der Ausführung den Anfang zu machen, glaubte er der vaterländischen Literatur damit den grössten Dienst zu leisten, dass er sein Talent gerade der epischen Gattung zuwandte. Es war diess die natürliche Folge des Einflusses, welchen die Schweizer und durch sie wieder Milton auf den Gang seiner Jugendbildung hatten. Allein so erspriesslich es auch zu der Zeit, wo er auftrat, für die Neubelebung unserer Poesie sein mochte, dass er sich gleich von vorn herein an die epische Behandlung eines so hohen Gegenstandes wagte, und so gewaltig die ersten Gesänge des Messias eine Zeit lang auf Dichter und Publicum in Deutschland wirkten: so vermochte sich doch, weder unmittelbar noch mittelbar, aus diesem Werke etwas in derselben oder in einer andern Gattung zu entwickeln, das nur eben so bedeutend, geschweige denn bedeutender gewesen wäre. Denn im Grunde beruhte doch der Gedanke, mit einem epischen

---

49) Zu jenen rechnet Nicolai vornehmlich auch den Mangel einer Hauptstadt und die geringe Anzahl von Städten, in denen „eine beständig offene Schaubühne" gefunden werde; sodann die unzureichende Welt- und Menschenkenntniss der deutschen Dichter, der es besonders zuzuschreiben sei, dass Deutschland so wenig gute komische Schriftsteller habe. Und dabei berührt er einen Punkt, der zeither so wenig berücksichtigt worden war, und der bald durch Lessing so bedeutend herausgehoben werden sollte. Indem er nämlich von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Charaktere im Lustspiel spricht und bemerkt, dass Shakspeare, „ein Mann ohne Kenntniss der Regeln, ohne Gelehrsamkeit, ohne Ordnung" gerade „der Mannigfaltigkeit und Stärke seiner Charaktere" den grössten Theil seines Ruhmes zu danken habe, tadelt er scharf und bitter an der gottschedischen Schule, dass sie das englische und das italienische Schauspiel so gering schätze, und fügt dann hinzu: „Wem das engländische Theater bekannter ist, der weiss, dass es in seiner Art so viel Vorzügliches hat als das französische. Die Grösse und Mannigfaltigkeit der Charaktere ist eins der Vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könnten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmässigkeit, ihr übel geordneter Dialog ist nicht nachzuahmen; aber die Regeln sind dasjenige, was ein Deutscher am ersten weiss, und mit einer mässigen Kenntniss derselben sind diese Fehler bis auf den letzten sehr leicht zu vermeiden. — Der Stoff der engländischen Komödie ist viel mannigfaltiger (als der der französischen). Ich sehe in derselben allezeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten und sehr öfters mit den feinsten Auswickelungen ihrer Neigungen. In den meisten französischen Komödien weiss ich schon voraus, was ich sehen werde: einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener und ein Kammermädchen, das witziger ist als ihre Gebieterin."

Werke eine höhere und lebensvollere Dichtung für Deutschland zu § 288
eröffnen, in einem Zeitalter, dem alle Bedingungen zum glücklichen Erfolg eines solchen Unternehmens abgiengen, und dem auch noch nicht einmal eine Ahnung von dem Ursprung und dem eigentlichen Wesen echt epischer Poesie aufgegangen war, auf einem grossen Irrthum. In welcher Gattung unsre schöne Literatur zu der Zeit, da zum zweitenmale ihre Neugestaltung versucht wurde, „ihren Mittel- und Schwerpunkt hatte, und womit man also zum ersten das vorgesetzte Ziel erreichen" konnte, hatte bereits Gottsched richtig herausgefühlt[1], als er an die Reform des deutschen Drama's und Bühnenwesens gieng, die er dann, so lange ihm noch Wege dazu offen standen, mit dem rastlosesten Eifer betrieb. Wenn Gottsched auch bloss das Schauspiel der Rohheit und Gemeinheit, worin es versunken war, entriss, dadurch dass er es in die strenge und pedantische Regel der französischen Dramaturgie zwängte, so blieb darum sein Verdienst um dasselbe noch immer gross genug. Es war durchaus nothwendig, dass es erst eine Weile in dieser Schule festgehalten und in regelmässige, wenn auch fremde und zum Theil selbst unnatürliche Formen und Bewegungen eingeübt wurde, bevor es hinlänglich dazu vorbereitet war, sich eine freiere und volksthümlichere Kunstmässigkeit anzueignen[2]. Diese ihm allmählig zu verschaffen und erst mit der Entfesselung, dann mit der Ausbildung gerade dieser Gattung im nationellen Sinne die deutsche Poesie überhaupt von ihren Irrwegen endlich zur Natur und zur wahren Kunst zurückzuführen, war eine der Hauptaufgaben, die Lessing gestellt waren, und die er bis zum Jahre 1772 theils in seinen eigenen Dramen, theils in seinen kritischen Schriften auf die bewundernswürdigste Weise löste. Für keine Gattung der Poesie hatte Lessing früher ein so lebhaftes Interesse gefasst als für die dramatische, und mit keiner beschäftigte er sich auch anhaltender und länger. „Unter allen Werken des Witzes" war die Komödie dasjenige, an welches er sich am ersten gewagt hatte. Schon in den Jahren, da er die Menschen nur aus Büchern kannte, beschäftigten ihn die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein ihm nichts gelegen war: Theophrast, Plautus und Terenz waren seine Welt[3]. Aber gleich sein erstes Stück war, wenn auch nicht der Form, doch dem innern Wesen nach etwas Neues in Deutschland: es war aus eigenen Erlebnissen, Anschauungen und innern Erfahrungen des Dichters erwachsen, nicht bloss Gestaltung eines äusserlich überkommenen oder

---

§ 288. 1) Danzel, Gottsched S. 127. 2) Derselbe, Lessing 1, 130.
3) S. Schriften 4, 2.

§ 288 willkürlich aufgegriffenen Stoffs[4]. Selbst die der Fremde nachgeahmte Form war in Lessings Jugendstücken schon auf eine viel lebendigere und für die Bühnendarstellung wirksamere Art behandelt, als in den Lustspielen seiner deutschen Vorgänger: während diesen es nicht eingefallen war, die Bühne als eine Schule ihrer Kunst zu betrachten, verlor Lessing seit seiner Ankunft in Leipzig das dortige Theater bei seinen Erfindungen nie aus dem Auge und lernte von ihm „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muss und aus der blossen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann"[5]. Er hatte dann mit Mylius eine eigene Zeitschrift gegründet (1749), die nur die Geschichte des Drama's und des Theaters zum Gegenstande hatte, und darin die Ergebnisse seiner Beschäftigungen mit Plautus niedergelegt. Als er den dritten und vierten Theil seiner Schriften, und darin die Lustspiele seiner ersten Periode herausgab (1754), erkannte er schon deutlicher, als irgendwer sonst zu derselben Zeit, wie wenig mit Gottscheds Reform des deutschen Schauspielwesens für die innere Belebung und ein gedeihliches Wachsthum unsers komischen Drama's gewonnen worden. „Man nenne mir doch", heisst es in der Vorrede zu jenen Theilen[6], „diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, dass nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsere Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloss etwas Gutes, sondern etwas Besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus." Bei dieser schon so früh gewonnenen Einsicht musste sich Lessing als Dramatiker neue Wege suchen, neue Gegenstände, neue Formen: denn wie Gottsched und seine Schule es im Drama trieben, das begriff er zu klar, konnte dieses niemals in dem deutschen Leben selbst seine Triebkräfte finden und darum auch nie zu einiger Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit gelangen, ja wenn es fortfuhr, bloss dem französischen nachzugehen, nicht einmal dasselbe einholen. Es ist daher sehr bemerkenswerth, dass,

4) S. Schriften 4, 4. 5) S. Schriften 4, 2 f.; vgl. Danzel S. 140 f. 6) S. Schriften 4, 4.

als er die theatralische Bibliothek gründete, er gleich zwei § 288
erst vor Kurzem entstandene Arten von Schauspielen ins Auge fasste: er lieferte im ersten Stück (1754) die Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel, und wenn er für den Augenblick auch nicht sofort auf die Besprechung des bürgerlichen Trauerspiels eingieng, versprach er wenigstens an einem andern Ort davon zu handeln[7]. Er zeigte bereits hier in wenigen Strichen sein nachher so glänzend und für unsere Literatur so erfolgreich bewährtes Talent, das Wesen jeder Kunstgattung dadurch genau zu bestimmen und zu begrenzen, dass er scharf sonderte und schied, was bis dahin immer zu sehr mit einander vermischt oder wenigstens nicht gehörig in seinen Unterschieden erkannt war. So stellte er das Possenspiel und das weinerliche Lustspiel als die beiden äussersten, sich wechselseitig ausschliessenden Arten einer Gattung hin, deren Mitte und Kern die wahre Komödie bilde. Wie damals aber noch seine Ansicht von dem Zweck des Schauspiels eine befangene war[8], so hielt er es auch noch mit der Lehre von der Unverletzlichkeit der drei Einheiten[9]. Nachdem er sich in den von den Franzosen entlehnten Formen des Lustspiels versucht[10] und auch bereits an einem Trauerspiel im französischen Kunststil gedichtet hatte[11], blieb er diesem zwar, was die Form betraf, in dem Fragment eines andern[12] noch treu, entfernte sich jedoch in dem gewählten Stoff so weit von den Herkömmlichkeiten der französischen Bühne, dass er damit schon von der sogenannten heroischen Tragödie zu dem bürgerlichen Trauerspiel hinüberlenkte[13], welches er mit seiner

---

7) Er that diess nicht, lieferte dafür aber schon im folgenden Jahre selbst ein bürgerliches Trauerspiel, während er es bei seinen Erörterungen über das weinerliche Lustspiel bewenden liess und darin niemals etwas producierte.

8) Vgl. § 287, Anm. 10. 9) Vgl. s. Schriften 4, 283; 284 f. mit 3, 343. Erst in der „Miss Sara Sampson“ wagte er Veränderungen der Scene. — Der Tadel, den J. J. Dusch in seiner bekannten Beurtheilung des Stücks (Vermischte kritische Schriften S. 46 ff.) nicht über die Veränderungen selbst, aber über die vermeintlichen Absurditäten in denselben aussprach, muss uns lächerlich erscheinen; er kann aber zum Zeugniss dienen, welch ein Gewicht damals noch auf die unwesentlichsten Aeusserlichkeiten eines dramatischen Werks gelegt wurde.

10) Ueber die Stellung, welche Lessing in seinen früheren Lustspielen zur französischen Komödie und zu Plautus einnimmt, und über den Fortschritt, den die deutsche Lustspieldichtung mit ihnen machte, vgl. Danzel S. 128—162.

11) Vgl. das Bruchstück „Giangir, oder der verschmähte Thron“ (1748) in den s. Schriften 2, 420 ff. und dazu Danzel S. 163 f. 12) „Samuel Henzi“, soll schon 1749 begonnen sein, wurde aber erst 1753 im 22. und 23. Briefe gedruckt: s. Schriften 3, 330 ff. 13) Indem er am a. O. S. 343 angibt, welches Auskunftsmittel er gefunden, die Einheiten des Orts und der Zeit in seinem Stück zu erhalten, sucht er die Ausstellungen zu beseitigen, die ihm deshalb gemacht

§ 288 „Miss Sara Sampson“ 1755 als Familientragödie in der deutschen Literatur einbürgerte[14]. Die Anregung dazu hatte er auf doppeltem Wege von England aus empfangen: die allgemeine Grundform der neuen Gattung war mit „dem Kaufmann von London“ (The London merchant, or the history of George Barnwell) von G. Lillo, nach dem Inhalt eines alten Bänkelsängerliedes abgefasst und 1731 auf die englische Bühne gelangt[15], nach Deutschland herübergekommen[16],

werden konnten, dass er einen so gar neuen Stoff gewählt und doch nicht einmal die ganze Begebenheit unter fremde, wenn auch völlig erdichtete Namen eingekleidet habe. Unbemerkt lässt er, dass die althergebrachte Regel der Tragödie, nur Personen von hohem Stande vorzuführen, von ihm übertreten worden sei. Dass schon 1755 diesem Stück der Name eines bürgerlichen Trauerspiels beigelegt wurde, weist Danzel S. 165 f. nach. Dagegen wurde in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 4, 587 wider die zu Rostock 1758 erschienenen vermischten kritischen Briefe, die ebenfalls Lessings Henzi zu den bürgerlichen Trauerspielen gerechnet hatten, der Einwand erhoben, in demselben herrsche nicht ein bürgerliches oder häusliches Interesse, sondern es komme auf öffentliche Angelegenheiten der Republik an, und darum sei es unrichtig, dasselbe ein bürgerliches zu nennen. — Ist Danzels scharfsinnige Beweisführung, dass Lessing, als er an sein Trauerspiel gieng, schon Shakespeare's Julius Caesar gekannt habe, und dass der Einfluss dieses Werkes sich in dem Fragment deutlich erkennen lasse, richtig (und ich wüsste nicht, was sich dagegen Erhebliches vorbringen liesse), so treten die Worte Lessings (s. Schriften 3, 313): „Gewisse grosse Geister würden diese kleine Regeln (rücksichtlich der im Henzi beobachteten Einheiten) ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben: wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen“, nicht nur erst in das gehörige Licht, sondern es folgt aus ihnen auch, dass er schon damals das Genie an die unverbrüchliche Beobachtung jener Regeln keineswegs gebunden wissen wollte. 14) Zuerst gedruckt im 6. Theil der Schriften. In Hamburg von der Ackermannschen Truppe auch schon 1755 aufgeführt: vgl. Schröders Leben von Meyer 2, 2, 52, unter dem J. 1755. 15) Lessings s. Schriften 4, 336. 16) Wie die Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 161 f. meldet, wurde das Stück (bis zum J. 1757 wenigstens) in Deutschland nicht nach einer unmittelbaren Uebertragung aus dem englischen Original, sondern nach einer Uebersetzung der sehr freien französischen von Clément, die gegen Ende der Vierziger herausgekommen war, aufgeführt. Doch war schon 1755 zu Hamburg eine deutsche Uebersetzung aus dem Englischen erschienen (vgl. Gottscheds nöthigen Vorrath 2, 286; sie wurde daselbst auch aufgeführt: vgl. Schröders Leben a. a. O.). Nach der Hamburg. Theatergeschichte von Schütz S. 282 wurde bereits 1754 von Schönemann in Hamburg „der Kaufmann von London“ gegeben. Er führt auch einen Druck Hamburg 1752 an. Das Stück habe in Hamburg grossen Beifall gefunden und sei vom 25. Oct. bis 11. Nov. siebenmal aufgeführt worden. Auch in einem 1754 auf Kochs Bühne in Leipzig gehaltenen Prolog heisst es schon: „Seit Kurzem schmückt sie (die deutsche Bühne) auch der Fleiss der muntern Britten. Ein Barnwell dienet nun zur Bessrung deutscher Sitten“ (Blümner, Geschichte des Theaters in Leipzig S. 94 f.). — Die Benennung „bürgerliches Trauerspiel“ führte das Stück nicht im Originaltext, sie rührte vielmehr von dem Franaosen her (Vgl. dazu Danzel S. 297; 301; 303).

auf den tragischen Stoff führte ihn zunächst Richardsons Clarissa[17]. § 288
Es war ein überaus glücklicher Gedanke von Lessing, mit dem Eingehen auf die Grundmotive jenes englischen Stückes und dieses Romans[18] das deutsche Trauerspiel aus den Höhen der Fürsten- und Heldenwelt in das Familienleben der mittlern Lebenskreise herabzuleiten und ein diesen Kreisen eigenthümliches Tragisches zum Gegenstand des ersten bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland zu machen, wenn die Tragödie dem damals für die vaterländische Literatur noch allein empfänglichen gebildeten Mittelstande näher treten und zum Herzen sprechen sollte. Das bürgerliche Familientrauerspiel konnte leicht in dem Boden unserer heimischen Bildung und unsrer öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beschaffen waren, Wurzel schlagen und bei gehöriger Pflege sich auch noch am ersten zu einem volksthümlichen Gewächs entwickeln[19]. Zu derselben Zeit aber, wo die Miss Sara Sampson eben erschienen war, machte Lessing auch schon den Anfang zu einem andern Versuch, ein nationales Trauerspiel in Deutschland zu begründen. Durch die dramatische Behandlung einer echt deutschen Sage, die dem Volke nicht bloss durch mündliche Ueberlieferung und durch Bücher in lebendiger Erinnerung geblieben war, sondern die auch schon seit langer Zeit einen Hauptgegenstand der Vorstellungen auf den Bühnen der Wandertruppen und der Marionettenspieler bildete[20], sollte ein veredelndes Kunstreis auf den wilden Stamm des alten Volksschauspiels geimpft werden. Diess war die Sage von Dr. Faust. Nachdem Lessing wahrscheinlich[21] schon 1753 die erste Anregung zu seinem Faust durch die Aufführung des gleichnamigen Volksschauspiels auf der Bühne von Schuch in Berlin erhalten, hatte er

---

17) Wie hoch Richardson, dessen „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten aesopischen Fabeln" Lessing 1757 übersetzte, von ihm damals geschätzt wurde, erhellt aus der Vorrede zu dieser Uebersetzung. Er nennt ihn (s. Schriften 5, 76 f.) den unsterblichen Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandisons, und fragt, wer es besser wissen könne, was zur Bildung der Herzen, zur Einflössung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste sei, als er? oder wer, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermöge, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herablasse? 18) In wiefern diess geschehen ist, und wie auch schon gleich nach dem Erscheinen der Miss Sara Sampson ihre Verwandtschaft mit der Clarissa bemerkt wurde, hat Danzel S. 309—312 nachgewiesen. Vgl. auch Goethe, Werke 26, 195. 19) Das Gründlichste und Umfassendste, was, so viel mir bekannt, über die Entstehung des bürgerlichen Trauerspiels, so wie über die Art und die Bedeutung seiner Einführung in unsere Literatur geschrieben worden, ist bei Danzel in dem Abschnitt von S. 282—314 zu finden. 20) Vgl. § 229, Anm. 72.
21) Wie Danzel S. 450 f. nicht ohne guten Grund vermuthet.

§ 288 wenigstens schon gegen Ende des Jahres 1755 sie in einem Trauerspiel zu bearbeiten angefangen[22], wenn er auch erst 1759 in den Literaturbriefen[23] mit einem Fragment seines Stückes, das ihn nachher viele Jahre hindurch beschäftigte[24], aber in seiner weitern Ausführung für uns verloren gegangen ist[25], hervortrat. Ueberhaupt erschien vor dem zuletzt genannten Jahre keine neue dramatische Arbeit von ihm; gleichwohl war das Drama einer der Gegenstände, die für ihn während der zweiten Hälfte der Fünfziger das meiste Interesse behielten, und mit denen er sich auch mit am angelegentlichsten beschäftigte, praktisch und theoretisch. Goldoni's Komödien regten ihn zu neuen, unvollendet gebliebenen Lustspielen an. Dieselben waren um 1755 in Deutschland noch so gut wie gar nicht bekannt[26]. Daher gab Nicolai[27] Auszüge aus denselben. Zum Voraus bemerkte er[28], diese Stücke würden den Deutschen sehr seltsam vorkommen, weil sie nicht gehörig die Einheit der Zeit und des Orts beobachteten und weil darin Charaktere und Sitten dargestellt würden, die uns übertrieben und unnatürlich und für das Lustspiel übel passend erscheinen könnten. Allein es möchte doch gut sein, die Deutschen damit bekannt zu machen, wenn auch zunächst nichts darüber entschieden werden sollte, ob diese Stücke auf unserm Theater eine gute Wirkung machen könnten. In demselben Jahre sehen wir nun Lessing eifrig mit Goldoni beschäftigt. „Eine von meinen Hauptbeschäftigungen", schreibt er[29], „ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, dass ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Eine von diesen Komödien, l'Erede fortunata, habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt[30]. Aber

---

22) Mendelssohn fragte bei Lessing am 19. Novbr. 1755 an (s. Schriften 13, 8 f.), wie weit er mit seinem bürgerlichen Trauerspiele wäre, dem er wohl schwerlich den Namen Faust lassen würde, weil sonst zu befürchten stünde, dass bei der Aufführung „eine einzige Exclamation, o Faustus! Faustus! das ganze Parterre lachen machen könnte." Vgl. Düntzer, Faust 2, 387 ff. 23) Im siebzehnten, der auch noch in anderer Beziehung sehr wichtig für die Geschichte unsers Drama's ist, worüber anderwärts mehr. 24) Vgl. Lessings Brief an Gleim vom 8. Juli 1758 und den an seinen Bruder Karl vom 21. Septbr. 1767 (s. Schriften 12, 119; 185). 25) Vgl. über das, was von Lessings Plan, von seinen beiden verschiedenen Bearbeitungen der Sage und von den Schicksalen der Handschrift des Stücks bekannt ist, die s. Schriften 2, 489 ff. (wo auch das Fragment aus den Literatur-Briefen wieder abgedruckt ist) und Danzel S. 450—57. 26) Das erhellt aus einem Briefe Lessings an Mendelssohn vom 8. Dec. 1755 (s. Schriften 12, 31 ff.) und der Note, die Nicolai dazu geliefert hat. 27) In der Bibliothek der schönen Wissenschaften vom 2. Bande an. 28) 2, 134 f. 29) In jenem Briefe an Mendelssohn; vgl. Anm. 26. 30) Was uns von der Bearbeitung der erede fortunata übrig ist, findet sich gedruckt in den s. Schriften 2, 473—489. Vgl. dazu Danzel S. 320—26.

nicht allein dieses Stück, sondern auch noch fünf andere sind § 288
grösstentheils schon auf dem Papier, grösstentheils aber noch im Kopfe und bestimmt, mit jenem einen Band auszumachen, mit welchem ich das ernsthafte Deutschland zu Ostern beschenken will." Der Preis, den Nicolai auf das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzt hatte[31], reizte Lessing zu einem neuen Versuch in der bürgerlichen Tragödie, der fürs erste zwar nur Entwurf blieb, in spätern Jahren aber wieder aufgenommen, umgestaltet und zu einem seiner Meisterwerke ausgearbeitet wurde[32]; die Abhandlung vom Trauerspiele endlich, mit der Nicolai die Bibliothek der schönen Wissenschaften eröffnete[33], gab Veranlassung zu einer Reihe von Briefen, in denen

---

31) In der anfänglich besonders herausgekommenen „vorläufigen Nachricht" an der Spitze des 1. Theils der Bibliothek der schönen Wissenschaften setzten die Herausgeber (d. h. Nicolai allein, der nachher auch allein der Bezahler war, vgl. Lessings s. Schriften 12, 43 die Note) auf das J. 1756 „funfzig Thaler zum Preise für das beste Trauerspiel über eine beliebige Geschichte (Bibliothek 1, 15 f.). Ueber den Erfolg im folgenden Abschnitt. 32) Schon im Octbr. 1757 deutete er in einem Briefe an Mendelssohn auf dieses neue Trauerspiel hin (s. Schriften 12, 100); in einem andern an Nicolai aus dem Anfange des folgenden Jahres (12, 104 f.) berichtete er Näheres darüber, indem er, wie dort, so auch hier, noch von sich als von einem Dritten spricht: das jetzige Sujet seines jungen Tragicus sei eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. „Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, dass das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne." Nicolai sah diesen Plan in drei Acten noch 1775; die Rolle der Orsina war darin nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die Art, wie sie in dem gedruckten Stücke erscheint. — Nach einem Briefe an seinen Bruder Karl aus dem J. 1772 (12, 345) hat Lessing während seines Aufenthalts in Hamburg angefangen sein altes Sujet auszuarbeiten.. Aber zu dem später wirklich ausgeführten Trauerspiel konnte er weder das alte Sujet noch die Hamburger Ausarbeitung brauchen, weil jenes nur in 3 Acte abgetheilt und diese so angelegt war, dass sie nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte.

33) Sie war theils in Absicht auf den angekündigten Preis für das beste Trauerspiel geschrieben, um die Meinungen des Preisstellers von dem vornehmsten Endzweck des Trauerspiels und zugleich die Art, womit die eingesandten Stücke beurtheilt werden sollten, bekannt zu machen; theils um die Theorie des Trauerspiels von einer anderen Seite zu zeigen und verschiedene Theile davon, auf welche die deutschen Trauerspieldichter bis dahin nicht genug Acht gegeben, aufs neue einzuschärfen. Einen Auszug aus dieser Abhandlung findet man in einem Briefe Nicolai's an Lessing, s. Schriften 13, 25 ff. Vgl. darüber und über den durch diese Abhandlung veranlassten Briefwechsel (er reicht vom 31. Aug. 1756 bis zum 14. Mai 1757), so wie über die Ergebnisse für die Theorie des Drama's und des Trauerspiels insbesondere, zu denen Lessing mit seinen Freunden durch diese

§ 288 Lessing, Nicolai und Mendelssohn, zunächst von Grundsätzen der von den Engländern herstammenden Empfindungstheorie ausgehend[34], die Bestimmung und die Natur der dramatischen Poesie und des Trauerspiels insbesondere philosophischer, als es zeither geschehen war, zu ermitteln und festzustellen suchten. Dieser Briefwechsel war besonders folgereich: zunächst gewann Lessing in den mit seinen Freunden gepflogenen Verhandlungen für sich selbst eine Rechtfertigung und theoretische Begründung des von ihm eingeführten bürgerlichen Trauerspiels; sodann aber bereitete er hier auch schon in mehrfacher Beziehung das vor, was nachher in der Dramaturgie zu reinern und vollkommnern Ergebnissen herausgebildet, den allerbedeutendsten Einfluss auf die dramatische Dichtung der Deutschen überhaupt, ja auf unsere gesammte schöne Literatur ausüben sollte.

§ 289.

Während Lessing sich als Dichter nach neuen Wegen umsah, an neuen Gegenständen und in neuen Formen versuchte, liess er die sich mit der Literatur des Tages befassende Kritik, in der er sich eine Zeit lang mit so vielem Erfolge geübt hatte, fürs erste fast ganz ruhen. Jetzt aber, wo er mit und in seinem, zunächst den Engländern sich anschliessenden dichterischen Hervorbringen und durch ein näheres Eingehen auf theoretische Untersuchungen einen neuen und höhern Standpunkt künstlerischer Erfahrung und Einsicht gewonnen hatte, musste es ihn locken, die neueste Literatur seiner Landsleute zu mustern, um nach dem Massstabe seines gereiftern ästhetischen Urtheils ihren Werth oder Unwerth zu bestimmen. Was wäre auch mehr an der Zeit gewesen? Noch wurde jene Art durchgreifender und gründlicher Kritik in Deutschland vermisst, die Nicolai mit Recht als das nächste und dringendste Bedürfniss unserer schönen Literatur um die Mitte der Fünfziger bezeichnet hatte. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“[1]

Verhandlungen gelangte, Danzel S. 354—364. 34) Vgl. S. 341 und Danzel S. 351—54.

§ 289. 1) Vgl. S. 76 f. Die Wichtigkeit der Kritik für die Erreichung des allgemeinen Zweckes der Bibliothek, „Beförderung der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks unter den Deutschen“, unterliess Nicolai auch in der „vorläufigen Nachricht“ nicht, gehörig zu benachdrucken. „Die Kritik“, sagte er S. 3, „ist es ganz allein, die unsern Geschmack läutern und ihm die Feinheit und Sicherheit geben kann, durch die er sogleich die Schönheiten und Fehler eines Werkes einsieht; und ein feiner Geschmack ist nichts anders als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beste Art anzuwenden — Wir werden nie befürchten dürfen, falsch zu urtheilen, wenn wir die Urtheile unsers Geschmackes jederzeit durch die Gründe der Kritik bestätigen können.“

hatte ihm noch lange nicht abgeholfen. Dazu war schon der Kreis § 289
der Gegenstände, die in ihr besprochen wurden, oder über die sie berichtete, in einer Beziehung zu weit und in einer andern zu enge. Denn da sie ausser selbständigen Abhandlungen kunsttheoretischen Inhalts auch weitläufige Berichte und Auszüge von merkwürdigen Büchern des Auslandes nebst allerlei Nachrichten brachte, welche literarische Erscheinungen und die Zustände des Theaters und der verschiedenen Künste bei den Franzosen, Engländern und Italienern betrafen, so blieb für die genauere Beurtheilung der neuen heimischen Literaturerzeugnisse ein verhältnissmässig nur geringer Raum übrig; die eigentlich kritischen Artikel kamen zu vereinzelt und waren zu sehr von den übrigen überwuchert, als dass sie eine stätige, mit voller Kraft auf einen Hauptzweck gerichtete Wirkung hätten hervorbringen können[2]. Allein hiervon auch abgesehen, hatte die Kritik der Bibliothek bei allem Unterschiede von derjenigen, die zeither in den Blättern der beiden literarischen Parteien geübt worden war[3], doch noch zu viel Verwandtes damit. Noch immer fusste sie zu sehr auf gewissen, in eigenen Abhandlungen aufgestellten theoretischen Sätzen, noch immer legte sie zu grosses Gewicht auf „die gründlichste Kenntniss und die genaueste Bestimmung und Berichtigung der Regeln" für die dichterische Production[4]; und wenn Nicolai und Mendelssohn auch unparteiisch und verständig Lob und Tadel austheilten, so zeigten sie doch weder im Einzelnen die Schärfe des Urtheils, welche bis in den innersten Kern der Gegenstände zu dringen vermochte, noch bewährten sie den tiefen und sichern Einblick in das gesammte deutsche Literaturwesen der Zeit, den sie hätten haben müssen, wenn von ihnen nicht allein die wesentlichsten Mängel des letztern, sondern auch die wirksamsten Mittel zu deren Abhülfe sollten bezeichnet werden[5]. Nun aber er-

---

2) Unter den 75 grössern Artikeln der vier ersten Bände enthält nur etwa der vierte Theil Beurtheilungen von deutschen, der schönen Literatur zuzurechnenden Sachen (von J. A. Cramer, Withof, Dusch, Klopstock, Lichtwer, Löwen, Gleim, Kleist, Weisse, Gessner, Wieland und einigen mir nicht bekannten Verfassern von geringer oder gar keiner Bedeutung: von Dusch allein handeln fünf, von Klopstock und Lichtwer je zwei Artikel). 3) Den theoretischen Tendenzen und praktischen Bestrebungen der Leipziger und Schweizer gegenüber nahm die Bibliothek dieselbe Stellung ein, wie Nicolai's im J. 1755 erschienenen Briefe, nur dass für sie der Gegensatz zwischen beiden Parteien kaum noch eine Bedeutung mehr in dem Literaturleben der Zeit hatte. 4) „Wir werden uns angelegen sein lassen, über alle Theile der schönen Wissenschaften kritische Abhandlungen zu liefern. Wir sind überzeugt, dass man ohne eine gründliche Kenntniss und die genaueste Bestimmung und Berichtigung der Regeln nie etwas Vorzügliches in den schönen Wissenschaften leisten kann." Vorläufige Nachricht S. 10. 5) Vgl. hiezu Danzel S. 388—91.

§ 289 schienen die Literaturbriefe, die bis zum Ende des sechsten Bandes so gut wie ganz Lessings Werk waren[6], und in ihnen die Art von Kritik, woran es in Deutschland so lange gefehlt hatte. Anstatt den Werth neuer literarischer Productionen nach den Sätzen und Regeln der schon im Voraus fertigen Kunstlehre dieser oder jener Schule abzumessen, hatte Lessing hier den Weg eingeschlagen, dass er das Urtheil über ein Werk der schönen Literatur vorzüglich von der Beantwortung dreier Fragen abhangen liess: ob der Gehalt desselben an und für sich ein wirklich poetischer sei, ob er in der ihm zu Theil gewordenen Behandlung der deutschen Natur zusagen könne, mit der uns eigenthümlichen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise übereinstimme, und ob endlich das Werk nach Gehalt und Form ein schönes, in seinem Organismus von ihm inwohnenden Gesetzen durchgängig bestimmtes Ganzes darstelle?[7] Nach

---

6) Dass die Briefe von Anfang an eine ausschliesslich der Besprechung der neuesten deutschen Literaturerscheinungen gewidmete Zeitschrift waren, ist bereits S. 77 f. bemerkt worden. Eben da ist auch das Wesentlichste über ihre Entstehung mitgetheilt. 7) Vgl. hierzu Danzel S. 388—92: die Hauptstelle in diesem Abschnitt, die mir das Grundwesen der lessingschen Kritik in den Literaturbriefen ganz vortrefflich zu charakterisieren scheint, und die das aufs vollständigste ergänzen wird, was meine Texteswerte nur sehr mangelhaft ausdrücken dürften, lautet (S. 391 f.): „Die Schweizer hatten erkannt, dass die Regel nur erst nach der Production komme, nur aus den Werken selbst abstrahiert zu werden vermöge, so dass also die Kunst selbst sich die Regeln gebe. Aber diess hatte man ganz allgemein nur auf die altberühmten Werke der Dichtkunst angewendet — in ihnen sollten ein für allemal die Regeln gegeben sein, die denn also den neuern Productionen ebenso äusserlich dictiert waren, wie bei der Ansicht Gottscheds, der sie aus der „Vernunft“ ableitete, aller Poesie gegenüber. Wie durfte man so verfahren? Wenn die neuern Productionen wirklich Poesie waren, so mussten sie sich ihr Gesetz ebensowohl selbst geben, wie die alten; waren sie aber nicht wahre Poesie, so half ihnen auch das äusserliche Gesetz nichts. Jene Art von Kritik, welche sich auf eine im Voraus fertig gemachte Theorie stützte, hatte also gar keinen Sinn, und es musste über kurz oder lang einmal einem hellen Kopfe einleuchten, dass wenn überhaupt Kritik, d. h. Einwirkung auf die Production mittelst des Gedankens, Statt finden solle, diese in nichts anderm bestehen könne, als dass man, zwar nicht ohne mannigfaltige Rückblicke auf die Vergangenheit, wie sie zu dem eigensten Leben unserer späten Jahrhunderte gehören, aber ohne die Erzeugnisse derselben als Massstab aufzustellen, lediglich die gegenwärtige Production, wie sie nur immer beschaffen sein möge, über sich selbst zu verständigen und ihr behülflich zu sein suche, sich nach ihrem eigenen inwohnenden Gesetz in höchster Reinheit auszubilden, oder dass die Kritik gar kein besonderes gelehrtes Geschäft sei, zu welchem man sich mit allerlei äusserlichem Apparat anzuthun habe, sondern gar nichts anders als der Process der Production selbst, insofern derselbe bei dem Menschen, als einem mit Bewusstsein begabten Wesen, wenigstens zum Theil vor dem Bewusstsein vorgehen und durch Elemente desselben vermittelt werden müsse. Diese Art von Kritik — hat Lessing in den Literaturbriefen zuerst ausgeübt“ etc.

welchen Grundsätzen der wahre Kritiker bei der Beurtheilung eines § 289
einzelnen Werks der schönen Literatur verfahren müsse, wenn er wohlthätig auf die Production wirken wolle, hat Lessing selbst[8] angegeben. Indem er nämlich die Bibliothek der schönen Wissenschaften gegen diejenigen in Schutz nimmt, die ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen hatten, fragt er: „Konnten sich die mittelmässigen Schriftsteller, welche sie kritisiert hatte, anders verantworten?" und fährt dann fort: „Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. • Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloss stellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloss gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; die einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Missvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muss der Kunstrichter von einer nachtheilgen Zergliederung abstrahieren und das Werk so, wie der Philosoph die Welt betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne zu wissen, was er machen will, alsdann muss man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein hässliches Gesicht, oder eines reizenden Fusses wegen einen Buckel übersehen. Und dass dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug." Sicherte er so der Kritik in den Literaturbriefen den Charakter lebensfrischer Unmittelbarkeit, so gewann er auch für sich einen Standort, von dem aus sein Wort von allen Gebildeten und nach Bildung Strebenden im Volke verstanden werden konnte[9]. Er nahm den Faden seiner Kritik in den ersten vier

---

8) Im 16. Literatur-Brief. 9) Auch sprechen die Einleitungsworte zu den Briefen es unverhohlen genug aus, dass diese wirklich für ein grösseres Publicum von Anfang an geschrieben wurden, als für das eigentlich gelehrte, welches die frühern Kritiker, sobald sie sich über den Rang gemeiner Wochenblattschreiber erhoben, doch immer vorzugsweise, wenn auch unabsichtlich, bei ihren Urtheilssprüchen im Auge behalten hatten.

§ 289 Briefen da wieder auf, wo er ihn zuletzt hatte fallen lassen[10], bei den Uebersetzungen aus der neuesten Zeit, die hier um so eher in Betracht kommen mussten, je weniger fruchtbar unsere Literatur damals an eigenen Erzeugnissen von einiger Bedeutung war und je handwerksmässiger das Einführen vieler ausländischen Werke von ungeschickten und leichtfertigen Schriftstellern betrieben wurde[11]. Die folgenden Briefe, die mehrfach an Beurtheilungen anknüpften, welche die Bibliothek der schönen Wissenschaften gebracht hatte[12], beschäftigten sich zwar auch noch hin und wieder mit Uebersetzungen[13]; der grossen Mehrzahl nach aber hatten sie es mit der Besprechung eben erschienener deutscher Originalwerke zu thun. Lessing fand an dieser neuesten Literatur im Ganzen viel mehr zu tadeln oder geradehin zu verwerfen, als zu loben[14]. Er war weit davon entfernt, die lächerliche Einbildung seiner Zeitgenossen zu theilen, dass Deutschland, wo nicht in allen, doch in den meisten Gattungen Dichter besässe, die den grössten des Alterthums und des neuern Auslandes nahe kämen oder ihnen gar an die Seite gesetzt werden dürften[15]. Er gab deutlich genug zu verstehen[16], wie lächerlich ihn die Behauptung bedünken musste, Klopstock könnte

---

10) Nach der ersten grössern kritischen Arbeit aus seiner ersten Periode, dem Vade mecum für S. G. Lange, hatte Lessing ausser den kurzen Artikeln für die vossische Zeitung aus den Jahren 1754 und 55 und einigen kleinen Beiträgen zur Bibliothek der schönen Wissenschaften für diese nur ein einziges umfangreicheres Stück geliefert, jene im J. 1758 geschriebene Recension von Lieberkühns Uebersetzung des Theokrit, deren § 286, Anm. 21 gedacht ist. 11) Vgl. § 261, Anm. 5. An der Tagesordnung waren damals vorzüglich Uebersetzungen englischer Sachen: unter den erst vor Kurzem erschienenen wählt sich Lessing einige aus, um an ihnen zu zeigen, wie unwissend diese Uebersetzer oft wären, und wie weit „die Unverschämtheit dieser gelehrten Tagelöhner" gienge.
12) Vgl. Brief 16. 17. 18. 19. 30. 41. 63 und Danzel S. 382—87. 13) Brief 31. 39 und 77. Der erste lobt den Versuch einer Uebertragung pindarischer Oden in deutsche Prosa; der zweite zeigt eine hexametrische Uebersetzung „auserlesener Meisterstücke" einiger englischer Dichter an und hat besonders an den Versen vielerlei auszusetzen; der dritte beweist, dass eine sehr fehlerhafte, anonym herausgekommene Verdeutschung der Georgica Virgils von Dusch herrühren müsse, und kritisiert dieselbe im allerschärfsten Ton. 14) Eigentlich gelobt wurden nur Gleims Gedicht „an die Kriegsmuse" (Brief 15), Klopstocks Abhandlung „von der Nachahmung des griechischen Silbenmasses im Deutschen" (Brief 18) und im Ganzen auch die Veränderungen und Verbesserungen, die der Dichter in den fünf ersten Gesangen des Messias, wie sie in der Kopenhagener Ausgabe zu lesen waren, gemacht hatte (denn oft habe demselben bei diesen Veränderungen, man wisse nicht welcher Geist der Orthodoxie, anstatt der Kritik vorgeleuchtet. Brief 19); sodann zwar nicht alle, aber doch mehrere Stücke in v. Gerstenbergs „Tändeleien" (Brief 32) und Kleists erzählendes Gedicht „Cissides und Paches" (Brief 40). 15) Vgl. Goethe's Werke 25, 93. 16) Im Anfang des 7. Literatur-Briefes.

uns den Homer, Cramer den Pindar, Uz den Horaz, Gleim den Anakreon, Gessner den Theokrit, Wieland (in seinem ersten philosophischen Lehrgedicht) den Lucrez ersetzen, im Fall dass diese Alten durch eine grosse wunderbare Weltveränderung für uns verloren giengen. Für Lessing war unsere neuere Literatur erst eine werdende, die noch weit hin hätte, bis sie sich wahrer Meisterstücke, zumal in den grossen Gattungen, würde rühmen können[17]. Das Talent, wo es sich zeigte, verkannte er nicht; er munterte es auf und suchte es über sich selbst zu verständigen. Aber wo es auf Abwege gerathen war, trat er ihm zurechtweisend und, that es Noth, mit strafendem Ernst entgegen. Ohne alle Schonung fielen die Streiche seiner Kritik nur da, wo geistige Beschränktheit oder Ungeschick und Unwissenheit mit Dünkel und Anmassung im Bunde Anspruch auf literarische Bedeutung machten. Diess Alles trat besonders in seinen Beurtheilungen der neuesten Schriften von Dusch[18], Wieland, J. A. Cramer und Basedow hervor. Dusch war schon 1749 als Dichter mit einem Schäferspiel aufgetreten und hatte dann bis zum Erscheinen der Literaturbriefe von schriftstellerischen Arbeiten herausgegeben: „das Toppée", ein komisches Heldengedicht[19]; „die Wissenschaften", ein Lehrgedicht[20]; „vermischte Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst"[21], worin das Toppée und die Wissenschaften neu bearbeitet waren; „drei Gedichte von dem Verfasser der vermischten Werke"[22]; „den Schoosshund", ein komisches Heldengedicht[23]; „den Tempel der Liebe", ein episch sein sollendes Gedicht der didaktisch beschreibenden Art[24]; „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre durch alle Monate des Jahres", in poetischer Prosa[25]; sodann noch „vermischte kritische und satirische Schriften, nebst einigen Oden"[26] (worin aber nicht alles von ihm selbst sein sollte) und verschiedene Uebersetzungen[27]. § 289

---

17) Wie wenig er noch im J. 1769 unserer Literatur eine männliche Reife und innere Gediegenheit zusprach, ist aus der oben (§ 261, 1) mitgetheilten Stelle aus der Dramaturgie zu ersehen. 18) Johann Jacob Dusch, geb. 1725 zu Celle, studierte in Göttingen Theologie, beschäftigte sich dabei aber noch mehr mit schöner Literatur, besonders mit englischer. Nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Familien Hauslehrer gewesen, lebte er seit 1756 in Altona, wo er zunächst ohne Anstellung war und sich mit Schriftstellerei abgab. Nachher wurde er Professor an dem dortigen akademischen Gymnasium und 1766 Director desselben. 1780 erhielt er von dem Könige von Dänemark den Titel Justizrath. Er starb 1787. 19) Göttingen 1751. 20) Göttingen 1752. 21) Jena 1754. 22) Altona und Leipzig 1756. 23) Altona 1756. 24) Leipzig 1757. 25) Hamburg und Leipzig 1757 ff.; von seinen auf fünf Theile berechneten sämmtlichen poetischen Werken erschienen nur der erste und der dritte Theil, Altona 1765. 67. 8. 26) Altona 1758. 27) Vgl. über diese und die spätern Schriften von Dusch Jördens 1, 407 ff. und 6, 28 ff.

§ 289 Dusch, der sich in seiner Schriftstellerei besonders an die Engländer anschloss und schon zu den Dichtern der neuern Zeit gehörte, die weder mit der Leipziger noch mit der Züricher Schule zusammenhiengen, war gar nicht ohne Talent; aber es fehlte ihm noch zu sehr an einer tüchtigen Bildung, an einem geläuterten Geschmack und an der zur gründlichen Anlage und kunstmässigen Ausführung eines poetischen Werks erforderlichen Ausdauer; er schrieb zu viel und zu vielerlei, war zu sehr Nachahmer und griff oft nach Gegenständen, bis zu welchen die Tragweite seines Talents nicht reichte. Schon die Bibliothek der schönen Wissenschaften, die sich mit ihm mehr, als mit irgend einem andern deutschen Schriftsteller zu schaffen machte[28], hatte seine Schwächen hervorgehoben[29] und ihm das Gebiet bezeichnet, auf welchem er sich als Dichter den meisten Erfolg versprechen könnte[30]. Lessing, von Dusch in den vermischten kritischen und satirischen Schriften mehrfach angegriffen, nahm ihn gleich in den ersten Literatur-Briefen unter den Uebersetzern scharf mit; diess war jedoch nur das Vorspiel zu dem Strafgericht, das über ihn wegen seiner „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre“ und wegen seiner Uebersetzung der Georgica verhängt wurde[31]. Lessing züchtigte hier in Dusch eine ganze Klasse deutscher Schriftsteller, diejenigen nämlich, die sich das Schreiben zu leicht machten, die planlos in den Tag hineinschrieben, die von ihrer eigenen Erfindungsgabe im Stiche gelassen, im Grossen wie im Kleinen nachahmten und von überall her Gedanken und Bilder zusammenborgten. So heisst es denn u. A.[32]: in den Schilderungen sei so viel Zusammenhang als im Kalender. Dieser Schriftsteller habe keine Bedenklichkeit, sich selbst auszuschreiben, da er ja auch andere mit der allerunglaublichsten Freiheit ausschreibe. Seine Schilderungen seien nichts als ein beständiges Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Hallern und zwanzig Andern. Er bekenne, und das sei sehr schlau, mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskieren. Dabei sei seine Schwatzhaftigkeit ausserordentlich und die Tautologie seine liebste Figur, durch die er oft in Ungereimtheiten verfalle. Eben diess geschehe, wenn er Bilder und Umstände ohne Wahl häufe. Das Lateinische, das er nahahmen wolle, habe er häufig gar nicht verstanden. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften hätte ihm gerathen, seine Gemählde öfters mit Fictionen zu unterbrechen; diess habe er hier gethan, aber wie! Und dazu prahle er mit einer Ge-

---

28) Vgl. Anm. 2. 29) 1, 168 ff.; 355 ff.; 3, 96 ff.; 362 ff. 30) 1, 172 und 3, 377 f. 31) Im 41. und 77. Literatur-Briefe. 32) Im 41. Briefe.

lehrsamkeit, in der er offenbar ein Fremdling sei. Gleichwohl hätte § 289
er ein guter Schriftsteller werden können, wenn er sich in die ihm zukommende, ihm schon von den Verfassern der Bibliothek deutlich genug angewiesene Sphäre hätte einschliessen wollen. Er habe nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er habe aber von beiden etwas und ungefähr so viel als dazu gehöre, ein erträgliches moralisches Lehrgedicht zu machen[33]. Unter Wielands in den fünfziger Jahren herausgegebenen Schriften hatte Lessing an den „Empfindungen des Christen" (1755) ganz besonders Anstoss genommen[34]. Er hatte es zuerst klar erkannt, was bei einer Poesie herauskommen konnte, die den höchsten Gehalt hauptsächlich in überspannten religiösen Empfindungen und in ästhetisch-frömmelnden Gedankenspielen suchte[35]. Wieland war unter den Dichtern der diese religiös-empfindsame Poesie pflegenden Schule derjenige, dem Lessing, Klopstock etwa ausgenommen, das bedeutendste Talent zusprach: er war ihm „ohne Widerrede einer der schönsten Geister", die Deutschland damals besass. Er hatte eben die Sammlung seiner „prosaischen Schriften"[36] herausgegeben, die manchen neuen Aufsatz enthielt. Sie verdienten, wie Lessing schrieb, alle gelesen zu werden; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen fände, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn wohl lesen wollen? Grund genug also, dass eine Kritik, die unsere Literatur von ihren Verirrungen abzubringen und die Schriftsteller in richtigere Wege einzuweisen beabsichtigte, gegen diesen jungen Mann eine um so eindringlichere Sprache führte, je mehr er für die Zukunft versprach, und je bestimmbarer er nach seinem ganzen bisherigen Bildungsgange sein musste. Gegen ihn sind daher auch gleich diejenigen Literaturbriefe gerichtet (7—14), in denen Lessing von den Uebersetzern zu den Originalschriftstellern übergegangen ist[37]. Nachdem Wielands Aus-

33) Im 77. Briefe folgt gleich auf die Eingangsworte die Stelle: „Hr. Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schoosshunde und Gedichte; Liebestempel und Verläumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satirische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freimüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen. — Monstrum nulla virtute redemptum! O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst." Das Letzte traf jedoch nicht ein: Dusch verstand wirklich aus der Kritik Nutzen zu ziehen. Vgl. hierzu Danzel S. 383—85. 34) Vgl. § 258, S. 119 f. 35) Vgl. S. 346 f. 36) Zürich 1758. 3 Bde. 8. 37) Der fünfte Brief ist eigentlich nur eine Fortsetzung der vorhergehenden, indem hier noch nachträglich von den eignen elenden Pro-

§ 289 fall auf Uzens sittlichen Charakter als ein Verfahren bezeichnet ist, das von nichts weniger als von einer echt christlichen Gesinnung zeuge, worin sich vielmehr viel pietistischer Stolz, viel Hass und ein verabscheuungswürdiger Verfolgungsgeist verrathe, werden die „Empfindungen des Christen" näher charakterisiert. „Sie können aufs höchste Empfindungen eines Christen sein; eines Christen nämlich, der zugleich ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süsser Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, dass dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.... Sind das Empfindungen (wie sie Wieland in hochtrabende Worte gefasst hat)? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiss das Herz leer und kalt." Und nun mit einer ironischen Wendung gegen die tiefsinnigen Geister, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophieren, weil sie ihr philosophisches System darin verweben wollen: jetzt sei die Zeit gekommen, wo uns auch schöne Geister eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amusieren können. Ist hier dem empfindelnden Schönthun mit der Religion das Urtheil gesprochen und damit auch, wenigstens mittelbar, schon angedeutet, dass Religion und Poesie nicht mit einander zu vermischen seien, und dass eine Poesie eben so wenig die wahre sein könne, die aus solchen religiösen Stimmungen ihren höchsten geistigen Gehalt empfangen solle, wie die Religion die echte sei, die nach Verschönerung durch die Poesie verlange: so zeigt Lessing in dem, was er über einen wielandschen Erziehungsplan sagt, wie wenig die Vorstellungen, die Wieland von der Erziehung der alten Griechen geben wolle, dem entsprechen, was die Erziehung und Bildung der Griechen wirklich war. Weiterhin wirft er ihm dann noch besonders vor, er verlerne in der Schweiz seine Sprache. Nicht bloss das Genie derselben und den ihr eigenthümlichen Schwung; er müsse sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben: denn alle Augenblicke lasse er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen könne, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Chr. Weise's lese[38]. Cramer, einer der ältesten und vertrautesten

---

ducten eines Mannes gesprochen wird, der vorher schon unter den elenden Uebersetzern seine Abfertigung gefunden hat. 38) Mit den beiden letzten Rügen war Wieland auf zwei Schwächen aufmerksam gemacht, die ihm dessenungeachtet

Freunde Klopstocks, hatte 1758 seinen „nordischen Aufseher“, zu § 289
dem der letztere auch eine nicht geringe Anzahl von Beiträgen lieferte, begonnen: eine Zeitschrift im Geist und von der Einkleidungsart der alten Wochenschriften. Der erste Band lag Lessingen vor, als er den 48—51. Literatur-Brief schrieb. Besondere Berücksichtigung sollte in diesem Aufseher der Erziehung der Jugend und der Leitung derjenigen zu Theil werden, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgaben, ohne eigentlich ein Geschäft aus ihrer Erlernung zu machen. Allein die christliche Erziehung, auf die es hierbei hauptsächlich abgesehen war, musste, wie Lessing darthat, mancherlei Bedenken bei jedem erregen, der sein Kind zu einem rechtgläubigen Christen heranbilden wollte, und was zum Besten der unstudierten Liebhaber guter Schriften in dem ersten Bande gethan war, war nicht der Rede werth, oder musste, wie namentlich das übertriebene Lob, das Young ertheilt wurde[39], die Leser irre führen. Vornehmlich kam es Lessingen darauf an, die Trugschlüsse in des Aufsehers (d. h. Cramers) Beweis aufzudecken, dass man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könnte, und auf die Beleuchtung der theologischen Stücke überhaupt, die, wie er im Besondern an dem von Klopstock verfassten Aufsatz, „von der besten Art über Gott zu denken“, nachwies, von „ganz besonderm Schlage“ waren. Bei der Besprechung dieser Punkte gab er Ergänzungen zu dem, was er über Wielands poetischen Religionsenthusiasmus bemerkt hatte. Ein guter Christ, sagte er, fange jetzt an ganz etwas anders zu sein, als er noch vor dreissig, fünfzig Jahren gewesen. Die Orthodoxie sei ein Gespötte worden; man begnüge sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthum gezogen habe, und weiche allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen wisse. So habe denn auch der Aufseher ein ganzes Stück dazu verwandt, sich diese Miene neumodischer Rechtgläubigkeit zu geben. Einer nähern Betrachtung erweise sich aber alles, was zu Gunsten dieser Art von Christenthum gesagt werde, als hohles und sophistisches, mit Anmassung vorgetragenes Geschwätz

---

immer eigen geblieben sind; ja sein Anpreisen und Verherrlichen eines Griechenthums, wie es nie in der Wirklichkeit bestanden hat, und sein oft so widerwärtiges Liebäugeln mit demselben in Poesie und Prosa nahm später noch viel mehr zu als ab; und wie sehr er es immer liebte, fremde Ausdrücke und Redensarten in sein Deutsch zu mischen, zeigen besonders seine Briefe, da er sich in denselben weniger Zwang anzuthun brauchte, als wo er für den Druck schrieb. Dagegen entschlug er sich, wie schon S. 120 berichtet ist, sehr bald seiner ästhetisch-religiösen Schwärmerei und seiner krankhaften Empfindsamkeit überhaupt. Vgl. hierzu Danzel S. 405—10. 39) § 286, Anm. 11.

§ 289 von unendlicher Breite. Und was die drei Arten über Gott zu denken betreffe, so sei der Verfasser des davon handelnden Aufsatzes durch Verwechselung der Begriffe Denken und Empfinden zu den wunderlichsten Irrthümern verleitet worden. Der letzte dieser Briefe kritisierte die in den Aufseher eingerückten Oden von Cramer und Klopstock, so wie die Abhandlung des letztern „über die Mittel, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse"[40]. In Cramer wurde „der vortrefflichste Versificateur" anerkannt; sein poetisches Genie aber, wenn ihm überhaupt noch ein solches zugestanden werden könnte, wäre sehr einförmig, sein Feuer, so zu sagen, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloss in die Augen leuchtete. Was Lessing von dem poetischen Werth der beiden von Klopstock herrührenden Oden hielt, ist oben angegeben[41]. Ueber dessen Abhandlung sprach er sich mit grosser Anerkennung aus, unterliess jedoch nicht, die Dichter, denen er sie zum Studium empfahl, und besonders die dramatischen, darauf aufmerksam zu machen, dass „diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers" unter gewissen Umständen „eine Ausnahme leiden könne und müsse"[42]. Von Basedow's[43] Schriften kommt hier nur die „Vergleichung der Lehren und Schreibart des nordischen Aufsehers, und besonders des Hrn. Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, aufrichtig angestellt"[44] in Betracht, weil sie Lessingen zur Abfassung des 102—112. Literatur-Briefes veranlasste. Er wies darin die von Basedow gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurück und rechtfertigte seine Behauptungen über den nordischen Aufseher. Diese Briefe gehören zu dem Ausgezeichnetsten, was Lessing in der polemischen Kritik geleistet hat. — Die Kritiken über die ge-

---

40) Vgl. § 265, 18. 19. 41) § 286, Anm. 8. 42) Vgl. hierzu und zu dem zunächst Folgenden Danzel S. 393—405. 43) Johann Bernhard Basedow (eigentlich Joh. Berend Bassedau; vgl. Rambachs Anthologie christlicher Gesänge 5, S. VIII), geb. 1724 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum, studierte in Leipzig, wurde dann zunächst Hauslehrer im Holsteinischen und 1753 Professor der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe, von wo er 1761 an das Gymnasium zu Altona kam. Der Gedanke, der Reformator des Erziehungswesens zu werden, wurde in ihm besonders durch Rousseau's Emile geweckt; er suchte ihn mit dem ganzen Feuer und Ungestüm seines Charakters ins Werk zu setzen. 1771 berief ihn der Fürst von Dessau in seine Residenz. Hier gründete er eine Musterschule in seinem Sinne, das sogenannte Philanthropin, welches 1774 eröffnet wurde. Allein schon vier Jahre darauf überliess er die Leitung dieser Anstalt andern Händen und lebte fortan ohne bestimmte Geschäfte. Zuletzt liess er sich in Magdeburg nieder, wo er 1790 starb. 44) Soroe 1760. 8.

nannten vier Männer bilden den eigentlichen Kern des vorzugsweise kritisch negierenden und polemischen Theils von Lessings Literaturbriefen. Zwar auch im Ganzen polemisch, aber zugleich von einem bestimmten positiven Inhalt (und dadurch einer der allerwichtigsten) ist derjenige, welcher von Gottscheds Verdiensten um das deutsche Theater handelt, oder vielmehr dieselben vollständig in Abrede stellt. Es ist der siebzehnte. In dem voraufgehenden hatte er schon Bezug genommen auf den ersten Theil von Gottscheds „nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“, der 1757 erschienen und in der Bibliothek der schönen Wissenschaften[45] von Nicolai angezeigt worden war. Wie anderwärts, so war ihm die Bibliothek auch in dieser lobenden Anzeige „zu nachsehend“ gewesen, indem sie namentlich die vielen „Unterlassungssünden“ nicht aufgedeckt hatte, die sich Gottsched in seinem Buche hatte zu Schulden kommen lassen. Lessing stand der Zeit, wo Gottscheds Wirksamkeit, zumal auf dem Theater, ihren Höhepunkt erreicht hatte, noch zu nahe und als dramatischer Dichter sowohl wie als Dramaturg schon in zu schroffem und feindseligem Gegensatz gegen jenen, als dass er mit aller Unbefangenheit dessen Verdienste um unsere Literatur hätte überblicken und würdigen können. Er liess daher weder in diesem noch in dem folgenden Briefe Gottscheden volle Gerechtigkeit widerfahren: er war unbillig und hart gegen ihn. Denn die Reformen im deutschen Schauspielwesen, die derselbe vor dreissig Jahren unternommen und allmählig durchgesetzt hatte, waren diesem vor allen andern nöthig gewesen, wenn seine ärgsten Uebelstände gehoben werden sollten, und bei dem damaligen Stande der deutschen Bildung und Literatur auch wohl nur auf dem Wege zu ermöglichen, für den sich Gottsched entschieden hatte[46]. Nicolai hatte in seiner Anzeige geäussert: „Niemand wird läugnen, dass die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Hrn. Prof. Gottsched zu danken habe.“ Lessing dagegen erklärte: „Ich bin dieser Niemand; ich läugne es gradezu. Es wäre zu wünschen, dass sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen. Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr § 289

---

45) 3, 85 ff. 46) Vgl. S. 367. „Lessing hat“, wie Danzel S. 129 f. mit Recht bemerkt, „hier für die Aufgabe Gottscheds erklärt, was nur etwa seine Aufgabe und die Aufgabe der Folgezeit gewesen sein mag, welche auf demjenigen, was Gottsched wirklich gethan hat, fussen konnte.“

§ 289 elend aus. Man kannte keine Regel; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniss einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und grösste Geist zu sein. Auch war Hr. Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierende Theater der deutschen Denkart angemessen sei oder nicht.“ Aber nicht bloss die Richtung, welche das deutsche Drama seit der Zeit verfolgte, wo Gottsched sich zu seinem Reformator aufgeworfen hatte, wird von Lessing entschieden gemissbilligt, sondern es wird auch der Weg angegeben, den es hätte einschlagen müssen, wenn es, namentlich in der tragischen Gattung, auf eine dem deutschen Volkscharakter entsprechende Weise verbessert und ausgebildet werden sollte. Und hierbei ist (was ganz besonders beachtet zu werden verdient) an unsre neuere Literatur zuerst die Forderung gestellt, dass sie darnach trachten müsse, eine eigenthümlich deutsche, eine Nationalliteratur zu werden. Dazu aber, meinte Lessing, würde sie es, wenigstens in der dramatischen Gattung und insbesondere im Trauerspiel, weit eher und mit ungleich glücklichern Erfolgen gebracht haben, wenn sie, anstatt sich den Kunstgesetzen der Franzosen zu unterwerfen und von ihnen die Muster der Nachahmung zu entlehnen, in das nächste Verhältniss zu der ältern englischen Bühne getreten wäre und sich den Einflüssen des in Shakspeare's Werken waltenden Geistes geöffnet hätte. Gottsched „hätte“, fährt Lessing in seinem Briefe fort, „aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, dass wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; dass wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; dass das Grosse, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; dass uns die grosse Einfalt mehr ermüde als die zu grosse Verwickelung etc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben .... Dass er den addisonischen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, dass er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und (als er nach dem addisonischen seinen Cato verfasste) keinen Shakspeare,

keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher etc. gekannt hat, die er nachher aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen. Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiss gewiss, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als dass man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenen weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiss. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloss der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakspeare ein weit grösserer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakspeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt"[47]. Endlich führt § 289

---

47) Solche Ansichten waren in Deutschland noch von niemand ausgesprochen worden, wenn Nicolai auch schon fünf Jahre früher die dramatischen Dichter auf die Engländer aufmerksam gemacht hatte (vgl. S. 366, Anm. 49); die Neugestaltung der deutschen Literatur, sofern dieselbe unter englischen Einflüssen vor sich gieng, war damit zu dem Punkte hingelenkt, von wo aus diese Einflüsse mit der belebendsten Kraft auf den deutschen Geist wirken konnten, zu dem grossen nationalen Drama der Engländer, der Hauptstärke ihrer Literatur. Vgl. hierzu Danzel S. 443—50 und 282—88. Wem daran liegt, in einzelnen Aeusserungen Lessings zu verfolgen, wie er anfänglich die grossen französischen Tragiker, vorzüglich P. Corneille, bewunderte, allmählig aber — als er immer deutlicher erkannte, der tragische Dichter sei das, was er ist, nicht durch die genaue Kenntniss der Regeln und deren strenge Beobachtung in seinen Werken, sondern „durch die Kenntniss des menschlichen Herzens und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen" — von dieser Bewunderung so weit zurückkam, dass er den Corneille schon hier, im 17. Literatur-Briefe, tief unter Shakspeare stellte: den verweise ich auf eine Stelle der theatralischen Bibliothek in den sämmtlichen Schriften 4, 292, auf die im J. 1756 geschriebene Vorrede zu einer Uebersetzung von J. Thomsons Trauerspielen (welche von einer gelehrten Gesellschaft zu Stralsund besorgt worden), in den s. Schriften 5, 69 ff. und auf den Brief an Mendelssohn vom 18. Dec. 1756 (12, 64). — Ausser dem 17. Literatur-Briefe sind noch drei andere von Lessing, wenn auch nicht eben so wichtig, doch immer noch sehr beachtenswerth wegen verschiedener darin niedergelegter Bemerkungen über einige wesentliche Erfordernisse in dra-

§ 289 Lessing zum Beweise, dass unsere alten Stücke sehr viel Englisches gehabt haben, das bekannteste, den Doctor Faust, an; darin seien eine Menge Scenen, die nur ein shakspearsches Genie zu denken vermögend gewesen. „Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust!" Worauf er aus einem, angeblich von einem Freunde aufbewahrten alten Entwurf dieses Trauerspiels einen Auftritt mittheilt, d. h. jenes erwähnte[48] Bruchstück aus seinem eigenen Faust.

§ 290.

Lessing überliess, als er gegen Ende des Jahres 1760 von Berlin nach Breslau gieng, seinen beiden Freunden die Fortsetzung der Literaturbriefe[1]. Als er sich so gut wie ganz zurückzog,

---

matischen Werken und über die Gründe, warum das deutsche Schauspiel noch so wenig in seiner Entwickelung vorgeschritten wäre. Diese Briefe sind der 63., der 64. und der 81.: die beiden ersten zeigen Wielands Trauerspiel „Johanna Gray" an und beweisen, dass das Beste darin aus einem englischen Stück genommen sei; der dritte handelt von Weisse's Beitrag zum deutschen Theater. Hier nimmt Lessing schon Bezug auf das Theater des Diderot (in demselben Jahre, 1760, erschien auch seine Uebersetzung), dessen Muster und Lehren, wie er selbst bekannt hat (s. Schriften 6, 369), so grossen Antheil an der Bildung seines Geschmacks hatten, dass derselbe ohne sie eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. 48) § 288, 25.

§ 290. 1) Bis zum Ende des sechsten Theils lieferte Mendelssohn (vom 20. Briefe an) fast nur Briefe, die sich auf die neuesten Erscheinungen in den Gebieten der streng philosophischen Wissenschaften, der Dichtungs- und Kunstlehre und der Sprachphilosophie, so wie auf die Anfänge einer in Deutschland sich bildenden politischen Literatur bezogen. Nicolai schrieb in der ersten Zeit, da er sich von Anfang an auch zu nichts mehr verbindlich gemacht hatte (vgl. S. 77 f.), nur selten einen Brief. Wie er gleich in dem ersten (Brief 6) eine Hauptursache des schlechten Zustandes der neuesten deutschen Literatur darin erkannte, dass die meisten jungen Schriftsteller nichts weiter als elende Nachahmer wären, die entweder von kläglichen Bedürfnissen zum Schreiben getrieben würden, oder sich durch den süssen Rath guter Freunde dazu verlocken und alles, was aus ihrer Feder geflossen, gleich drucken liessen: so kam er auch in der Folge, zumal als er nach Lessings Verstummen sich mit Mendelssohn eine Zeit lang allein in die Kritik der schönen Literatur theilen und daher fleissiger Beiträge liefern musste, auf nichts häufiger zurück, als auf den aus der allgemein herrschenden Nachahmungssucht und der gedankenlosen Schreibewuth herrührenden Mangel an aller Originalität und Gründlichkeit in der Erfindung und Ausführung der neuesten Productionen (vgl. besonders Brief 58; 121; 183 f.). Und allerdings war es nöthig, der Nachahmung, wie sie betrieben wurde, auf alle Weise zu steuern, da sie von gewissen Seiten noch immer, insoweit wenigstens, als sie die Alten betraf, anempfohlen, ja gewissermassen für eine Nothwendigkeit erklärt wurde (vgl. Brief 60, wo ein von Sulzer für die neuern Schriftsteller geltend gemachter Grundsatz sehr energisch von Mendelssohn bestritten wird, und Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur 1. Ausg. 2, 299 f.; 3, 135, wo das-

schwand freilich der höhere, urfrische und Leben weckende Geist § 290
aus ihnen; indessen wahrten seine Freunde und nachher auch Abbt und Resewitz ihnen noch immer die Freimüthigkeit und auch die unparteiische Strenge des Urtheils, wodurch gleich von Anfang an ein für die fernere Entwickelung unserer Literatur sehr wohlthätiger Schreck unter die deutschen Schriftsteller gebracht worden war. Jede in irgend einer Art bedeutende Erscheinung auf dem Literaturgebiet fand in ihnen bereitwillige Anerkennung; sie führten Männer wie Fr. K. von Moser[2], Hamann[3], Abbt[4], J. Moeser[5], Kant[6] auf eine ihrer würdige Weise bei dem lesenden Publicum ein[7], ohne die Schwächen, die sie an dem einen und dem andern fanden, zu verschweigen: und wo sie sonst Grund zum Lobe hatten, hielten sie damit nicht zurück. Allein im Ganzen theilten sie es äusserst sparsam aus, und zumal wo es sich um poetische Erfindungen handelte, bedingten und beschränkten sie es in den allermeisten Fällen mehr oder weniger. Ungleich häufiger fanden sie Anlass zum Tadel und nicht selten zu sehr strengem Tadel[8]. — So hatte Lessing diejenige Kritik, die sich unmittelbar mit den neuesten Erzeugnissen unserer schönen Literatur beschäftigte, mit fester Hand in die rechte Bahn eingelenkt und Fingerzeige genug gegeben, dass nun Andere hier als Führer eintreten konnten. Ihm war es schon klar geworden, dass es noch einer andern Art von Kritik bedurfte, wenn das deutsche Literaturwesen und die deutsche Dichtung insbesondere nicht allein von einzelnen, zum Theil durch blosse Zeitstimmungen herbeigeführten Verirrungen abgebracht, sondern von Grund aus reformiert und mit gesunder Lebenskraft erfüllt werden sollte; und er hatte diese Kritik auch schon eingeleitet, als er seine Literaturbriefe schrieb: allein erst jetzt erreichte er in seiner geistigen Entwickelung die Höhe, dass er sie mit der Kunstfertigkeit des vollendeten Meisters auszuüben vermochte. — Bereits im siebzehnten Jahrhundert, besonders aber seit dem Anfang des achtzehnten hatten

---

selbe, nur in anderer Weise, gegen Aeusserungen geschieht, die sich selbst in zwei Literatur-Briefe der letzten Theile [es sind der 306. und 307. und von Grillo verfasst] eingeschlichen hatten). 2) Brief 88; 178—180; 279; 299. 3) Brief 113; 254. 4) Brief 181. 5) Brief 204—206; 327. 6) Brief 280 f.; 323 f. 7) Von Winckelmann hatte schon die Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 332 ff. die erste Schrift angezeigt. 8) Jedem Urtheilsfähigen, der Unbefangenheit genug besass, sich nicht von vorgefassten Meinungen bestimmen zu lassen, musste sich aus dem Inhalt der Literaturbriefe die Ueberzeugung aufdrängen, dass unsere schöne Literatur im Ganzen zu Anfang der Sechziger noch weit hinter den Literaturen der Franzosen und Engländer zurückstand, dass sie noch nichts weniger als mündig war, und dass auch erst wenige Anzeigen ein in ihr sich regendes Verlangen nach wirklicher Selbständigkeit vermuthen liessen.

§ 290 sich die deutschen Kunstlehrer und Dichter, im Anschluss an ihre Vorgänger und nächsten Vorbilder unter den neuern Ausländern, dem Glauben an die unbedingte und alleinige Mustergültigkeit der alten classischen Poesie in dem Grade hingegeben, dass sie für die neuere Zeit keine andere wollten für voll gelten lassen, als eine solche, die gleichsam aus dem Schoosse der classisch gelehrten Bildung geboren wäre, d. h. eine so viel wie nur irgend möglich antikisierende Poesie. Dem war Lessing praktisch schon mit seiner Miss Sara und als Kritiker mit noch grösserer Entschiedenheit in den Literaturbriefen entgegengetreten, insofern er Shakspeare, der sich ganz unabhängig von den Alten seinen eigenen Weg gesucht habe, dem grössten dramatischen Dichter der Griechen an die Seite stellte[9] und gerade von seiner Einwirkung auf den deutschen Geist das Meiste für ein nationales Schauspiel erwartete. Die deutschen Dichter hatten es indess auch darin ihren nächsten Vorbildern in der Fremde nachgethan, dass sie, indem sie eine neue schöne Literatur im Charakter und im Stil der altclassischen hervorzubringen unternahmen, sich zu wenig darum kümmerten, ob die Verfasser der theoretischen Werke über die Dichtkunst überhaupt oder über einzelne Theile derselben, an die sie sich bei ihren Erfindungen vorzugsweise oder ausschliesslich hielten, denn auch wirklich das eigentliche Wesen der antiken Poesie erkannt und bestimmt, den wahren Charakter ihrer verschiedenen Gattungen ermittelt und festgestellt, die nachahmungswürdigsten Muster unter den alten Dichtern herausgefunden und die ihnen eigenthümlichen Vorzüge in das rechte Licht gesetzt hätten. Diess war das eigentliche Grundübel in dem dichterischen Treiben der Zeit, an dem alle seit Gottscheds in der Kunstlehre gemachten Fortschritte nur wenig geändert hatten, das nun aber durch Lessings Kritik an seiner Wurzel angegriffen werden sollte. — Zuvörderst sonderte er viel genauer, als es zeither geschehen war, das Gebiet des dichterischen Hervorbringens von andern Gebieten geistiger Thätigkeit, in welche sich die Dichtkunst bei Wahl und Behandlung ihrer Gegenstände so lange und häufig verirrt hatte, und zog auch in jenem scharfe und reine Grenzlinien zwischen einzelnen Gattungen, indem er eine jede auf ihre eigentliche Wesenheit zurückführte und darnach den sie von den übrigen unterscheidenden Grundcharakter bestimmte. Sodann fasste er die poetischen Werke des Alterthums nicht mehr bloss als *fertige* Muster für die Neuzeit auf, sondern er vergegenwärtigte sie sich, so

9) „Nach dem Oedipus des Sophokles muss in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet.“ Literatur-Brief 17.

zu sagen, in ihrem Entstehen, dadurch dass er sich aller, ihren § 290
innern Organismus und ihre äussere Gestaltung bedingenden Grund- und Nebenmotive bewusst zu werden und sie so durch einen Gedankenact gewissermassen zu reproducieren suchte. Und da er den Dichter nur in so weit an die Regeln gebunden wissen wollte, als diese in der menschlichen Natur überhaupt und in dem Wesen und der Bestimmung der Poesie, so wie der besondern Gattung, in der etwas hervorgebracht werden sollte, begründet wären, so prüfte er nach diesem Grundsatz auch den Werth und die Gültigkeit sowohl der von den alten Kunstlehrern der Neuzeit überlieferten theoretischen Sätze, als auch derjenigen Regeln, welche erst die Neuern selbst aus den classischen Dichtungen abstrahiert hatten. — Schon 1755 hatte Lessing die Grenzscheide zwischen Poesie und Philosophie scharf bezeichnet und damit auch die Art von Lehrgedichten, die nichts weiter als Einkleidungen philosophischer Begriffsreihen oder ganzer philosophischer Systeme in die gebundene Rede waren, aus dem Gebiet der Dichtung gewiesen[10]. Als er dann in den Literaturbriefen besonders auch den empfindsamen Religionsenthusiasmus in der Religion missbilligte, hatte er vor einer der Religion wie der Poesie gleich schädlichen Verwechselung und Vermischung des Wesens der einen mit dem Wesen der andern gewarnt[11]. Um dieselbe Zeit waren mit seinen prosaischen Fabeln die Abhandlungen erschienen[12], in denen er gesucht hatte, den ursprünglichen Charakter,

---

10) Diess geschah in dem „Vorläufige Untersuchung“ überschriebenen Abschnitt der Schrift „Pope ein Metaphysiker“ (vgl. S. 75 und § 285, Ende von Anm. 8), Danzig [Berlin] 1755. 8. Sie war durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie — Untersuchung des in dem Satze „Alles ist gut“ enthaltenen popischen Systems — veranlasst worden. Die vorläufige Untersuchung betrifft nämlich die Frage: ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne? oder — da ein Gedicht eine vollkommene sinnliche Rede sei, für das System überhaupt aber hier in dem besondern Falle, der das Eingehen auf jene Frage veranlasst habe, ein metaphysisches System gesetzt werden müsse — ob ein System metaphysischer Wahrheiten und eine sinnliche Rede sich nicht geradezu widersprechen und, wenn sie vereinigt werden sollen, einander nicht aufreiben müssen? Der Widerspruch springe in die Augen, sobald näher bestimmt werde, was einerseits der Metaphysiker, andrerseits der Dichter vor allen Dingen zu thun habe, wenn jeder seine Absichten in der rechten Art erreichen wolle. Wer sich dawider auf die Erfahrung berufe und etwa den Lucrez, dessen Poesie das System des Epikur enthalte, oder Andere seines Gleichen anführen wolle, dem dürfe ganz zuversichtlich geantwortet werden: Lucrez und seines Gleichen seien Versmacher, aber keine Dichter. Nicht, dass man ein System in ein Silbenmass oder auch in Reime bringen könne, werde geläugnet, sondern dass diess in ein Silbenmass oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. 11) Vgl. § 289, Anm. 34 ff. 12) „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.“ Berlin 1759. 8. Schon unter Lessings Jugendgedichten (Schriften 1753 ff. 1, 133 ff.)

§ 290 den Endzweck und die ihnen beiden entsprechendste Darstellungsform dieser Dichtart aus den ältesten und einfachsten, uns von den Griechen aufbehaltenen Fabeln zu bestimmen, um damit zugleich das Verfahren, das er als Fabeldichter eingeschlagen hatte, zu rechtfertigen[13]. Hier stellte er mit der Definition, dass die eigentliche oder aesopische Fabel die Erzählung einer erdichteten Handlung sei, durch welche wir von einem allgemeinen moralischen Satz vermittelst der anschauenden Erkenntniss lebendig überzeugt werden

---

befindet sich eine Reihe von Fabeln, theils in Versen, theils entweder ganz in Prosa oder in Prosa und Versen. Die ganz versificierten sind, wie die darunter gemischten Erzählungen, in der damals gangbaren Manier abgefasst, für die La Fontaine das Muster abgegeben hatte. Nur von den übrigen sind mehrere mit einigen Aenderungen in die drei Bücher Fabeln aufgenommen. — Lessings Interesse für die Fabelpoesie scheint zuerst Christ in Leipzig geweckt zu haben. Dass er sich im J. 1757 aufs neue und nachhaltiger mit ihr zu beschäftigen anfieng, dazu war wohl der nächste Anlass die von ihm veranstaltete Uebersetzung von Richardsons Fabeln. Vgl. § 288, Anm. 17 und Danzel S. 76—79; 414—17.

13) Lessing suchte die Fabel von der Behandlungsweise der neuern Dichter, namentlich La Fontaine's, auf ihre einfachste und knappste Form und auf die Bestimmung zurückzuführen, die er für die ursprüngliche und allein wahre hielt. Er sah als ihre wesentlichsten Eigenschaften die Kürze und die äusserste Präcision an, „die kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und dem Unnützen kennt." Darum galten ihm für die eigentlichen Musterfabeln „die allerschönsten in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man den Namen des Aesopus vorgesetzt hat." Auch La Fontaine habe gewusst, dass die Kürze die Seele der Fabel sei, und zugestanden, dass es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Allein je mehr er den Phaedrus gerade wegen seiner zierlichen Präcision und ausserordentlichen Kürze bewundert, desto weniger habe er sich selbst zugetraut, diese Eigenschaften zu erreichen, da ihn zum Theil schon seine Sprache daran gehindert hätte; und bloss deswegen, weil er den Phaedrus darin nicht nachahmen könne, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait. Und weil nun La Fontaine das Bekenntniss abgelegt, dass alle Lustigkeit, durch die er seine Fabeln aufgestutzt habe, nichts weiter als eine etwaige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein sollte, die er ihnen zu ertheilen unvermögend gewesen sei, hat Lessing gegen ihn selbst nichts, desto mehr aber wider seine Nachahmer und blinden Verehrer, die diese Schadloshaltung unendlich höher gehalten als das, wofür sie geleistet war. Denn da es La Fontaine gelungen, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerk zu machen, womit er bezauberte, so hätten seine vielen Nachahmer den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können geglaubt, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln, worin sich von dem wahren Wesen und dem ursprünglichen Endzweck der Fabelpoesie wenig oder gar nichts mehr erkennen lasse (s. Schriften 5, 409 ff.). — Dass Lessing in seinen Abhandlungen nicht immer von den richtigsten Voraussetzungen ausgieng und darum auch als Fabeldichter in Irrthümer verfiel (vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs S. XVIII), kann zugegeben werden, ohne dass darum die Abhandlungen etwas von der hohen Bedeutung verlieren, die sie für die Geschichte der aesthetischen Kritik überhaupt haben. Vgl. Danzel S. 417—433.

sollen, zuerst den wahren Begriff der Handlung für die dichterische § 290
Erfindung auf. Die Fabel, heisst es in der ersten Abhandlung[14], erfordere nothwendig das, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken. Eine Handlung sei nämlich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen; diese Einheit des Ganzen beruhe auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke; der Endzweck der Fabel, das, wofür sie erfunden werde, sei der moralische Lehrsatz, und diesen müsse die erzählende Handlung uns in einem einzigen Begriff anschauend erkennen lassen. Es gebe zwar Kunstrichter, welche einen engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, dass sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, dass sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Es habe ihnen nie beifallen wollen, dass auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei. Indess da auch dem Sprachgebrauch nach das Wort Handlung anders verstanden zu werden pflegt, so will Lessing, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, es auch fallen lassen und lieber sagen: der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt (denn dieser werde allezeit das sein, was vorher unter dem Worte Handlung verstanden worden), und der einzelne Fall müsse nicht als möglich, sondern als wirklich vorgestellt werden oder im strengsten Verstande ein einzelner sein, um damit Individualität zu erhalten: so dass also, „wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkenne, diese Erdichtung eine Fabel heisse.“ Indem er die Fabel, nach dieser Begriffsbestimmung als den allgemeinsten und hauptsächlichsten Vorwurf poetischer Darstellung überhaupt bezeichnete, beschränkte er die aesopische Fabel beim Erdichten der Handlung auf den bloss moralischen, also auf einen ausser ihr liegenden Endzweck, wogegen er dem dramatischen und noch mehr dem epischen Dichter die Möglichkeit absprach, eine ihren Werken zum Grunde gelegte Hauptlehre in der dargestellten Handlung zu einer eben so lebendigen Begriffseinheit, wie der Fabeldichter es vermöge, für die anschauende Erkenntniss herauszubilden. „Die aesopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnt, höret auf eine aesopische Fabel zu sein, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man

---

14) S. Schriften 5, 370 ff.

§ 290 diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam auseinander gedehnet und mit fremden Theilen vermehrt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniss erfordert unumgänglich, dass wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit auseinander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopöendichter erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als dass wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten"[15]. Er forderte vom epischen und dramatischen Dichter, dass ihre Handlung ausser der besondern Absicht, die sie etwa damit verbänden, noch eine innere, ihr selbst zukommende hätte, d. h. dass das wahre Gedicht seinen Zweck in sich selbst tragen, als solches Selbstzweck sein müsste. „Die Handlung der aesopischen Fabel braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter *seine* Absicht damit erreichet. Der heroische und der dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. *Er muss also in die Handlungen selbst Absichten legen und diese Absichten unter eine Hauptabsicht zu bringen wissen*, dass verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniss"[16]. Hatte Lessing hiermit den Dichtern, welche bei ihren Erfindungen zunächst und hauptsächlich nur moralische Zwecke im Auge hatten, die Fabel als „den gemeinschaftlichen Rain der Poesie und Moral" überlassen, dagegen aus den grossen und höchsten poetischen Gattungen die unmittelbaren Moraltendenzen hinausgewiesen und so das eigentliche

---

15) S. Schriften 5, 407. 16) A. a. O. S. 379; vgl. Danzel S. 428—30, der die beiden zuletzt mitgetheilten Stellen vortrefflich erläutert und namentlich mit Beziehung auf den Briefwechsel zwischen Lessing, Nicolai und Mendelssohn über die Theorie des Trauerspiels und auf S. 365 seines Buchs) bemerkt, dass bei Lessing „die Erregung der Leidenschaften" nur im Sinne eines freien Spiels, eines autonomen Verlaufs derselben zu nehmen sei, was mit dem Grundgedanken der kantischen Schönheitslehre zusammenfalle.

Gebiet der Dichtung wiederum nach der Seite der Sittenlehre hin § 290
abgegrenzt: so gieng er nun daran, auch die Scheidelinie zwischen der Poesie und der Mahlerei zu ziehen, indem er den so lange verkannten wesentlichen Unterschied zwischen den Anschauungsformen, in welchen, und den Mitteln, mit welchen die eine und die andere ihre Gegenstände allein darzustellen vermöge und darstellen müsse, in einem seiner kritischen Meisterwerke, dem Laokoon[17], der gründlichsten und scharfsinnigsten Erörterung unterwarf. Wenn er hier von den „Grenzen der Mahlerei und Poesie" handelte, so begriff er unter dem Namen der Mahlerei, wie er gleich in der Vorrede erinnerte[18], die bildenden Künste überhaupt, und er wollte nicht dafür stehen, dass er nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend sei, einige Rücksicht genommen hätte. Als er die hier verbundenen „Aufsätze", die „zufälliger Weise entstanden und mehr nach der Folge seiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen" waren, zu schreiben anfieng, war schon Winckelmanns erste Schrift, „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst", aber noch nicht dessen „Geschichte der Kunst des Alterthums" erschienen[19]. An eine Stelle jener winckelmannschen Schrift — wo mit besonderer Anwendung auf den Ausdruck des Leidens in dem Gesichte und dem ganzen Körper des Laokoon, wie er in der berühmten Gruppe dargestellt ist, „das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerei und Bildhauerkunst in eine edle Einfalt und

---

17) „Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Erster Theil." Berlin 1766. 8. (Zwei Theile sollten noch folgen: was dazu von Lessing vorgearbeitet war, wurde aus seinen hinterlassenen Papieren als Anhang zur zweiten Ausgabe des ersten Theils [1788] und im 10. Theil der ältern Ausgabe von Lessings sämmtlichen Schriften gedruckt, verbessert und mit Hinzufügung noch anderer Stücke aus seinen Papieren in Lachmanns Ausgabe 11, 125 ff. Ueber das was Lessing vorfand, als er den Laokoon schrieb und darin weiter führte, vgl. W. Dilthey in seiner Abhandlung über Lessing, Preuss. Jahrbücher 1867, Febr., besonders S. 136 ff. Darnach war das allgemeine Problem des Laokoon schon entdeckt, ja die Grundconception schon gefunden, auf welcher die Lösung desselben beruht: das Gebiet der bildenden Kunst ist das im Raum geordnete körperlich Sichtbare; das Gebiet der Poesie ist die Zeitfolge und das in ihr vermöge der Succession der Töne Gegebene. Während aber bis dahin (von dem Engländer Harris und von Mendelssohn) ganz falsche Schlüsse gezogen waren, gründete Lessing darauf die grossen Stilgesetze der bildenden Kunst und der Dichtung und gab denselben hierdurch erst Fruchtbarkeit. Vgl. auch Hettners d. Lit.-Gesch. 2, 220; 565 f. 18) S. Schriften 6, 375. 19) In dem 19. Abschnitt des Laokoon, der 1773 geschrieben ist, sieht er ihrem Erscheinen entgegen, 6, 489; erst als er an den 26. Abschnitt gieng, hatte sie die Presse verlassen, 6, 525).

§ 290 stille Grösse, so wohl in der Stellung als im Ausdruck“, gesetzt wird — hat Lessing das angeknüpft, was den Inhalt seines ersten Aufsatzes bildet; und weil seine Erörterungen des Unterschieds zwischen der Mahlerei, oder vielmehr der bildenden Kunst überhaupt, und der Poesie zunächst davon ausgehen, die Verschiedenheit der Darstellungsweise des leidenden Laokoon in dem Bildwerk und der Darstellungsweise eben desselben in dem epischen Gedichte Virgils zu beleuchten und jede aus den Grundgesetzen und höchsten Absichten der bildenden und der poetischen Kunst zu rechtfertigen, so hat Lessing davon den Anlass zu dem ersten Titel seines Buchs genommen. Die neuern Kunstrichter hatten in der aus dem Alterthume herstammenden blendenden Antithese, dass die Mahlerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Mahlerei sei, nur das Wahre, das sie enthält, ins Auge gefasst; dagegen das Unbestimmte und Falsche, das sie mit sich führt, ganz übersehen. Daher hatten sie aus jener Uebereinstimmung der Mahlerei und der Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen; und die irrige Theorie hatte wieder in der Poesie die Schilderungssucht und in der Mahlerei die Allegoristerei erzeugt. Diess durchschaute Lessing zuerst mit klarem Blick[20]. Weil die Mahlerei zu ihren Nachahmungen (oder wie wir jetzt lieber sagen würden, zu ihren Darstellungen) ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulierte Töne in der Zeit, so schloss und bewies er, dass nur Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Mahlerei, und Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie sein können. Allerdings könne die Mahlerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper, und ebenso schildere die Poesie auch Körper, aber gleichfalls nur andeutungsweise durch Handlungen[21]. Die Mahlerei, und nur sie allein, vermöge körperliche Schönheit nachzuahmen; denn diese entspringe aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen, sie erfordere also, dass diese Theile neben einander liegen müssen, und Dinge, deren Theile neben einander liegen, seien eben der eigentliche Gegenstand der Mahlerei[22]. Die Poesie dagegen, wenn sie körperliche Schönheit schildern wolle, müsse uns diese in ihren Wirkungen erkennen lassen, oder sie müsse sie in Reiz verwandeln, d. h. die Schönheit in der Bewegung schildern, welche dem Mahler, weil er sie nur errathen lassen könne, weniger bequem sei[23]. Der Poesie sei auch erlaubt, was in der Mahlerei mindestens Bedenken

20) S. Schriften 6, 373 f. 21) 6, 463 f. 22) 6, 489 f. 23) 6, 498 f.

erregen müsse, das Hässliche, wenn auch nicht für sich, doch als § 290
ein Ingrediens zu nutzen, um gewisse vermischte Empfindungen, das Lächerliche und das Schreckliche, hervorzubringen und zu verstärken[24]. Lessing sah in der Poesie die weitere Kunst, der Schönheiten zu Gebote stünden, welche die Mahlerei nicht zu erreichen vermöchte, und die öfter Ursachen haben könnte, die unmahlerischen Schönheiten den mahlerischen vorzuziehen[25]; deshalb erklärte er sich gleich von vorn herein[26] aufs entschiedenste gegen diejenigen Kunstlehrer, welche bald die Poesie in die engen Schranken der Mahlerei zwingen wollten, bald die Mahlerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen liessen. Zugleich eröffnete er hier den deutschen Gelehrten und Dichtern erst eigentlich den Einblick in das Innere der antiken, namentlich der griechischen Poesie und das Verständniss ihrer wesentlichen Eigenschaften, oder führte sie vielmehr, indem er die Verfahrungsweise der grössten griechischen Meister im Epos und in der Tragödie aus der Beschaffenheit ihrer Werke entwickelte und diese Verfahrungsweise als eine ebenso naturgetreue wie echt kunstmässige nachwies, gleichsam in die Werkstätte des Geistes jener Meister selbst ein. Lessing war der erste in Deutschland, und man darf wohl behaupten unter allen Neuern, dem das Verständniss des Geistes des homerischen Epos und noch mehr der griechischen Tragödie aufgieng, und der die Kunstformen des einen und der andern in ihrem so zu sagen natürlichen Hervorgehen aus diesem Geiste erfasste[27]. So vermochte er, theils hier im Laokoon, theils in der Dramaturgie, zuerst zu zeigen, worin eigentlich das Unübertreffliche und Mustergültige der homerischen Dichtungen und der Meisterwerke der griechischen Tragiker zu suchen sei. Ueber den Philoktet des Sophokles handelt er sehr ausführlich im vierten Abschnitt des Laokoon; Homer beschäftigt ihn vielfältig in diesem Buch, und er kommt immer wieder, wo er für sein Hauptthema, die Aufzeigung des Unterschiedes zwischen der Poesie und den bildenden Künsten, einen neuen Gesichtspunkt gewinnt, auf Homer zurück. Virgil wird wegen seiner Schilderung des leidenden Laokoon gegen Winckelmann in Schutz genommen, aber nachher, wo der von ihm bloss beschriebene Schild des Aeneas mit dem vor unsern Augen werdenden Schilde des Achilles verglichen wird[28],

---

24) 6, 508—515. 25) 6, 430. 26) 6, 374. 27) Wie eifrig er sich um 1760 mit dem grössten unter den griechischen Tragikern beschäftigte, erhellt besonders aus seinem „Leben des Sophokles“, das ein umfangreiches Werk über diesen Dichter eröffnen sollte; die sieben Bogen, welche 1760 in Berlin gedruckt waren, gab Eschenburg ebendaselbst 1790 heraus. 28) Im achtzehnten Abschnitt.

§ 290 muss er als der mehr rhetorische Dichter gegen den rein und ächt epischen Homer sehr zurücktreten. Wie Lessing hier durch ein Beispiel aus dem Alterthum seinen Grundsatz erläutert, dass der Dichter über die Grenzen seiner Kunst hinausschweife und dem Mahler ins Handwerk greife, wenn er bei ausführlichen Schilderungen körperlicher Gegenstände diese bloss in ihrem räumlichen und wohl gar ruhigen Nebeneinandersein der Einbildungskraft vergegenwärtigen wolle, statt das Coëxistierende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln und dadurch aus der langweiligen Mahlerei von Körpern ein lebendiges Gemählde einer Handlung zu machen: so hebt er zu demselben Zweck auch aus den Werken zweier Dichter der Neuzeit, aus Ariosts rasendem Roland und aus Hallers Alpen, zwei viel bewunderte, aber darum nicht minder unpoetische Schilderungen heraus[29]. Schon damit spricht er der Schilderungssucht, der sich die deutschen Dichter damals noch so sehr überliessen, das Urtheil. Er bemerkt aber auch noch ausserdem[30]: „Der männliche Pope sah auf die mahlerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit grosser Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, dass wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh als möglich entsagen müsse, und erklärte ein blosses mahlerisches Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen. Von dem Hrn. v. Kleist kann ich versichern, dass er sich auf seinen Frühling am wenigsten einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, *in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle*. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.“ — Erst in dem Laokoon und in der Dramaturgie wurde ein fester Grund zu einer wahrhaften, den Dichter und den bildenden Künstler nicht mehr irre leitenden Aesthetik gelegt. Welche Wirkungen der erstere besonders auf Goethe ausgeübt hat, können wir in seinem Leben lesen[31]. Als Lessings Buch erschien, studierte Goethe in Leipzig. Der poetische Trieb hatte sich schon längst in ihm geregt, nur war

---

29) Abschnitt 17, 20 und 21. 30) S. 177 f. 31) Werke 25, 162.

er sich noch nicht klar, woran er sein Talent mit dem rechten Erfolge üben könnte; sein gleichfalls früh geweckter Sinn für die bildende Kunst fieng an sich zu schärfen und zu bilden, aber noch fehlte es ihm an einer Fülle von Anschauungen: er wusste noch eigentlich gar nicht, was den Dichter zum Dichter, den Künstler zum Künstler mache, worin sich beide unterscheiden. Nun riss ihn der Laokoon aus der Region seiner tastenden Versuche in der Poesie und eines kümmerlichen Anschauens in der Kunst „in die freien Gefilde des Gedankens hin.“ Das so lange missverstandene ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich ihm alle Folgen des herrlichen Gedankens, der bildende Künstler arbeite für den äussern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt werde, der redende für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Hässlichen noch abfinden möge; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, er hielt sich von allem Uebel erlöst.“ — Inzwischen war Lessings dichterische Thätigkeit vor der kritischen keineswegs ganz zurückgetreten. Wie früher, so zog ihn noch immer unter allen poetischen Gattungen die dramatische am meisten an. In demselben Jahre, in welchem er die Literaturbriefe anfieng und seine Fabeln mit den dazu gehörigen Abhandlungen herausgab, erschien sein zweites Trauerspiel „Philotas“[32], das die Bibliothek der schönen Wissenschaften[33] als das erste „völlige Original“ in unserer dramatischen Literatur und als „ein so schönes Original begrüsste, dass sie dem § 290

---

32) Gedruckt, ohne dass sich der Verfasser auf dem Titel genannt hatte, Berlin 1759. 8. Gleim, der damals noch nicht wusste, dass Lessing der Verfasser war, und diesen eher in Mendelssohn oder Nicolai vermuthete, brachte die Prosa des Stücks in reimlose jambische Fünffüssler und erlaubte sich dabei auch noch sonst verschiedene Aenderungen (Lessing liess diese Arbeit drucken: „Philotas, ein Trauerspiel, von dem Verf. der preuss. Kriegslieder versificiert.“ Berlin 1760. 8; vgl. Körte, Gleims Leben S. 112 ff.; Danzel S. 440—42 und E. Niemeyer, über Lessings Philotas S. 159 ff.). Ueber den Charakter des lessingschen Trauerspiels und seine Bedeutung in dem Gange von Lessings Geistesentwickelung vgl. Danzel S. 433—437. Man wird demselben, wenn auch vielleicht nicht in allen, doch in den meisten Punkten beistimmen dürfen, namentlich darin, dass der Philotas aus demselben „Geist der Simplification, des männlichen Zurückgehens auf das Wesentliche hervorgegangen ist“, der Lessing trieb, sein Fabelbuch zu schreiben, indem er ebenso im Drama, wie in der Fabel, auf die einfache Wesenheit der Gattung zurückgehen und eine Tragödie geben wollte, welche schlechterdings nur das Allerwesentlichste vorführte, die reine Handlung in der knappsten Durchführung. Vgl. E. Niemeyer, Lessings Trauerspiel Philotas durch einen historisch-kritischen Commentar erläutert, im Archiv f. d. Studium d. neuern Sprachen 20, 113—162. 33) 5, 311 ff.

§ 290 Vaterlande in allem Ernste dazu Glück wünschen konnte", und als er den Laokoon schrieb, dichtete er auch die „Minna von Barnhelm", sein Meisterstück im Lustspiel. „Verfertigt" war das Stück bereits 1763, es brauchte nur noch die letzte Hand daran gelegt zu werden[34]; gedruckt wurde es aber erst 1767[35]. Nachdem die Hindernisse beseitigt waren, die seiner Aufführung nicht nur in Berlin, sondern auch in Hamburg in den Weg gelegt worden[36], brachte es Hamburg am 28. September 1767[37], Döbbelin in Berlin am 21. März 1768 auf die Bühne. Es wurde mit einem in Berlin noch nie erhörten Beifall zehn mal hintereinander gespielt und hätte noch öfter gespielt werden können, wäre Döbbelin länger in Berlin geblieben[38]. Wurde Lessing zu der Conception dieses Werkes auch zunächst durch die Zeitverhältnisse und durch die Anschauungen angeregt, die ihm in Preussen und besonders unter seinen kriegerischen Umgebungen in Schlesien zu Theil geworden, und waren die Charaktere, die Sitten und die Situationen in seiner in rein deutschem Geiste erfundenen und mit vollster Naturwahrheit ausgeführten Dichtung auch unmittelbar aus dem frischesten Leben der Gegenwart gegriffen[39]: so war er doch auf die Gattung, die er damit in die deutsche Literatur einführte, und in der er von keinem seiner Nachfolger erreicht worden ist, erst in Folge des Einflusses gekommen, den Diderot durch Beispiel und durch Lehre auf die

---

34) S. Schriften 12, 166. 35) Im 2. Theil der „Lustspiele." Berlin 1767. 8. 36) Vgl. K. Lessing im Leben seines Bruders 1, 239 f. und s. Schriften 12, 184 f. 37) Schröders Leben von Meyer 2, 2, 55 unter dem J. 1767. Zunächst folgte Wien (14. Nov. 1767), dann Leipzig (18. Nov. 1767, nicht erst im Mai 1768). Da die Hamburger Gesellschaft bereits am Ende des Jahres 1767 nach Hannover zog, um dort bis zum Mai 1768 zu spielen, so wird auch dort die Aufführung vor der Berliner stattgefunden haben. In Breslau fand sie am 3. Mai auf des jüngern Schuch Bühne statt. Vgl. darüber und die weiteren Aufführungen in andern Städten eine Sonntagsbeilage zur vossischen Zeitung (s. Blätter f. literarische Unterhaltung 1867, Nr. 38, S. 606). 38) Vgl. s. Schriften 13, 139 ff.; Ramlers Brief vom 2. Aug. 1771 in Knebels literarischem Nachlass 2, 33. Die Angabe Plümicke's, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin S. 262, dass es 19 mal nach einander gespielt worden, ist falsch; vgl. Guhrauer, Lessing 1, 129 f. 39) Vgl. S. 11, Anm. 6; S. 115 und § 277, gegen das Ende. In der Miss Sara Sampson waren Charaktere und Sitten noch englisch, im Philotas griechisch; in der Minna war alles deutsch, bis auf eine Figur, und auch die war den damaligen heimischen Verhältnissen entnommen. In der Minna hatte Lessing jene Forderung, die er in den Literaturbriefen an die deutschen Dramatiker stellte, zuerst selbst erfüllt: er hatte ein Werk geliefert, das im vollsten und reinsten Sinne ein zugleich originales und nationales genannt werden konnte, und das sich durch seinen edlen Gehalt und durch die meisterhafte Behandlung der Form unendlich hoch über alle frühern Versuche erhob, deutsche Geschichten oder deutsche Lebensverhältnisse zu dramatisieren. Vgl. hierzu Danzel S. 459 f.; 468—72; 498; Schlosser 2, 656 f. und Gervinus 4[4], 348 f.

Richtung seiner Geistesentwickelung und Geschmacksbildung ausgeübt hatte. Diderot hatte schon frühzeitig Lessings besondere Aufmerksamkeit erregt durch eine im Jahre 1751 herausgegebene Schrift, „Lettre sur les Sourds et Muets, á l'usage de ceux qui entendent et qui parlent"; er zeigte sie gleich nach ihrem Erscheinen ausführlich und mit dem unverkennbarsten Wohlgefallen an in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes[40]. Ob Diderots berüchtigter Roman „les Bijoux indiscrets", der ohne seinen Namen herauskam und schon eine, nachher in der Dramaturgie[41] übersetzt mitgetheilte Invective gegen das alte tragische System der Franzosen enthielt, Lessingen vor der Zeit, da er die Dramaturgie schrieb, näher bekannt gewesen, lässt sich nicht bestimmen. Dagegen hatte derselbe bereits 1760 von dem „Théatre de Diderot"[42] eine Uebersetzung herausgegeben; und die Stücke dieses Theaters nebst den dazu gehörigen Beilagen waren es nun, welche höchst bedeutend auf die Richtung von Lessings Geschmack einwirkten. Diderot hatte seine beiden Schauspiele als Beispiele einer neuen Gattung ausgearbeitet; die Beilagen enthielten seine Gedanken sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie und aller ihr untergeordneten Künste. Die Gattung war die des ernsthaften Lustspiels. Er nahm nämlich zwischen der komischen und der tragischen eine mittlere, die ernsthafte, an, die, je nachdem sie sich entweder jener oder dieser mehr annäherte, wieder in zwei besondere Arten zerfiel, das ernsthafte Lustspiel (Comédie dans le genre sérieux) und das häusliche Trauerspiel (Tragédie domestique). Dieses fand er bereits von den Engländern als bürgerliche Tragödie in die neuere Literatur eingeführt; jenes führte er erst mit seinen Stücken in sie ein, wenn es auch schon durch das weinerliche Lustspiel (Comédie larmoyante) vorbereitet war; und ihm folgte in Deutschland Lessing mit der Minna von Barnhelm, die jedoch einen bei weitem höhern Rang in dieser Gattung einnimmt als Diderots Stücke. Diderot hoffte, dass durch Verfolgung des von ihm angegebenen Weges die französische Tragödie zu dem am ersten hingeführt werden könnte, was ihr ganz vorzüglich abgienge, und was er bereits in jenem Roman als ihren wesentlichen Mangel bezeichnet hatte, zur Naturwahrheit in der Darstellung der Charaktere, der Sitten und der Handlungen. Als § 290

40) S. Schriften 3, 223—31. 41) S. Schriften 7, 376 ff. 42) Es enthielt „le Fils naturel" mit den dazu gehörigen „Entretiens", gedr. 1757, und „le Père de famille" nebst einem „Traité sur la poésie dramatique", gedr. 1758. Ueber Diderots Theater vgl. K. Rosenkranz in Gosche's Jahrbuch f. Literaturgeschichte 1, 99 ff.; 449 ff.; besonders S. 306.

§ 290 Lessing die Uebersetzung von Diderots Theater herausgab, war er geneigt zu glauben, dass sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe als dieser Franzose; und er war überzeugt, dass wenn die Deutschen von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster genesen und auch einst zu den gesitteten Völkern gehören wollten, deren jedes seine Bühne hatte, ihre Dichter auf diesen Mann hören müssten, der die Bühne seiner Nation bei weitem nicht auf der Stufe der Vollkommenheit sähe, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe, und Gottsched an ihrer Spitze, erblickten; der gestünde, dass die französischen Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt seien, dass beider Talente guten Theils auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmässigen Zwang, auf kalte Etikette etc. hinausliefen; und dem nichts angelegener wäre, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die missverstandene Kunst verdrängt hätte[43]. In der zwanzig Jahre später geschriebenen Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung[44] bekennt Lessing, dass wenn sein Geschmack ohne Diderots Muster und Lehren auch vielleicht eine eigenere Richtung, doch schwerlich eine würde bekommen haben, mit der am Ende sein Verstand zufriedener gewesen wäre[45]. Diderot scheine überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluss gehabt zu haben als auf das französische. Dieses habe schon seinen eigenthümlichen, der Nation lieb gewordenen Charakter gehabt, der schwer zu ändern gewesen. Bei uns dagegen seien nur Stücke zu verdrängen gewesen, die lauter fremde Sitten vorstellten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsern besondern Volkscharakter erkannt hätten. Wir hätten uns längst nach etwas Besserm gesehnt, ohne zu wissen, wo diess herkommen sollte, als Diderots Hausvater erschienen wäre, dessen wohlthätige Einwirkung auf das deutsche Theaterwesen sich gleich fühlbar gemacht habe[46]. — Auf den Laokoon und die Minna von Barnhelm liess Lessing unmittelbar sein grösstes und für die fernere Entwickelung unserer schönen Literatur wichtigstes Werk im Fache der ästhetischen Kritik folgen, die „hamburgische Dramaturgie"[47]. Mehrere Freunde der Schauspiel-

---

43) Vorrede zur ersten Ausgabe der Uebersetzung, s. Schriften 6, 368 f.
44) S. Schriften 6, 369 ff. 45) Wie diess zu verstehen sei, sucht Guhrauer, Lessing 2, 1, 323 darzuthun. 46) Vgl. über Diderot den Dramatiker und Dramaturgen, über das Verhältniss seiner Stücke zum weinerlichen Lustspiel und zu der bürgerlichen Tragödie der Engländer, so wie über seine Einwirkung auf Lessing besonders Danzel S. 472—81; dazu auch Guhrauer 2, 1, 320 ff. 47) Als Zeitschrift angekündigt, Hamburg den 22. April 1767, und in 104 Stücken

kunst, unter denen der Kaufmann Seyler (später Vorsteher einer der § 290
bessern deutschen Schauspielergesellschaften) die Sache mit besonderm Eifer betrieb, vereinigten sich 1766 dazu, vom nächsten Jahr an das so lange von Principalen verwaltete Hamburger Theater für ihre Rechnung zu übernehmen und ihm eine Einrichtung zu geben, dass damit ein deutsches Nationaltheater ins Leben träte. Die Regie übertrugen sie dem bekannten Schriftsteller J. F. Löwen, der zugleich Uebungslehrer für die Schauspieler und Schauspielerinnen werden und ihnen Vorlesungen über das Theoretische ihrer Kunst halten sollte, so dass die Anstalt auch den Charakter einer theatralischen Akademie gewönne. An Lessing ergieng der Ruf, als Dichter für die neue Bühne zu wirken. Darauf konnte und wollte er sich nicht einlassen; dagegen machte er sich anheischig, in einem eigenen Blatt, welches in der Regel die Woche zweimal erscheinen sollte, „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken zu halten und jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, in Hamburg thun würde.“ So entstand die Dramaturgie. Die Leistungen der Spielenden zu beurtheilen, wurde Lessing bald müde: seine Bemerkungen wurden, besonders von den Frauen, nicht verstanden und erregten Missvergnügen. Ueber das, was von Seiten der Dichter für die neue Bühne unmittelbar geschah, hatte er auch wenig oder gar nichts zu berichten: seine Beurtheilungen betrafen daher eigentlich nur Stücke, die schon von früher her bekannt waren, und insoweit er es bloss mit den wirklich aufgeführten zu thun hatte, so bestanden diese auch kaum zum dritten Theil aus sogenannten deutschen Originalen; alle übrigen waren aus dem Französischen übersetzt oder darnach bearbeitet. So günstig übrigens die Verhältnisse zu sein schienen, unter denen die neue Bühne im April 1767 eröffnet wurde, die ganze Unternehmung gerieth doch bald in's Stocken, theils durch die Schuld derer, von denen sie ausgegangen war, theils wegen der geringen Theilnahme, die das Publicum dafür bewies, und dann auch in Folge gewisser Kabalen. Schon im October 1767 musste dieses Nationaltheater, von dem man sich so viel versprochen hatte, zu allerlei, seinem ursprünglichen Zwecke widersprechenden Auskunftsmitteln die Zuflucht nehmen, wenn es fortbestehen wollte. Pantomimen, Tänze, Intermezzen und geschmacklose Possen zogen dann noch eine Zeit lang die Menge in das Schauspielhaus. Löwen war schon Mitte 1768 zurückgetreten; Lessing schloss zwar erst zu Anfang 1769 die Dramaturgie, die Vorstellungen jedoch, über die er berichtet hatte,

---

ausgegeben seit dem 1. Mai desselben Jahres; dann zusammengefasst in 2 Theile Hamburg (o. J.) 8.

§ 290 reichten nicht über das Ende des Julius 1767 hinaus[48]. Im März 1769 hatte das Nationaltheater seine Endschaft erreicht, und Lessing schrieb bitter, aber wahr: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloss von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen“[49]. Lessings Absicht bei der hamburgischen Dramaturgie war, zu dem Ziele, wohin er zuletzt als Dichter selbst gelangt war, zu der vollen Freiheit und Selbständigkeit im Hervorbringen eines eben so naturwahr wie kunstmässig ausgeführten dramatischen Werks nun auch Andere zu leiten. Im siebzehnten Literaturbriefe waren zwar schon zum grossen Theil die Grundideen der Dramaturgie ausgesprochen; allein dort hatte Lessing nur mehr durch einzelne Winke angedeutet, was er erst hier durch die ausführliche Entwickelung jener Grundideen und durch die allseitige Beleuchtung schon früher hervorgehobener Punkte aufs schlagendste darthat: dass die deutschen Dramatiker, besonders in der tragischen Gattung, von den Führern, denen sie so lange vertraut hatten, irre geleitet worden wären. Denn er sah den Grund der Unvollkommenheit unserer Bühne weniger darin, dass sie eine erst werdende, als darin, dass sie eine verderbte wäre[50], und er war überzeugt, dass wir nie zu einem eigenen Drama gelangen und namentlich nie eine wahre Tragödie erhalten würden, wenn die Dichter fortführen, ihre Muster, wie zeither, bei den Franzosen zu suchen, und bei dem Glauben an die Untrüglichkeit ihrer Lehrsätze über die dramatische Kunst beharrten[51]. Diese Lehrsätze sollten zwar, wie die Franzo-

48) Nach dem Leben Schröders von Meyer 2, 2, 86 gieng Lessing im December 1767 als Dramaturg von dem Nationaltheater ab. 49) Vgl. s. Schriften 7, 1—4; 447 ff.; dazu J. F. Schütze's hamburgische Theatergeschichte S. 333 ff. und F. L. W. Meyers Buch, „Fr. L. Schroeder“ etc. Hamburg 1819. 2 Theile. 8. 1, 180 ff.; 2, 2, 31 ff. — Nach Weinhold, Boie S. 16, ist für die Geschichte des Unternehmens nicht zu übersehen eine Erklärung (Löwens) in den Hamburger „Unterhaltungen“, (Hamburg 1766—70. 10 Bde.) 6, 348—354. 50) S. Schriften 7, 3. 51) Nachdem er in der Beurtheilung von Weisse's Richard III darauf aufmerksam gemacht hat, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele gewesen, besonders jenes auf das tragische, wie gleichgültig und kalt dagegen unser Volk für das Theater sei, und den Grund dieser Verschiedenheit nur in der grossen Verschiedenheit der Eindrücke gefunden hat, welche die Griechen von ihrer Bühne empfangen hätten, und welche wir von der unsrigen empfiengen, fährt er (7, 359) fort: „Ich sage, wir, unser Volk, unsre Bühne; ich meine aber nicht bloss uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, dass wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniss mit einstimmen und grosse Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiss wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: dass nicht allein

sen behaupteten (und wie sich selbst, so auch die Deutschen überredet hatten) in allen wesentlichen Stücken mit denen übereinstimmen, die Aristoteles in seiner Poetik aufgestellt hätte, und ihre tragische Bühne ganz nach den von ihm gegebenen Regeln gebildet sein[52]. Lessing aber hatte jene Poetik und die dramatische Dichtkunst überhaupt zu gründlich studiert, sich durch eigne Ausübung der letztern auch zu viel Erfahrung erworben, als dass er mit der Ueberzeugung, die Tragödie könne sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen[53], nicht auch hätte die Ueberzeugung gewinnen sollen, dass Aristoteles von den französischen Kunstlehrern und Dichtern niemals recht verstanden worden sei. Er bewies, dass gerade die Franzosen mehr als eine andere Nation die Regeln des alten Drama's verkannt, dass sie gar nicht das Wesentliche in den Forderungen des griechischen Philosophen an den tragischen Dichter von dem Unwesentlichen unterschieden und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen entkräftet hätten, und dass nur eine masslose Eitelkeit ihre Dichter könnte zu der Meinung verführt haben, mit der mechanischen und oft höchst zwangvollen Beobachtung gewisser, von Aristoteles mehr aus den zufälligen als den nothwendigen Eigenschaften der griechischen Tragödien abgeleiteten Regeln hätten sie nicht nur allen seinen Forderungen genügt, sondern an Kunstgeschick auch noch die grossen griechischen Meister übertroffen. Die Gelegenheit zu dieser Beweisführung boten § 290

---

wir Deutsche, sondern dass auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — dass auch die Franzosen noch kein Theater haben. Kein tragisches gewiss nicht!" Vgl. Goldbeck, Lessings Kampf gegen die französische Tragödie, im Archiv f. d. Studium der neuern Sprachen 32, 287—302, und Sundelin, Lessings förhållande till Fransmännen i fråga om oppfattningen af Aristoteles lära om tragedien. Upsala 1868. 8. 52) „Besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, dass die französische Bühne nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, dass bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten" (7, 453). 53) Vgl. s. Schriften 7, 452 f. Was ihn versichere, bemerkt er hier auch, dass er sich durch sein Studium der dramatischen Dichtkunst nicht in den Irrthum hineinstudiert habe, und dass er das Wesen derselben nicht verkenne, sei dieses, dass er es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiert hätte. Er habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen seine eigenen Gedanken, die er hier ohne Weitläufigkeit nicht äussern könnte. Indess stehe er nicht an, zu bekennen, dass er sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer seien, besonders in dem, was sie über die Tragödie enthalte.

§ 290 ihm zunächst die Beurtheilungen einiger der berühmtesten Tragödien von P. Corneille und Voltaire. Von dem ersten die „Rodogune“, von dem andern die „Semiramis“, die „Zayre“ und die „Merope“. Voltaire, bemerkt er[54], wäre durch seine eigenen Trauerspiele in der Meinung bestärkt worden, dass die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Freilich könnte man ihm einwenden, dass alle die Vorzüge, deren sich die Franzosen rühmten, auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen grossen Einfluss hätten, dass es Schönheiten wären, welche die einfältige Grösse der Alten verachtet habe. Doch was würde das helfen? Voltaire „spricht, und man glaubt.“ Derselbe sei kühn genug gewesen, gegen alles Herkommen der französischen Bühne in der Semiramis ein Gespenst auftreten zu lassen; aber dieses Gespenst, das der Dichter mit ganz eigenen Gründen zu rechtfertigen gesucht, was sei es anders als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da sei und uns für sich selbst auch nicht im geringsten interessiere. Shakspeare, der habe es verstanden, wie Gespenster in ein Drama eingeführt werden können, und Shakspeare fast einzig und allein. Sein Gespenst im Hamlet sei eine wirklich handelnde Person; an seinem Schicksal nehmen wir Antheil, es erwecke Schauder, aber auch Mitleid. In Bezug auf Voltaires „Zayre“ heisst es[55]: Die Liebe selbst, sage ein Kunstrichter, habe Voltairen die Zayre dictiert; richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Voltaire verstehe so zu sagen den Kanzleistil der Liebe vortrefflich; aber der beste Kanzelist wisse von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste. Lessing kennt nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie. Und stelle man den eifersüchtigen Orosman (in der Zayre) dem eifersüchtigen Othello gegenüber, so spiele jener gegen diesen eine sehr kalte Figur. Es sei von einem Engländer mit Bezug auf die Zayre und den Othello gesagt worden, Voltaire habe sich des Brandes bemächtigt, der den tragischen Scheiterhaufen des Shakspeare in Gluth gesetzt; eher könnte man sagen: eines Brandes aus diesem flammenden Scheiterhaufen, und noch dazu eines, der mehr dampfe als leuchte und wärme. Ein holländischer Kunstrichter hatte schon verschiedene Unschicklichkeiten bemerkt, deren sich Voltaire rücksichtlich des Orts in der Zayre schuldig gemacht, und das Fehlerhafte in dem nicht genug motivierten Auftreten und Abtreten der Personen. Lessing führt[56] noch einiges der Art an und zeigt damit schon hier, ohne es geradezu zu sagen, wie wenig Voltaire sich

---

54) S. Schriften 7, 47 ff. 55) A. a. O. 7, 66 ff. 56) S. 74.

auch in der Behandlung solcher Aeusserlichkeiten, worin die Franzosen doch so grosses Geschick haben und es den Alten weit zuvor thun sollten[57], als Meister seiner Kunst bewähre. Noch mehr deckt er Voltaire's Schwäche in diesem Punkt in der Beurtheilung der Merope auf[58], wo er überhaupt am tiefsten und bis ins Einzelnste hinein auf die Composition einer französischen Tragödie eingeht. Er weist zunächst nach, dass der eitle Dichter nicht nur tief unter Euripides stehe, über den er mit seinen tragischen Mitmeistern in Frankreich weit hinaus gekommen zu sein meine; sondern dass er sich auch sehr mit Unrecht den Vorrang vor dem Italiener Maffei anmasse, aus dessen Merope die seinige eigentlich ganz und gar entstanden sei, obgleich er durch Lügen und allerlei andere verächtliche Mittel gesucht habe, den Maffei mit seinem Werke in Schatten zu stellen. Dann aber zeigt Lessing, wie es im Allgemeinen mit der grossen Regelmässigkeit in der Tragödie, deren sich die Franzosen rühmten, mit ihrer Beobachtung der drei Einheiten, mit der Scenenverbindung, mit der Motivierung des Auf- und Abtretens der Personen, mit der Ueberraschung der Zuschauer etc. wirklich bestellt sei, und wie bequem es sich im Besondern gerade Voltaire mit allen diesen Dingen gemacht habe. Es sei aber ein Anderes, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten: jenes thäten die Franzosen, dieses schienen nur die Alten verstanden zu haben. Die Einheit der Handlung wäre das erste dramatische Gesetz der Alten gewesen, die Einheit der Zeit und die Einheit des Orts gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Von der Rodogune, demjenigen Trauerspiel des grossen Corneille, auf welches derselbe sich am meisten einbildete, so dass er es weit über seinen Cinna und seinen Cid setzte, bemerkt Lessing[59], der Dichter habe darin seinen aus der Geschichte entlehnten Stoff mehr als ein witziger Kopf, denn als ein Genie bearbeitet: alles laufe hier auf eine überkünstliche Verwickelung hinaus, wie sie der Witz liebe; das Genie gebe der Einfalt den Vorzug. Der Charakter der Kleopatra sei ein abscheuliches wider alle Natur streitendes Ungeheuer, ihre Reden oft die unsinnigsten Bravaden des Lasters; und dergleichen missgebildete Charaktere, dergleichen schaudernde Tiraden finde man bei keinem Dichter häufiger als bei Corneille. Alles athme bei ihm Heroismus, auch das, was keines Heroismus fähig sein sollte und wirklich auch nicht fähig sei, das Laster. Den § 290

57) Vgl. S. 47 f. 58) S. 162 ff. 59) S. 130 ff.

§ 290 Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Grossen: denn nichts sei gross, was nicht wahr sei. Lessing war keineswegs gegen die französischen Dramatiker überhaupt eingenommen. Ganz abgesehen von Diderot, von dem er auch in der Dramaturgie (wo er ihn gegen die Tragiker der sogenannten classischen Schule anführt) mit der grössten Anerkennung spricht, wenn er ihn auch weder als dramatischen Dichter unbedingt lobt, noch mit seiner Theorie in allen Punkten übereinstimmt[60]: so würde schon allein sein Urtheil über die Veränderungen, welche Favart bei der Dramatisierung einer moralischen Erzählung von Marmontel mit der Fabel derselben vorgenommen hatte[61], beweisen, wie bereitwillig er war, sein volles Lob einem Franzosen zu spenden, wenn es ihm sein kritisches Gewissen erlaubte. Aber von der classischen Tragödie der Franzosen wollte er nun ein für allemal nichts wissen, und so richtete er den polemischen Theil der Dramaturgie ganz vorzüglich gegen Corneille und Voltaire. Das Ansehn des erstern suchte er in Deutschland nicht bloss darum zu erschüttern, weil dieser Dichter für den grössten Tragiker seiner Nation galt, sondern auch weil derselbe als Ausleger des Aristoteles der Hauptlehrmeister der tragischen Kunst der Franzosen geworden war. „Racine hatte nur durch seine Muster verführt; Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich“[62]. Weshalb sich Lessing besonders mit Voltaire so viel zu schaffen machte, begreift sich leicht. Voltaire nahm unter allen französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts die hervorragendste und einflussreichste Stellung ein; er galt auch in Deutschland, zumal bei den Vornehmen und höher Gebildeten, als das grösste Genie des Jahrhunderts, als ein wahres Orakel für alle, die auf feinen Geschmack Anspruch machten; er war dabei dünkelhaft und eitel genug, in allen Fächern des Schriftstellerthums glänzen zu wollen, und seine Zeitgenossen glaubten, dass er wirklich in allen alles könne. Daher sind Lessings Streiche nicht bloss gegen den tragischen Dichter Voltaire gerichtet, wiewohl sie diesen am meisten und stärksten treffen; sondern auch gegen den „göttlichen“ Mann, dessen „weises Alter die junge Welt mit lehrreichen Märchen beschenkte“[63], gegen den Kritiker, den „profunden Historiker“, den Kenner der Alten und den Schriftsteller, der „aus blosser Laune dann und wann in der Poetik den Historicus, in der Historie den Philosophen und in der Philosophie den witzigen Kopf spiele“[64]. Der anderweitigen Polemik gegen die Franzosen und der

---

60) Vgl. S. 63 f.; 216—18; 264; 375—425. 61) Vgl. S. 146—160. 62) Vgl. S. 339; 362 ff. 63) S. 46. 64) S. 101 ff.; 249; 318 ff. — Warum sich Lessing, nach seinem eigenen muthwilligen Bekenntniss, für seine

Erläuterung der aristotelischen Grundsätze über das Drama[65] — § 290
womit das ganze tragische System der Franzosen eigentlich über den Haufen geworfen wurde — ist ein gutes Drittel der ganzen Dramaturgie eingeräumt. Den Franzosen, die darnach noch gar keine wahre Tragödie besassen, wird hier wieder, und in ganz ähnlicher Weise, wie in jenem Literaturbriefe, Shakspeare als der Dichter der Neuzeit gegenübergestellt, der mit Sophokles und Euripides von den Deutschen studiert werden müsste, wenn sie die rechte Einsicht in das Wesen der tragischen Kunst gewinnen und auch zu einem gründlichen Verständniss der aristotelischen Lehre von der Tragödie gelangen wollten. „Ich kenne verschiedene französische Stücke“, sagt er[66], „welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen, aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann; aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus ver-

---

Kritik „in der Dramaturgie nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählte, und unter diesen besonders den Hrn. v. Voltaire“, ist S. 317 f. nachzulesen. 65) S. 166 ff. wird gezeigt, wie das zu verstehen sei, was Aristoteles von der Rangordnung der tragischen Fabeln und besonders von der Fabel der Merope gesagt habe; S. 222 f. warum er den Euripides den tragischsten von allen tragischen Dichtern nenne; S. 331 f. warum er den Charakter Richards III in Weisse's Stück für die Tragödie schlechterdings würde verworfen haben; S. 333 ff. dass er nicht, wie seine französischen Ausleger und ihre Nachbeter wollten, sage: die Tragödie solle Mitleid und Schrecken, sondern sie solle Mitleid und Furcht erregen, und weshalb diess die einzige richtige Uebersetzung seiner Worte sei. Und hier lässt sich nun Lessing darauf ein, ausführlich zu entwickeln, was unter dieser Erklärung des Aristoteles von der Bestimmung der Tragödie und von ihrem moralischen Zweck — dass sie nämlich nicht die vorgestellten oder alle Leidenschaften ohne Unterschied vermittelst der Furcht und des Mitleids reinigen solle, sondern bloss diese und dergleichen Leidenschaften — eigentlich zu verstehen sei; indem er zugleich die falschen Folgerungen beleuchtet, welche besonders die Franzosen aus dem Missverstande oder der schielenden Auslegung seiner Sätze gezogen hatten. Endlich S. 397 ff. wird hervorgehoben, worauf Aristoteles den wesentlichen Unterschied zwischen der Geschichte und der Poesie, so wie den grössern Nutzen der letztern vor der erstern gegründet habe, und dargethan, wie auch die hiervon handelnde Stelle der Poetik von den Auslegern entweder gar nicht oder falsch verstanden worden sei. Hierauf ist Lessing geführt durch die Behauptung Diderots, dass in der Charakterdarstellung zwischen den Personen der Tragödie und der Komödie rücksichtlich ihrer Allgemeinheit ein Unterschied müsse beobachtet werden. Er sucht nämlich den Widerspruch, der sich in Betreff dieses Punktes zwischen Diderot und Aristoteles finde, als einen wohl nur mehr scheinbaren zu erweisen und das sich gegenseitig Ausschliessende in den Sätzen des einen und des andern durch den Inhalt einer Schrift des Engländers Hurd, des geistvollen Commentators der horazischen Epistel an die Pisonen, zu vermitteln. 66) S. 366 f.

§ 290 schiedenen griechischen und englischen Stücken gewiss weiss, dass sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur dass es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein; sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur dass sie keine tragischen Dichter sind; nur dass ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakspeare zum Shakspeare macht. Diese sind selten mit den wesentlichen Forderungen des Aristoteles im Widerspruch; aber jene desto öfter"[67]. Eine andere Gelegenheit Shakspeare zu charakterisieren und dabei den deutschen Dichtern zugleich das Verständniss darüber zu eröffnen, was sie aus seinen Werken lernen könnten, und wie sie ihn benutzen müssten, bietet sich Lessingen bei der Beurtheilung von Weisse's Richard III. Weisse hatte versichert, an Shakspeare „kein Plagium begangen zu haben, obgleich diess vielleicht ein Verdienst gewesen wäre." „Vorausgesetzt", bemerkt dazu Lessing[68], „dass man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, das lässt sich vollkommen auch von Shakspeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr (so) zu stellen! Shakspeare will studiert, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muss uns Shakspeare das sein, was dem Landschaftsmahler die Camera obscura ist: er sehe fleissig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectiert; aber er borge nichts daraus[69]. Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakspeare sind nach den grossen Massen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks[70] ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemählde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Aus einzelnen Gedanken bei ihm würden ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muss man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern

67) Wo und wie Shakspeare in der Dramaturgie Voltairen gegenübergestellt ist, ist oben (S. 406) angegeben. 68) S. 329 f. 69) Weisse hätte auch aus dem englischen Richard III nicht eine einzige Scene, sogar nicht eine einzige Tirade so brauchen können, wie sie dort ist. 70) In welchem Weisse's Trauerspiel gedichtet war.

einen ganzen Rock daraus machen"[71]. Wie an die Zergliederung § 290
der corneilleschen und voltaireschen Tragödien, so hatte Lessing dann auch an die Beurtheilungen oder die Inhaltsangaben anderer dramatischer Werke eine Menge der feinsten, geistvollsten und fruchtbarsten Bemerkungen sowohl über das Wesen und die Bestimmung der Dichtkunst überhaupt, als über verschiedene Punkte in der Theorie des Drama's angeknüpft. In der sehr ausführlichen Inhaltsangabe eines spanischen Stücks aus der Schule Lope's und Calderons, dem die Geschichte des Essex zu Grunde liegt, und in den daran geknüpften Bemerkungen[72] ist das ältere spanische Theater, das damals in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt war, im Gegensatz zu den frostigen Stücken der jüngeren, französisch-spanischen Schule näher charakterisiert; und da Lessing hierbei besonders auch der Vermischung des Komischen und Tragischen in dem ältern spanischen Drama gedenken muss, so führt er erst eine hierauf bezügliche Stelle aus Lope's Lehrgedicht über die Kunst neue Komödien zu machen und sodann eine andere aus Wielands Agathon an, worin diese Vermischung im spanischen Drama und bei Shakspeare aus dem Kunstprincip der Naturnachahmung hergeleitet und gerechtfertigt wird. Diess veranlasst ihn, sich über die Gültigkeit dieses Princips auszusprechen und die Grenzen anzudeuten, in die es einzuschliessen sei, wenn seine Anwendung die Kunst nicht dahin führen solle, dass sie aufhöre Kunst zu sein. „Es ist wahr und auch nicht wahr", sagt er[73], „dass die komische Tragödie gothischer Erfindung die Natur getreu nachahmet; sie ahmet sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte

---

71) Lessing konnte in den Stellen über Hamlet, Romeo und Julie und Othello (doch nicht in der über Richard III) seine Leser schon auf Wielands Uebersetzung (der Mehrzahl) von „Shakspeare's theatralischen Werken" verweisen, die zu Zürich 1762—66 in 8 Octavbänden erschienen war. (Es sind darin 22 Stücke. Nur das erste, „Ein St. Johannis Nachts-Traum", gibt die im Original versificierten Scenen, bis auf wenige Zeilen, auch wieder in Versen, lässt aber die Schlussscene ganz weg: für alle übrigen ist, einzelne Sprüche, Lieder etc. ausgenommen, durchgehends die Prosarede gebraucht, dabei vieles überhüpft und ausserdem oft, besonders in den letzten Bänden, von einzelnen Scenen, und in „Was ihr wollt" selbst von einem ganzen Acte bloss der Inhalt angegeben. Die Anmerkungen sind von einer kaum denkbaren Abgeschmacktheit. Die zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe dieser Uebersetzung besorgte, von Ebert dabei unterstützt, Eschenburg, Zürich 1775—82. 13 Thle. 8; ganz umgearbeitete Ausg. Zürich 1798—1806. 12 Bde. 8. Vgl. Jördens 5, 404; 6, 772 ff.). Lessing vertrat (S. 68 f.) das Verdienstliche von Wielands Arbeit, ohne das Mangelhafte derselben abzuläugnen, gegen diejenigen Kunstrichter, die viel Böses davon gesagt hatten (wie namentlich und ganz vorzüglich Gerstenberg in den Schleswiger Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur: vgl. S. 110, Anm 16). 72) S. 267 ff. 73) S. 316 f.

§ 290 gänzlich; sie ahmet die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten. In der Natur ist alles mit allem verbunden, alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mussten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, das Vermögen abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können... Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixierung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab und gewährt uns diesen Gegenstand oder die Verbindung dieser Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen verstattet... Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattierungen des Interesse annimmt, und eine nicht bloss auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, dass uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiss aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen." Hier bricht er mit den Worten ab: „man sieht schon, wo ich hinaus will." Ich denke, er hatte wieder Shakspeare im Sinne. Von nah verwandtem Inhalt ist das, was er bei der Besprechung von Weisse's Richard III[74] über die Art bemerkt, in welcher der dramatische Dichter geschichtliche Stoffe behandeln müsse. Derselbe dürfe sich, wenn sein Werk in uns Grausen und Jammer anstatt Furcht und Mitleid erwecke, nicht damit entschuldigen, dass er nur dargestellt habe, was wirklich geschehen sei. Das wirklich Geschehene werde seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben; in diesem sei Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnehme, blindes Geschick und Grausamkeit scheine. „Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufstösst, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie ausser ihm, in dem allge-

---

74) S. 354 f.

meinen Plane der Dinge suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen § 290
Schöpfers müsse ein Schattenriss von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen: und er vergisst dabei seine edelste Bestimmung so sehr, dass er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt?" Aus den mehr auf das Besondere der dramatischen Kunst gehenden Bemerkungen und Erörterungen will ich nur folgende Sätze andeutungsweise hervorheben. Die Dichter dürften im Trauerspiel mit heldenmüthigen Gesinnungen nicht zu verschwenderisch sein und es sei bedenklich, christliche Märtyrer zu Helden des Trauerspiels zu wählen[75]. Der dramatische Dichter brauche seine Fabel nicht so einzurichten, dass sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer grossen moralischen Wahrheit dienen könne[76]; noch so, dass das Stück nothwendig mit der Bestrafung oder Besserung des Bösen endigen müsse[77]. Der Unterschied in der Erfindung einer guten Fabel sei für die moralische Erzählung und für das Drama derselbe, wie der in dieser Beziehung für die Handlung der aesopischen Fabel und des dramatischen Gedichts aufgestellte[78], mit besonderer Hinweisung auf das Unterrichtende in dem geschickten Verfahren Favarts bei seiner Dramatisierung einer moralischen Erzählung[79]. Weiter handelt er[80] über den Vorzug, welchen dem heimischen Leben oder der vaterländischen Geschichte entnommene Gegenstände und die Darstellung einheimischer Sitten im Lustspiel und im Trauerspiel vor fremden Stoffen und vor der Schilderung fremder Sitten haben; weshalb die deutschen Lustspieldichter bei Verfolgung dieser Absichten auf mancherlei Abwege gerathen oder von dem rechten Ziele noch weit entfernt geblieben seien; und worin vorzüglich der Grund zu suchen sei, dass dieselben noch überhaupt so wenig Gutes geliefert hätten[81]. Es sei nicht genug, dass das Werk eines Dichters Wirkungen auf uns habe: es müsse auch die haben, die ihm vermöge seiner Gattung zukommen, und müsse diese vornehmlich haben, besonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit, Schwierigkeit und Kostbarkeit sei (wie die dramatische), dass alle Mühe und aller Aufwand vergeblich wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen sollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung

75) S. 7 ff. 76) S. 54. 77) S. 439. Worin eigentlich die moralischen und unterrichtenden Absichten des Trauerspiels und des Lustspiels zu suchen seien, wird S. 85; 129; 153 ff.; 347 ff. erörtert. 78) S. 148 f. 79) Vgl. oben S. 408, 61. 80) S. 97—99; 233 ff.; 426 ff. 81) Vgl. oben S. 167 und S. 171 f.

§ 290 eben so wohl zu erhalten wären[82]. Aber das dürfe man auch nicht verlangen, dass das Genie die Gattungen so genau im Hervorbringen sondere, wie es die Theorie thun müsse, vorausgesetzt, dass das Genie höhere Absichten damit erreiche, wenn es mehrere Gattungen in einem und demselben Werke zusammenfliessen lasse[83]. Für den neuern Dichter sei es sehr misslich, sich durchgängig den Ausdruck der alten Tragödie zum Muster zu nehmen[84], und für den deutschen Uebersetzer versificierter Originale, sich auch der gebundenen Rede zu bedienen[85]. — Erst durch die Dramaturgie wurde die Macht des französischen Einflusses auf unsere schöne Literatur gebrochen; sie blieb für Deutschland das werthvollste „Vermächtniss" der lessingschen Kritik „und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie"[86].

§ 291.

Indem Lessing so allmählig in der Poetik aufräumte, den Grund zu einem nationalen Drama legte und den deutschen Dichtern zeigte, wie sie aus blossen Nachahmern unvollkommener Vorbilder selbständig erfindende Nacheiferer der grössten Dichter des Alterthums und der Neuzeit werden könnten: hatte Johann Joachim Winckelmann[1] mit seinen seit dem Jahre 1755 herausgegebenen kunstgeschichtlichen und kunsttheoretischen Schriften, und namentlich mit seinem Hauptwerk, der „Geschichte der Kunst des Alterthums" (1764), eine Wissenschaft ins Leben gerufen, welche der aesthetischen Bildung der Deutschen und der fernerweiten Entwickelung ihrer Literatur in mehr als einer Beziehung höchst förderlich werden sollte. Winkelmann, geboren am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines armen Schuhmachers. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, deren Rector sich seiner sehr liebreich annahm. 1735 gieng er nach Berlin auf das kölnische Gymnasium, von wo er aber nach einem Jahr wieder heimkehrte. Erst zu Ostern 1738 begab er sich nach Halle, um Theologie zu studieren; allein es fehlte ihm an der rechten Neigung dazu; desto mehr zog ihn fortwährend das Studium der alten Literatur und der schönen Wissenschaften an. 1740 wollte er es wagen, nach Paris und Rom zu wandern, obgleich ihm

---

82) S. 357 f. 83) S. 219 f. 84) S. 264 f., mit Berufung auf Diderot. 85) S. 87. 86) Gervinus 4[4], 363.

§ 291. 1) Vgl. K. Justi, Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 1. Bd. Leipzig 1866. 8. Die schönste Charakteristik Winckelmanns liefert Goethe's Schrift, „Winckelmann und sein Jahrhundert." Tübingen 1805. 8. Sehr schön spricht auch über Winckelmann Schelling in seiner „Rede über das Verhältniss der bildenden Künste zu der Natur." München 1807. 4. S. 8 ff., und O. Jahn, Winckelmann. Eine Rede. Greifswald 1844. 8.

alle Mittel zu einer solchen Reise abgiengen; er hoffte sie jedoch, § 291
wenn er erst in katholische Länder gekommen wäre, in den Klöstern zu finden. Er kam nicht weit; der eben ausgebrochene Krieg machte die Strassen unsicher, und der Weg musste wieder nach Halle zurückgenommen werden. Die nächsten Jahre war er, eine kurze Zwischenzeit abgerechnet, wo er in Jena Medicin und höhere Mathematik studieren wollte, in verschiedenen Familien Hauslehrer, bis er 1743 das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark erhielt. In so drückenden Verhältnissen er hier bei seinem äusserst kärglichen Einkommen lebte, verlor er doch nicht den Muth: er fuhr fort, mit dem ausdauerndsten Eifer die griechischen Classiker und Geschichte zu studieren und dabei die vorzüglichsten Dichter und Prosaisten der Franzosen, Italiener und Engländer zu lesen. 1748 gab er sein Amt auf und wurde, freilich auch nur mit der geringen Besoldung von achtzig Thalern, Bibliothekssecretär bei dem Grafen von Bünau zu Nöthnitz bei Dresden. Die herrlichen Kunstschätze dieser Stadt, die er öfter zu sehen Gelegenheit hatte, weckten die in ihm schlummernde Liebe zur Kunst; er fieng an sich aufs ernstlichste mit dem theoretischen und geschichtlichen Studium derselben zu beschäftigen. Förderlich dabei war ihm der Verkehr mit den Dresdener Kunstfreunden Chr. Ludwig von Hagedorn und Lippert, noch mehr seine Verbindung mit dem Mahler Oeser. Allein er erkannte bald, dass, in das Heiligthum der Kunst so tief einzudringen, wie ihn verlangte, ihm nur in Italien möglich sein würde. Er gieng daher, weil ihm jeder andere Weg, dahin zu gelangen, abgeschnitten schien, auf den Vorschlag des päpstlichen Nuntius zu Dresden, dem er bekannt geworden war, ein, die katholische Religion anzunehmen und mit einer Unterstützung und Empfehlungen nach Rom zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Nachdem er 1754 sein neues Glaubensbekenntniss abgelegt hatte, verliess Winckelmann die Dienste des Grafen von Bünau und begab sich zunächst nach Dresden, um sich, so lange er noch in Deutschland bleiben müsste, ganz dem Studium der Kunst zu widmen. Da wegen eines Jahrgehalts, das er in Rom beziehen sollte, so bald noch nichts festgestellt wurde, verzögerte sich seine Abreise nach Italien; er hatte daher in Dresden noch Zeit genug, die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst“ zu schreiben[2]. Im Herbst 1755 konnte er endlich nach

2) Zuerst in nur wenigen Exemplaren gedruckt 1755; neuer Abdruck Dresden und Leipzig 1756. 4., mit zwei Zugaben, einem jene Schrift angreifenden, aber von Winckelmann selbst verfassten „Sendschreiben über die Gedanken“ und der „Erläuterung der Gedanken — und Beantwortung des Sendschreibens.“

§ 291 Rom abreisen, wo es ihm bald gelang, sich Gönner und Freunde zu erwerben: zu jenen gehörten besonders einige Cardinäle, zu diesen namentlich der Mahler Raphael Mengs. Im Jahre 1758 besuchte er zum erstenmal Neapel, so wie verschiedene andere Orte in Italien, um sich mit den dortigen Kunstwerken und Alterthümern genauer bekannt zu machen, und gieng dann im Herbst nach Florenz, wo er die von dem Baron Stosch hinterlassene Sammlung geschnittener Steine ordnete. Nach seiner Rückkehr trat er in die Dienste des Cardinals Albani als Bibliothekar und Aufseher über dessen Alterthümer. Unterdessen hatte er verschiedene kleine Aufsätze artistischen Inhalts in die Bibliothek der schönen Wissenschaften geliefert, die aus den Vorarbeiten zu seinen grössern Werken, namentlich zu der „Geschichte der Kunst", hervorgegangen waren. Zunächst erschienen dann die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten"[3], ein „Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen"[4], die „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterricht in derselben"[5]. Als er diese letzte Schrift herausgab, war er bereits zum Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom ernannt (Antiquario della Camera Apostolica) und ihm, mit einem Zuschuss zu seiner Besoldung, die Anwartschaft auf eine Scriptorstelle an der vaticanischen Bibliothek ertheilt worden. Im nächsten Jahre erschien die „Geschichte der Kunst des Alterthums"[6]. Von seinen übrigen theils in deutscher, theils in italienischer oder französischer Sprache abgefassten Werken waren die bedeutendsten die „Monumenti antichi inediti" etc[7] und der „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst"[8]. Winckelmann war, nachdem er in päpstliche Dienste getreten und eine im Jahre 1765 mit ihm von Berlin aus angeknüpfte Unterhandlung wegen Uebernahme der Stelle eines Aufsehers der königlichen Bibliothek und des königlichen Münz- und Antikenkabinets sich zerschlagen hatte, in seinem Vorsatz bestärkt worden, für immer in Rom zu bleiben. Er hatte sich schon so sehr an Italien gewöhnt, dass, als er 1768 eine Reise nach Deutschland machte, die ihn bis nach Berlin führen sollte, er schon in Tirol

3) Leipzig 1761. 4. 4) Dresden 1762. 4. 5) Dresden 1763. 4.

6) Dresden 1764. 2 Thle. 4. Anmerkungen dazu, welche die Mängel der ersten Ausgabe ersetzen sollten, folgten 1767. 7) Rom 1767. 68. 2 Bde. Fol.

8) Dresden 1766. 4. — Winckelmanns Werke [die deutsch geschriebenen und der übersetzte Trattato preliminare vor den Monumenti antichi inediti] herausgeg. von C. L. Fernow und, vom 3. Bde. an, von Heinrich Meyer und Joh. Schulze. Dresden 1808—1820. 8 Bde. 8. Als Nachtrag dazu in 3 Bänden Winckelmanns Briefe, herausgeg. von Fr. Förster, Berlin 1824. 25. 8.; über die ältern Ausgaben von Sammlungen winckelmannscher Briefe vgl. Jördens 5, 543 f.

von der heftigsten Sehnsucht nach jenem Lande befallen wurde und § 291
gleich umkehren wollte. Indess setzte er seine Reise noch über München bis nach Wien fort; hier aber konnte er dem Verlangen zur Rückkehr nicht länger widerstehen: er nahm seinen Weg über Triest, wo er von einem Italiener, der sich auf der Reise zu ihm gesellt hatte, am 8. Juli 1768 in einem Gasthof ermordet wurde. — Winckelmann hatte das griechische Alterthum als ein lebendiges Ganzes aufgefasst und es in der lebensvollen Darstellung des geschichtlichen Ganges seiner Kunstbildung der Neuzeit wieder bis zur Anschaulichkeit vergegenwärtigt. So eröffnete er den Deutschen in einem Gebiet, welches zeither für wenig mehr als für eine ergiebige Fundgrube todter antiquarischer Gelehrsamkeit angesehen war, eine Welt der Schönheit, führte sie in dieselbe ein, deutete ihnen die unübertrefflichen Gebilde des griechischen Kunstgenius, weckte damit erst den feinern Sinn für die Erfassung des wahrhaft Schönen in den Werken der bildenden Kunst des Alterthums und vermittelte dadurch auch seinerseits, wie es Lessing von seinem Standpunkte aus that, das gründlichere und lebendigere Verständniss der altclassischen Dichtungswerke; wovon sich die Früchte zunächst in einer geistvollern Behandlung der philologischen Studien und sodann auch in der dichterischen Production zeigten. Winckelmanns Geschichte der Kunst war aber auch in sofern eine der allerbedeutendsten Erscheinungen in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, dass mit ihr nicht bloss die wahre Geschichtschreibung erst bei uns anhob, und dass wir darin gleich ein Meisterwerk historischer Kunst erhielten, sondern dass sie auch mit die erste lebendige Anregung dazu gab, dass man in Deutschland fortan die Literatur der alten und neuern Völker nach ihrem durch Orts-, Zeit- und Culturverhältnisse bedingten Entstehen, ihrem nationalen Charakter und ganzen geschichtlichen Zusammenhange aufzufassen begann[9], womit einerseits für die aesthetische Kritik wieder ein völlig neuer Standpunkt und ein ungleich weiterer Gesichtskreis gewonnen, und andererseits die eigentliche Literaturgeschichtschreibung bei uns vorbereitet wurde[10].

---

9) Diess zeigte sich gleich in Herders ersten Schriften. 10) In demselben Jahre, in welchem J. Moeser sein Verlangen nach einer Geschichte unserer Sprache, die aus ähnlichen Forschungen hervorgegangen und in ähnlichem Geiste geschrieben wäre, wie Winckelmanns Geschichte der Kunst, gegen Nicolai aussprach (vgl. S. 193), d. h. schon drei Jahre nach dem Erscheinen von Winckelmanns grossem Werk, äusserte Herder in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur (2, 273 ff.) ein gleiches Verlangen nach einem Buch, das „uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als Winckelmann den Künstlern das Geheimniss der Griechen von ferne gezeigt“, nach einer

§ 292.

Zu einer solchen Auffassungsweise drängte um diese Zeit noch vieles Andere, je länger je mehr, hin. Seit dem Ausgange der fünfziger Jahre war den Deutschen nach und nach — zugleich mit einigen im Auslande entstandenen geistvollen Erläuterungsschriften über längst bekannte Dichtungswerke des morgenländischen und des griechischen Alterthums — eine Reihe ihnen bis dahin entweder noch völlig, oder doch zum allergrössten Theil unbekannt gebliebener poetischer Erzeugnisse aus verschiedenen Zeiten und Ländern theils unmittelbar zugeführt theils näher gerückt worden, wodurch ganz neue Ideen über die ersten Quellen, das ursprüngliche Wesen, die früheste und unmittelbarste Bestimmung der Poesie geweckt, die Begriffe von Originalität und Nationalität im dichterischen Hervorbringen zu grösserer Bestimmtheit und Anschaulichkeit erhoben, die Unterscheidung zwischen Natur- oder Volksdichtung und Kunstpoesie zuerst in Anregung gebracht und die Aufmerksamkeit auf den eigenthümlichen Werth der erstern hingelenkt wurden. Das Meiste der Art kam von England herüber. Die akademischen Vorlesungen über die heilige Dichtkunst der Hebräer von Robert Lowth[1], der zuerst den aesthetischen Charakter der poetischen Theile des alten

---

Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, die den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen müsse (vgl. Winckelmanns Vorrede zur Geschichte der Kunst, Werke 3, S. II.). Sie dürfe keine blosse Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben sein, ihr Verfasser habe vielmehr die Dichtkunst der Griechen nach ihrem Wesen zu untersuchen, ihren Unterschied von den übrigen Völkern und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: in wiefern nämlich der Himmel, unter dem die Griechen gelebt, ihre Verfassung, ihre Freiheit, ihre Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedene Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Kunst, ihre Sprache, Spiele, Tänze etc. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. — Ein Werk von dieser Art würde die Griechen unter uns bekannter machen, die noch so wenig gekannt wären; es würde den Quell des guten Geschmacks öffnen, uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien und uns zur Nachahmung unserer selbst aufmuntern, d. h. uns mit zu einer Original- und Nationalliteratur verhelfen (vgl. hierzu Gervinus 4[4], 397). — Auch deutete Herder schon damals (a. a. O. 1, 5 f.) an, wie ein kritisches Journal, „das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemählde über die (neueste deutsche) Literatur", sich nothwendig auf eine Geschichte der deutschen Literatur als auf seine Grundlage stützen müsste. — Ueber die Verdienste von Erd. Jul. Koch um die deutsche Literaturgeschichte vgl. Hoffmann v. F. im Weimar. Jahrbuch 1, 58 ff.

§ 292. 1) De sacra poesi Hebraeorum, praelectiones academicae Oxonii habitae, a Rob. Lowth etc. Oxford 1753. 4.

Testaments in nähere Betrachtung zog und ihn aus der Beschaffenheit der Religion und Sprache des hebräischen Volkes, aus seiner Geschichte und Landesart, seiner Verfassung, seinen Sitten etc. entwickelte und erläuterte, waren schon seit dem Jahre 1757 in Auszügen und Ausgaben bei uns bekannt und verbreitet worden[2]. Shakspeare's dramatische Werke lernte man jetzt immer mehr kennen und schätzen. Früher waren nur wenige vereinzelt ins Deutsche übersetzt[3], und er überhaupt nur wenig erst bekannt, so wenig, dass 1737 Gottsched in der zweiten Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst, wo er von den englischen Dramatikern spricht[4], ihn gar nicht nennt. Dass Bodmer ihn drei Jahre später unter dem Namen Sasper oder Saspar anführt[5], beweist auch schon hinlänglich, wie wenig er damals von dem Dichter wusste. 1741 erschien von Borcks[6] Uebersetzung des Julius Caesar in Alexandrinerversen[7], die, wohl von Gottsched selbst, in den Beiträgen zur kritischen Historie[8] angezeigt wurde; worauf dann gleich im nächsten Stücke die durch diese Uebersetzung veranlasste „Vergleichung Shakspeare's und Andr. Gryphs“ von J. E. Schlegel[9] folgte. Von nun an wurde Shakspeare's in den Zeitschriften Gottscheds öfters gedacht[10]. Gleichwohl § 292

2) Eine ausführliche Anzeige von Mendelssohn brachte gleich der erste Band der Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 122—155; 269—297; und bald darauf erschien auch in Göttingen eine eigene Ausgabe. „Roberti Lowth Praelectiones de Poesi sacra Hebraeorum etc. Notas et Epimetra adiecit Joh. Dav. Michaelis.“ 1758. 61. 2 Bde. 8 (die mehrmals aufgelegt wurde); vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften 8, 269 ff. 3) Dass Einzelnes von Shakspeare in verstümmelter Gestalt bereits im 17. Jahrhundert auf die deutschen Wanderbühnen kam und sein Name auch schon 1682 Morhofen bekannt war, ist oben Bd. II, 255, 264 f. und 54, Anm. 34 angedeutet worden, wozu noch nachzulesen ist E. Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst 1, 408—434. Ad. Stahrs Aufsatz, „Shakspeare in Deutschland“ (im literarhistorischen Taschenbuch von Prutz, Jahrg. 1843, S. 1—88), gibt die Geschichte von dem allmähligen Bekanntwerden des englischen Dichters in Deutschland bis zum Erscheinen von Wielands Uebersetzung nur in den allgemeinsten Umrissen; bloss auf Lessings Verdienste um seine Einführung geht er, meist an Gervinus sich anschliessend, etwas näher ein. Ich will daher hier wenigstens das vor 1762 aus Shakspeare's Dramen unmittelbar oder mittelbar Uebersetzte und die von mir gesammelten Bücherstellen angeben, aus denen der Inhalt der ersten zehn Seiten jenes Aufsatzes vervollständigt werden kann. 4) S. 696 f. 5) Vgl. § 280, 20. 6) Er übersetzte das Stück, während er Gesandter in London war; vgl. Plümecke S. 193, Anm. 2. 7) Berlin 8. 8) St. 27, S. 516 f. 9) S. 540 ff. (daraus in Schlegels Werken 3, 27 ff.; unter Schlegels hinterlassenen Papieren fanden sich nach der Nachricht in den Werken 4, 274 auch Uebersetzungen einzelner Scenen aus Shakspeare's Stücken); vgl. hierzu Danzel, Gottsched S. 148 f.
10) Vgl. die Beiträge St. 29, S. 143 ff.; St. 31, S. 406 f.; die meistens nur englische und französische Urtheile liefernden Anzeigen ausländischer Schriften im „neuen Büchersaal“ 1, 195; 3, 145 f.; 4, 11; 7, 554; 8, 136 ff.; und das Neueste

§ 292 besassen die deutschen Literatoren auch noch zwischen 1743 und 1751 nur eine äusserst dürftige Kenntniss von dem Dichter und seinen Werken[11]. 1756 wurden die sämmtlichen theatralischen Werke von Destouches aus dem Französischen übersetzt[12] und darunter auch „Auftritte aus einem englischen Stück, der Sturm", worunter doch wahrscheinlich das shakspeare'sche dieses Namens zu verstehen ist[13]; in demselben Jahre lieferte das 39. Stück der „neuen Erweiterungen der Erkenntniss und des Vergnügens"[14] den Versuch einer Uebersetzung einiger Stellen aus Richard III[15]; und 1758 erschien[16] eine Uebertragung von Romeo und Julie[17]. Nun kamen 1759 die Literaturbriefe, welche in hervorragender Weise auf Shakspeare's Bedeutung hinwiesen. In demselben Jahre erschienen Young's „Gedanken über die Originalwerke"[18], welche gleich im folgenden Jahre übersetzt wurden[19]. Diese kleine Schrift war zu der Zeit, da sie in Deutschland bekannt wurde, eine in vieler Beziehung sehr bedeutende Erscheinung. Hier war zuerst der Unterschied zwischen genialer und gelehrter Dichtung, zwischen Originalität und Nachahmung im Producieren scharf ins Auge gefasst und mit Einsicht und Geschick versucht, die zeitherige Meinung der Gelehrten zu beseitigen, dass die Alten bereits in allen Gattungen

---

aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 2, 224; 3, 129 f.; 5, 501 ff. Wie Shakspeare in Gottscheds Schule angesehen wurde, zeigt auch das kurze Urtheil von Mylius (aus dem J. 1753) über Romeo und Julie, bei Danzel, Lessing 1, 264. 11) Diess ist schon aus den über ihn handelnden Artikeln in Zedlers Universal-Lexicon (Bd. 37) und in Jöchers Gelehrten-Lexicon 4, 552 ersichtlich. 12) Von P. Patzke, dem Uebersetzer des Terenz. 13) Vgl. Gottscheds nöthigen Vorrath 2, 291. 14) Frankf. u. Leipzig 1753–59, oder vielmehr 1762; vgl. Danzel, Lessing 1, 124, Note. 15) Danzel, a. a. O. S. 445 f. 16) Im 2. Thle. der „neuen Probestücke der englischen Schaubühne" etc. Basel. 3 Thle. 8.

17) Gottsched a. a. O. 2, 296; Bibliothek der schönen Wissenschaften 6, 60 ff. — Von den Stellen aus den Jahren 1754—66, die Nachrichten oder Urtheile über Shakspeare enthielten, gehören zu den in einer oder der andern Hinsicht bemerkenswerthesten die in Lessings theatralischer Bibliothek St. 4 (s. Schriften 4, 320 f.; von Nicolai herrührend; vgl. 13, 27), in Wielands Briefen an Zimmermann (bei Gruber in Wielands Leben 1, 234), im 84. und 123. Literatur-Briefe (von Mendelssohn) und in Gottscheds nöthigem Vorrath 2. 140 f. 18) Conjectures on Original-Composition, in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison. (2. A.). London 1759. 8. Einen Bericht darüber und Auszüge daraus gab Cramer (nicht Klopstock, wie in verschiedenen Büchern steht) im nordischen Aufseher 3, St. 159. 19) „Gedanken über die Originalwerke" etc. von einem Hrn. v. T. Leipzig 1760. 8.; vgl. Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 10, 671 ff.; und dagegen Nicolai im 172. Literatur-Briefe. Eine andere Uebersetzung erschien zu derselben Zeit in den zu Hamburg und Leipzig herausgekommenen „freimüthigen Briefen"; vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften 6, 180 ff.

der Poesie das Höchste und einzig Rechte geleistet hätten, und dass § 292
die Neuern sich ihren Leistungen nur in Nachbildungen annähern, nie etwas denselben Gleiches selbständig schaffend hervorbringen könnten. Young hielt die Werke der Alten sehr hoch, aber er wollte sie von den neuern Dichtern nicht so benutzt wissen, wie sie gewöhnlich benutzt wurden. „Wer die alten Schriftsteller nicht bewundert", sagte er[20], „der verräth ein Geheimniss, das er gern verbergen wollte, und sagt der Welt, dass er sie nicht versteht. Wir hingegen wollen ihre vortrefflichen Schriften eben so wenig verachten, als wir sie ausschreiben wollen. Lasst uns unsern Verstand durch den ihrigen nähren, sie geben ihm die edelste Nahrung; aber lasst sie den unsrigen nur nähren, nicht ersticken. Wenn wir lesen, so lasst unsre Einbildungskraft von ihren Reizungen entzündet werden; wenn wir schreiben, so lasst unsern Verstand sie ganz aus unsern Gedanken verdrängen. Gehet mit Homer selbst so um, wie der cynische Philosoph mit Homers königlichem Bewunderer umgieng: gebietet ihm auf die Seite zu treten, um nicht die Strahlen unsers eignen Genie's von unsern Schriften abzuhalten; denn unter einer andern Sonne kann kein Original entspriessen und nichts unsterbliches zur Reife kommen." Allerdings dürften wir die Alten nachahmen, aber nur in der gehörigen Weise. Nicht der ahme den Homer nach, der die göttliche Iliade nachahme, sondern nur der, der eben die Methode erwähle, die Homer erwählt habe, um die Fähigkeit zu erlangen, ein so vollkommenes Werk hervorzubringen. „Folget seinen Fussstapfen bis zu der einzigen Quelle der Unsterblichkeit nach; trinket da, wo er trank, auf dem wahren Helikon, nämlich an der Natur. Ahmet nach, aber nicht die Schriften, sondern den Geist. Denn könnte man nicht dieses Paradoxon als einen Grundsatz annehmen, dass wir, je weniger wir die berühmten Alten copieren, um so viel mehr ihnen ähnlich sein werden? . . . Entfernet euch stolz von euern grossen Vorgängern, so lange als die Rücksicht auf die Natur oder auf den gesunden Verstand euch diese Entfernung von ihnen erlaubt; je weiter ihr von ihnen an Aehnlichkeit entfernt seid, desto näher kommt ihr (!) ihnen an Vortrefflichkeit; dadurch erhebt ihr euch zum Originale; dadurch werdet ihr ein edler Seitenverwandter, nicht ein niedriger Abkömmling von ihnen. Lasst uns unsre Werke mit dem Geiste und in dem Geschmack der Alten, aber nicht mit ihren Materialien aufführen." . . . Seneca habe gesagt, in uns sei ein heiliger Gott. In Absicht auf die moralische Welt sei das Gewissen und in Absicht auf die Welt des

---

20) Nach der zuerst angeführten Uebersetzung S. 23 ff.

§ 292 Verstandes sei das Genie der Gott in uns. Das Genie könne uns in der Composition ohne die Regeln der Gelehrsamkeit in Ordnung bringen, so wie das Gewissen uns im Leben ohne die Gesetze des Landes in Ordnung bringe. Ein männliches Genie komme aus der Hand der Natur, wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus, in völliger Grösse und Reife. Von dieser Art sei das Genie Shakspeare's gewesen. Er habe kein Wasser unter seinen Wein gemischt und sein Genie nicht durch eine verdorbene Nachahmung erniedrigt. Auch der berühmteste unter den Alten hätte uns nicht mehr geben können, als er uns gegeben. Vielleicht würde er weniger gedacht haben, wenn er mehr gelesen hätte; denn wenn ihm auch alle andere Gelehrsamkeit gefehlt, habe er doch zwei Bücher vollkommen verstanden, die manchen unter den tiefsinnigsten Menschen unbekannt seien: das Buch der Natur und das Buch des Menschen. Diess seien die Brunnquellen, woher die castalischen Ströme der Originalcomposition fliessen. Die Verehrung, welche dem Dichter Young um 1760 in Deutschland gezollt wurde, musste bald die Aufmerksamkeit auf diese Schrift lenken und ihrer Wirkung den gehörigen Nachdruck verleihen. Weiter trugen zum Bekanntwerden Shakspeare's bei W. Dodds Beauties of Shakspeare[21], Meinhards Uebertragung von Home's Grundsätzen der Kritik[22], worin vielfach Bezug auf Shakspeare genommen, auf Schönheiten in seinen Werken aufmerksam gemacht und eine Menge Stellen im Originaltext und in prosaischer Uebersetzung mitgetheilt waren[23], Wielands Uebersetzung[24] und v. Gerstenbergs[25] „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie in Briefen"[26]. Diese Briefe enthielten manche vortreffliche Bemerkungen über Shakspeare, allein sie giengen in manchen Behauptungen auch viel zu weit, vorzüglich in dem Urtheil über die Poetik des Aristoteles, auf das sich hauptsächlich Lessings ironische Worte[27] beziehen. Der englische Dichter wird zuerst gegen den Vorwurf in Schutz genommen, dass er die dramatischen Einheiten nicht beobachtet habe; dabei weist Gersten-

21) The Beauties of Shakspeare selected. London 1752. 2 Bde. 8.; dann auch 1757. Vgl. Goethe's Werke 26, 72 f. 22) Vgl. S. 331 f. 23) Ein mehr aufs Allgemeine seines dichterischen Charakters gehendes Urtheil steht (in der 2. Ausg.) 1, 670 ff. Vieles, was Home über Shakspeare bemerkt, ist freilich aus einer noch oft schiefen und beschränkten Auffassung des Dichters hervorgegangen. 24) Vgl. S. 410. 25) Ueber sein Leben vgl. § 361. 26) Im 14—18. Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur; daraus, aber mit verschiedenen Auslassungen, namentlich ohne die polemischen Stellen gegen Wielands Uebersetzung, in Gerstenbergs vermischten Schriften 3, 251—351, unter der Ueberschrift „Etwas über Shakspeare." 27) In der Dramaturgie S. 153 ff.

berg auf Calderon hin, der hierin, besonders was die Einheit des § 292
Orts betreffe, noch viel weniger gewissenhaft gewesen sei. Es frage sich auch, ob die Einheit des Orts, wie wir sie z. B. aus dem König Oedipus des Sophokles kennen, auf den sich die französischen Kunstrichter, mit ihrem Aristoteles in der Hand, am liebsten berufen, weniger störend sei. Aber die alten Tragiker waren durch die herkömmliche Unbeweglichkeit des Chors verhindert, den Ort der Handlung wechseln zu lassen. „Hätte Aristoteles freie Hand gehabt, seine Theatergesetze aus der Natur des menschlichen Verstandes zu schöpfen, so würde seine Poetik ohne Zweifel ein sehr gedachtes Werk geworden sein, ungefähr wie seine Philosophie der Seele. Er musste sie aber von der Theaterempirie abstrahieren, die von den Vorfahren und der Priesterschaft zum Gesetz gemacht war. Und so blieb auch ihm kein anderer Ausweg übrig, als sich auf die Muster zu berufen, die er bereits vor sich fand, und die Verstandesregel so gut damit in Uebereinstimmung zu bringen, als es thunlich war.“ Nach den Definitionen, die Aristoteles von der Tragödie und der Komödie gebe, seien allerdings Shakspeare's Tragödien keine Tragödien und seine Komödien keine Komödien; allein die Poetik des Aristoteles sei ein „ziemlich obenhin oder wenigstens nach sehr precären Prämissen überdachtes“ Werk. Darum „weg mit der Classification der blossen Namen“: man möge Shakspeare's Stücke nennen wie man wolle, „ich nenne sie lebende Gemählde der sittlichen Natur von der unnachahmlichen Hand eines Raphael.“ Am meisten zu bewundern sei an Shakspeare, „dass jede einzelne Fähigkeit des menschlichen Geistes, die schon insbesondere Genie des Dichters heissen könne, bei ihm mit allen übrigen in gleichem Grade vermischt und in Ein grosses Ganze zusammengewachsen sei.“ Er habe alles — den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske, — und das Sonderbarste sei, dass niemand sagen könne, diesen habe er mehr, und jenen habe er weniger. Gegen das Ende hin wird der Shakspearen zum Vorwurf gemachte fehlerhafte Geschmack in Betracht gezogen: seine Vernachlässigung des Costume's will und kann Gerstenberg nicht rechtfertigen; desto mehr hat er aber zu Gunsten seiner Schreibart zu sagen. — Gleich im Beginn der Sechziger gelangte die erste Kunde von ossianischer Poesie nach Deutschland[28]; 1764 waren bereits mehrere Stücke aus dem Eng-

---

28) Mit zuerst machte auf Ossian aufmerksam R. E. Raspe im Hannoverschen Magazin 1763, Stück 92—97; vgl. Weimar. Jahrb. 3, 4.

§ 292 lischen des Macpherson in deutsche Prosa übertragen[29]; 1766 wurde in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften[30] ein Auszug aus Hugh Blair's „critical Dissertation on the Poems of Ossian" gegeben, in welchem schon Sätze und Hinweisungen vorkamen, wie wir sie bald darauf in Herders Schriften finden. „Die Poesie ist in Absicht auf die Beschaffenheit des Ausdrucks in der Sprache älter als die Prosa. Man findet, dass die Musik und der Gesang unter den barbarischsten Völkern mit der Gesellschaft fast ein gleiches Zeitalter habe. Die ersten Gegenstände, die den Menschen in diesem ersten rohen Zustande eingeben konnten, ihre Gedanken in Zusammensetzungen von einiger Länge zu äussern, waren solche, die natürlicher Weise den Ton der Poesie annahmen: Lobgesänge auf die Götter, ihre Vorfahren und Erzählungen ihrer eigenen Kriegsthaten oder Klagen über ihr Unglück. . . Was wir bisher gewohnt gewesen, bloss als den Charakter der orientalischen Poesie anzusehen, weil einige der frühesten Gedichte davon auf uns gekommen, ist wahrscheinlicher Weise eben so gut der occidentalische und mehr eines Zeitalters als eines Landes. Die Werke des Ossian sind ein merkwürdiger Beweis davon"[31]. Zwei Jahre darauf trat Michael Denis[32] mit seiner metrischen Uebersetzung der „Gedichte Ossians" hervor[33]. — 1765 waren die von Thomas Percy gesammelten

---

29) Die Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche im 8. Bde., S. 349 und im 9. S. 315 f. die beiden 1761 und 1763 zu London in Macphersons englischer Uebersetzung (oder vielmehr Bearbeitung) erschienenen Gedichte „Fingal" und „Temora" kurz anzeigte, erwähnte am erstern Orte schon, dass von Hamburg aus eine deutsche Uebersetzung des Fingal versprochen worden. Diese erschien (in Prosa, von J. A. Engelbrecht und A. Wittenberg) unter dem Titel „Fingal, ein Heldengedicht, nebst verschiedenen andern Gedichten Ossians", Hamburg 1764. 8. Eben da und in demselben Jahre „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst" (vgl. Herder, Werke zur schönen Literatur und Kunst 18, 66 f.; 79 f.). 30) 2, 245 ff.; 3, 13 ff. Bei Gelegenheit der Anzeige der Londoner Ausgabe der Works of Ossian etc. von 1765, welcher jene Dissertation angefügt ist. 31) Es wird dann auf die Scalders und die Vyses (Dichter und Gesänge) der Gothen (d. h. Scandinavier) verwiesen, auf das Buch des Olaus Wormius de literatura Runica und den Leichengesang von Ragner Lodbrog; Blair vergleicht schon Ossian mit Homer etc. 32) Geb. 1729 zu Schärding, einer damals bairischen, jetzt österreichischen Stadt. Er erhielt seine Schulbildung auf dem Jesuiter Gymnasium in Passau und wurde 1747 zu Wien Jesuit. 1759 wurde ihm eine Lehrerstelle am kaiserlichen Theresianum übertragen und nach der Aufhebung seines Ordens im J. 1773 auch die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene garellische Bibliothek anvertraut. Als 1784 jene Anstalt eingieng, wurde er zweiter und sieben Jahre darauf erster Custos der kaiserlichen Hofbibliothek mit dem Titel eines wirklichen k. k. Hofraths. Er starb 1800.
33) „Die Gedichte Ossians, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt." Wien 1768. 69. 3 Bde. 8. und 4. Die Uebersetzung ist in Hexa-

„Ueberbleibsel von der alten englischen Poesie" in London erschienen[34] und schon im nächsten Jahre stattete der zweite Band der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften über dieselben einen ausführlichen Bericht ab. Eine kürzere Anzeige stand schon im ersten Bande[35], deren Schluss den Wunsch aussprach, dass ein deutscher Kunstrichter nach dem Beispiel des Engländers einen gleichen Fleiss auf die alten deutschen Gesänge verwenden möchte: an Materien könnte es ihm gewiss nicht fehlen, und wie viel würde die Geschichte der deutschen Dichtkunst dabei gewinnen! Dem weitläuftigern Bericht[36] sind auch Proben eingeschaltet. Auch andere deutsche Zeitschriften berichteten über diese, gleich das grösste Interesse erregende Sammlung[37]. Die Schönheit der alten Balladen der Engländer hatte schon 1747 Fr. v. Hagedorn[38] gerühmt; einige derselben seien unvergleichlich[39]. — Endlich fiel von England aus auch ein ganz neues Licht auf die homerischen Dichtungen, als Robert Wood's „Versuch über das Originalgenie des Homer", der 1769 erschienen war[40], bei uns zunächst durch die Göttinger Anzeigen und dann auch durch eine Uebersetzung allgemeiner bekannt § 292

---

metern abgefasst, bis auf einzelne, namentlich lyrische Stellen und einige Stücke durchweg, wofür andere Versarten gewählt sind, reimlose und gereimte. Vor dem ersten und zweiten Bande stehen Abhandlungen über Ossian von Macpherson, vor dem dritten die von H. Blair in deutschen Uebertragungen (vgl. Herders Beurtheilung in der allgem. d. Bibl. 10, 1, S. 63 ff.). Die zweite Ausg. „Ossians und Sineds (d. h. Denis') Lieder", erschien in 5 Bänden zu Wien 1784. 85. 4. (die ersten 3 Bände enthalten die Gedichte Ossians, die beiden letzten Denis' eigene Poesien). Jüngere Uebersetzungen aller oder einzelner Gedichte, denen Ossians Name vorgesetzt ist, sind verzeichnet in W. Engelmanns Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 293 f. 34) Reliques of ancient english poetry: consisting of old heroic ballads, songs and other pieces of our earlier poets" etc. London 1765. 3 Bde. 8. Die Sammlung enthält indess keineswegs die Texte der alten Balladen und Gesänge ganz so wie sie Percy zugekommen waren: er hatte sich vielmehr darin viele Aenderungen erlaubt und häufig dem alterthümlichen Charakter durch Modernisierung Eintrag gethan. In echter Gestalt sind sie erst neuerdings herausgegeben von J. W. Hales und F. Furnivall, Bishop Percy's Folio-Manuscript, Ballads and Romances. 3 voll. Berlin und London 1868. 8. (vgl. Liebrecht in den GGA. 1868, Nr. 48). 35) S. 176 f.; sie ist nach O. Schade (Weimar. Jahrb. 3, 243) von R. E. Raspe. 36) 2, 54—89; auch er ist von Raspe; vgl. a. a. O. 3, 243 f. 37) So die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur, Brief 8. 38) Im Vorbericht zu seinen Oden und Liedern S. XVI f.

39) Unter ihnen sei diejenige, von welcher im 70. und 74. Stück des Zuschauers die Rede sei, eine der schönsten. Es ist diess die berühmte, von Addison jedoch nur in einem jüngern Text gekannte Ballade von der Chevy-Chase, in Percy's Sammlung die erste, woraus die im englischen Zuschauer mitgetheilten Stellen auch in der unter Gottscheds Aufsicht besorgten Uebersetzung (vgl. § 252, Anm. 1) in deutschen Versen wiedergegeben sind. 40) „Essay on the original genius and writings of Homer." London 4.

§ 292 wurde [41]. Wood hatte, mit dem Homer in der Hand, die Küste von Troja bereist und lieferte einen Theil der dort gemachten Anmerkungen über den Dichter in dieser Schrift. Sie gab [42] den eigentlichen frühesten Anstoss zu der ganzen homerischen Frage und hatte überhaupt auf unsere Ansichten von Poesie und poetischem Genie entschiedenen Einfluss. Der Verfasser hatte alle seine Gedanken und Bemerkungen unter folgende Abschnitte zu bringen gesucht: Homers Vaterland; seine Reisen, einbegriffen seine Schifffahrt und Erdkunde; seine Religion und Mythologie; die Sitten der homerischen Heldenzeit; sein Verdienst als Geschichtschreiber; seine Zeitrechnung; seine Sprache und Gelehrsamkeit. Das allgemeinste Ergebniss, das Wood auf dem von ihm zum tiefern Verständniss der homerischen Dichtungen eingeschlagenen Wege gewonnen hatte, war: „Homer ist original, weil er nichts ist als die Natur und kein Muster noch nicht vor sich hatte, und diese Natur hatte er als ein Ionier und als ein Reisender beobachtet, und diess Alles in einem Zeitalter, wo das politische, bürgerliche und häusliche Leben, Sprache und Gelehrsamkeit auf einer Stufe stand, von welcher die nächsten Zeitalter sogleich weiter fortschritten.“ — Eine andere poetische und zugleich ganz neue mythologische Welt öffnete sich den Deutschen um die Mitte der Sechziger in der Uebersetzung des ersten Theils der jüngern Edda und verschiedener altnordischer Gesänge. Schon um die Mitte des Jahrhunderts hatte Gottfried Schütze [43] ein Interesse für die nordische Poesie und Mythologie in Deutschland zu wecken gesucht, 1750 auch schon ein grosses Stück aus der Volu-spâ in isländischem Grundtext mit lateinischer Uebersetzung drucken lassen [44] und dann 1758 zu Altona eine „Beurtheilung über verschiedene Denkungsarten bei den alten griechischen und römischen, und bei den alten nordischen und deutschen Dichtern“ herausgegeben [45]. Indess scheinen Schützens Schriften im Allgemeinen wenig Beachtung

---

41) Wood liess seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken; ein Exemplar kam als Geschenk an Michaelis in Göttingen, der lange damit gegen Andere zurückhielt, Heyne ausgenommen, von dem der Bericht darüber im 32. Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen von 1770 herrührt. Nachher wurde das Buch von Michaelis' Sohne übersetzt (vgl. allgem. d. Bibliothek, Anhang zu Bd. 13—24, Abtheil. 2, S. 800) und als „Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer, aus dem Englischen“, zu Frankfurt a. M. 1773. 8. gedruckt. Diese Uebersetzung zeigte Goethe gleich in den Frankfurter gelehrten Anzeigen an (Werke 33, 21 ff.). Vgl. auch Werke 26, 145 f. 42) Wie Prutz, der Göttinger Dichterbund S. 191, mit Recht bemerkt. 43) Früher Prof. und Consistorialrath in Altona, dann Prof. in Hamburg. 44) Vgl. v. d. Hagen, Lieder der ältern oder sämundischen Edda. Berlin 1812. 8. S. XCI f. 45) Vgl. Gottscheds Neuestes a. d. anmuthigen Gelehrsamkeit 9, 145 ff.

gefunden zu haben; wenigstens zeigen sich vor 1766 keine merklichen Spuren von irgend einer Einwirkung der nordischen Poesie auf die deutsche oder von Versuchen, die nordische Mythologie statt der griechischen oder römischen zu dichterischen Zwecken zu benutzen. Unterdess war aber der erste Theil der sogenannten jüngern Edda nach Resenius' Ausgabe 1756 von Mallet ins Französische übersetzt worden[46], und als seine Geschichte von Dänemark[47] deutsch erschien, brachte sie auch den nach dem Französischen des Mallet übersetzten ersten Theil der jüngern Edda, die „Idee des zweiten Theils derselben", die „Idee von der ehemaligen (d. h. ältern oder sämundischen) Edda" und „Oden und andere alte Gedichte" (in Prosa übersetzt). So war der Hauptheil der jüngern Edda, „dieser kostbare Ueberrest des vorigen Weltalters" (wie sich G. Schütze in seiner zu dem verdeutschten Mallet gelieferten Vorrede ausdrückt), der so lange „mehrentheils ein verborgener Schatz gewesen", den deutschen Schriftstellern zu bequemem Gebrauch geöffnet; und der erste, der hineingriff, war Gerstenberg. Der Gebrauch, den er in dem „Gedichte eines Skalden" (1766) von der nordischen Mythologie machte, war neu und ihm eigen[48]. Die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur[49] giengen ebenfalls auf die Besprechung altnordischer Poesie und Mythologie ein; unmittelbar darauf schloss sich Klopstock in seinen Dichtungen Gerstenbergs Versuch an[50] und die antike Mythologie musste fortan bei ihm und bei den Dichtern seiner engern Schule der nordischen das Feld räumen. — Um dieselbe Zeit wurden dem deutschen Publicum durch Meinhard[51] die alten italienischen Dichter näher gerückt. Um diese hatte man sich in Deutschland seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wenig mehr bekümmert, und die ältern, die Ariosto vorangegangen, waren hier auch im siebzehnten Jahrhundert sehr wenig bekannt geworden. Den Dante führte Bodmer zwar mehrfach rühmend an[52]; Ariosto und Tasso sind öfter in Gottscheds und der Schweizer Schriften genannt, und des letztern befreites § 292

46) Als ein Theil seiner „Introduction à l'histoire de Danemark" etc. 47) Mit dieser Einleitung 1765. 66, Greifswald und Rostock, 2 Bde. 4. 48) Vgl. den Auszug aus einem Briefe Gerstenbergs bei Jördens 6, 174 ff. Der Recensent in Klotzens Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 4, 90 ff., der Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden" beurtheilt, erhob viele Bedenken gegen die Einführung der nordischen Mythologie in deutsche Gedichte (S. 92 ff.). 49) Brief 8. 11. 19. 25. 50) Vgl. den Brief Klopstocks an Gleim vom 19. Dec. 1767 bei Back und Spindler 6, 234. 51) „Versuche über den Character und die Werke der besten italienischen Dichter." 1. und 2. Bd. Braunschweig 1763. 64. 8. (einen dritten Band lieferte Ch. J. Jagemann, Braunschweig 1774. 52) Vgl. die Abhandlung vom Wunderbaren S. 35: Betrachtungen über die poetischen Gemählde S. 30 f.; 43 f.; 81 f.; 586 ff. und den 29. der neuen kritischen Briefe.

§ 292 Jerusalem wurde auch von J. F. Koppe übersetzt (Leipzig 1744): allein näher mit den grossen italienischen Dichtern bekannt zu werden fiengen die Deutschen erst an, als Meinhards Buch herausgekommen war, und nun begann auch bald ihr Einfluss auf unsere schöne Literatur sichtbar zu werden. Meinhard hatte sich über die Vorzüge und den Ursprung der italienischen Poesie verbreitet, er hatte Dante, Petrarca, Pulci, Ariosto und andere Dichter aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert charakterisiert und Proben aus ihren Werken, mit prosaischen Uebersetzungen begleitet, gegeben. Lessing, der schon lange seine Hand von den Literaturbriefen ganz abgezogen zu haben schien, aber unmittelbar vor dem Schluss derselben noch einen[53] einsandte, berichtet darin höchst günstig über Meinhards Werk. In demselben war der Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterschiede, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern gesetzt, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemahlt wären, dass sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln schienen. Lessing bemerkte dazu, dieses sei gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmere. Denn wenn wir auch mahlerische Dichter die Menge hätten, so besorge er doch, dass sie sich zu den mahlerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten möchten, als die niederländische Schule zu der römischen. Wir hätten uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelängen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komischen Epopöen hätten manche gute Bambocciade: aber wo fänden sich unsere poetischen Raphaele, unsere Mahler der Seele? Der Verfasser habe sich indess von dem Vortrefflichen der italienischen Dichter nicht blenden lassen; er sehe ihre Schwächen und Fehler, wie ihre Schönheiten. Auch von jenen hebt Lessing die auffallendsten, welche Meinhard angemerkt hatte, wie zur Warnung für die deutschen Dichter heraus. Bald folgten nun auch verschiedene Uebersetzungen italienischer Dichter: schon vor 1770 wurde Dante's göttliche Komödie, freilich auf eine wenig befriedigende Weise, von L. Bachenschwanz in Prosa übertragen[54], und von den berühmten Schriftstellern der neuern Zeit wurde Goldoni verdeutscht durch J. H. Saal[55]. Besonders lebhaft für die Hinlen-

53) Den 332sten. 54) Leipzig 1767—69. 3 Bde. 8. Vgl. über diese Uebersetzung so wie die ihr folgenden, und die Stellen, die schon früher übersetzt wurden. R. Köhler, Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. Der 5. Gesang der Hölle in 22 Uebersetzungen seit 1763—1815. Weimar 1865. 8. Vgl. auch oben II, 133. Anm. 7. 55) Leipzig 1767 ff. 8. In Klotzens Bibliothek 2, 3, 444 heisst er Sahl) später immer Saal (4, 4, 716).

kung der deutschen Dichter zu den Italienern interessierten sich dann zunächst um 1771 die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter (Mauvillon und Unzer, vornehmlich der erstere). Nach diesen Briefen war England gar nicht die Schule des guten Geschmacks, sondern Italien, wie in den Künsten, so auch in den schönen Wissenschaften. Es sei gewiss, dass die deutsche Dichtkunst niemals zu einer höhern Stufe gelangen werde, wenn man fortfahre, ausser den Alten die Italiener so sehr zu vernachlässigen und seine Begriffe von der vollkommenen Poesie von den Engländern zu abstrahieren, u. s. w.[56] — Auch für die, besonders von den Schweizern aus der Vergessenheit gezogenen Ueberbleibsel unserer eigenen mittelalterlichen Poesie begann sich schon hier und da ein lebhafteres Interesse zu regen[57]. § 292

§ 293.

Niemand verfolgte die sich seit dem Ende der Fünfziger mit jedem Jahre steigernde Regsamkeit des geistigen Lebens in Deutschland mit einem aufmerksamern Auge und suchte sich mit allen bedeutendern Erscheinungen in den verschiedenen Zweigen der schönen und der wissenschaftlichen Literatur, die entweder in der Heimath selbst hervortraten, oder von aussen eingeführt wurden, schneller vertraut zu machen als Hamann[1]. Und doch stand niemand mit seinen

---

56) Vor allen Andern ward Ariosto angepriesen. Vgl. 1, 290 ff. 1779 den 11. Oct. schrieb Boie, veranlasst durch F. L. W. Meyers Aurora (im Göttinger Almanach) an Bürger: „Man fühlt es, dass der Dichter die Italiener besonders studiert und sich nach ihnen gebildet hat. Wenn ja Nachahmung sein soll, wünsche ich unserer Literatur keine mehr als die italienische, und da sie in Sprache und Versification unendlich bereichert werden kann, versteht sich dass der Geschmack den Flitterstaat und die Spielwerke der wälschen Dichter von ihren Schönheiten unterscheide.“ Zehn Jahre später äusserte er gegen Bürger (Brief vom 7. Dec. 1789) den Gedanken an eine Bearbeitung der Tristangeschichte, die er in der Modernisierung des Grafen Tressan lieb gewonnen hatte, in Ottave rime, und empfahl, da er schwerlich Musse und Kraft dazu besitze, dass der Freund den jungen A. W. Schlegel zu dieser Arbeit anrege. Weinhold, Boie S. 279. 57) Vgl. S. 195 f.

§ 293. 1) Vgl. S. 103—105. Seine zwischen 1756 und 1784 entstandenen und von ihm einzeln in Druck gegebenen Schriften verdankten meistens ganz besondern Veranlassungen ihren Ursprung. Sie sind zahlreich, aber alle von nur geringem Umfang, die meisten nicht über zwei und keine über fünf Bogen stark. Gesammelt und mit Stücken aus seinem handschriftlichen Nachlass, den kleinen, von ihm in periodische Blätter gelieferten Aufsätzen und seinen Briefen (bis auf die an Fr. H. Jacobi, welche in der 3. Abtheilung des 4. Bandes der von Fr. Roth veranstalteten Ausg. von Jacobi's Werken gedruckt sind) als „Hamanns Schriften“ herausgeg. von Fr. Roth, Berlin 1821—25, sieben Theile in 8., wozu noch ein achter Theil in zwei Abtheilungen (a. Nachträge, Erläuterungen und Berichtigungen;

§ 293 Grundanschauungen von einem gesunden und urkräftigen geistigen Leben und Wirken in einem so tief innerlichen Gegensatze zu den Hauptrichtungen der grossen reformatorischen Bewegung, die bei uns in der Literatur begonnen hatte, als gerade dieser Mann. Er vermisste in den Strebungen der Zeit ein Grundprincip von absoluter Gültigkeit, von dem sie wie von einem gemeinsamen, alle noch so verschiedenartige Geistesthätigkeit einigenden Mittelpunkte ausgiengen, und ein Schaffen und Wirken aus dem ungetheilten, alle Seelenkräfte zusammenhaltenden Ganzen der Menschennatur. Ein solches Princip und die Möglichkeit eines solchen Schaffens und Wirkens sah er für uns Neuere nur in der wiederhergestellten Einträchtigkeit zwischen dem natürlichen Leben und dem Leben und Streben des Geistes, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, dem Empfinden und dem Denken, zwischen Glauben und Wissen, und dahin konnte uns nach seiner Ueberzeugung nichts anders als einzig und allein der feste Glaube an die Offenbarung Gottes führen, wie sie in der Natur, in der Geschichte und in seinem Worte erfolgt sei[2]. Daher erschien ihm die Poesie, die ihren Urquell unmittelbar

---

b. Register), besorgt von G. A. Wiener, Berlin 1812. 13. gekommen ist. — Kurz vor dem Erscheinen des ersten Theils dieser Ausgabe hatte Fr. Cramer unter dem Titel „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden" Fragmente und Sprüche aus Hamanns Schriften nebst mehrern Beilagen (Hamanns Leben, einem Verzeichniss seiner Schriften und Zeugnissen über ihn von Herder und Goethe) herausgegeben, Leipzig 1819. 8. 2) Dass die Naturkunde und Geschichte, wenn beide ihren Inhalt als Offenbarung Gottes auffassten, die zwei Pfeiler wären, auf welchen die wahre Religion beruhte, und dass gegentheils der Unglaube und der Aberglaube sich auf eine seichte Physik und seichte Historie gründeten, war ihm schon 1758 zur lebendigen Ueberzeugung geworden; vgl. die biblischen Betrachtungen eines Christen 1, 54 ff. Hamann ist, wie Gelzer (die neuere deutsche National-Literatur 2. Ausg. 1, 205) mit vollem Rechte bemerkt, als christlicher Denker der Neuzeit in die erste Reihe jener bedeutenden Geister zu stellen, „die sowohl durch den Umfang ihres Wissens, wie durch den Tiefsinn ihres Geistes am ehesten berufen waren, die alte Zeit in die neue hineinzuführen, den poetischen und philosophischen Geist der Nation mit den Urgedanken des Christenthums zu durchdringen." — (S. 220 f.) „Zu Hamanns tiefsinnigsten geistigen Wahrnehmungen auf dem religiösen Gebiete gehört seine Anschauung der Offenbarung als der lebendigen Einheit von Schrift, Natur und Geschichte; hier vorzugsweise bewährt sich die grossartig reformatorische Anlage seines Geistes, sowohl im Gegensatze gegen den damals durchdringenden Skepticismus, der Natur und Geschichte in einem der biblischen Offenbarung feindseligen Sinne ausbeutete, als auch in der kühnen und entschiedenen Durchbrechung der beengenden Schranken des orthodoxen Schulsystems in seiner damaligen Fassung." — Hamann trat daher auch in seinen Ueberzeugungen und Schriften in einen sehr entschiedenen Gegensatz sowohl gegen die eklektische und deistische Philosophie der Berliner Schule und gegen die von hier aus besonders verfolgten Tendenzen einer einseitigen Aufklärung und Verstandescultur, wie nachher gegen Kants kritische Philosophie; und wie wenig

in einer solchen durch den Glauben an die göttliche Offenbarung geweihten Einheit des Natur- und Geisteslebens gehabt habe, die heilige Poesie der Hebräer, als die reinste, lebendigste und innerlich kräftigste; daher zog ihn aber auch überhaupt mehr als alle Kunstdichtung die Naturpoesie der Völker an, die ihm für die Muttersprache des menschlichen Geistes galt, und darum drang er so sehr darauf, dass die gemachte und gelehrte Dichtung der Neuzeit zur Natur, Einfalt und Unmittelbarkeit der Jugendpoesie der Völker zurücklenke, sich an ihr erfrische, aus ihr lebendige Triebkraft zu naturgemässer und origineller Entwickelung ziehe. Seine Grundansichten[3] und, darf man sagen, sein aesthetisches Glaubensbekenntniss hat er vornehmlich ausgesprochen in der „Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa"[4]. Hier finden sich die Sätze oder „Winke": „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts[5]; wie der Gartenbau älter als der Acker, Mahlerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel . . . Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniss und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuss der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt sich die Empfindung an der Gegenwart der Dinge an[6] . . . Wir haben an der Natur nichts als § 293

---

er mit dem in den Literaturbriefen oder gar in der allgem. deutschen Bibliothek herrschenden Geiste einverstanden war — so dass er selbst über Lessing oft ungerecht urtheilte und sein unberechenbares Verdienst um die deutsche Bildung verkannte —, erhellt aus vielen Stellen seiner Briefe und mannigfachen Anspielungen in seinen Schriften. Vgl. z. B. Schriften 1, 415 f.; 3, 19 f.; 70; 388. Die Berührung, in welche er durch ein sich auf Mendelssohns Beurtheilung von Rousseau's neuer Heloise beziehendes Schriftchen „Abaelardi Virbii chimärische Einfälle über den zehnten Theil der Briefe die neueste Literatur betreffend" (Schriften 2, 185—200), mit den Herausgebern der Literaturbriefe gekommen war, hatte nicht Annäherung zur Folge, sondern Entfernung. Vgl. Literatur-Brief 254, den Vorbericht zum 2. Theil von Hamanns Schriften S. VI f. und Th. 8, 107 ff. 3) Viele Urtheile Hamanns über die Zeitrichtungen in unserer Literatur und über deutsche Schriftsteller und Schriften sind seinen Briefen eingefügt. Ich will nur auf zwei Stellen aufmerksam machen, worin er der damals noch herrschenden Ansicht entgegen den Ursprung der Dichtkunst schon in den μῦθος setzt und als die älteste Gattung das Epos anerkennt. Beide Briefe, aus den Jahren 1765 und 1767, sind an Herder gerichtet (Schriften 3, 333; 378). 4) Gedruckt in der von Hamann selbst veranstalteten Sammlung einiger seiner Schriften, die er „Kreuzzüge des Philologen" betitelte und 1762 herausgab; in den Schriften 2, 255—308.
5) Vgl. Herder, Preisschrift über den Ursprung der Sprache (zur Philosophie und Geschichte) 2, 64, und älteste Urkunde des Menschengeschlechts (zur Religion und Theologie) 7, 31. 6) Vgl. Herder vom Geist der ebräischen Poesie (zur

§ 293 Turbatverse und disiecti membra poetae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen — oder noch kühner! — sie in Geschick zu bringen des Poeten bescheiden Theil . . . Wenn unsere Theologie nicht so viel werth ist als die Mythologie, so ist es uns schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen — geschweige zu übertreffen . . . Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur, und Nieuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? Freilich sollten sie es thun und würden es auch thun, wenn sie nur könnten. Warum geschieht es denn nicht? Weil es unmöglich ist, sagen eure Poeten[7]. Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, dass wir selbige nachahmen sollen? Damit ihr das Vergangene erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden . . . Die Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Creaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Creatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur, und dass wir seines Geschlechts sind. O eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen eben so sehr verstümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird . . . Seht! die grosse und kleine Masore der Weltweisheit hat den Text der Natur, gleich einer Sündfluth überschwemmt. Mussten nicht alle ihre Schönheiten und Reichthümer zu Wasser werden? . . . Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein? . . . Leidenschaft allein gibt Abstractionen sowohl als Hypothesen Hände, Füsse, Flügel; Bildern

---

Theologie und Religion 2, 88 f. 7) Vgl. Herder vom Geist der ebräischen Poesie 1, 101—103.

und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? § 293
Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Geselle, der einsilbige Blitz? . . . Die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; die Empfängniss und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schoosse der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben . . . Gerade als wenn unser Lernen ein blosses Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniss zu bilden. Warum bleibt man bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verlässt die lebendigsten Quellen des Alterthums?[8] Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern . . . Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, nachdem er sich aber beschauet hat, von Stund an davon geht und vergisst, wie er gestaltet war: eben so gehen wir mit den Alten um . . . Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie.“ — Durch seine eigenen, an und für sich schon schwer verständlichen und durch fortwährende Anspielungen und Beziehungen auf die von ihm gelesenen zahllosen Bücher der allerverschiedensten Art[9] noch dunklern Schriften selbst[10] wirkte

---

8) So hatte er sich schon 1761 in einem Briefe (3, 81 f.) mit Bezug auf Lessings Fabelbuch und Diderots Theater geäussert: was beide geschrieben, könne demjenigen sehr zu Statten kommen, der die Quellen der Poesie und der Erdichtung weiter entdecken wolle, als diese beiden Schriftsteller ihnen hätten nachspüren können, weil sie das Irrlicht einer falschen Philosophie zum Wegweiser gehabt. Um das Urkundliche der Natur zu treffen, seien Römer und Griechen durchlöcherte Brunnen etc. In dem „Kleeblatt hellenistischer Briefe“ aus dem J. 1760 hatte er (Schriften 2, 221) dagegen das Verhalten der Alten zur Natur mit dem der Scholiasten zu ihrem Autor verglichen: wer die Alten, ohne die Natur zu kennen, studiere, lese Noten ohne Text.

9) Am meisten und liebsten bezieht er sich auf Bibelstellen und Bibelworte: „Was Homer den alten Sophisten war“, schrieb Hamann 1785 (Fr. H. Jacobi's Werke 4, 3, 13), „sind für mich die heiligen Bücher gewesen, aus deren Quelle ich bis zum Missbrauche vielleicht mich überrauscht εὐκαίρως ἀκαίρως.“

10) Ohne Vergleich verständlicher als seine in Druck gegebenen Schriften sind seine Briefe, und dennoch bemerkte er selbst in einem derselben (1, 466): „Meine Briefe sind vielleicht schwer, weil ich elliptisch wie ein Grieche und allegorisch wie ein Morgenländer schreibe.“ Anderwärts (Fr. H. Jacobi's Werke 4, 3, 133) nennt er seinen Stil einen „verfluchten Wurststil.“ — Vortrefflich hat Goethe Hamanns eigenthümliche Schriftstellernatur charakterisiert (Werke 26, 105 ff.). Indem er zunächst Hamanns erster Schrift, der sokratischen Denkwürdigkeiten gedenkt, sagt er: „Man ahnete hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und

§ 293 Hamann zunächst nur wenig auf den allgemeinen Gang der deutschen Bildung und Literatur ein; desto mehr aber mittelbar durch seinen Schüler Herder[11], der Hamanns Ideen erst zu der Klarheit herausarbeitete und mit dem Feuer vortrug, dass sie für unsere Dichtung und für unsere Wissenschaft recht fruchtbar werden konnten.

§ 294.

Herder wurde für uns der eigentliche Begründer jener Art von aesthetischer Kritik, welche, wie sie vorhin bezeichnet ward, poetische Werke und ganze Literaturzustände der Vergangenheit in ihrem durch Orts-, Zeit- und Culturverhältnisse bedingten Entstehen, ihrem nationalen Charakter und geschichtlichen Zusammenhange aufzufassen und zu würdigen suchte. In diesem Verhalte zu der Zeit, in welcher er auftrat, war er mit seinem freien, ferntragenden Blick in die Poesie der verschiedensten Völker und Zeiten, mit seinem feinen Gefühlsvermögen und ahnenden Tastsinne für alles Naturgemässe, echt Volksthümliche und rein Menschliche in der Dichtung und mit der ihm in hohem Grade eigenen Fähigkeit, sich in den

---

Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten liess und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach." Und weiter hin, nachdem jenes schon oben (S. 126) eingerückte Princip, auf welches sich sämmtliche Aeusserungen Hamanns zurückführen lassen, hingestellt ist: „Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine grosse Schwierigkeit: denn das Wort muss sich ablösen, es muss sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muss für den Augenblick einseitig werden, es gibt keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginierte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte; so trat er mit seinem eignen Stil und mit allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stils, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studieren, und diese Finsterniss wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren." Vgl. auch Herder, Fragmente 1. Ausg. 1, 158 ff. und Lessings sämmtliche Schriften 12, 541.

11) Vgl. S. 126.

Geist jeder Nationalität und ihrer Poesie hineinzuleben, sich desselben zu bemächtigen, ihn Andern zu deuten und in lebendiger Wiedererzeugung zu vergegenwärtigen, derjenige, der zuerst alles, was uns bis um die Mitte der Sechziger von neuen Erfahrungen und Ideen im Gebiete der Aesthetik von aussen her zugeführt oder von Männern wie Lessing, Winckelmann und Hamann ermittelt und angeregt war, und was wir an erweiterten poetischen Anschauungen gewonnen hatten, als eine fruchtbare Saat in den durch Lessings Kritik von dem alten Unkraut gesäuberten Boden unserer nach Freiheit und Verjüngung strebenden schönen Literatur streute. Wie in allen seinen nachherigen wissenschaftlichen Werken, so zeigte er sich gleich in seinen ersten aesthetischen Versuchen weniger als gedankenscharfen Dialektiker, denn als phantasie- und empfindungsvollen Redner: seine Sätze waren nicht sowohl folgerichtig entwickelt und streng bewiesen, sondern mehr als innere Anschauungen und Ahnungen in Winken und Aussprüchen hingeworfen und kühn verknüpft. Er gieng weniger auf Sonderung des lange missbräuchlich Vermischten als auf Vergleichung und Zusammenfassung des ursprünglich Verwandten, auf die Auffindung allgemeiner Gesichtspunkte für das Besondere aus, und hob doch dabei wiederum die natur- und lebenswarme, nach Zeit- und Landesart, nach geschichtlichen Verhältnissen, nach Religion, Sitte, Sprache etc. modificierte Besonderheit des Dargestellten als ein erstes und wichtigstes Kennzeichen aller aus echtem Quell entsprungenen Poesie hervor, indem er von allem dichterisch Hervorgebrachten immer zuerst Naturunmittelbarkeit, Originalität und nationales Gepräge verlangte[1]. So § 294

---

§ 294. 1) Bereits in Königsberg hatte er eine Abhandlung „über die Ode" begonnen, zu der er bald nach seiner Ankunft in Riga Anmerkungen von Hamann erwartete (vgl. den Brief aus dem Jan. 1765 in Herders Lebensbild 1, 2, 5). Aus den uns erhaltenen Bruchstücken dieser Abhandlung (gedruckt im Lebensbild 1, 3, erste Hälfte, S. 61—98; vgl. daselbst S. XV) kann man sehen, dass schon damals mehrere von Herders leitenden Grundideen im Felde der aesthetischen Kritik lebendig vor seiner Seele standen, namentlich die auf lyrische Dichtung bezüglichen. Er zeigt, wie verschieden sich der Charakter der Ode (d. h. des lyrischen Gedichts überhaupt) in Folge der verschiedenen Nationalitäten gestalte, und macht auf den beständigen Widerspruch aufmerksam, die Schönheit einer Ode in die Individualität der Umstände zu setzen, und doch den Horaz nachahmen zu wollen. Er will es der Zeit vorhalten, wie wenig dabei herauskommen könne, wenn unsre Odendichter die Israeliten, Griechen und Römer in der Wahl der Stoffe nachahmen. „Wie wenige unserer Gegenstände", bemerkt er, „sind noch bearbeitet: immer als ob wir Griechen und Römer wären! Lasst uns unsere Menschen nach unserer Gestalt mahlen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstrich zu holen. Shakspeare's Schriften und die nordische Edda, der Barden (d. h. Ossians) und Skalden Gesänge müssen unsere Poesie bestimmen: vielleicht würden wir alsdann

28*

§ 294 war Herder mehr als irgend einer seiner grossen Zeitgenossen dazu berufen, durch seine Kritik von der durch Lessing geläuterten Theorie der poetischen Kunst zu einer lebensvollen, genialen Ausübung derselben überzuführen und die jungen Geister, durch welche Deutschland eine freiere und schwungvollere Dichtung als zeither erhalten sollte, bedeutend anzuregen. Sein aesthetisches Urtheil hatte er besonders durch das Studium der Werke Lessings und Winckelmanns gebildet, und in dem vertrauten Umgange mit Hamann war er, wie bereits oben angemerkt wurde[2], früh in dessen Ideenwelt und in alle Art fremder Literatur eingeführt worden. Die Einwirkungen dieser drei Männer auf ihn, deren Strebungen und Ideen er in seiner literarischen Thätigkeit mehr oder minder glücklich vermittelt hat, machen sich überall in seinen Schriften[3] bemerklich. Von den ersten, die sich noch ganz mit der schönen Literatur und mit der Kunst beschäftigten[4], lehnen sich die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur"[5] unmittelbar an

---

auch Originalstücke von Oden haben, ohne dass sie durch eine antike Stellung sich einen Werth geben können. — Uebernähme man's, die ältesten wahrhaft lyrischen Stücke in dem subjectiven Gesichtspunkte zu zergliedern, dass die ersten lyrischen Gedichte Ausdruck des subjectiven Gefühls waren, dass die erste Ode, das nächste Kind der Natur, gewiss der Empfindung am treusten geblieben: so würde sich auch der kalte Zwang der Neuern entdecken, die sich in einen fremden Affect der Alten setzen und mitten unter heissen Ausrufungen (in) allgemeine Lehren, Exempel und kalte Uebergänge verlieren. Diess ist überhaupt die gewisse Kluft, in die uns unser Weg zu den Empfindungen, den wir über die Metaphysik nehmen, stürzet: wir zirkeln uns kalte Plane nach Regeln ab, um künstlich trunken in ihnen zu Kindern zu werden. Auf die Naturdichter folgten Kunstpoeten, und wissenschaftliche Reimer beschliessen die Zahl." — Wenn hier auch schon der erst von Herder zur Geltung gebrachte Gegensatz von Natur- und Kunstpoesie aufgestellt ist, so sieht man zugleich aus dem Zusammenhange, was der junge Kritiker im Ganzen von einer Poesie hielt, wie sie damals bei uns noch von den Meisten betrieben wurde; er sah darin nur wissenschaftliche Reimerei. 2) Vgl. S. 126. 3) J. G. v. Herders sämmtliche Werke (in drei Abtheilungen: I. Zur Religion und Theologie, II. Zur schönen Literatur und Kunst, III. Zur Philosophie und Geschichte, herausgg. von C. G. Heyne, J. v. Müller und J. G. Müller), Stuttg. und Tübingen 1805—20. 45 Bde. gr. 8.; dann in 60 Theilen in 12., Stuttg. und Tübingen 1841. 4) Beschäftigte Herder sich um dieselbe Zeit, wo seine Fragmente so eben erschienen waren und die kritischen Wälder ausgearbeitet wurden, auch schon viel sowohl mit Religions- als völkergeschichtlichen Studien, wie eine ganze Reihe theils in seinen Werken, theils im Lebensbild gedruckter Aufsätze aus den Jahren 1768 ff. beweist, so verfolgte er damals auch dabei noch vorzugsweise den poetischen Gesichtspunkt. Vgl. Lebensbild 1, 3. erste Hälfte, S. XXV ff.

5) Die beiden ersten Sammlungen waren schon im Sommer und Herbst 1766 gedruckt, die dritte wurde zu Ostern des folgenden Jahres fertig. Auf dem Titel ist aber vor allen drei Sammlungen die Jahreszahl 1767 angegeben; der Druckort Riga nur auf dem der dritten. Der Verfasser hatte sich nirgend genannt. Ueber das Verhältniss der zweiten Ausgabe aus dem Jahre 1768 zu der ersten vgl. oben S. 187, Anm. 20.

die Literaturbriefe, und die „kritischen Wälder“[6] in ihrem ersten Theile an den Laokoon an: hier sind Lessing und Winckelmann vorzugsweise seine Führer. Die Fragmente sollen[7] Beiträge, Beilagen zu den Literaturbriefen abgeben, die das Auge von ganz Deutschland auf sich gerichtet und auch bis ans Ende auf sich erhalten, die den Geschmack haben bessern wollen und ihn auch merklich gebessert haben. Der Verfasser will sich bloss nach ihrem Leitfaden von der Literatur seines Vaterlandes unterrichten und ein Gemählde derselben in den letzten sechs Jahren im Schatten entwerfen. Er sammelt die Anmerkungen der Briefe und erweitert bald ihre Aussichten, bald zieht er sie zurück oder lenkt sie seitwärts. Die erste Sammlung sollte vorzugsweise „das Genie unserer Sprache, ihren Zustand, die Fehler unserer Schriftsteller und die Mittel, von einander zu lernen“, zeigen. In der zweiten zog Herder die Parallele zwischen den deutschen Dichtern und ihren morgenländischen und griechischen Originalen, suchte die Grenze der morgenländischen Nachahmung zu bestimmen und munterte zur Kenntniss und Nachbildung der Griechen auf, unter der er etwas ganz Anderes, viel Selbständigeres und Höheres verstand als unter der Nachahmung[8]. Für seine ganze dritte Sammlung war ihm der Hauptgesichtspunkt: „Wir sind schiefe Römer in Sprache, Philosophie, Mythologie, Ode, philosophischem Lehrgedicht, Elegie, Satire, Beredsamkeit, wenn wir nichts als Römer, als Horaze, Lucreze, Tibulle, Ciceronen sein wollen“; nur freilich habe er, wie er an Scheffner schrieb[9], diesen Hauptsatz an vielen Orten nur müssen durchblicken lassen, da er bei einer andern Gelegenheit das Hauptthema hätte werden sollen und werden würde. Noch sollte nach seinem ersten Plan etwas von den Engländern und Franzosen in dieser Sammlung folgen und eine vierte „von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden“; er kam jedoch nicht über den § 294

---

6) „Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Massgabe neuerer Schriften.“ 3 Wäldchen (Riga) 1769. 8. (Ueber das vierte Wäldchen vgl. § 285, Anm. 45). Auch sie erschienen ohne Herders Namen, und als man sie ihm bald zuschrieb, protestierte er öffentlich dagegen (vgl. Allgemeine deutsche Bibliothek 9, 2, 305 f. oder Lebensbild 1, 3, zweite Hälfte S. 196 f.). Die kritischen Wälder, so weit sie Herder selbst hat drucken lassen, sind nicht vollständig und auch nicht in ihrem ersten Zusammenhange in die Ausgabe der Gesammtwerke aufgenommen worden: ein Abschnitt aus dem 2. Wäldchen ist dem 11. Theil der Werke zur schönen Literatur und Kunst (Ausg. von 1827 ff.) einverleibt, alles Uebrige, aber mit vielen Weglassungen, bildet das 13. und 14. Bändchen dieser Abtheilung. Vgl. Heyne's Vorrede vor dem 13. Theil. 7) Nach der Vorrede zur 1. Ausgabe. 8) 2, 378 f. 9) Lebensbild 1, 2, 270.

§ 294 Abschnitt von den Römern hinaus. In der beabsichtigten neuen Bearbeitung der beiden letzten Sammlungen, aus denen drei werden sollten, wollte er den Stoff etwas anders ordnen und vollständiger als zuvor von der griechischen Literatur, von den Römern und von den Morgenländern reden, sofern in den neuern Jahren die Nachahmung dieser Völker unserer Literatur eine neue Wendung und Gestalt gegeben[10]. Was Herder bereits in der ersten und noch viel mehr in der zweiten Bearbeitung der ersten Sammlung über die Sprache unserer Schriftsteller sagt, beweist schon, wie sehr er noch an unserer Literatur den Charakter der Originalität und eine volksthümliche Farbe vermisste, und wie viel ihm daran lag, dass sie dazu gelange. Sein „Eigensinn" wog ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart; er wollte zum classischen Schriftsteller einen Autor für die Nation; er unterschied Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eignen Gesichtszüge habe; er forderte endlich, dass classische Schriften die Schätze ihrer Sprache aufbehalten sollten: und so müssten dieselben durchaus idiotistisch geschrieben sein, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre. Wollten wir classische Schriftsteller haben, so dürften sie nicht im Lehrton der Akademie und Schule schreiben, sondern im Ton der Welt und aus dem frischen Leben heraus, nicht unterrichten, sondern bilden wollen. Zunächst sollten sich unsere Schriftsteller nur bemühen, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache zu schreiben: ob sie classisch seien, möge die Nachwelt entscheiden[11]. Aber wie solle das Genie in Deutschland erweckt werden? Diese Frage legt sich Herder gleich in der Einleitung zur zweiten Sammlung vor. Durch blosses Tadeln und Schulmeistern, wie es die zeitherigen Kunstrichter und zum Theil selbst noch die Verfasser der Literaturbriefe betrieben, gewiss nicht; damit werde überhaupt der Literatur zu einem höhern Aufschwunge wenig gedient sein. Also etwa „als Weltweiser das Genie und Originalgeist und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen?" Manches der Art sei schon geschehen, allein zur Erweckung des Genies trage diess Zergliedern nichts bei. Oder andern durch Beispiele voranzugehen, indem man

---

10) Ueber die Gründe, die ihn von der Fortsetzung der Fragmente und der Umarbeitung der beiden letzten Sammlungen abhielten, vgl. den Brief an Gleim im Lebensbild 1, 2, 370 f. und dazu oben S. 127. Was er von der morgenländischen Poesie Ausführlicheres in die neue Bearbeitung bringen wollte, gieng weiterhin in andere Schriften über, vorzüglich in die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" und in das Buch „vom Geist der ebräischen Poesie." 11) 2. Ausgabe 1, 129 ff.

geniale Werke schaffe? Vortrefflich, aber schwer auszuführen. So bleibe § 294
nur noch ein Mittelweg übrig: die Betrachtung der Werke Anderer, um durch sie aufgemuntert zu werden. Diesem Mittelweg folgend, zeigt nun Herder, was für unsere schöne Literatur erlangt sei durch Nachahmung der Orientalen, der Griechen, der Römer. Ein Theil unserer besten Gedichte ist halb morgenländisch: kann diese Nachahmung fremder Muster aber unsere Dichtkunst zu dem führen, was sie werden soll? Die Natur und die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer, ihr Nationalgeist, ihre Nationalvorurtheile sind nicht die unsrigen. Singen wir denn für Juden? Man möge doch bedenken, dass der Geschmack der Völker und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; dass also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man dessen Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren und diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes seiner Zeit passen müsse. Wir sollten uns nach alten Nationalliedern erkundigen, die Mythologie der alten Skalden und Barden sowohl als unserer eigenen Landsleute durchreisen, um tiefer in die poetische Denkart der Vorfahren zu dringen und poetische Fabeln zu neuer Anwendung zu erhalten. Und habe sich nicht auch der Geist der Religion verändert; sei nicht überhaupt unsere ganze poetische Sphäre eine ganz andere als die der Israeliten, und komme hier nicht auch der ganz verschiedene Geist der Sprachen in Betracht? Darum keine Nachahmungen! Wir würden um so eher davon zurückkommen, je mehr wir die morgenländischen Gedichte als Gedichte zu studieren und zu erklären suchten, je festern Fuss die orientalische Philologie in Deutschland gewönne. „Poetische Uebersetzungen der morgenländischen Gedichte, da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt und in das Genie unserer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt würden“, so etwas würde mehr Einfluss auf unsere Literatur haben können als zehn (nachgeahmte) Originalwerke. Sollten solche Uebersetzungen auch nicht neue und wirklich neue Genie's erwecken, so würden sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, sie ergreifen, zurückreissen und sagen: Siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und Sprache; nach diesen bilde dich, um der Nachahmer dein selbst zu werden. Raube den Fremden nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden! ... Nicht viel anders als zu ihren morgenländischen stehen unsere Dichter zu ihren griechischen Vorbildern. Ehe wir die Griechen

§ 294 nachahmen, sollten wir sie kennen. Aber wie viel fehlt daran noch! Durch Ausgaben allein ist's nicht gethan. Wer zeigt uns vor allem, fragt Herder, wie die Griechen von Deutschen zu studieren sind, d. h. nicht bloss den Wortverstand zu erforschen, sondern auch mit dem Auge der Philosophie in den Geist zu blicken, mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten?[12] Schon die Literatur-Briefe[13] hätten aufgefordert, alle Gelegenheit zu ergreifen, bei unserer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks seien, in etwas wieder anzufachen, und dabei auf den rühmlichen Vorgang der Engländer hingewiesen. Wie? wenn uns jemand das Geheimniss der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfieng[14], und Home es aus den Engländern gethan? Wenn sich gute Uebersetzer fänden, wenn jemand namentlich Homer übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Literatur, ein sehr nützliches Werk für Genie's, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsere Sprache. Aber diese Uebersetzung müsse uns Homer zeigen, wie er ist, und was er für uns sein kann; beileibe nicht verschönert[15]. Eben so wenig wie mit Homer seien wir mit den griechischen Tragikern bekannt: Steinbrüchels Uebersetzungen[16], so verdienstlich sie seien, geben uns nicht das Genie der Griechen, ihres Theaters und den Charakter des Autors zu kosten und zu schmecken. Und wie stehe es nun mit unsern Dichtern, in denen man die Griechen wiederzufinden meine? Vielleicht sei, wie man so gerne annehme, Bodmer oder Klopstock unser Homer, Gleim unser Anakreon, Gessner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, die Karsch unsere Sappho, der Dithyrambensänger (Willamov) unser Pindar! Herder zeigt, wie wenig im Ganzen diese deutschen Dichter den griechischen gleich zu stellen, wie unpassend diese Parallelisierung sei, ja wie wenig wir namentlich einen Homer oder einen Dithyrambensänger haben könnten[17]. Nur den Tyrtäus vertrete

---

12) Als Herder diess schrieb, kannte er wahrscheinlich auch noch nicht Lessings Laokoon; vgl. Fragm. 1. Ausg. 1, 157, Anm. 2. 13) Th. 17, S. 11.

14) Vgl. § 285, Anm. 6. 15) Vgl. dazu kritische Wälder, 1. Ausgabe 1, 184 ff.

16) Mehrere Stücke des Sophokles und des Euripides in seinem „tragischen Theater der Griechen", Zürich 1763. 8.; vgl. Literatur-Briefe 302 ff. 17) Die homerische Poesie charakterisierte Herder etwas ausführlicher zuerst in der 2. Ausg. der ersten Sammlung S. 163 ff. Er sah in Homer den Dichter der echten Natur; Homer war ihm der vollkommenste Sänger der Natur. Dieser Naturgesang, der ihm aus der güldenen Zeit der Welt, wie aus dem Reich der Aurora, entgegen

Gleim bei uns vollständig, ja wenn wir den Plan der Stücke und § 294
einzelne Theile betrachten, haben wir an ihm noch mehr als Tyrtäus [18], und auch Gerstenberg sei mehr als Alciphron [19]. — Welcher Grundgedanke durch Herders dritte Sammlung geht, ist bereits oben angegeben. Er geht dabei auch tief auf einen Gegenstand ein, der bis dahin noch eigentlich gar nicht recht zur Sprache gekommen war, auf die nachtheiligen Einwirkungen der lateinischen Bildung auf unsere Literatur und geistige Entwickelung überhaupt. Der unvolksthümliche Charakter der ganzen neuern deutschen Geistesbildung und der neuern deutschen Literatur wurde darin zuerst in helles Licht gesetzt: die letztere habe durchaus eine lateinische Gestalt. Kein grösserer Schade könne einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raube, wie diess in Deutschland zuerst durch Einführung der kirchlich römischen Bildung und nachher durch die Art geschehen sei, in welcher die Wissenschaften seit ihrer Wiederherstellung lange Zeit bei uns betrieben worden. Wäre Deutschland bloss an der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eigenen Cultur fortgeleitet, unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so missgestaltet und zerschlagen. Von den Wiederherstellern der Wissenschaften sei allem römische Form gegeben, und unter der Herrschaft der lateinischen Sprache habe die unsere ihre alte Stärke verloren. Erst Luther habe sie wieder, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden und durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Was Erasmus ihm Schuld gegeben, er thäte der lateinischen Literatur Abbruch, sei ein Vorwurf, der Luthern keine Schande bringe: lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und römische Sprache wären zu sehr in einander verwebt gewesen. Allein auch nach der Reformation habe in den Schulen noch lange ein lateinischer Geist geherrscht, und Lateinisch zu lernen als letzter Zweck der Bildung gegolten, nicht als Mittel, durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist grosser Männer zu blicken und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen. Hier und überall, nament-

---

schallet, ist ihm offenbar eine andere Sache als Virgils und der Neuern Kunstpoesie und lasse sich von uns mit aller unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen. Vgl. dazu Hamanns Schriften 3, 6. 18) Vgl S. 350 f.

19) Ganz vortrefflich setzt Herder auch den grossen Unterschied zwischen der gessnerischen und der theokritischen Idyllenpoesie auseinander: hier ist, wenn ich mich nicht irre, zuerst das richtige Verhältniss angegeben, in welchem Theokrits Nachfolger im Alterthum und in der neuern Zeit zu ihm stehen, und der unverfälschte Charakter des ursprünglichen griechischen Idylls herausgefunden.

§ 294 lich auch, wo er von unsern deutschen Horazen, Catullen, Lucrezen etc. handelt, hat er zum Hauptaugenmerk, in seinen Lesern die Ueberzeugung zu erwecken, dass mit dem blossen äusserlichen Nachahmen der Alten für unsere Literatur wenig oder nichts gewonnen werde, und dass wir uns ihnen mehr an Geist als durch Nachahmung nähern müssen. Wo er sich über den Gebrauch, den die Neuern von der antiken Mythologie machen, auslässt, sagt er u. A.[20]: in unserem Lande, in unserer Geschichte liege poetischer Stoff genug, und auch an Mitteln zu eignem poetischen Schmuck fehle es uns nicht; aber der poetische Geist der Alten fehle uns, der daraus etwas zu machen wüsste. Wir lassen die ganze Schöpfung um uns lieber öde und wüst trauern, um nur die Alten zu plündern und das Geplünderte elend anzuwenden. Ein neuer Horaz, der einen Helden seiner Zeit verherrlichen wolle, müsse die Umstände und Seiten der Materie nutzen, über die er singe, dass sein Gesang individuell für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, säcular für sein Zeitalter und idiotisch für seine Sprache sei. — In den kritischen Wäldern folgt Herder dem Gange, den Lessing im Laokoon inne gehalten, Schritt für Schritt, aber er fasst die Gegenstände unter andern Gesichtspunkten auf als sein Vorgänger. Daher stimmt er diesem zwar im Allgemeinen vielfach bei, im Besondern aber widerspricht er ihm oft. Indem er zu dem eigentlichen Kern des lessingschen Werkes gelangt, zu der Feststellung der Grenzen zwischen bildender Kunst und Poesie, worin ihm Lessing auch nicht ein völliges Genüge gethan hat, stellt er an die Spitze seiner Erörterung des Unterschiedes zwischen beiden, im Rückblick auf eine aristotelische Eintheilung, die Sätze[21]: Jedes Werk der bildenden Kunst sei ein Werk und keine Energie; es sei in allen seinen Theilen auf einmal da; sein Wesen bestehe nicht in der Veränderung, in der Folge auf einander, sondern im Coexistieren neben einander. Diejenigen schönen Künste und Wissenschaften dagegen, die durch die Zeit und Abwechselung der Augenblicke wirken, die Energie zum Wesen haben, müssen keinen einzelnen Augenblick ein Höchstes liefern, nie auch unsere Seele in diess augenblickliche Höchste verschlingen wollen. Diesen Unterschied zwischen Werk und Energie hätte Lessing seinem ganzen Buche zum Grunde legen sollen, da alle seine Theilunterschiede, die er angegeben, doch endlich auf diesen Hauptunterschied hinausliefen. Sodann weiter gehend[22]: Wenn Lessing sage, Mahlerei brauche zu ihren Nachahmungen Figuren und Farben in dem Raume,

20) 3, 154 f. 21) S. 113 ff. 22) S. 197 ff.

die Poesie aber articulierte Töne in der Zeit, so übersehe er, dass der Poesie die articulierten Töne nicht das sind, was Farben und Figuren der Mahlerei. Das Verhältniss der Zeichen zu dem Bezeichneten sei nämlich dort und hier verschieden: die Zeichen der Mahlerei seien natürlich, die Zeichen der Poesie willkürlich; die eine Kunst wirke ganz im Raum, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen, die Poesie aber nicht so durch die Succession, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer articulierten Töne beruhe das nicht in der Poesie, was in der Mahlerei auf dem Nebeneinandersein der Theile beruhe. Wenn jene freilich durch auf einander folgende Töne, d. i. Worte wirke, so sei doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succession der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung. Von der Mahlerei und der Musik, wenn sie einander entgegengesetzt werden, lasse sich allerdings sagen: die eine wirkt ganz durch den Raum, so wie die andere durch die Zeitfolge[23]. Demnach werde man das Wesen der Poesie besser auf einen solchen Hauptbegriff bringen können, wenn man das Mittel, wodurch sie wirke, Kraft nenne, die den Worten beiwohne und durch das Ohr gehend unmittelbar auf die Seele wirke. Diese Kraft sei das Wesen der Poesie, nicht aber das Coexistente oder die Succession. Sie wirke zugleich im Raume und in der Zeit: im Raume dadurch, dass sie ihre ganze Rede sinnlich mache, und dass die Poesie wirklich eine Art von Mahlerei, sinnliche Vorstellung sei; in der Zeit, da sie Rede sei. Und diess letztere nicht bloss, sofern die Rede natürlicher Ausdruck sei, sondern vorzüglich, indem sie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorstellungen, auf die Seele wirke und in der Abwechselung theils, theils in dem Ganzen, das sie durch die Zeitfolge erbaue, energisch wirke. Jenes habe sie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein, dieses aber, dass sie einer Abwechselung und gleichsam Melodie der Vorstellungen und Eines Ganzen fähig sei, dessen Theile sich nach und nach äussern, dessen Vollkommenheit also energisiert — diess mache sie zu einer Musik der Seele, und diese zweite Succession habe Lessing nie berührt. Allein genommen, sei keins von beiden ihr Wesen; nur beides zusammen genommen, könne

§ 294

23) Schon Gervinus hat 4⁴, 419 f. angemerkt, dass Herder hier Lessing ganz etwas Anderes sagen lasse, als was er wirklich gesagt hat: Lessing spricht gar nicht von einer Wirkung der Mahlerei durch den Raum und der Poesie durch die Zeit, sondern er lässt jene im Raume, diese in der Zeit wirken. Im Ganzen wird also Lessing gegen Herders Sätze Recht behalten: mit gehöriger Vorsicht benutzt, können sie aber manches Einzelne ergänzen, was Lessing nicht ausdrücklich gesagt, sondern seinen Lesern als Folgerungen aus dem wirklich Gesagten zu ziehen überlassen hat.

§ 294 man sagen: das Wesen der Poesie ist die Kraft, die aus dem Raume (Gegenstände, die sie sinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetischen Ganzen) wirkt; kurz also sinnlich vollkommene Rede (die baumgartensche Definition). Herder ist sodann besonders bemüht, Lessing darin zu widerlegen, dass der vornehmste und eigentliche Gegenstand der Poesie Handlungen seien: denn gegen nichts sträubte er sich mehr, als gegen die Folgerungen, die Lessing aus diesem seinen Satze gezogen hatte, und die daraus noch gezogen werden konnten. Er hält sich an die kurze Definition des Wortes Handlung, die im Laokoon steht, und scheint ganz vergessen zu haben, dass Lessing voraussetzen durfte, seinen Lesern werde die ausführlichere Definition bekannt sein, die er in seinen Abhandlungen über die Fabel gegeben hatte[24]. Daher findet Herder in jener kurzen Definition („Gegenstände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, heissen überhaupt Handlungen") nur „die halbe Idee zu einer Handlung": es müsse ein Successives durch Kraft sein, um Handlung zu werden, und seien Handlungen der Gegenstand der Dichtkunst, so werde dieser Gegenstand nie aus dem trocknen Begriff der Succession bestimmt werden können. Was Lessing von Homers Darstellungsweise sage, möge Homers epischem Ideal ein Genüge thun. Vielleicht aber, dass ein Ossian, ein Milton, ein Klopstock schon ein anderes Ideal hätten, wo sie nicht mit jedem Zuge fortschreiten, wo sich ihre Muse einen andern Gang wählte. Vielleicht also dass diess Fortschreitende bloss Homers epische Manier, nicht einmal die Manier seiner Dichtart überhaupt sei. Warum solle der epische Ton Homers der ganzen Dichtkunst Ton und Grundsatz und Gesetz sogar ohne Einschliessung geben? Herder zittert „vor dem Blutbade, das die Sätze: Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie; Poesie schildert Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen, jede Sache nur mit einem Zuge etc. unter alten und neuen Poeten anrichten müssen." Kaum bleibe der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton, und von Klopstock zu Virgil werde aufgeräumt — erschreckliche Lücke! Der dogmatischen, der mahlenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken. Man wird leicht aus diesem Auszuge aus einigen Abschnitten des ersten Wäldchens abnehmen können, dass dasselbe wenigstens seinem rein theoretischen Theile nach bei weitem nicht so anregend und fördernd auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst einwirken konnte,

---

24) Vgl. oben S. 393.

als die Fragmente, indem darin die von Lessing geläuterte Kunsttheorie viel mehr einen Rück- als einen Fortschritt gemacht hatte. § 294
Herder musste durch seine Sätze, in denen er die mahlende und die dogmatische Poesie in Schutz nahm, oder auch jene Arten von Epik, wie sie in Ossian, in Milton, in Klopstock vorlagen, neben der homerischen geltend machte, die Dichter, die ihm Vertrauen schenkten, vielfach in die Irre führen. Dagegen ist das Verdienst, das sich Herder schon in diesem Wäldchen um das gründlichere Verständniss und die geistvollere und geschichtlichere Auffassung der homerischen Dichtungen und des griechischen Alterthums überhaupt erworben hat, auch dem Laokoon gegenüber, noch immer ein sehr bedeutendes. Dasselbe gilt von dem Inhalt der beiden folgenden Wäldchen[25]. Für die Geschichte unserer aesthetischen Kritik ist von den darin enthaltenen Stücken das erste des zweiten Wäldchens das wichtigste: „Ueber Hrn. Klotz homerische Briefe“[26]. Herder steht hier ganz auf jenem Standpunkte der geschichtlichen Auffassung poetischer Werke: er will bei der Beurtheilung der homerischen Dichtungen vor allem Andern zuerst das Zeitalter und die Natur berücksichtigt wissen, worin sie entstanden sind. Klotz hatte in seiner seichten Weise mancherlei Ausstellungen an Homer gemacht; gleichwohl nannte er ihn summam vim et mensuram ingenii humani. Herder, der das Unbegründete von Klotzens Tadel darthut, bestreitet auch sein phrasenhaftes Lob. Er will sich[27] nicht anmassen, die Linie zu ziehen, wie hoch Homer reiche, und wie hoch der menschliche Geist reichen könne. So lange es ihm versagt sei, die Metamorphosen des menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose seines Geistes durchmachen und durchleben zu können; so lange er nicht mit dem Ebräer ein Ebräer, mit dem Araber ein Araber, mit dem Skalden ein Skalde, mit dem Barden ein Barde wesentlich und durch eine Umwandlung seiner selbst geworden sei, um Moses und Hiob und Ossian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: so lange zittere er vor dem Urtheile, „Homer ist die höchste Masse gesammelter Kräfte des poetischen Geistes, das höchste Mass der dichterischen Natur.“ Er betrachte Homer bloss als den glücklichsten poetischen Kopf seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihn nachahmen wollten, gleich kommen konnte; aber die Anlagen zu seinem glücklichen Genie sucht Herder nicht ausser seiner Natur und dem Zeitalter, dass ihn bildete. „Je mehr ich dieses kennen lerne“, fährt er fort, „desto mehr lerne ich mir Homer erklären, und desto

---

25) Ueber einige klotzische Schriften; vgl. S. 127. 26) Epistolae Homericae, 1764. 27) S. 17 ff.

§ 294 mehr schwindet der Gedanke, ihn als einen Dichter aller Zeiten und Völker nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation zu beurtheilen. Nur gar zu sehr habe ichs gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtausende von der poetischen Natur abgekommen, eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig nach den Eindrücken unserer Erziehung, griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche — unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menschlichen Natur, über Heldengrösse, über die Ernsthaftigkeit der Epopöe, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muss also ein Auge sein, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen; wie gelehrt ein Ohr, ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören; und wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können!" — Hamanns Ideen und die Anregungen, die Herder von ihm empfangen, blicken zwar auch hier schon überall durch, zumal in der ersten, die Sprache betreffenden Sammlung der Fragmente; entschiedener jedoch ist diess erst der Fall in einigen der nächstfolgenden Werke, bei denen eine solche Anlehnung nicht Statt gefunden hat[28], namentlich in den „Blättern von deutscher Art und Kunst", in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" und in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts." Von rein aesthetisch-kritischem Inhalt ist unter diesen, noch im Anfang der Siebziger herausgegebenen Schriften Herders nur sein Antheil an den Blättern von deutscher Art und Kunst. Sie erschienen mit Goethe's Götz von Berlichingen in demselben Jahre, 1773[29], und Herders Stücke darin gehören, wie dieses Drama, das am Schlusse des zweiten der Nation gewissermassen angekündigt ward, zu den epochemachenden

---

28) Am wenigsten erkannte Hamann seine Grundansichten in Herders geistreicher Preisschrift „über den Ursprung der Sprache" (1770) wieder: er sprach sich öffentlich und brieflich sehr entschieden gegen den Inhalt aus. Vgl. Schriften 4, 6 ff.; 5, 77. 29) „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter." Hamburg 1773. 8. Der „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" ist in den sämmtlichen Werken vor den „Stimmen der Völker in Liedern" wieder abgedruckt (zur schönen Literatur und Kunst Th. 7), doch nicht ganz wörtlich; der Aufsatz über „Shakspeare" im 20. Theil derselben Abth. S. 271 ff. Nach einem Briefe Herders an Hamann aus der Mitte des J. 1773 (Hamanns Schriften 5, 38) rührten diese Stücke schon aus einer frühern Zeit her, sie waren „alt, auf der Reise geschrieben", und Herder hielt sie „kaum der Rede werth."

Werken in unserer Literatur: denn wie mit dem Götz die deutsche Dichtung, so trat mit den Briefen „über Ossian und die Lieder alter Völker“ und dem Aufsatz über „Shakspeare“ die aesthetische Kritik am entschiedensten aus dem Zeitalter der Reform in das der revolutionären Tendenzen, in das Zeitalter der Originalgenies oder die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur. Auf Ossian hatte Herder bereits vor 1773 in seinen Büchern und Recensionen öfters hingewiesen, sich auch schon hier und da über ihn als eine der interessantesten und wichtigsten Erscheinungen im poetischen Gebiet ausgesprochen und gewünscht, dass er „der Lieblingsdichter junger epischer Genie's würde“ [30]. In den Briefen erkennt Herder zuvörderst das Verdienstliche der von Denis gelieferten Uebersetzung des Ossian an, knüpft daran aber gleich die Bemerkung, dass „trotz alles Fleisses und Geschmacks und Schwunges und Stärke der deutschen Uebersetzung unser Ossian gewiss nicht der wahre Ossian mehr sei.“ Schon der klopstockische Hexameter passe nicht für Ossian; dieser sei kein Epopöist, seine Gedichte seien Lieder, Lieder des Volks, Lieder eines ungebildeten sinnlichen Volks, die sich so lange im Munde der väterlichen Tradition haben fortsingen können. Wodurch erhalte der Uebersetzer eines alten Volksliedes den Abdruck der innern Empfindung, als durch den Abdruck des Aeussern, des Sinnlichen, in Form, Klang, Ton, Melodie, alles des Dunkeln, Unnennbaren, was uns mit dem Gesange stromweise in die Seele fliesse? Wolle man diess zwar von der Uebersetzung von Reimgedichten, Romanzen, Sonetten u. dgl. schon künstlichen oder gar gekünstelten Stanzen gelten lassen, aber nicht von alten ungekünstelten Liedern wilder, ungesitteter Völker: so sei hier unter einem wilden Volke doch nichts anders zu verstehen als ein lebendiges, freiwirkendes Volk. Und da müssen, je lebendiger, je freiwirkender ein Volk sei, welches Lieder habe, auch diese Lieder um so lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder sein. „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Lebensart ein Volk ist, desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht und todte Lettern-Verse sein; vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmässigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Silben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gange der Melodie und von hundert andern Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehören und mit diesem verschwinden — § 294

---

30) Vgl. besonders kritische Wälder 1, 38 ff. und die Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek 10, 1, 63 ff.; 17, 2, 437—456.

§ 294 davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wunderthätige Kraft ab, den (so) diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein. Das sind die Pfeile dieses wilden Apollo, womit er Herzen durchbohrt, und woran er Seelen und Gedächtniss heftet. Je länger ein Lied dauern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, dass sie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen." Herder hebt dann hervor, wie dieser innige Zusammenhang von Form und Inhalt auch in den Gesängen eines „ohne Zweifel noch wildern, rauhern Volks, als die weich idealisierten Schotten" in Ossians Liedern erscheinen, überall in die Augen springe, und was noch mehr sei, wie die Gedichte Ossians bei allen Gelegenheiten des Bardengesanges den Gesängen der fünf Nationen in Nordamerika fast in allem ähnlich seien, die nach den Berichten der Reisenden durch den von lebender Bewegung, Melodie, Zeichensprache und Pantomime gehobenen Ton und Rhythmus so mächtig auf die Ohren der Fremdlinge wirken. Wir vernehmen auch, warum Herder ein solches Gefühl theils für Lieder der Wilden, theils für Ossian insonderheit hatte. Er hatte Ossian und die Skalden in Situationen gelesen, wo sie die meisten, immer in bürgerlichen Geschäften und Sitten und Vergnügen zerstreuten Leser als bloss amüsante, abgebrochene Lectüre kaum lesen können: auf jener Seereise von Riga nach Frankreich[31], in solchen sinnlichen Situationen, die auf ihn, den sinnlichen Menschen, so viel Wirkung hätten. Er habe aber auch ausserdem selbst Gelegenheit gehabt, lebendige Reste dieses alten, wilden Gesanges, Rhythmus, Tanzes unter lebenden Völkern zu sehen, denen unsere Sitten noch nicht völlig hätten Sprache und Lieder und Gebräuche nehmen können, um ihnen dafür etwas sehr Verstümmeltes oder nichts zu geben. Er gedenkt der beiden lettischen Liedchen, die Lessing in den Literaturbriefen angezogen[32], und gibt selbst ein Paar peruanische, ein lappländisches und ein schottisches Lied in einer nach Wort, Klang und Rhythmus so viel wie möglich treuen Uebertragung. Nachdem er hierauf sein Befremden darüber kund gegeben, wie man sich mit den griechischen, römischen oder auch modern skaldischen Silbenmassen, welche Denis für die lyrischen Stücke seines Ossian gewählt, einverstanden erklären und sie schön finden könne, kommt er auf das Dramatische in den alten Liedern zu sprechen. Diess habe er sich immer mit unter den Charakterstücken der Alten gedacht, die wir Neuern so wenig erreichen, als ein todtes momentarisches Gemählde eine fortgehende, handelnde, leben-

31) Vgl. S. 127. 32) Ich werde darauf noch anderwärts zurückkommen.

dige Scene erreiche. Jenes seien unsere Oden, diess die lyrischen § 294
Stücke der Alten, insonderheit wilder Völker: alle Reden und Gedichte derselben seien Handlung[33]. Nie sei es ihm eingefallen, seine skaldischen Gedichte in allem für Muster neuerer Gedichte ausgeben zu wollen. Allein sie mögen sein, wie sie wollen: was er mit ihnen beweisen wolle, beweisen sie. Der Geist, der sie erfülle, die rohe, einfältige, aber grosse, zaubermässige, feierliche Art, die Tiefe des Eindrucks, den jedes so stark gesagte Wort mache, und der freie Wurf, mit dem der Eindruck gemacht werde — nur das habe er bei den alten Völkern, nicht als Seltenheit, als Muster, sondern als Natur anführen wollen. Es sei bekannt, wie scharf und fest bezeichnend die sinnliche Sprache der Wilden sei. Wo werde bei unsern gelehrten oder halbgelehrten Pedanten solche Sprache gefunden? Wer bei uns Spuren von dieser Festigkeit finden wolle, der möge sie nicht bei ihnen suchen: — unverdorbene Kinder, Frauenzimmer, Leute von gutem Naturverstande, mehr durch Thätigkeit als Speculation gebildet, die seien, wenn das, was er angeführt, Beredsamkeit sei, alsdann die einzigen und besten Redner unserer Zeit. „In der alten Zeit aber waren es Dichter, Skalden, Gelehrte, die eben diese Sicherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit Würde, mit Wohlklang, mit Schönheit zu paaren wussten. Homers Rhapsodien und Ossians Lieder waren gleichsam impromptus, weil man damals noch von nichts als von impromptus der Rede wusste; dem letztern sind die Minstrels, wiewohl so schwach und entfernt, gefolgt, indessen doch gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte. In fremden Sprachen quälte man sich von Jugend auf, Quantitäten von Silben kennen zu lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen gibt; nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt; über Gegenstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginieren lässt; Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen — und endlich wurde alles Falschheit, Schwäche und Künstelei. Selbst jeder beste Kopf ward verwirret und verlor Festigkeit des Auges und der Hand, Sicherheit des Gedankens und Ausdrucks: mithin die wahre Lebhaftigkeit und Wahrheit und Andringlichkeit. Alles gieng verloren. Die Dichtkunst, die die stürmendste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die ungewisseste, lahmste, wankendste; die Gedichte fein oft corrigierte Knaben- und Schulexercitien.“ Um in dem, was er

33) Als Beispiele werden eine Kriegs- und Friedensrede der Eskimos erwähnt und poetische Stücke der Edda in Uebersetzungen eingerückt.

§ 294 vorher vom ersten Wurf eines Gedichts gemeint, nicht so missverstanden zu werden, dass es der Eilfertigkeit und Schmiererei der damaligen jungen Dichterlinge auch nur im mindesten zu Statten kommen könnte, gibt Herder nun zunächst an, wie ein neuerer Dichter, dem es Ernst mit seiner Kunst sei, je nach der Verschiedenheit seiner Gegenstände, der Dichtungsart und der dazu vorzugsweise erforderlichen Seelenkräfte zu verfahren habe. Sodann zu den Eigenheiten des Volksliedes zurückkehrend, bemerkt er, dass nichts in der Welt mehr Sprünge und kühne Würfe habe, als gerade Lieder des Volks, und dass eben die Lieder des Volks deren am meisten haben, die selbst in seinem Mittel gedacht, ersonnen, entsprungen und geboren seien, und die es daher mit so viel Aufwallung und Feuer singe und zu singen nicht ablassen könne. Wie die Beispiele, die er gibt, so seien alle alten Lieder seine Zeugen. Aus Lapp- und Esthland, lettische und polnische und schottische und deutsche und die er nur kenne, je älter, je volksmässiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender. Auch Deutschland habe noch genug solcher Lieder, sie brauchten nur gesammelt zu werden[34]. Woher nun aber dergleichen Sprünge und Wendungen bei anscheinend einfältigen Völkern? Weil das in der That die Art der Einbildung ist, und sie auf keinem engern Wege je fortgehen kann. Alle Gesänge solcher wilden Völker weben um daseiende Gegenstände. Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle! Und alle hat das Auge gesehen! Die Seele stellet sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Theilen des Gesanges als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst." Es sei gewöhnlich, Sprünge und Würfe solcher Stücke der Volksdichtung für Tollheiten der morgenländischen Hitze, für Enthusiasmus des Prophetengeistes, oder für schöne Kunstsprünge der Ode auszugeben, und man habe aus diesen eine so herrliche Webertheorie vom Plan und den Sprüngen der Ode recht regelmässig ausgesponnen. Man möge aber nur einen kalten Grönländer[35], ohne Hitze und Prophetengeist und Odentheorie, aus dem vollen Bilde seiner Phantasie reden hören. „Er befolgt die feinsten Gesetze vom Schweben der Elegie; und

---

34) Wozu Herder, der das Beispiel der Franzosen und besonders der Engländer seinen Landsleuten vorhält und selbst einige deutsche Proben mittheilt, dringend auffordert, ohne jedoch auf einen grossen Eifer bei seinen gelehrten Zeitgenossen zu rechnen. 35) In dem in die Stimmen der Völker aufgenommenen Todtenliede.

von wem hat er sie gelernt? Sollte es mit den Gesetzen der Ode, § 294
des Liedes nicht eben so sein? und wenn sie in der Natur der Einbildung liegen, wen sind sie nöthig zu lehren? wem unmöglich zu fassen, der nur dieselbe Einbildung hat? Alle Gesänge des A. T., Lieder, Elegien, Orakelstücke der Propheten sind voll davon, und die sollten doch kaum poetische Uebungen sein." Selbst einen allgemeinen Satz, eine abgezogene Wahrheit könne ein lebendiges Volk im Liede, im Gesange nicht anders als auch so lebendig und kühn behandeln . . . Alle unsere alten Kirchenlieder seien voll von Würfen und Inversionen; keine aber fast mehr und mächtiger als die von Luther . . . Zuletzt gedenkt Herder noch des Missbrauchs, der in Deutschland mit der Romanze, „dieser ursprünglich so edeln und feierlichen Dichtart" getrieben werde, indem man sie zu nichts als zu niedrigkomischen und abenteuerlichen Erzählungen anwende; wozu noch komme, dass die wenigen fremden, die übersetzt worden, schlecht übersetzt seien. Der ganze Nutzen, den für das Zeitalter diese Dichtart haben könnte, werde also verfehlt, nämlich unsere lyrischen Gesänge, Oden, Lieder und wie man sie sonst nenne, etwas zu vereinfältigen, an einfachere Gegenstände und edlere Behandlung derselben zu gewöhnen, kurz uns von so manchem drückenden Schmuck zu befreien, der uns jetzt fast Gesetz geworden. In welche gekünstelte horazische Manier seien wir Deutschen doch hier und da gefallen! Ossian, die Lieder der Wilden, der Skalden, Romanzen, Provinzialgedichte (d. h. deutsche Volkslieder) könnten uns auf bessern Weg bringen, wenn wir aber auch hier nur mehr als Form, als Einkleidung, als Sprache lernen wollten. Zum Unglück aber fiengen wir hiervon an und blieben hierbei stehen, und da würde wieder nichts[36]. — In den Briefen über Shakspeare spricht Herder den Wunsch aus, dass es in dem kleinen Kreise, wo seine Blätter gelesen würden, niemand mehr in den Sinn käme, über, für und wider Shakspeare zu schreiben, ihn weder zu entschuldigen noch zu verläumden, aber zu erklären, zu fühlen, wie er ist, zu nützen und — wo möglich uns Deutschen herzustellen — und dass er dazu durch diese Blätter etwas beitrüge. Er fasst auch hier wieder seinen Gegenstand zunächst unter dem geschichtlichen Gesichtspunkte auf und kann dabei schon in vielem auf lessingschen Sätzen fussen. Man hat sich gewöhnt, an das nordische Drama immer den Massstab der griechischen Kunstregel zu legen; man hat aber in dem aus dem Alterthum ererbten Regelnvorrath nicht den Kern von der Schale zu sondern verstanden. In Griechenland entstand das

36) Vgl. Schade im Weimar. Jahrbuch 3, 245 ff.

§ 294 Drama, wie es im Norden nicht entstehen konnte; dort war's, was es hier nicht ist, nicht sein kann. Sophokles' Drama und Shakspeare's Drama sind also zwei Dinge, die in gewissem Betracht kaum den Namen gemein haben. Aus dem Ursprung des griechischen Drama's (der in den Hauptmomenten angedeutet ist) erklären sich gewisse Dinge, die man sonst, als todte Regeln angestaunt, erschrecklich hat verkennen müssen. Jene Simplicität der griechischen Fabel, jene Nüchternheit griechischer Sitten, jenes fort ausgehaltene Kothurnmässige des Ausdrucks, Musik, Bühne, Einheit des Orts und der Zeit — das Alles lag ohne Kunst und Zauberei so natürlich und wesentlich im Ursprunge der griechischen Tragödie, dass diese ohne Veredlung zu alle jenem nicht möglich war. Alles das war Schlaube (Schale), in der die Frucht wuchs. Was die Regeln der griechischen Tragiker also für uns Künstliches zu haben scheinen, war keine Kunst; es war Natur. Einheit der Handlung, Einheit des Orts, Einheit der Zeit — alles lag damals in der Natur, dass der Dichter mit all seiner Kunst ohne sie nichts konnte. Auch nahm die Kunst der griechischen Dichter ganz den entgegengesetzten Weg von dem, den man den neuern aus ihnen zuschreit: sie simplificierten nicht, sondern sie vervielfältigten, Aeschylus den Chor, Sophokles den Aeschylus. Die erstaunliche Kunst des letztern bestand nicht darin, aus Vielem ein Eins zu machen, sondern aus Einem ein schönes Vieles: er gab der Handlung Grösse. Und dass Aristoteles diese Kunst seines Genie's in ihm zu schätzen wusste und eben in allem fast das Umgekehrte war, was die neuern Zeiten aus ihm zu drehen beliebt haben, müsste jedem einleuchten, der ihn ohne Wahn und im Standpunkte seiner Zeit gelesen. Alles zeigt, dass der grosse Mann auch im grossen Sinne seiner Zeit philosophierte und nichts weniger als an den verengernden kindischen Läppereien Schuld ist, die man aus ihm später zum Papiergerüste der Bühne machen wollen . . . Wie alles in der Welt, so musste sich auch die Natur ändern, die eigentlich das griechische Drama schuf. Weltverfassung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, selbst Musik, Ausdruck, Mass der Illusion wandelte: und natürlich schwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zu der Bearbeitung, Anlass zu dem Zwecke. Man konnte zwar das Uralte oder gar von andern Nationen ein Fremdes herbeiholen und nach der gegebenen Manier bekleiden: das that alles aber nicht die Wirkung; es wurde Puppe, Nachbild, Affe, Statue ohne Leben. Alles was Puppe des griechischen Theaters ist, kann ohne Zweifel kaum vollkommener gedacht und gemacht werden, als es in Frankreich geworden. Aber das Trauerspiel des Corneille, des Racine, des Voltaire ist kein griechisches Drama, kein Trauerspiel des

Sophokles. Mag es als Puppe ihm noch so gleich sein, ihr fehlt § 294
Geist, Leben, Natur, Wahrheit — mithin alle Elemente der Rührung — mithin Zweck und Erreichung des Zwecks. Und dann, was über den Werth und Unwerth entscheidet — ist die französische Tragödie einer Nachbildung gleich zu schätzen oder gar vorzuziehen, die, wie die griechische, in gewissem Betracht die höchste Nationalnatur war? einer Landesanstalt, wo in jedem kleinen Umstande Wirkung, höchste, schwerste Bildung lag? . . . Vorausgesetzt nun, ein Volk hätte Lust, statt nachzuäffen, sich selbst lieber sein Drama zu erfinden: wann? wo? unter welchen Umständen? woraus soll's das thun? Holt es sich dasselbe nicht aus Chor und aus Dithyramb her, liegt ihm nicht solche Simplicität von Factis der Geschichte, Tradition, häuslichen und Staats- und Religionsbeziehungen vor, wie den Griechen — natürlich kann's dann von alle dem nichts haben. Es wird sich, wo möglich, sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen und Liebhabereien, wenn auch aus Fastnachts- und Marionettenspiel erfinden — und das Erfundene wird Drama sein, wenn es bei diesem Volke dramatischen Zweck erreicht. Wir sind bei den Engländern und ihrem grossen Shakspeare... Shakspeare fand vor und um sich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandssitten, Thaten, Neigungen und Geschichtstraditionen; sein Genie aber rief aus dem entgegengesetztesten Stoff und in der verschiedensten Bearbeitung dieselbe Wirkung hervor, wie die griechischen Tragiker, Furcht und Mitleid, und beide in einem Grade, wie jener erste Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorzubringen vermocht. Er fand keinen Chor vor sich, aber wohl Staats- und Marionettenspiele — und er bildete aus diesem so schlechten Leim (so) das herrliche Geschöpf, das da vor uns steht und lebt. Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen. Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Action im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (événement), grosses Ereigniss nennen wollen . . . Aus dem Folgenden, worin Herder, „als Ausleger und Rhapsodist" fortfahrend, Shakspeare mit Sophokles vergleicht und auf eine nähere, von der lebendigsten Auffassung zeugende und mit Begeisterung geschriebene Charakterisierung des englischen Dichters, mit besonderer

§ 294 Bezugnahme auf Lear, Othello, Macbeth und Hamlet, eingeht, will ich nur einige Hauptstellen herausheben. Wenn Sophokles „Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakspeare nordische Menschen. Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Acteur, Coulisse verschwunden. Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt; — einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen, die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle — was wir in der Hand des Weltschöpfers — sind, unwissende, blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatralischen Bildes, Einer Grösse habenden Begebenheit, die nur der Dichter überschaut. Wer kann sich einen grössern Dichter der nordischen Menschheit und in dem Zeitalter denken! Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt man vor seine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; wirken in einander, so disparat sie scheinen; bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit gesellet zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriss einer Theodicee Gottes." . . . „Dass Zeit und Ort, wie Hülsen um den Kern, immer mit gehen, sollte nicht einmal erinnert werden dürfen; und doch ist hierüber eben das helleste Geschrei. Fand Shakspeare den Göttergriff, eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu Einer Begebenheit zu erfassen; natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisieren, dass sie mit zur Täuschung beitrügen[37]. Da ist nun Shakspeare der grösste Meister, eben weil er nur und immer Diener der Natur ist. Wenn er die Begebenheiten seines Drama dachte, im Kopfe wälzte, wie wälzen sich jedesmal Oerter und Zeiten so mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität, eben die hierher, die dem Gefühl, der Handlung die kräftigste, die idealste ist, wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Zeit- und Ortwechsel, über die der Dichter schaltet, am lautesten rufen: hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt!" . . . „Eben da ist Shakspeare Sophokles' Bruder, wo er ihm dem Anschein nach so unähnlich ist, um im Innern ganz wie er zu sein. Da alle Täuschung durch diess Urkundliche, Wahre, Schöpferische der Geschichte erreicht wird, und ohne sie nicht bloss nicht erreicht würde, sondern kein Element mehr von Shakspeare's Drama und

37) Niemand werde gefunden, dem in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgültig sei: und nun gar in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet werde!

dramatischem Geist bliebe: so sieht man, die ganze Welt ist zu diesem grossen Geiste allein Körper; alle Auftritte der Natur von diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinoza ,,,,Pan! Universum!"" heissen." Zuletzt bespricht Herder noch das Widersinnige und Pedantische der französischen Dramaturgie in Bezug auf die Beobachtung der Einheit des Orts und der Zeit, berührt die Nothwendigkeit einer Untersuchung: wie? auf welche Kunst und Schöpferweise Shakspeare eine elende Romanze, Novelle und Fabelhistorie zu solch einem lebendigen Ganzen habe dichten können? was für Gesetze unsrer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in jedem seiner Schritte und Kunstgriffe liegen?" kann darauf aber nicht näher eingehen und gibt dafür nur ,,einen Wink in die gewöhnlichen Classificationen in seinen Stücken." Er erklärt sich gegen die von Gerstenberg[38] vorgeschlagene Classification: kein Stück sei doch griechische Tragedy, Comedy, Pastoral etc. und sollte es auch nicht sein; jedes sei History im weitesten Verstande, nur verschieden modificiert, also ,,Historie, Helden- und Staatsaction zur Illusion mittlerer Zeiten! oder (wenige Plays und Divertissements ausgenommen) ein völliges Grösse habendes Ereigniss einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals." § 294

§ 295.

Es fehlte viel daran, dass mit der Entwickelung der aesthetischen Kritik während der Jahre 1759—1772 die dichterische Production im Allgemeinen auch nur einigermassen gleichen Schritt hielt. Hatte jene mit männlicher Kühnheit die Fesseln einer aus der Fremde herstammenden Kunstlehre gesprengt, in denen sie sich früher nur schwerfällig und schwankend bewegte, sich frei und selbständig gemacht und eine Höhe erstiegen, auf die sie bei keinem andern Volke der Neuzeit gelangt war; so liessen sich an dieser verhältnissmässig erst wenige Kennzeichen gereifter Kraft und nationaler Selbständigkeit wahrnehmen. Noch immer verriethen die Dichter allzu sehr Abhängigkeit vom Auslande und Mangel an Eigenthümlichkeit im Erfinden und Ausführen ihrer Werke; noch immer vertrauten sie zu sehr den alten irreleitenden Führern in der Theorie und vergriffen sich daher bald in den Gegenständen, bald in den Formen und Einkleidungsarten, die sie wählten. Der Hang zu einem unmännlichen Spielen und Schönthun mit oft ganz unwahren und erkünstelten Empfindungen und jene weichliche Senti-

38) In seinen oben (§ 292, 26) erwähnten Briefen.

§ 295 mentalität, die bereits in der Poesie des voraufgehenden Jahrzehnts so stark hervortraten[1], hatten, wenn auch hier und da anders modificiert, eher zu- als abgenommen. Und bei dem Allen verkannten auch noch die allermeisten Dichter das wahre Wesen und die eigentliche Bestimmung ihrer Kunst in dem Grade und berücksichtigten die Grenzen, die Lessing zwischen ihr und andern Gebieten des Geistes abgesteckt hatte, so wenig, dass selbst die begabtesten und darum auch einflussreichsten fortfuhren, die Poesie ihr fremden Zwecken dienstbar zu machen. — Besonders fühlbar machte sich noch fortwährend in unserer schönen Literatur der Mangel an Originalität und an Unmittelbarkeit der Darstellung. So kräftig sich über die Nachahmungssucht der deutschen Dichter schon die Literaturbriefe wiederholentlich geäussert hatten, und so überzeugend nach ihnen auch Herder darthat, wie wenig das blosse Nachahmen, wie es zeither betrieben war, unserer schönen Literatur zu wirklichem Vortheil gereicht habe: die Klagen und der Spott über diess unselbständige Anschliessen an fremde Vorbilder, dem auch noch durch die vielen gleichzeitigen Uebersetzungen ausländischer Werke Vorschub geleistet ward, hörten bei Schriftstellern der verschiedensten Richtung bis in den Beginn der Siebziger nicht auf, und die Nachahmungssucht ward wiederholt als eins der schädlichsten Hauptübel in den literarischen Strebungen der Zeit bezeichnet[2]. Zumeist oder auch allein bezogen sich jene Klagen und jener Spott zwar nur auf die jungen Dichterlinge, die in Deutschland überall aufschossen und, ohne allen Beruf zur Poesie, den Markt der Literatur mit ihren marklosen Erzeugnissen überschwemmten. Aber wenn es damals auch erst von wenigen empfunden und von noch wenigern klar eingesehen wurde: auch die talentvollsten und am meisten bewunderten Dichter jener Zeit gelangten noch keineswegs zu der vollen Freiheit des Producierens, sondern blieben immer in einer gewissen Abhängigkeit von der Fremde. In den grössern Gattungen war es eigentlich nur Lessing, der sich, zuerst in der Minna von Barnhelm, und dann in der Emilia Galotti, die unmittelbar vor Goethe's Götz erschien[3], schon so weit als wahrhaft deutschen Dichter zeigte,

---

§ 295. 1) Vgl. S. 346 ff. 2) Vgl. z. B. Resewitz in der allgemeinen deutschen Bibliothek 1, 2, 228; J. B. Michaelis in seiner Satire „die Schriftsteller nach der Mode" und in dem Vorbericht zu den Satiren (1766); Herders Ode an den Genius von Deutschland (1770) in den Werken z. schönen Literatur und Kunst 3, 161 ff.; die Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter (1770) 1, 56 f. und J. G. Jacobi in dem Gedicht „die Dichter; eine Oper, gespielt in der Unterwelt" (1772), sämmtliche Werke 2, 52 ff. 3) „Emilia Galotti. Trauerspiel in fünf Aufzügen." Berlin 1772. 8. Vgl. § 288, Anm. 32. Sie wurde zuerst, nach dem Ms., von Döbbelin in Braunschweig, den 13. März 1772, aufgeführt; in Berlin am 6. April, in Hamburg

dass er, wenn auch an Anregungen aus der Fremde, doch in keiner § 295
Beziehung mehr an eigentliche Nachahmung ausländischer Poesie erinnerte. Allerdings regte sich das Streben nach Selbständigkeit und Originalität auch in andern Dichtern, und in keinem früher und mehr als in Klopstock[4]. Allein nicht bloss wenn sie ihre Gegenstände auswärts oder aus entlegenen Zeitaltern suchten, was häufig geschah, verstanden sie es nicht, sie in einem solchen Geiste zu behandeln, dass in der Bearbeitung nichts weiter fremd blieb als das rein Stoffliche: selbst wenn sie sie aus der vaterländischen Geschichte oder aus dem Leben und den Zuständen der Gegenwart aus dem Kreise ihrer besondern äussern und innern Erfahrungen und aus den Tiefen der Gemüthswelt schöpften, gaben sie ihnen häufig, wo nicht immer, eine äussere Form, die für nichts weniger als für ursprünglich deutsch gelten konnte, und entschieden sich bei der Einkleidung eben so oft für ein Gewand, das, mit dem Anspruch auf geschichtliche Wahrheit mehr oder weniger willkürlich zugeschnitten war, oder zum mindesten von dem, was es vorstellen sollte, stark abwich. Man möchte sagen, dass diesen Dichtern noch die Kraft oder der Muth abgieng, derartige Gegenstände in ihrer unverfälschten Natur, in ihrer nationalen und geschichtlichen Unmittelbarkeit poetisch zu erfassen und darzustellen, und dass sie

---

am 15. Mai; vgl. Guhrauer, Lessing 2, 2, 37. 57; Schröders Leben von Meyer 2, 2, 57. Wenn die Fabel dieses Stücks auch ursprünglich eine fremde war, so hatte sie Lessing doch mit solcher Meisterschaft umgewandelt und seiner Zeit und seinem Volke nahe gerückt, dass sein Stück ganz aus den Verhältnissen der damaligen Gegenwart erwachsen zu sein schien und, einige Localzüge abgerechnet, eben so treu das Leben der kleinen deutschen, wie der italienischen Höfe abspiegelte (vgl. E. Niemeyer, Untersuchungen über Lessings Emilia Galotti, im Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 12, 369–384). Wie man bei seinem Bekanntwerden in einigen Hauptfiguren allgemein bekannte Persönlichkeiten in Braunschweig wiederzufinden meinte, und wie eine mächtige Hofpartei die Dichtung benutzen wollte, um Lessing zu schaden, ist in Schröders Leben von Meyer 1, 231 ff. angedeutet; vgl. Guhrauer 2, 2, 38 f. 4) Vgl. die Oden „Fragen“ (1752) und „der Nachahmer“ (1764). Klopstock erschrak vor der Allgemeinheit des Satzes von Winckelmann (in den Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke), dass der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten sei, und wollte diese Behauptung nur von der Darstellung derjenigen „Arten der Schönheiten“ gelten lassen, „die sie (die Alten) erschöpft haben“ (vgl. den nordischen Aufseher St. 150, S. 259; bei Back und Spindler 4, 127 f.). Wenn er hierbei auch zunächst nur die Werke der bildenden Künste im Auge hatte, so dachte er doch gewiss eben so in Betreff poetischer Werke. Wir sollten, äussert er sich anderwärts (in einem Epigramm, das in den Götting. Musenalmanach von 1773 aufgenommen ward; bei Back und Spindler 4, 185 f.) die Griechen nur darin nachahmen, dass wir von ihnen erfinden lernten. Am meisten eiferte er gegen die Nachahmer in seiner Gelehrtenrepublik.

§ 295 überhaupt dem Wirklichen noch nicht anders eine poetische Gestalt zu geben vermochten, als wenn sie es in irgend einer Art verkünstelten oder ihm den Charakter zeitlicher und örtlicher Wahrheit bald nur theilweise, bald völlig abstreiften. Hatte Klopstock gleich von Anfang an für seine Poesien die gemein üblichen Formen verschmäht und an ihrer Statt sich eigne gebildet, die er dem Geist unserer Sprache zusagender glaubte und für gelenker hielt, dem freien Schwung des dichterischen Gedankens sich anzuschmiegen; so blieb er schon darin immer Nachahmer, der noch dazu an die Stelle eines nur Halbfremden und längst Gewohnten ein völlig Fremdes setzte. Indem er nun das mythologische Bildwerk seiner ältern lyrischen Stücke dahin abänderte, dass er die griechischen und römischen Gottheiten mit nordischen vertauschte[5]; sodann die mythologischen Vorstellungen des classischen Alterthums durch die des scandinavischen Nordens überhaupt aus unserer Poesie zu verdrängen suchte[6]; endlich in ihr auch dem ossianischen Bardenwesen

---

5) Diess geschah namentlich in der lyrischen Dichtung, der er späterhin die Ueberschrift „Wingolf" gab, die aber in ihrer ersten Gestalt aus dem J. 1747, wie sie in der Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes erschien, „Ode an meine Freunde" betitelt war. Vgl. Klopstocks Brief bei Back und Spindler 6, 234; die Mittheilungen von Gerstenbergs im Freimüthigen bei Jördens 6, 174 ff. und die Varianten unter dem Text dieses Gedichts bei Goedeke, elf Bücher deutscher Dichtung 1, 657 ff. 6) Vgl. S. 427. Die Frage, ob die Verwendung der antiken Mythologie zur sinnlichen Belebung und Ausschmückung der Poesie der neuern Zeit, wo nicht nothwendig, so doch erlaubt, oder ob sie schlechthin unstatthaft oder mindestens sehr zu beschränken sei, war schon im 17. Jahrhundert in Anregung gekommen (vgl. II, 57). Sie wurde im 18. Jahrhundert und besonders in den Sechzigern wiederholt aufgenommen und viel darüber hin und her gestritten. Welche kläglichen und lächerlichen Gründe damals noch für den Gebrauch mythologischer Bilder und Anspielungen vorgebracht wurden, kann man u. a. aus der Anzeige von Klotzens Epist. Homer. in der allgem. deutsch. Bibl. 1, 1, 198 ff. ersehen, die von Grillo herrührt. Klotz hatte sich gegen den Gebrauch der Mythologie in der neuern Poesie erklärt und dafür die Einführung allegorischer Figuren (Personificationen von Tugenden und Lastern etc.) in Vorschlag gebracht: Grillo stimmte ihm nur in so weit bei, dass Bilder aus der antiken Mythologie ganz unschicklich in Gedichten von christlich-religiösem Inhalt seien. Aber warum, fragt Grillo, sollen sie aus jedem andern Gedicht, warum namentlich aus dem homerischen Heldengedicht, der pindarischen und horazischen Ode verbannt werden? Wenn die heidnischen Götter Undinge seien, so seien die von Klotz vorgeschlagenen Personificationen nichts Besseres. So weit lässt sich noch alles hören; nun aber werden unter andern Gründen Klotzen folgende entgegengestellt: „Wenn der Poet mit Verstand die Mythologie angebracht, so überzeugt er uns dadurch, dass er mehr als blosse Verse machen kann; er gibt uns einen überzeugenden Beweis, dass er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat oder noch umsehen kann, welches unsere Poeten als was ziemlich Ueberflüssiges anzu-

Thür und Thor öffnete[7]: verrieth er nicht bloss, ein wie rein äusser- § 295
liches Zierwerk in seiner Poesie alle mythologischen Gestalten und Beziehungen waren, sondern auch, wie wenig er die rechten Mittel kannte, der vaterländischen Dichtung einen wirklich volksthümlichen Charakter zu verschaffen. Denn die von ihm bevorzugte Götterlehre, die überdiess seiner Zeit noch um vieles fremder und unverständlicher sein musste als die antike, konnte gar nicht einmal (und am wenigsten mit den von ihm gebrauchten Namen) im engern Sinne eine deutsche heissen; und ein Bardenthum, wie er es sich vorstellte und ausbildete, hatte es in der von ihm verherrlichten Vorzeit unsers Volks niemals gegeben. Je grösseres Gewicht aber Klopstock auf diese Dinge legte, die doch alle nur mehr das

---

sehen anfangen. Wenn man überdem bedenkt, dass die alte Mythologie eitel Fiction ist, letztere aber hauptsächlich ein Gedicht ziert, so kann sie aus eben dem Grunde nicht wegbleiben. Wenn übrigens die Mythologie aus der pindarioder horazischen Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode sollte verdienen können" etc. — Am gründlichsten gieng Herder auf die Frage ein in den Fragmenten 1. Ausg. 3, 123 ff. Bald darauf kam auch Mendelssohn, als er Ramlers Oden (in der Ausg. von 1767) in der allgem. d. Bibl. 7, 1, 3 ff. anzeigte, auf diesen Gegenstand zu sprechen. Seine Meinung darüber und die Bemerkungen, die er daran knüpft, sind so charakteristisch für die Zeit und erklären so manche Erscheinungen des damaligen Literaturlebens, dass ich es nicht unterlassen kann, hier das Wesentlichste daraus mitzutheilen. Mendelssohn nimmt das Recht des Lyrikers, von einer Mythologie Gebrauch zu machen, in Schutz, ja er sucht zu beweisen, dass derselbe ohne eine solche gar nicht alles für die Anschauung gehörig beleben könne. Er habe daher entweder nach der griechischen Mythologie zu greifen, oder nach der nordischen (wie Gerstenberg und Klopstock schon gethan hätten), oder endlich sich auf das System der christlichen Religion und der alten Hebräer einzuschränken. Jeder Weg habe seine Bequemlichkeiten, aber auch nicht mindere Unbequemlichkeiten. „Freilich", heisst es dann S. 9, „kann es mit aller Fabellehre in unsern Tagen den völligen Ernst nicht haben, den der lyrische Dichter oft wünschet. — Allein was ist es überhaupt mit dem Enthusiasmus in unsern vernünftelnden Zeiten? Ein blosses Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr. Die Zeiten sind vorbei, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer grossen Versammlung vorgesungen wurden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienste versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum Ergetzen da, oder eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsere Begeisterung ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich einander gar gut verstehen, die sich einander gern zu Gefallen vieles nachsehen."

7) Für Klopstock war „Ossian deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war" (vgl. den Brief an Gleim aus dem J. 1769 bei Back und Spindler 6, 240). Hieraus erklärt sich zum nicht geringen Theil das hohe Ansehen, zu welchem Ossian bei ihm gelangte.

§ 295 Aeusserliche der Poesie betrafen, und je mehr er davon für ihr Inneres erwartete, desto unfreier musste er schon darum als Dichter bleiben[8]. In noch viel geringerem Grade als Klopstocks können Wielands Poesien für freie, unmittelbare und originale Schöpfungen des deutschen Geistes gelten. Auch ganz abgesehen davon, dass die darin dargestellten Begebenheiten, selbst wenn der Dichter seine Gegenstände nicht geradezu den Alten oder neuern Ausländern verdankt[9], sondern sie mehrentheils aus eigenen innern Erlebnissen geschöpft oder auch rein erfunden hat, fast durchweg in entfernte, bald geschichtliche bald fabelhafte Zeiten verlegt, und dass immer zu ihren Schauplätzen alle andern Länder der Welt eher als Deutschland gewählt sind: so lässt sich doch kaum ein Werk von Wieland anführen, das nicht entweder schlechthin und ganz eigentlich Nachahmung bestimmter Vorbilder wäre[10], oder zum mindesten die entschiedensten Einwirkungen ausländischer Schriftsteller alter und neuer Zeit auf seine Anlage, seinen Geist und seinen Ton, auf seinen specifischen Gedankengehalt und auf die ganze Art seiner innern und äussern Behandlung verriethe. Klopstock hatte es, wie schon Gervinus u. A. angemerkt haben, in der Stelle seiner Gelehrtenrepublik, die „Wundergeschichte" überschrieben ist, gewiss zunächst und ganz besonders auf Wieland abgesehen[11]: „Es waren einmal Leute, die viel ausländische Schriften lasen und selbst Bücher schrieben. Sie giengen auf den Krücken der Ausländer, ritten bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügten mit ihren Kälbern, tanzten ihren Seiltanz. Viele ihrer gutherzigen und unbe-

---

8) Vgl. Danzel, Lessing 1, 493 ff. 9) Wie für die Werke, welche in der Zeit seines allmähligen Ueberganges von den schwärmerisch-religiösen und empfindsam-idealistischen Productionen seiner Jünglingsjahre zu der ganz weltlichen und realistischen Poesie seines Mannesalters entstanden sind, die Trauerspiele „Lady Johanna Gray" und „Clementina von Porretta", die fünf Gesänge des Heldengedichts „Cyrus", und der dialogisierte Roman „Araspes und Panthea" (worüber zu vgl. S. 120; so auch noch für die „komischen Erzählungen" (aus dem Gebiet der griechischen Mythologie) und den „Combabus", wozu er die Stoffe hauptsächlich aus Lucians Göttergesprächen, aus dessen Nachrichten von der syrischen Göttin und aus Ovids Metamorphosen entlehnt hat. 10) Die kleine schlüpfrige und unsaubre Erzählung „Nadine" (1762), welche die Reihe der Dichtungen aus Wielands zweiter Periode eröffnet und durch Gegenstand und Ton gleich im allerschärfsten Gegensatze zu allem steht, was er bis dahin geschrieben, hat auf dem Titel den Beisatz „eine Erzählung in Priors Manier." Am meisten aber gibt sich als blosse Nachahmung eines bestimmten Vorbildes der in Spanien spielende Roman „Don Silvio von Rosalva" zu erkennen: hier erinnert alles an den Don Quixote, aber wie in jeder Rücksicht schwächlich, matt und kleinlich erscheint diese Nachahmung gegenüber dem Meisterwerk des Cervantes! 11) Sämmtliche Werke 12, 152.

lesenen Landsleute hielten sie für rechte Wundermänner. Doch § 295
etlichen entgiengs nicht, wie es mit ihren Schriften eigentlich zusammenhienge; aber überall kamen sie ihnen gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen.“ Als A. W. Schlegel 1799 in das Athenaeum[12] die „Citatio edictalis“ eingerückt hatte, in der ausgesprochen war, Wieland habe seine Poesie zum grossen Theil bei aller Welt zusammengeborgt, wurde diese satirische Rüge für sehr impertinent gehalten und war allerdings ziemlich boshaft in ihrer Fassung; aber aus der Luft gegriffen war sie keineswegs weder ihrem Grundgedanken noch den besondern Beziehungen nach, die sie enthielt. Sie führte von ausländischen Schriftstellern als Hauptgläubiger Wielands Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton auf, liess viele andere Autoren, die gleiche Ansprüche an ihn machen dürften, ungenannt und deutete endlich noch namentlich auf Horaz, Ariosto, Cervantes und Shakspeare hin, die auch wohl noch manches von seiner Poesie als ihr Eigenthum zurückfordern könnten. Was insbesondere Wielands Werke aus den Sechzigern und dem Anfange der Siebziger betrifft, so lässt sich theils aus den Vorreden dazu, theils aus der Lebensbeschreibung des Dichters von Gruber fast für jedes einzelne nachweisen, welchen oder welche ausländischen Dichter und Prosaisten er bei der Abfassung vorzüglich im Auge hatte. Hier mögen einige dahin zielende Andeutungen genügen. Die Manier und der Ton der „komischen Erzählungen“ sind vornehmlich auf Lucian, La Fontaine, zum Theil auch schon auf Ariosto zurückzuführen. Wieland selbst erklärte sich als Verfasser dieser Erzählungen schon 1764 gegen Gessner für „einen ehrlichen Nebenbuhler von Boccaz, La Fontaine, Ariosto und Prior“[13]. Von der „Nadine“ und dem „Don Silvio von Rosalva“ ist eben[14] die Rede gewesen. Die Anlage und die allgemeine Form der nach Griechenland verlegten „Geschichte des Agathon“ erinnern sehr bestimmt an die griechischen Romane, und[15] bei seiner Abfassung haben dem Dichter des Bischofs Heliodorus Aethiopica[15] nebst Aristaenets Liebesbriefen öfters vor den Augen geschwebt.[16] Zu dem Bilde des Helden, in welchem Wieland „sich selbst nicht bloss dem Charakter, sondern auch den Hauptsituationen

---

12) 2, 340: sämmtliche Werke S. 49. 13) Vgl. Wielands Leben von Gruber 2, 372 f. 14) Anmerk. 10. 15) Die gleichzeitig mit dem 2. Theil des Agathon unter dem Titel „Theagenes und Chariclea, eine aethiopische Geschichte — aus dem Griechischen“ (von J. N. Meinhard), Leipzig 1767. 8. übersetzt erschienen. 16) Vgl. Gruber a. a. O. 2, 337.

§ 295 und dem ganzen Streben nach geschildert hat", könnte, wie der Verfasser sich ausdrückt, der geschichtliche Agathon zwar einige Hauptzüge hergegeben haben; „das eigentliche Modell" dazu aber hatte Wieland in dem Ion des Euripides gefunden[17]. „Idris und Zenide", worin die Begebenheiten (wie in dem neuen Amadis) der Zeit der irrenden Ritter, Feen und Zauberer angehören, sollte als heroisch-komisches Gedicht nach der Vorrede und nach einem Briefe an Gessner aus dem Jahre 1766[18] in der Fabel eine Art von Gegenstück zu den Quatre Facardins oder zu dem Bélier von Hamilton sein, die Quintessenz aller Abenteuer der Amadise und Feenmärchen; und nach einem andern Briefe an Zimmermann aus dem Jahre 1767[19] ein Versuch, ob man in unserer Sprache nicht auch Ariosto sein könne, wenn man wolle, nämlich Ariosto in Absicht der Laune, des Stils, der Lebhaftigkeit und Versification[20]. Das Vorbild für „Musarion", die uns wieder nach dem alten Griechenland führt, war Priors Alma[21]. Bei „den Grazien", die uns ebenfalls auf griechischen Boden versetzen sollten, schwebten ihm vorzugsweise französische Muster vor und, wie für die Form, so auch für den Ton des Ganzen, namentlich Chapelle und Chaulieu[22]. Für „den neuen Amadis" ist wiederum Ariosto im Allgemeinen Vorbild gewesen; die erste Anregung dazu soll der Dichter durch ein kleines humoristisches Spottgedicht, the new Bathguide, erhalten haben, das ich nicht weiter kenne; und „als er den seltsamen Einfall", ein Gedicht von dem Inhalt des neuen Amadis abzufassen, „schon über ein Jahr lang schlafen gelegt hatte", wurde derselbe „wieder aufgeweckt und völlig ausgebrütet" durch Sterne's Yorik und die Fairy Queen von Spenser[23]. Der politische Roman endlich, welcher „der goldne Spiegel" betitelt ist, und dessen Schauplätze in dem Orient der Märchenpoesie liegen, schliesst sich nicht allein durch die Einleitung, sondern auch durch die Einkleidung der Geschichte an Tausend und eine Nacht und noch näher an die satirisch-politischen Romane des jüngern Crebillon an[24]. Dabei entsprechen die Charaktere und Sitten, die er geschildert hat, und das für seine verschiedenen Dichtungen gebrauchte Kostüme so wenig den Ländern und Zeiten, in denen die Begebenheiten spielen, dass, mag er uns nach Grie-

---

17) Vgl. die dem Roman vorgedruckte Abhandlung „über das Historische im Agathon" S. 9 ff. 18) Gruber a. a. O. S. 375. 19) Gruber a. a. O. S. 379. 20) Vgl. S. 237. 21) Vgl. Ausgewählte Briefe 2, 251 und Hettner 2, 481. 22) Gruber a. a. O. S. 434. 23) Gruber a. a. O. S. 388 f.; 427 f. und Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland, herausg. von L. Wieland, 1, 232 ff. 24) Gruber a. a. O. S. 608 f. und derselbe in der Ausgabe von Wielands Werken 16, 274 f.; 281 f.

chenland oder nach dem Orient, nach Spanien oder nach Aegypten[25] § 295
führen, uns in die antike Götterwelt oder in das Zeitalter der irrenden Ritter, Feen und Zauberer, oder in die hellen Jahrhunderte der alten Geschichte versetzen wollen, und mag er als nächste Vorbilder Schriftsteller des Alterthums oder der Neuzeit, gleichviel welcher Nation, vor Augen gehabt haben, seine Darstellungen niemals das treue Gepräge einer bestimmten Nationalität, sondern immer mehr oder weniger die Züge und die Farbe der allgemein modernen Bildung der höhern Stände, wie sie sich vornehmlich in der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts abspiegelt, an sich tragen. — Die sentimentale Stimmung erhielt bei Dichtern und Publicum durch verschiedene Einflüsse von aussen her neue Nahrung und nahm damit immer merklicher die Richtung an, in welcher sie nachher während der Siebziger ihren Höhepunkt ererreichte[26]. Jene schwermüthige und von der Welt abgekehrte Empfindsamkeit nämlich von vorzugsweise religiösem Charakter, die sich besonders an Youngs Nachtgedanken genährt hatte[27], wich allmählig einem sentimentalen Schwärmen in mehr weltlichen Gefühlen und Gedanken. Ausser den ossianischen Gesängen[28] trugen dazu am allermeisten die Werke des Engländers Lorenz Sterne bei — hauptsächlich der Roman „Yoriks empfindsame Reise" etc. —, die seit dem Anfange der Sechziger nach Deutschland herüberkamen und gegen Ende dieses Jahrzehnts auch schon in Uebersetzungen allgemeiner bekannt wurden[29]; dann auch, obgleich im

---

25) In der „Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Afrika" (1770), sämmtliche Werke 31, 109 ff. 26) Vgl. S. 20. 27) Vgl. S. 346 f. 28) Den Eindruck, den Ossian um 1770 besonders auf die deutsche Jugend machte, und die Stimmung, die daraus hervorgieng oder dadurch gesteigert ward, kann man am besten aus Goethe's Werther kennen lernen (vgl. besonders Werke 16, 125 ff., 165 ff.; dazu 26, 215—219 und Gervinus 4^{4}, 204 ff.). 29) Ueber Sterne und seine Einwirkungen auf Deutschland vgl. Schlosser 3, 591 ff. „Das Leben und die Meinungen des Tristram Shandy" gab Sterne seit 1759 heraus. Bereits 1763 ff. war davon eine deutsche Uebersetzung in neun Theilen (zu Berlin) erschienen (vgl. allgemeine deutsche Bibliothek 8, 2, 132). Nachher wurde das Werk von J. J. Ch. Bode übertragen, Hamburg 1774 (2. Ausg. 1776), 9 Thle. 8. „Yoriks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" (A sentimental Journey through France and Italy) kam 1767 heraus; eine Uebersetzung (von Bode) in 2 Bdn. Hamburg und Bremen 1768. 8., wozu im folgenden Jahre noch ein dritter und vierter Band kamen, die aber nicht Sterne, sondern einem Andern ihren Ursprung verdankten (vgl. allgemeine d. Bibliothek, Anh. zum 1.—12. Bde., S. 899 ff. und Jördens 1, 114 f. Ueber eine andere Uebersetzung vom J. 1769 vgl. den angeführten Anhang S. 898 f. und Jördens 5, 753). Bald erschienen so viele „empfindsame Reisen" in deutscher Sprache, dass Musaeus in der allgemeinen d. Bibliothek 19, 2, 579 sich zu der Bemerkung veranlasst sah, die empfindsamen Reisen schienen sich so zu mehren, dass sie eine neue Epoche in dem Mode-

§ 295 mindern Grade, Rousseau's Roman „die neue Heloise"[30]. War in den sentimentalen Poesien dieser Zeit kaum weniger Gemachtes, Unkräftiges und Krankhaftes als in denen, welche ihnen vorangegangen waren, so lief das, was in denselben Jahren auf der Gegenseite produciert ward, die Gedichte der Freude, des Scherzes, des geselligen Vergnügens und des heitern Lebensgenusses, auch noch fortwährend zu häufig auf ein blosses Spielen mit der Poesie, auf ein süssliches Geziere und fades Getändel mit unwahren Empfindungen und Gedanken unter allerlei Formen und auf ein witzelndes Geschwätz hinaus, oder gefiel sich besonders in einem nur in der Einkleidung verschiedenen Verspotten und Bestreiten nicht bloss jeder Art von „Schwärmerei und Aberglauben", sondern auch aller idealistischen Ansichten und erhöhten Gesinnungen. Dagegen wurde mehr wie je die wahre praktische Lebensphilosophie der Alten, die echte sokratische Weisheit angepriessen; was jedoch dafür ausgegeben ward, war im Grunde nichts weiter als die sehr realistische und leichtfertige Weisheitslehre der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts. Der vornehmste Verkündiger dieser Philosophie, die in ihrem dichterischen Kleide die Philosophie der Grazien hiess, und der Hauptvertreter der allem Idealismus und aller Schwärmerei abgewandten Richtung in der Poesie war Wieland, während Klopstock noch immer das verehrte Vorbild und der Führer der idealistischen und sentimentalen Dichter blieb, denen es ein Ernst mit der Poesie war. Am besten lernt man Wielands Philosophie der Grazien aus „Musarion" und aus „den Grazien" kennen. In der Zuschrift an

---

geschmack anzuheben drohten. Schon J. G. Jacobi's „Winterreise". Düsseldorf 1769. 8. (verbessert in den sämmtlichen Werken, Ausg. von 1819. 1, 126 ff.) und „Sommerreise", Halle 1770. 8 (die er, als der Erhaltung unwürdig, von jener Ausg. der s. Werke ausschloss) gehörten zu den Nachahmungen des Yorik. Wie weit das „Schwindeln vom süssen Sterne" schon 1769 gieng, und welchen Charakter die deutsche Empfindsamkeit unter dessen Einfluss annahm, kann man u. a. auch aus der Geschichte von den Lorenzo-Dosen abnehmen, worüber ich auf J. G. Jacobi's s. Werke 1, 103 ff. verweise. Um dieselbe Zeit gieng Leuchsenring (geb. 1746 zu Langenkandel im Elsass; vgl. über ihn ausser den in den Briefen an Merck 1835, S. 33, Note, angeführten Büchern noch Varnhagens vermischte Schriften 2. Ausg. 1, 494 ff.), dessen Goethe in Dichtung und Wahrheit (Werke 26, 180 f.) gedenkt, und der ihm das Urbild zu seinem „Pater Brey" in dem nach dieser Figur benannten Fastnachtsspiel lieferte (vgl. Briefe an Merk 1838, S. 286), sogar damit um, einen geheimen Orden der Empfindsamkeit zu stiften; vgl. Fr. H. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel 1, 401. 30) Julie ou la nouvelle Héloïse erschien 1759. „Man riss sich dieses Werk", wie Mendelssohn im 166. Literatur-Brief schreibt, „in Deutschland aus den Händen"; bereits 1761 kam davon zu Leipzig eine deutsche, aber sehr schlechte Uebersetzung heraus, der bald andere folgten. Ueber die Einflüsse dieses Romans auf die deutsche Bildung und Literatur vgl. Schlosser 2, 509 ff.

Chr. F. Weisse aus dem Jahre 1769[31] bekennt sich Wieland ausdrücklich in allen Stücken zu der Philosophie der Heldin in dem Gedicht; sie sei diejenige, nach der er lebe; Musarions Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Launen seien die seinigen. Die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften[32] gab aber auch schon 1769 in einer Beurtheilung der Musarion, die Gruber[33] allen andern Kritiken aus jener Zeit voranstellt, deutlich genug zu verstehen, was von dieser Philosophie zu halten wäre. Wieland, bemerkt sie, habe sich seit einiger Zeit in allen seinen Werken zur Absicht gemacht, uns unsere eigene Tugend verdächtig zu machen, uns der angenehmen Ueberredung zu berauben, dass wir Neigungen fähig wären, die weder aus Instinct noch Eigennutz herstammten; mit einem Worte, uns zu zeigen, dass wir immer aus Vernunft und Tugend zu handeln uns einbilden und immer aus Leidenschaft und körperlichem Triebe wirklich handeln"[34]. — Wielanden standen durch innere Verwandtschaft im Allgemeinen am nächsten die jungen Dichter, welche sich gegen Ende der Sechziger allmählig um Gleim in Halberstadt versammelten. Doch blieb diesem Kreise, in welchem am meisten mit der Poesie bloss gespielt wurde, auch der Ton der sterneschen Sentimentalität nicht fremd[35]. Auch fiengen in Gleims Kreise seit 1764 Petrarca[36] und die Minnesänger an zu wirken und die Lyrik aus dem anakreontischen Ton in einen sentimentalern überzuführen. 1764 nämlich erschienen zu Berlin Gleims „Petrarchische Gedichte"[37] und 1773 dessen „Gedichte nach den Minne- § 295

31) Sie war der zweiten Ausgabe der „Musarion oder der Philosophie der Grazien" vorgedruckt. 32) 9, 129. 33) In Wielands s. Werken 15, 304 und 325 ff. 34) Wieland gönnte übrigens die Musarion seinen Zeitgenossen nicht; die Deutschen, schrieb er 1768 an Riedel, schienen noch nicht zu fühlen, was attisches Salz, sokratische Ironie und echte Grazie sei (!!); vgl. s. Werke 15, 309. Wenn Goethe, als er Musarion kennen lernte, „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte" (Werke 25, 90), so durften wir bei dieser Aeusserung nicht vergessen, wie wenig damals erst der Sinn für eine unbefangene und gründliche Auffassung des griechischen Alterthums gebildet war, und dass Goethe so urtheilte, bevor er den Einfluss Herders erfahren hatte. — Musarion gehört zu Wielands besten Gedichten, und unter denen, die er bis zum J. 1773 verfasst hat, ist es wohl das vorzüglichste. Dagegen treten „die Grazien" an poetischem Werthe ausserordentlich hinter viele andere zurück: sie gehören zu dem Allermanieriertesten und Geziert-Läppischsten, was Wieland produciert hat. Aber eben darum sind sie vorzüglich geeignet, dem Leser eine Vorstellung davon zu verschaffen, wie weit diese Philosophie und Poesie der Grazien von aller Natur, Einfalt und Wahrheit in Empfindungen und Gesinnungen abführen konnte.
35) Vgl. das von J. G. Jacobi Angeführte in Anm. 29. 36) Wohl in Folge von Meinhards § 292, Anm. 51 angeführtem Buche. 37) Vgl. über sie Lessing in der Nachschrift zum 332. Literatur-Briefe und Körte in Gleims Leben S. 122 f. Als J. G. Jacobi die Uebersetzung zweier Stücke Petrarca's in Klotzens

§ 295 singern." Das Empfindsamkeitswesen artete grade hier, in seiner Verbindung mit der Grazienphilosophie, zu dem äussersten Grade einer unmännlichen Gefühlscoquetterie aus[38]. — Dass endlich unsere Dichtung in diesem Zeitalter selbst unter Klopstocks und Wielands Händen noch immer an Zwecke gebunden blieb, die mit ihrem Wesen und ihrer Bestimmung eigentlich nichts zu schaffen haben[39], und dass auch den epischen und dramatischen Werken dieser Männer noch vieles abgieng, um in Lessings Sinne für reine und vollkommene Darstellungen von Handlungen gelten zu können,

---

deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften hatte abdrucken lassen, wurden sie wahrscheinlich die allernächste Veranlassung zu Kl. Schmidts „Phantasien nach Petrarca's Manier" (Halberst. und Lemgo 1772. 8.) und zu seinen gleichfalls petrarchisierenden „Elegien an Minna" (daselbst 1773. 8.). Vgl. Kl. Schmidts Leben vor der Ausg. seiner auserlesenen Werke S. 22 f. und Mercks Brief an Jacobi (im Weimar. Jahrb. 5, 172 f.), worin das Verfehlte dieser Richtung treffend hervorgehoben ist. Boie schrieb am 14. Nov. 1773 an Nicolai (Weinhold S. 143, Anm. 4): „Unter der Halberstädtischen Schule könnte Schmidt weit mehr sein, als er ist und je werden wird. Ich weiss aber nicht, welcher Umstand da jeder Blume schon in der Knospe eine falsche Bildung gibt: diesen verderbt Petrarch, mit dessen Genie er gar keine Aehnlichkeit hat. Ich glaube, dass es ihm im Komischen glücken würde." 38) Vgl. § 255, Anm. 16. Zu der dort angeführten Stelle aus einem Briefe Herders halte man eine andere, einige Jahre früher geschriebene in den kritischen Wäldern 1, 48 f., die sich ebenfalls auf die Halberstädter bezieht. J. G. Jacobi, der es in dem Spielen mit Liebesgöttern und Grazien vielleicht am weitesten gebracht hat, suchte diese Tändelei selbst noch in seinen spätern Jahren einigermassen zu rechtfertigen, bekannte jedoch, dass er in diesem Tone zu lange gedichtet habe; vgl. die Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken, S. XI ff. 39) Ausser religiösen und moralischen Zwecken, die Klopstock gleich von Anfang an bei seinen Dichtungen hauptsächlich im Auge hatte (vgl. S. 337 f.), verfolgte er noch besonders den, Liebe zum deutschen Vaterlande zu wecken, zuerst als Lyriker, dann auch als Dramatiker. So löblich und preiswürdig diese Zwecke an und für sich waren, in seiner Poesie traten sie zu deutlich heraus: sie war und blieb damit eine Tendenzpoesie. Noch viel mehr war diess, bei allem sonstigen Gegensatze gegen die klopstockische, im Allgemeinen die Poesie Wielands. Er verband mit allen seinen erzählenden Werken — und zur erzählenden Gattung gehörten alle bedeutendern, die er in diesem Zeitabschnitt schrieb, — mochte er sie in Versen oder in Prosa abfassen, immer mehr oder minder deutlich ausgesprochene didaktische Absichten. Er wollte, wie schon oben angedeutet wurde, durch die Einkleidung seiner Philosophie in ein nur verschieden zugeschnittenes und gefaltetes, aber im Grunde immer aus demselben Zeuge gefertigtes Gewand, vor allen Dingen dem, was ihm für Natur und die rechte Lebensweisheit galt, zum Siege über alle Art von Aberglauben, Schwärmerei und Idealismus verhelfen. Bald wählte er dazu den Ton des handgreiflichen Spottes und der Persiflage oder den eines feinern Scherzes und einer versecktern Ironie und Satire, bald entwickelte er ganze Systeme der Sittenlehre und zeigte ihren Widerstreit oder ihre Uebereinstimmung mit der Natur und der Erfahrung, wie diess namentlich in seinem philosophischen Roman „Agathon" geschah. Im

wird schon nach einer bloss oberflächlichen Bekanntschaft mit denselben jeder zugeben müssen, der den Laokoon studiert und wirklich verstanden hat[40]. § 295

§ 296.

Indessen so sehr auch noch während der Jahre 1759—1772 die dichterische Production im Allgemeinen hinter den Leistungen der aesthetischen Kritik zurückblieb, so fehlte es doch keineswegs an bedeutsamen Zeichen, dass sich der poetische Geist bei uns immer lebendiger regte und fast mit jedem Jahre zu grösserer Kraftfülle entwickelte, sei es dass er sich in neue Bahnen warf, sei es dass er in den schon früher eingeschlagenen Richtungen weitere Aussichten nahm und sich höhere Ziele setzte. Zunächst und hauptsächlich kommt hierbei natürlich die Wirksamkeit derjenigen Männer in Betracht, die als die Hauptvertreter unserer Dichtung während dieses Zeitabschnitts anzusehen sind. Lessing, um nochmals daran zu erinnern, übertraf mit seiner Minna und mit seiner Emilia Galotti unendlich weit alles, was von andern Dichtern und von ihm selbst früher für die Bühne geschrieben war, und legte mit diesen Stücken den ersten festen Grund zu einem wirklichen Nationaldrama. Klopstock freilich hatte seine beste Zeit schon hinter sich: als Epiker war er offenbar mehr rück- als vorwärts gegangen, in seinen lyrischen Sachen begannen die Innigkeit und Wärme der Empfin-

---

„goldnen Spiegel“ stellte er sich dann auch, vornehmlich wohl in Folge der Einwirkung rousseau'scher Ideen auf ihn, die Aufgabe, die rechte politische Weisheit zu lehren und darzuthun, wodurch das Glück der Völker und Staaten begründet werden könne, und was alles Elend über sie herbeiführe.

40) Klopstock hatte sich dem Einflusse von Lessings Laokoon nicht verschlossen; in der Gelehrtenrepublik stellte er an die Spitze des Abschnitts „Zur Poetik“ (s. Werke 12, 309 ff.) den Hauptsatz: „Ein Gedicht ohne Handlung und Leidenschaft ist Leib ohne Seele“, den er im Folgenden weiter ausgeführt hat (vgl. auch Gervinus 5⁴, 27 die Note). Aber dieser gewonnenen Einsicht in die Theorie der poetischen Kunst entsprach keineswegs seine Praxis. Kein Theil des Messias ist leerer an Handlung als gerade der letzte, und wie fern ab von dem wahren dramatischen Leben, von der unaufhaltsam fortschreitenden Darstellung der in Handlung gesetzten Leidenschaften stehen auch diejenigen Schauspiele, die Klopstock auf „den Tod Adams“ folgen liess! — Ungleich reicher an Handlung und an innerer Belebtheit sind Wielands Werke, vorzüglich die versificierten. Allein auch er hat seiner Neigung zu gelehrten Anspielungen, zu allerlei Excursen, zum Raisonnement und Geplauder mit seinen Lesern, zur poetischen Mahlerei etc. zu oft den Zügel schiessen lassen und zu wenig Acht darauf gehabt, ob ihn nicht „Lessing beim Ohre zupfe“ (vgl. Idris und Zenide Gesang 4, Str. 13), als dass er in irgend einem seiner erzählenden Gedichte, auch abgesehen von den didaktischen Zwecken derselben, den reinen und echten Erzählungston vom Anfang bis zum Ende hätte durchführen können.

§ 296 dung und die Unmittelbarkeit des Ausdrucks unter dem Streben nach Künstelei in Sprache und Versarten zu leiden, und seine Versuche im Drama fielen ganz unglücklich aus. Allein das Beste, das er in jüngern Jahren geschaffen, wirkte fort: es hatte in Andern gezündet und weckte fortwährend in der deutschen Jugend das dichterische Feuer; die ernste Lyrik blühte vornehmlich in seiner Schule, und lieferte diese auch gerade keine Meisterstücke, so gewann unsere lyrische Poesie durch sie doch gegen die vorhergegangene Zeit im Ganzen an Ideenfülle, an Schwung und an Formreichthum. Auch hatte v. Gerstenberg, der unstreitig unter allen Dichtern, die sich an Klopstock anschlossen[1], das schönste Talent besass[2], in seinem „Ugolino" — der ersten deutschen Tragödie, die unter dem unmittelbaren Einfluss Shakspeare's entstand — ein Werk hervorgebracht, das, so viel daran noch auszusetzen blieb[3], wenigstens bewies, dass unsere tragische Poesie schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen der Emilia Galotti Ernst machte, sich von dem Zwange der französischen Dramaturgie zu befreien[4] und in ein näheres Verhältniss zu der ältern englischen Bühne zu treten. Wieland, dessen

---

§ 296. 1) Als Gerstenberg seine „Tändeleien" dichtete, durch die er sich zuerst einen Namen machte, folgte er noch der von Gleim und seinen anakreontisierenden Freunden angegebenen poetischen Richtung; Gleim regte ihn auch zur Abfassung seiner „Kriegslieder eines dänischen Grenadiers" an: mit Klopstock kam er erst etwas später in Verbindung. 2) Seine „Ariadne auf Naxos" ist, wenn nicht überhaupt die beste Cantate, die wir besitzen, doch gewiss eine der schönsten und zierlichsten, und sein „Gedicht eines Skalden" unter allem, was die Skalden- und Bardenpoesie bei uns hervorgebracht hat, unstreitig das vorzüglichste Stück. 3) Klopstock, der Gerstenberg zur Abfassung dieser Tragödie aufgemuntert hatte, fand dieselbe „trefflich und nicht zu schrecklich" (Brief an Gleim bei Back und Spindler 6, 233). Lessing dagegen liess zwar (in einem Briefe an Gerstenberg, s. Schriften 12, 190 ff.) dem Talente des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren und hielt den Ugolino für „ein Werk von sehr grossen, ausserordentlichen Schönheiten"; allein er gab zugleich deutlich genug zu verstehen, dass der Dichter einen Gegenstand dieser Art in die dramatische Form, gegen die er sich geradezu sträube, gar nicht hätte zwingen sollen, und er verhehlte es ihm nicht, dass er bei keiner Tragödie das Gefühl gehabt habe, das der Ugolino in ihm erweckt hätte. „Mein Mitleid", schrieb er, „ist mir zur Last geworden; oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung." Was Dante seinen Lesern zugemuthet, dürfe der dramatische Dichter nicht dem Zuschauer zumuthen: der Unterschied der Gattungen mache hier alles. Vgl. dazu die Anzeige in der allgemeinen deutschen Bibliothek 11, 1, 8 ff. von Herder, der dem Dichter, den er übrigens sehr hoch stellte, vieles in seinem Werke als Fehler vorrückte und ihm insbesondere vorwarf, das Abscheuliche und Empörende abscheulich und empörend dargestellt zu haben. 4) Sehr treffend bemerkt Weinhold, Boie S. 175: „In seinem Ugolino war der Versuch gemacht, die tragische Wirkung allein auf die inneren Kämpfe zu gründen und das Aeussere ganz zu meiden."

poetische Richtung seit dem Beginn der Sechziger im Allgemeinen § 296
schon oben bezeichnet wurde, hätte durch das gemein Realistische, ja Unsittliche, das darin lag, unter andern Umständen vielleicht nur schädlich, wie auf Gesinnung und Leben, so auf den Geschmack seiner Zeit und auf den Geist der dichterischen Productionen eingewirkt, und das um so eher, je überlegener an Talent er den allermeisten gleichzeitigen Dichtern war, je besser er sich insbesondere darauf verstand, durch Witz, Laune und Weltton seine Erfindungen zu würzen, zu heben und auch das Anstössigste darin noch mit einem gewissen Anstande vorzutragen, und je zahlreichere Leser er sich durch dieses Alles in den höhern Ständen und in den gebildetern Mittelklassen gewann. War jedoch damals im Leben der religiöse und sittliche Ernst, der noch immer in den Deutschen wohnte, ein starker Widerhalt gegen das Umsichgreifen einer frivolrealistischen Sinnesweise, so fand auch in der Literatur der Geist, der in Wielands Schriften herrschte, in dem Geist der klopstockischen Schule, in Lessings sowohl künstlerischer wie kritischer Thätigkeit und in Herders Schriften so mächtige Gegengewichte, dass sein Einfluss auf die Poesie für die Gegenwart und für die Folge in verschiedenen Beziehungen weit mehr nützte als schadete. Wieland war es vor allen andern deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, der der Sinnlichkeit in poetischen Darstellungen wieder zu ihren Rechten verhalf, mochte er ihr in seinen eigenen Werken auch oft zu grosse und zu bedenkliche einräumen[5]. Er

5) Am wenigsten kann es an Wieland gebilligt oder nur entschuldigt werden, dass er sich vornehmlich darin gefiel, durch schlüpfrige, das Nackte meist nur andeutende Bilder die Phantasie seiner Leser so anzuregen, dass ihr die weitere Ausmahlung der verfänglichen Gegenstände und Scenen bis zum Grobsinnlichen nicht schwer fallen konnte. Von derartigen Schilderungen sind nur wenige seiner erzählenden Dichtungen ganz frei, am häufigsten finden sie sich aber gerade in denen, die in den Sechzigern und zu Anfang der Siebziger abgefasst sind, von der „Nadine“ an bis zum „neuen Amadis“ und „Combabus.“ An den „komischen Erzählungen“, die mit der „Geschichte vom Prinzen Biribinker“ im Don Silvio, dem „Idris“ und „dem neuen Amadis“ darin am weitesten gehen, rügte gleich bei ihrem Erscheinen die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften (1, 300) noch eine andere schlimme Eigenschaft. Sie schienen, hiess es hier, darum noch viel unmoralischer als die rostischen Erzählungen (vgl. § 281, Anm. 41), weil diese nur schlüpfrig wären und nichts enthielten, was nicht wenigstens in statu naturali ohne Verbrechen geschehen könnte; wogegen in den wielandschen mit Ehen und Pflichten Spott getrieben würde. Wieland wollte ihre Vertheidigung zwar nicht selbst führen, meinte jedoch, dass diess nicht unmöglich wäre, und wünschte daher, ein Anderer möchte das Wort für ihn nehmen. Derselbe müsste dann zeigen, dass die komischen Erzählungen als wahre und satirische Gemählde der herrschenden Sitten der grossen Welt — oder gewisser Charaktere, welche competente Objecte für die komische und satirische Muse seien, in Situationen, wodurch die Charaktere am

§ 296 rief, weil er überhaupt im Dichten sich an die Wirklichkeit hielt und entweder nur Menschen und Begebenheiten aus dieser Welt darstellte, oder, wo er blosse Geschöpfe der Einbildungskraft einführte, diese ganz vermenschlichte, die Poesie aus den überirdischen Räumen, zu welchen sich die seraphischen Dichter verstiegen hatten, zur Erde zurück. Er trug nächst Lessing am meisten dazu bei, dass die deutsche Dichtung in ein näheres Verhältniss zum Leben trat. Er verscheuchte, so wenig er auch seine didaktischen Zwecke jemals aus den Augen verlor, mehr als irgend ein Anderer aus ihr den empfindsam-ascetischen und den trocken-moralisierenden Ton durch den Geist der Munterkeit und der Lebenslust und verstand es zuerst, für sie ein lebendigeres Interesse bei den vornehmen Ständen zu erwecken[6]. Er belebte und bildete endlich in nicht geringem Grade durch seine sprachliche und metrische Gewandtheit den Sinn seiner dichtenden Zeitgenossen und Nachfolger für Zierlichkeit und Anmuth der Darstellung, sicherte durch seine Vorliebe für den Reim, den er mit einer Leichtigkeit behandelte, wie kein anderer moderner deutscher Dichter vor ihm, dessen Fortdauer und Weiterbildung in unserer Poesie[7] und führte die erzählende Dichtung zuerst zu Stoffen und Formen hin, die dem Geist der neuern Zeit und dem Charakter unserer Sprache wenigstens angemessener waren als diejenigen, für welche Klopstock sich entschieden hatte. — Als ein nicht unerheblicher Fortschritt unserer schönen Literatur darf ferner die nach verschiedenen Seiten hin zunehmende Ausbildung der grossen poetischen Gattungen betrachtet werden. Zwar wurde noch um 1770 darüber geklagt, dass die meisten unter den jungen Dichtern sich nur durch Kleinigkeiten bekannt zu machen suchten, und dass nur selten einer gefunden würde, der sich an ein grosses Werk wagte[8]. Indessen war es schon viel werth, dass man sich dieser Schwäche in dem poetischen Treiben der Zeit immer deutlicher bewusst wurde; und dann fehlte es auch nicht an Anzeichen, dass man, wie die schon zuvor sorgfältig gepflegten grossen Dichtarten entweder selbständiger ausgebildet und innerlich vervollkommnet oder in andere, der bildenden Phantasie einen freiern Spielraum gewährende Richtungen gelenkt wurden, nun auch eine von den namhaftern Dichtern so lange fast ganz vernachlässigte Darstellungsform von weiterm Umfange emporzubringen und ihr eine höhere Geltung in der Literatur zu verschaffen suchte. Denn neben dem Drama und dem

besten entwickelt würden — zu betrachten und aus diesem Gesichtspunkte wirklich moralisch wären (!!). Vgl. den Brief an Gessner in Wielands Leben von Gruber 2, 409. 6) Vgl. S. 166 171. 7) Vgl. S. 249. 8) Vgl. die Briefe „über den Werth einiger deutschen Dichter“ 2, 224 ff.

epischen Gedicht trat der Roman immer mehr in die Reihe der § 296
einer höhern Entwickelung zustrebenden poetischen Gattungen. Auf dem Wege eigner Erfindung geschah dafür am meisten durch Wieland, dessen Agathon der Zeit nach an der Spitze unserer bedeutendern und werthvollern Romane aus dem vorigen Jahrhundert steht; viel trugen dazu aber auch schon jetzt und noch mehr für die Folgezeit die Romane bei, die von England eingeführt wurden[9]. — Dass endlich unsere Dichtung auch anderweitig als im geistlichen Liede Anstalt machte, aus ihrem rein gelehrten Charakter herauszutreten und einen mehr volksmässigen Ton anzustimmen, kündigte sich wenigstens jetzt schon an, und am ersten und bestimmtesten darin, dass sich hier und da in den Dichtern — wie namentlich in Gleim — das Verlangen regte, nicht mehr bloss für die höhern und gebildetern Stände, sondern auch für das eigentliche Volk, und insbesondere für den Landmann, weltliche Lieder zu dichten[10]. —

§ 297.

Die Bewegung, welche in unsere schöne Literatur vom Jahre 1721 an gekommen war, zeigte sich auch allmählig immer deutlicher und allgemeiner auf dem Gebiete derjenigen theoretischen und praktischen Wissenschaften, die in keinem so unmittelbaren Bezuge

---

9) Ausser den Romanen von Richardson und Sterne fanden die von Fielding, Smollet und Goldsmith zum Theil schon früher, besonders aber seit dem Ende der Sechziger in Uebersetzungen allgemeinen Eingang in die deutsche Lesewelt. Fieldings „Abenteuer Jos. Andrews“ waren wahrscheinlich schon 1746 in einer deutschen Uebersetzung vorhanden (vgl. § 282, 33¹); von seiner „Amalia“ erschien eine 1750 ff. zu Hannover, die 1763 schon zum drittenmal aufgelegt wurde. Der „Tom Jones“ wurde 1750 von einem gewissen Wodach übersetzt (Hamburg 1750, in verbesserter Ausgabe Leipzig 1771; vgl. allgem. d. Bibliothek 43, 1, 452 und Anhang zum 53.—86. Bde. S. 2598 ff.). Smollets „Peregrine Pickel“, den man auch schon um die Mitte der Fünfziger deutsch hatte, wurde 1769 aufs neue übersetzt (vgl. allgem. d. Bibliothek 11, 1, 336 f.); sein „Roderich Random“ kam deutsch 1755 zu Hamburg heraus, und die „Reisen Humphry Klinkers“ von demselben Verf. übertrug J. J. Ch. Bode 1772. Von Goldsmiths Dorfprediger von Wakefield wurde die erste Uebersetzung 1767 zu Leipzig gedruckt, eine zweite 1772, der vier Jahre später die von J. J. Ch. Bode folgte. Vgl. hierzu auch Gervinus 5⁴, 159, Anm. 47.

10) Von Gleim erschienen 1772 zu Halberstadt „Lieder für das Volk“ (d. h. das Landvolk). Obgleich sie wenig oder gar keine Poesie, sondern nur schlichte, hausbackene Gedanken, die in Reime gebracht sind, enthalten, machten sie Lessingen doch „eine wahre und grosse Freude“, weil der Dichter, wie er an ihn schrieb, anstatt das Volk bloss und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts zu nehmen und sich zu ihm herabzulassen, sich vielmehr unter dasselbe gemischt habe, nicht, um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern es zu seiner Arbeit zu ermuntern und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich

§ 297 zu der poetischen Production stehen, wie die Dichtungslehre und die aesthetische Kritik. Von ihnen können hier aber bloss, und zwar auch nur nach ihrem allgemeinsten Verhalt in der Zeit, die in Betracht kommen, die tiefer in das gesammte deutsche Geistesleben während dieser Periode eingegriffen und darum in entschiedener Weise auf den Bildungsgang unserer eigentlichen Nationalliteratur eingewirkt, oder auch selbst Erzeugnisse geliefert haben, die wenigstens zum Theil dieser letztern noch zugerechnet werden dürfen: die Philosophie und die Theologie, die Geschichte und die politischen Wissenschaften, die Erziehungslehre und die Philologie[1]. Auch in diesen verschiedenen Fächern ist bis in den Beginn der Siebziger noch überall der Einfluss sehr sichtbar, den das Ausland, besonders England und Frankreich, auf die deutsche Bildung ausübte. Zuvörderst trug der Vorgang der Franzosen und Engländer sehr viel dazu bei, dass die deutschen Gelehrten sich nun schon weit seltner als in frühern Zeiten der lateinischen Sprache bedienten, und dass es, wenn sie über wissenschaftliche Gegenstände deutsch schrieben, unter ihnen immer gewöhnlicher ward, die gehörige Sorgfalt auf eine gebildete und gewählte Sprache zu verwenden, sich einer geschmackvollen und zugleich populären Vortragsweise zu befleissigen. Sodann aber giengen auch die ersten und unmittelbarsten Anregungen zu den innern Reformen oder Aenderungen, welche die genannten Wissenschaften jede für sich erfuhren, hauptsächlich von jenen Ländern aus[2]. — 1. In der Philosophie blieb bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das aus Leibnitzens speculativer Lehre hervorgegangene rein verständige System Chr. Wolffs das vorherrschende. Wolffs Hauptverdienst bestand ausser dem, das er sich durch seine deutsch geschriebenen Werke um die Ausbildung unserer Sprache zum wissenschaftlichen Gebrauch erwarb, noch besonders darin, dass er der theologischen Orthodoxie und dem in sich erstarrenden Pietismus gegenüber die Freiheit des Denkens förderte und für dasselbe, durch Anwendung der mathematisch demonstrativen Lehrart auf philosophische Materien, eine

---

zur Quelle seines Vergnügens zu machen (vgl. Lessings Brief an Gleim in den s. Schriften 12, 351 ff. und Wielands Urtheil bei Gruber 3, 71 ff.: dazu Gervinus 4⁵, 229; dagegen Mercks Brief an J. G. Jacobi im Weimar. Jahrb. 5, 172).

§ 297. 1) Vgl. zu diesem § überhaupt J. Hillebrand, die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart. 1. Ausg. Hamburg und Gotha 1845 f. 3 Thle. S. 1, 74—95 und 247 ff. 2) Hierüber kann ich nur im Allgemeinen verweisen auf die sehr lehrreichen und vortrefflich ausgeführten Abschnitte in Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. 1, Abschn. 2, Kap. 1 und 2; Bd. 2, Abschn. 2, Kap. 1 und 2; Bd. 4, Abschn. 2, Kap. 2 und 3.

zwar nüchterne, aber streng methodische Form schuf. Sein System § 297 wurde die eigentliche Schulphilosophie, die, auf Universitäten gelehrt und von da aus sich in weitern Kreisen verbreitend, das höhere geistige Leben bei uns in allen seinen Richtungen durchdrang und namentlich die Formen der gesammten wissenschaftlichen Literatur vielfach bestimmte. Zwar machten sich schon ziemlich früh einzelne einflussreiche Universitätslehrer unabhängig von Wolffs Lehre[3], oder traten gar als ausgesprochene Widersacher gegen dieselbe auf[4]; indessen wurde ihre Geltung dadurch im Allgemeinen wenig beeinträchtigt. Auch als die Deutschen, besonders seit den vierziger Jahren, mit Locke's Erfahrungsphilosophie und mit andern aus ihr unmittelbar oder mittelbar herstammenden Systemen der Engländer und der Franzosen allmählig bekannter wurden[5], behauptete sie auf den Universitäten noch immer ihr Ansehen. Allein anderwärts, vornehmlich unter den Männern, welche wie Spalding, Sulzer, Mendelssohn, Garve u. A. eine höhere und freiere Geistesbildung erstrebten und, sich an der Neugestaltung der vaterländischen Literatur lebhaft betheiligend, die Philosophie aus der Schule ins Leben einzuführen suchten, wich nach und nach der wolffische Formalismus einer mehr eklektischen Philosophie, die ihrer Haupttendenz nach auf eine Ergänzung und Vervollständigung des wolffischen Systems durch das locke'sche ausgieng, die Metaphysik mehr zurückschob und sich dafür, gestützt auf Beobachtung und Erfahrung, lieber mit anthropologischen und psychologischen Forschungen, mit der allgemeinen Sittenlehre, mit der Theorie der Kunst, mit der Naturlehre, mit Erörterung und Betrachtung geschichtlicher Verhältnisse und mit Untersuchungen über Gegenstände beschäftigte, die in das religiöse Gebiet einschlugen oder mit dem öffentlichen

---

3) Wie namentlich Joach. Georg Daries, geb. 1714 zu Güstrow, lehrte schon in den Dreissigern zu Jena (von 1744 an als Professor) und seit 1763 zu Frankfurt a. d. O., wo er 1791 starb. 4) Am entschiedensten Chr. Aug. Crusius, geb. 1716 zu Leune bei Merseburg, seit 1744 ausserordentlicher Prof. der Philosophie in Leipzig, später ordentl. Prof. der Theologie daselbst und gest. 1775.

5) Schon Thomasius studierte Locke's Schriften und schrieb in dessen Sinn (Schlosser 1, 609); Locke's Buch über die Erziehung der Kinder wurde in den Zwanzigern selbst den Frauen zum Lesen empfohlen (vgl. § 282, Anm. 33); sein „vortreffliches Buch von dem menschlichen Verstande“ benutzte Bodmer (in einer französischen Uebersetzung) für seine „Betrachtungen über die poetischen Gemählde“ (S. 32 f.; vgl. auch S. 388; 437 und Breitinger in der kritischen Dichtkunst 2, 292 f.; 308). Eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte der englischen und französischen Philosophie von Locke bis auf die Zeit, wo sie einen bedeutenden Einfluss auf die deutsche Bildung und Literatur zu äussern anfieng, hat in lichtvoller Darstellung Gruber in Wielands Leben 2, 548—568 gegeben.

§ 297 Leben und den Zuständen der Gesellschaft zusammenhiengen[6]. Hieraus erwuchs der deutschen Bildung und Literatur allerdings vieles Gute, zugleich aber gieng aus der Popularisierung der eklektischen Philosophie auch jene Art von philosophischem Rationalismus hervor, der, jeder tiefern wissenschaftlichen Begründung sich überhebend und in allem Denken allein dem sogenannten gesunden Menschenverstande vertrauend, über alles im Leben, in der Dichtung, in der Kunst und in der Wissenschaft keck und dünkelhaft absprach. Diese seichte Popularphilosophie hatte bereits um das Jahr 1770 einen grossen Spielraum gewonnen, ihr Hauptorgan in der allgemeinen deutschen Bibliothek gefunden und tief in alle Richtungen der Literatur eingegriffen, während zu derselben Zeit auch Wielands Grazienphilosophie schon viele Anhänger zählte, und Rousseau mit seinem auf Weltverbesserung abzweckenden Naturevangelium an allen Zweigen unserer dem Praktischen zugewandten, sich mit dem Leben unmittelbar berührenden Wissenschaft rüttelte. Als einen der gründlichsten und scharfsinnigsten Denker zeigte sich in diesem Zeitabschnitt Johann Heinrich Lambert[7]: in seinen philosophischen Schriften[8] ist gleichsam die Brücke geschlagen von der durch Locke's System modificierten und vervollständigten wolffischen Lehre zu Kants kritischer Philosophie. Kant selbst lehrte zwar schon seit 1755 an der Königsberger Universität und hatte auch bereits vieles seit dem Ende der Vierziger bis in die Siebziger herein geschrieben[9]; seine Wirksamkeit auf die Zeitgenossen er-

---

6) Vgl. Goethe, Werke 25, 93 ff. und Gervinus 5[4], 371 f. 7) Geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, sollte nach dem Willen seines Vaters, der ein armer Schneider war, dessen Handwerk lernen, verschaffte sich aber durch Selbststudium, besonders mathematischer Bücher, und durch die Unterstützung Anderer eine solche Bildung, dass er 1748 Hofmeister in einem adligen Hause werden konnte. Er setzte nun seine Studien mit dem grössten Eifer und besten Erfolge fort, begleitete 1756 seine Zöglinge nach Göttingen und später auf Reisen durch Holland und Frankreich, wurde Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften und kam nach manchem Wechsel seines Aufenthalts 1764 nach Berlin, wo er zuerst zum Mitgliede der Akademie und nachher zum Oberbaurath ernannt wurde. Er starb 1777.

8) „Kosmologische Briefe“, Augsburg 1761, und vorzüglich „Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein.“ Leipzig 1764. 2 Bde. 8. 9) Zuerst „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich der Hr. v. Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben.“ Königsberg 1746 (eigentlich 1749). 8. und „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ etc. Königsberg 1755. 8. Unter den spätern gehören zu den bemerkenswerthesten der „Erweis der falschen Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren“ (1762); „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ (1763; vgl. Literatur-Brief 280 f.) und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764);

streckte sich jedoch vor dem Erscheinen seines ersten Hauptwerks § 297
im Anfang der Achtziger nicht weit über den Kreis seiner Zuhörer und nächsten Freunde und ward im eigentlichen Deutschland noch wenig verspürt. — 2. In der protestantischen Theologie, die auf den meisten höhern Bildungsanstalten nach dem Bekenntniss der lutherischen Kirche gelehrt wurde, theilten sich zu Anfang dieses Zeitraums die Vertreter der aus dem siebzehnten Jahrhundert überkommenen scholastischen Rechtgläubigkeit, die den Buchstaben des angeblich reinen Lutherthums aufrecht zu halten suchten, und die Nachfolger Speners und Francke's, oder die Anhänger der pietistischen Schule, in die Herrschaft. Die Regung eines freiern und hellern Geistes in ihr und das Hervortreten einer lebendigern Wissenschaftlichkeit in der Behandlung theologischer Dinge kündigte sich zuerst in der Lehrweise und in den Schriften Mosheims an[10]. Es dauerte auch nicht lange, so wurde ein engeres Band zwischen ihr und der Philosophie geknüpft. Zunächst geschah diess durch Wolffs Schüler, vorzüglich durch Siegmund Jacob Baumgarten[11], der vorsichtig und geschickt die demonstrative Methode seines Lehrers auf die Dogmatik anzuwenden verstand; und später versuchte auch Crusius in seiner von Wolffs Lehre abgewandten wissenschaftlichen Richtung eine Vermittelung zwischen der Philosophie und der lutherisch-kirchlichen Rechtgläubigkeit herbeizuführen. Seit den Vierzigern, wo die Schriften der englischen Deisten in Deutschland bekannter zu werden anfiengen und die französischen Freidenker in Berlin einen Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit fanden[12], drang der Geist der eklektisch-rationalistischen Philosophie immer tiefer in die theologischen Wissenschaften ein; er vorzüglich förderte die Bewegung, die auf diesem Gebiet allmählig immer rascher und weiter um sich griff. Fürs erste äusserten sich seine Wirkungen besonders in der veränderten Behandlung der christlichen Sittenlehre; in der Folge, als die biblische Kritik eine kräftige Stütze an der erstarkenden classischen und orientalischen Philologie erhielt und die Grundsätze, nach denen die Philologen bei der Erklärung der alten Classiker verfuhren, von J. A. Ernesti, J. D. Michaelis und Johann Salomon Semler[13] auf die Exegese der neu- und alttestamentlichen Schriften

---

vgl. Hamanns Schriften 3, 269 ff. 10) Vgl. § 282, 10. 11) Ein älterer Bruder von Alex. Gottl. Baumgarten, geb. 1706 zu Wolmirstädt, lehrte seit 1732 in Halle, wo er zwei Jahre später ordentl Prof. der Theologie wurde und 1757 starb. 12) Vgl. Gervinus 4⁴, 78 f. 13) Der bedeutendste unter S. J. Baumgartens Schülern, dessen Einfluss auf die Gestaltung der deutschen Theologie unberechenbar ist, geb. 1725 zu Saalfeld, 1751 nach Altorf als Professor der Geschichte und Poesie und 1752 nach Halle als Professor der Theologie berufen. Hier

§ 297 übertragen wurden, kamen sie auch an den neu aufgestellten Systemen der Dogmatik immer deutlicher zum Vorschein. Wenn bereits in den Vierzigern der von der Kirche angenommene Ursprung der heil. Schrift und die unbedingte Gültigkeit ihres Inhalts in Deutschland nicht ganz unangefochten blieb[14], so war diess mehr eine vereinzelte und vorübergehende Erscheinung als ein Zeichen einer weit verbreiteten Denkweise. Die freisinnigern Theologen, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und auch noch während der Sechziger in Ansehen standen und einen ins Allgemeine gehenden Einfluss besassen[15], traten noch keineswegs so angriffsweise gegen den Offenbarungsglauben an die Grundlehren des Christenthums auf, wie diess von den englischen Deisten und den französischen Freigeistern geschehen war und noch geschah: sie bemühten sich nur, mit aller Ehrfurcht vor der Bibel, den Glauben und die christliche Sittenlehre, soviel wie möglich, mit dem vernünftigen Denken oder, was damals dafür galt, mit der Philosophie des gesunden Menschenverstandes zu vermitteln und auszusöhnen; sie wollten den eigentlich sittlichen Gehalt der heil. Schrift fruchtbar für das Leben und gemeinnützig machen, nicht der Freigeisterei das Wort reden oder gar die Religion verspotten, aber die Aufklärung und Toleranz fördern, die religiöse Bildung mit der allgemeinen Geistesbildung der Zeit in Einklang bringen und sie unter dem Volk verbreiten. Nach diesen Zielen strebten in Predigten und Lehrschriften namentlich Jerusalem, Spalding und Georg Joachim Zollikofer[16], und ähnliche Tendenzen verfolgten auch noch selbst Dogmatiker wie Wilhelm Abraham Teller[17] und andere ihm

---

lehrte er vom Frühjahr 1753 und starb 1791. 14) Angriffe dieser Art geschahen von J. Chr. Edelmann, geb. 1698 zu Weissenfels. Er war eine Zeit lang Hauslehrer, schloss sich an die Herrenhuter, trennte sich aber wieder von ihnen und griff sie aufs heftigste an. Nach einem unstäten Leben fand er endlich in Berlin Duldung und Ruhe und starb 1767. Mit der Polemik der englischen Deisten stand die seinige in keinem innern Zusammenhange. 15) Seit der Mitte der Sechziger gab die allgemeine d. Bibliothek auch für die Wirksamkeit der rationalistischen Theologen den einigenden Mittelpunkt ab. 16) Geb. 1730 zu St. Gallen, besuchte mehrere gelehrte Anstalten und zuletzt die Universität Utrecht, wo er neben der Theologie auch fleissig die alten Classiker, Philosophie und schöne Wissenschaften studierte. Seit 1754 bekleidete er verschiedene Predigerstellen in der Schweiz, und 1758 wurde er als Prediger der reformierten Gemeinde nach Leipzig berufen. Hier fanden seine Predigten gleich anfänglich vielen Beifall; derselbe steigerte sich mit der Zeit immer mehr, und Zollikofer ward einer der berühmtesten geistlichen Redner in Deutschland. Er starb 1788. 17) Geb. 1734 in Leipzig, wo er auch als akademischer Lehrer und Prediger seine Laufbahn eröffnete; 1761 als Generalsuperintendent und ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstädt berufen und, nachdem er daselbst wegen seiner Schriften

geistesverwandte Theologen[18]. In völliger Verflachung und zu § 297
einer der Wissenschaft wie der Religion gleich unwürdigen frivolen Verfahrungsweise im Lehren und Schreiben artete der Rationalismus in der Theologie erst nach 1770 aus, als kurz vor dem Erscheinen des ersten der Wolffenbüttler Fragmente der berüchtigte K. Fr. Bahrdt seine Rolle zu spielen anfieng und auf der einen Seite die Freigeisterei schon festern Fuss in Deutschland fasste, auf der andern der Pietismus in neuer Stärke hervortrat. Bahrdt, 1741 zu Bischofswerda geboren, studierte, nur mangelhaft vorbereitet, schon von seinem sechzehnten Jahre an in Leipzig, fieng 1761 selbst an über Dogmatik zu lesen, erhielt bald darauf ein geistliches Amt in Leipzig, einige Jahre später eine ausserordentliche Professur der biblischen Philologie und begann auch schon kleine theologische Schriften herauszugeben. Als ihn eine sinnliche Verirrung 1768 um seine Aemter brachte, verhalf ihm Klotz zu einer Professur der biblischen Alterthümer in Erfurt. Die Händel, in die er hier mit einigen orthodoxen Theologen gerieth, weckten seinen Hass gegen die Orthodoxie selbst und verleideten ihm seine überdiess sehr beschränkte Lage in Erfurt. 1771 wurde er zu einem Predigtamt und zu einer theologischen Professur nach Giessen berufen. Unter mehrern andern theologischen Werken, die er hier binnen wenigen Jahren schrieb, erschienen auch die vielberufenen „neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“[19]. Seine zunehmende Heterodoxie führte endlich dazu, dass ihm das Predigen und das Lesen theologischer Collegien untersagt ward. Er verliess Giessen 1775 und gieng, von Basedow empfohlen, nach Marschlinz in Graubünden, um die Direction des daselbst von dem Hrn. v. Salis gegründeten Philanthropins zu übernehmen, fand aber nicht die glücklichen Verhältnisse, in die er zu treten gehofft hatte. Er nahm daher 1776 die ihm angebotene Superintendentur zu Dürkheim an der Hardt an, gründete bald darauf in dem benachbarten Heidesheim ein Philanthropin, liess sich dabei, um seine Umstände zu verbessern, in allerlei fremdartige Unternehmungen ein, gerieth dadurch in die misslichste Lage, suchte auf einer Reise nach den Niederlanden und England Zöglinge, die gut zahlten, für seine Anstalt zu werben, wurde aber nach seiner Rückkehr 1779 durch einen Beschluss des Reichshofraths seiner Irrlehren halber aller

---

viele und schwere Verfolgungen erlitten. 1767 zu Berlin als Ober-Consistorialrath und Probst angestellt, 1786 wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache auch zum Mitgliede der Akademie ernannt, gest. 1804. Sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens“ erschien zu Helmstädt und Halle 1764. 8. 18) Vgl. Goethe, Werke 25, 95 ff. und Gervinus 5^4, 237 ff. 19) Riga 1772—75. 4 Thle. 8.

§ 297 seiner Aemter entsetzt und zugleich mit Verweisung aus Deutschland bedroht, wofern er nicht die ihm Schuld gegebenen Irrthümer widerrufen wollte. Hierzu nicht geneigt, suchte Bahrdt um eine Freistätte im Preussischen nach, die ihm auch unter der Bedingung, dass er keine theologischen Collegien läse, in Halle gewährt wurde. Hier lebte er anfänglich still und eingezogen mit den Seinigen von Schriftstellerei, philosophischen und philologischen Vorlesungen und Unterstützungen, die ihm von auswärts her zuflossen. Später kaufte er einen Weinberg, in welchem er ein Wirthshaus anlegte, dem er selbst gewissermassen vorstand, wobei er jedoch seine Vorlesungen und literarischen Arbeiten fortsetzte. Seine freimaurerischen Umtriebe und einige anstössige Schriften, an deren Abfassung oder Bekanntmachung er nicht unbetheiligt geblieben war[20], zogen ihm 1789 einjährige Festungshaft in Magdeburg zu. Er starb auf seinem Weinberge bei Halle 1792. Bahrdt hat, während er gefangen sass, sein Leben beschrieben[21]: ein für die Sittengeschichte jener Zeit, so wie für die damaligen Universitätszustände, das theologische und pädagogische Treiben etc. gleich merkwürdiges Buch. — Seit den Siebzigern entbrannte auch erst die Befehdung der theologischen Neuerer durch die alt-orthodoxe Partei zu einem Kampfe auf Leben und Tod; angehoben war sie schon lange zuvor und vornehmlich durch denselben Johann Melchior Goeze[22], der auch in den Siebzigern der Hauptvorkämpfer seiner Partei war. Allein noch eine andere und von einem viel lebendigern christlichen Bewusstsein gehobene Opposition hatte sich bereits in den Sechzigern gegen die Aufklärer und Neuerer in der Theologie zu bilden angefangen: sie gieng hauptsächlich von Hamann und Johann Caspar Lavater aus, verstärkte sich allmählig durch den Zuwachs neuer geistiger Kräfte und wirkte dann in der Folgezeit höchst bedeutend mit bei der Umgestaltung der theologischen Wissenschaften. Lavater, 1741 zu Zürich geboren, fühlte schon als siebenjähriger Knabe den Drang, sich in allen seinen kleinen Angelegenheiten im Gebet an Gott zu wenden, und war „stolz auf diesen Gebrauch und dieses Bedürfniss Gottes.“ Ohne irgend hervorstechende Anlagen zu zeigen

---

20) Das ekelhafte Lustspiel „das Religions-Edikt. Eine Skizze. Von Nicolai dem Jüngern“, 1789 gehörte dazu. 21) „K. Fr. Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale“ etc. Berlin 1790 f. 4 Thle. 8. Der letzte Band enthält auch in einem Anhange das Verzeichniss von Bahrdts sämmtlichen Schriften bis in den Anfang des J. 1790. Vgl. dazu Schlichtegrolls Nekrolog auf das J. 1792, 1, 119—255. 22) Geb. 1717, seit 1755 Pastor in Hamburg, gest. 1786. Goeze schrieb schon 1748, als er noch Prediger in Aschersleben war, gegen Spaldings „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen“ (vgl. § 282, Anm. 28 und Jördens 4, 713).

und, wie es schien, ohne alle Gabe zum Reden, Erzählen und Raisonnieren, worin er es späterhin so weit brachte, gieng er als ein blöder, furchtsamer Knabe, der sich am liebsten mit seiner innern Welt beschäftigte und sich am behaglichsten in seinen Phantasien und Empfindungen fühlte, durch die Schulen seiner Vaterstadt. Einen grossen Eindruck machte indess alles, was er von Wieland hörte, als dieser nach Zürich gekommen war, und um dieselbe Zeit erwachte in ihm auch eine starke Neigung zur Lectüre. Er las allerlei, naschte aber nur an den Büchern, weil es ihm an Beharrlichkeit fehlte und er das Nachdenken scheute. Von 1758 an besuchte er das akademische Gymnasium in Zürich und ward Bodmers und Breitingers Schüler: er studierte nun sehr fleissig Philosophie und Theologie, verfasste auch bereits viele religiöse Poesien, namentlich Lieder. Nachdem er 1762 in den geistlichen Stand aufgenommen worden, trat er mit seinem Freunde Heinrich Fuessli gegen einen der Züricher Landvögte, der die schreiendsten Ungerechtigkeiten verübte, mit einer öffentlichen Anklage auf. Hierdurch machte sich Lavater zuerst einen Namen. Unmittelbar darauf reiste er mit Fuessli und einem andern Freunde zu ihrer weitern Ausbildung nach Deutschland, wohin ihn besonders Spalding zog[23]: Sulzer, der die jungen Männer von Winterthur bis Berlin begleitete, verschaffte ihnen überall die Bekanntschaften, die ihnen interessant sein konnten. Während ihres Aufenthalts bei Spalding begann Lavater seine ersten für die Oeffentlichkeit bestimmten schriftstellerischen Arbeiten, die in Beurtheilungen theologischer Schriften und in andern moralisch-religiösen Aufsätzen bestanden. Wie auf der Hinreise nach Pommern, besuchte Lavater auf seinem Heimwege viele Schriftsteller und Gelehrte: er lernte so die allermeisten damals in literarischem Ruf stehenden Männer Deutschlands kennen. In Zürich, wo sich 1767 und 68 „seine eigentliche Meinung von der Schriftlehre in Ansehung der Kraft des Glaubens, des Gebets und der Gaben des heil. Geistes formte“[24], setzte er, anfänglich noch ohne Amt, neben Predigen seine schriftstellerischen Arbeiten fort[25]. Im Jahre 1769 war er § 297

23) Vgl. S. 72. 24) Vgl. Jördens 3, 167—172. 25) Seit 1767 erschienen zunächst, ausser seinen „Schweizerliedern“ (von denen an anderer Stelle mehr) und verschiedenen andern Schriften, die „Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Hrn. J. G. Zimmermann“ (Zürich 1768 ff. 4 Thle. 8., mehrmals aufgelegt); die Uebersetzung von Bonnets Palingénésie philosophique etc. (Zürich 1769 f.) mit Anmerkungen von Lavater und einer Vorrede zum 2. Theil, welche die Aufforderung an M. Mendelssohn enthielt, entweder Bonnets Beweise für das Christenthum zu widerlegen, oder selbst Christ zu werden, was der Anfang zu seinen Streitigkeiten mit den Berlinern war (vgl. § 254, 26; dazu die allgemeine d. Bibliothek 13, 2, 388 ff.; Jördens 3, 346 f. und Guhrauer, Lessing 2, 2, 99 ff.,

§ 297 Diaconus an der Waisenhauskirche in Zürich geworden; um dieselbe Zeit knüpfte sich sein Freundschaftsverhältniss mit J. K. Pfenninger an, der in den religiösen Bewegungen der folgenden Jahrzehnte Lavaters Hauptstreitgenosse wurde. Als Basedow mit seinen pädagogischen Reformplanen hervortrat, wurde Lavater einer der eifrigsten Fürsprecher und Beförderer derselben. Schon früher geneigt, sich den geistigen und sittlichen Charakter eines Menschen aus dessen Gesichtsbildung zu deuten, befestigte er in sich immer mehr die Ueberzeugung, die Physiognomik müsse sich wissenschaftlich begründen und in ein System bringen lassen. Die kleine Schrift „J. C. Lavater von der Physiognomik"[26] brachte die ersten Sätze, die er aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen gezogen hatte[27]. Im Jahre 1774 wurde er auf einer Reise durch Deutschland zuerst mit Goethe persönlich bekannt; eine Folge des vertrauten Verhältnisses, das sich zwischen beiden eine Zeit lang bildete, war Goethe's thätige Mitwirkung bei der Ausarbeitung von Lavaters grossem Werke „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniss und Menschenliebe", welches in Leipzig und Winterthur 1775—78[28] erschien. In diesen Jahren spielten die berüchtigten Wundermänner und Geisterbeschwörer Pater Gassner und Schröpfer ihre Rollen und erregten auch bei dem wundersüchtigen Lavater das lebhafteste Interesse, wie einige Zeit nachher Mesmer mit seinem Magnetismus. 1778 vertauschte er das Pfarramt an der Waisenhauskirche, in das er drei Jahre zuvor eingerückt war, mit dem Diaconat an der S. Peterskirche zu Zürich, an der er 1786 zum ersten Prediger und Pfarrer ernannt wurde. Von den Gegnern und Feinden, die ihm seine religiöse Richtung, seine Schriften und seine Handlungsweise nach und nach zugezogen hatten, richteten besonders Nicolai und dessen Freunde an den Achtzigern viele und heftige Angriffe gegen ihn. Die Zeit seiner bedeutendsten Wirksamkeit und seines Einflusses auf die Entwickelung des deutschen Geisteslebens war damals eigentlich schon vorüber, so viel er auch noch immer schrieb. An die französische Revolution knüpfte er anfänglich grosse Hoffnungen, die er aber bald genug getäuscht sah. Als

---

besonders auch Note 1 auf S. 100); und das „geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (Leipzig 1771. 73. 2 Thle. 8. Vgl. Jördens 3, 197. N. 11).

26) Leipzig 1772. 8., mit einem Vorbericht von J. G. Zimmermann, der auch den ersten Abdruck im hannöverschen Magazin von 1772 besorgt und einige Anmerkungen hinzugefügt hatte. 27) Als Lessing 1775 in Leipzig gewesen, schrieb Weisse an Garve (4. Mai 1775): „Basedow und Lavater heissen ihm (Lessing) ein Paar enthusiastische Narren und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen"; vgl. Guhrauer a. a. O. 2, 2, 102. 28) 4 Bde. gr. 4.

die politische Bewegung auch die Schweiz ergriff, suchte er so viel wie möglich zum Frieden hinzuwirken, scheute aber keine Gefahr, wenn es galt, durch Rede oder Schrift das zu vertreten, was er für das Rechte hielt. Bei der Besitznahme Zürichs durch die Franzosen erhielt er eine Schusswunde, die zu Anfang des Jahres 1801 seinen Tod herbeiführte[29]. — 3. Die Ausbildung der historischen Wissenschaften war zu Ende der Fünfziger so wenig vorgeschritten, dass Lessing sich in den Literaturbriefen zu der Bemerkung veranlasst fand, um das Feld der Geschichte sehe es in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur noch am schlechtesten aus[30]. In keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben gebracht, waren sie während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nichts weiter als ein Zweig der deutschen Schulgelehrsamkeit, wie sie damals vornehmlich auf den Universitäten betrieben wurde. Die Forschung bestand nur in fleissigem Zusammentragen von Stoff, an dessen kritische Sichtung wenig gedacht wurde; die Geschichtschreibung, geistlos und unbelebt, bewegte sich in pedantisch-schwerfälliger Form; in Werken über vaterländische Geschichten, die vorzugsweise von Juristen abgefasst wurden, erinnerte alles daran, dass wie bei der Quellenforschung, so auch bei der Verarbeitung des Stoffs, staatsrechtliche Gesichtspunkte und Zwecke vor allen andern geleitet hatten. Was Mascou und von Bünau bereits in den Zwanzigern auf diesem Felde zu leisten angefangen, war noch immer unübertroffen[31]. Als die seit 1736 in England erschienenen Theile der § 297

---

29) Vgl. J. C. Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann G. Gessner. Winterthur 1802 f. 3 Thle. 8. und dazu Gervinus 5[4], 253 ff. Von den Schriften, die ausser den schon hier aufgeführten von Lavater erschienen sind, werden die bemerkenswerthesten an andern Stellen erwähnt werden. 30) In der Beurtheilung von G. Ch. Gebauers portugiesischer Geschichte etc. (Leipzig 1759. 4), Literatur-Brief 52 f. 31) Angebaut, bemerkte Lessing a. a. O., wäre dieses Feld zwar genug; aber wie? Wir hätten wenige oder gar keine vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen, und wohl aus keinem andern Grunde, als weil unsere schönen Geister selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister wären. Jenen mangelte es an Stoff und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoff eine Gestalt zu geben. Auch er zog Mascou und v. Bünau allen ihren Nachfolgern bis zum J. 1759 vor; er meinte sogar, es sei eine Kleinigkeit, was ihnen zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten, weil der wahre Geschichtschreiber sich doch eigentlich nur dann zeigen könnte, wenn er die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschriebe. — Noch viel später fand Lichtenberg (Vermischte Schriften 1, 249 ff.), dass es unsern Geschichtschreibern zu sehr an Gelegenheit fehlte, alle Seelenkräfte auszubilden, dass sie nicht Unabhängigkeit des Charakters, nicht Freimüthigkeit, nicht Welt- und Menschenkenntniss genug besässen, und dass sie endlich auch zu wenig Sorgfalt auf eine gebildete Schreibart verwendeten, um etwas Vorzügliches leisten zu können. Der eigentliche Professor, oder wie man

§ 297 grossen „allgemeinen Welthistorie“[32], deren Werth auch weit weniger auf kritischer und kunstmässiger Behandlung als auf grosser Fülle des Stoffs beruhte, zehn Jahre später den Deutschen zugänglicher gemacht werden sollten, begnügte man sich zunächst damit, eine ganze Reihe von Bänden bloss zu übersetzen und mit Anmerkungen zu versehen[33]. Dadurch konnte wohl die Geschichtskenntniss, aber nicht die Geschichtschreibung bei uns gefördert werden, die auch nicht viel dabei gewann, als um 1770 mehrere deutsche Gelehrte an eine freiere Bearbeitung der noch übrigen Bände jenes grossen Werkes giengen[34]. Indessen machten sich auch in diesem Gebiete die wohlthätigen Folgen des Einflusses der englischen und französischen Literatur auf die deutsche allmählig bemerklich. Die locke'sche Philosophie und ihre Abzweigungen hatten in England und Frankreich unter anderm auch dazu geführt, geschichtliche Verhältnisse und Bildungen in einer lebendigern, geistvollern Weise als zeither aufzufassen und darzustellen: etwas Aehnliches stellte sich in Deutschland ein, als die eklektische Popularphilosophie in Aufnahme kam und unsere Gelehrten zugleich mit dem Geist der Werke Bolingbroke's, Montesquieu's, Voltaire's und anderer Engländer und Franzosen, die entweder über das Studium der Geschichte geschrieben hatten, oder selbst als Historiker aufgetreten waren, sich vertrauter machten. Auf die Art, wie von Montesquieu und Voltaire geschichtliche Gegenstände behandelt und insbesondere Charaktere von Nationen und Personen dargestellt worden, hatte schon Bodmer zu Anfang der Vierziger aufmerksam gemacht und ihr grosses Lob ertheilt[35]. Im Jahre 1759 äusserte sich Mendelssohn[36] dahin: nur alsdann, wenn derjenige Theil der Weltweisheit,

---

sich vielmehr ausdrücken könnte, der Stubensitzer wäre am wenigsten fähig, ein grosser Geschichtschreiber zu werden. — Dass ein Haupthinderniss für eine naturgemässe Entwickelung und Blüthe der Geschichtschreibung nicht bloss damals, sondern auch noch späterhin in der Beschaffenheit unserer staatlichen und bürgerlichen Zustände und namentlich in dem Mangel an aller Oeffentlichkeit im Staatsleben lag, fieng man nicht eher an einzusehen, als bis theils durch wissenschaftliche Anregungen, theils durch nähere Bekanntschaft mit der englischen Staatsverfassung in Deutschland ein höherer Sinn für die Auffassung und Beurtheilung politischer Verhältnisse geweckt worden war. 32) An universal History from the earliest account of time to the present, von mehrern Verfassern. London 1736 ff. 33) „Allgemeine Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgeführt worden etc. herausgg. von S. J. Baumgarten, Halle 1746—59. 18 Thle. 4.; fortgesetzt (bis zum 30. Thl.) unter der Aufsicht J. S. Semlers, 1759—66. 34) Der 31. und die folgenden Theile erschienen in Bearbeitungen von Schloezer, Meusel u. A. 1771—1810. 35) Vgl. die Betrachtungen über die poetischen Gemählde etc. S. 410; 445 f.; 452 f. 36 In der Bibliothek der schönen Wissenschaften 4, 551 f.

der sich mit der Betrachtung der Gesetze, der Sitten, Gebräuche § 297
und Regierungsformen der Völker beschäftigte, mehr cultiviert sein würde (durch dessen Bearbeitung ein Montesquieu, Shaftesbury und Bolingbroke sich unsterblich gemacht hätten), könnten wir hoffen, lehrreiche Geschichtschreiber zu bekommen, die sich angelegen sein liessen, die Geschichte nicht bloss authentisch, sondern mit Geschmack und Einsicht vorzutragen. Im Lauf der Sechziger fehlte es schon nicht mehr an einzelnen Erscheinungen, die bewiesen, dass sich auch in der deutschen Geschichtschreibung ein neues Leben regte. Einer der ersten, welche das Weitschweifige und Ermüdende der bisher üblich gewesenen Vortragsart empfanden und dafür eine gedrängtere und geweckter einzuführen suchten, war Thomas Abbt[37]. Eine kritischere Verfahrungsweise im Benutzen der Quellen, woraus sich mit der Zeit auch eine wissenschaftlichere Form für die Behandlung des Sachlichen und eine geschmackvollere Darstellungsart herausbildeten, wurden besonders von mehrern Göttinger Professoren angebahnt, namentlich von Johann Stephan Pütter[38] und Joh. Chr. Gatterer[39]. Jener gehört zu den verdienstvollsten und berühmtesten Lehrern des deutschen Staatsrechts und gab vor 1773 von historischen Schriften seinen „Grundriss der Staatsveränderungen des deutschen Reichs"[40] und sein „Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie"[41] heraus. Dieser that mehr für die historischen Hülfswissenschaften und besonders für eine sinn- und geschmackvollere Behandlung der Geographie, als für die eigentliche Geschichte, doch leitete er schon eine verständigere und zweckmässigere Verfahrungsweise bei der Anordnung des Stoffs der Weltgeschichte ein in seinem „Handbuch der Universalhistorie" (1761. 62) und dem „Abriss der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange" (1765). An sie schloss sich dann zunächst August Ludwig Schloezer[42] als einer der vornehmsten und verdienst-

---

37) Er hatte 1762 angefangen „Gebauers Geschichte von Portugal nach seiner Art auszuarbeiten", oder, wie er sich anderthalb Jahre später ausdrückte, nach derselben „für sich eine in einem menschlichen Stil zu schreiben" vgl. Abbts vermischte Werke 3, 131; 176). Was davon fertig geworden ist, erschien nach seinem Tode als „Fragment der portugiesischen Geschichte" im 2. Th. der vermischten Werke 1770. 38) Geb. 1725 zu Iserlohn, habilitierte sich in Marburg, lehrte seit 1747 als ausserordentlicher, seit 1753 als ordentlicher Professor in Göttingen und starb 1807. 39) Geb. 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg, seit 1759 ord. Professor der Geschichte in Göttingen, gest. 1799. 40) 1753, oft aufgelegt. 41) 1762 und 1772. 42) Geb. 1735 zu Jagstädt im Hohenloheschen, studierte seit 1751 in Wittenberg und Göttingen Theologie und zugleich mit grossem Eifer morgenländische Sprachen, weil er eine Reise in den Orient zu machen beabsichtigte, wurde zuerst Hauslehrer in Schweden und gieng dann nach

§ 297 vollsten Begründer einer freiern Behandlung der historischen Studien und einer gehobneren, lebensvolleren Geschichtschreibung in Deutschland an. Seine Hauptwirksamkeit auf den Feldern der Geschichte, der Staatswissenschaften und der Statistik, so wie als Kämpfer für Licht und Freiheit im öffentlichen und bürgerlichen Leben, begann erst nach 1773; doch erschien die „Vorstellung seiner Universalgeschichte" bereits 1772. 73, nachdem er seit 1758 einen „Versuch einer Handlungsgeschichte" (in schwedischer Sprache) und verschiedene in die Geschichte der Schweden, der Russen und anderer nordischen Völker einschlagende Werke herausgegeben hatte. Vor ihm zeichneten sich während der sechziger Jahre unter den Verfassern entweder rein geschichtlicher oder über geschichtliche Entwickelungen bloss raisonnierender Werke am meisten aus Justus Moeser, Isaac Iselin und Johann Matthias Schroeckh. Moeser[43], 1720 zu Osnabrück geboren, zeigte schon auf der Schule unter andern glücklichen Anlagen eine bedeutende Redefertigkeit und wurde durch seine Mutter frühzeitig mit der französischen Sprache und Literatur bekannt. 1740 bezog er, um die Rechte zu studieren, die Universität Jena, von wo er zwei Jahre später nach Göttingen gieng. Schon damals wusste er, dass man auf Universitäten, wenn man da nur höre, eigentlich nicht studiere, sondern dass man alsdann eigentlich zu studieren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verliesse, und dass das menschliche Leben mit seiner grossen Mannigfaltigkeit ein höchst studierenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch wäre." Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, wo er sich als Sachwalter niederliess, 1747 die Stelle eines Advocatus Patriae und bald darauf noch andere Aemter erhielt, wurde einer seiner vertrautesten Freunde der Domherr von Bar[44], der nebst seiner hochbegabten Tochter viel zu Moesers weiterer Bildung beitrug. In dieser Zeit versuchte er sich auch schon als Schriftsteller in Poesie und Prosa; indess sind diese Versuche noch ganz im Geist der gottschedisch-französischen Schule geschrieben. Eine andere Richtung erhielten seine Geistesbildung und sein Geschmack zunächst durch das Studium der besten englischen und italienischen Schriftsteller, auf die ihn ein anderer Freund hinleitete;

---

einen zweiten Aufenthalt in Göttingen, während dessen er sich seiner Reise wegen auf die Medicin legte, nach S. Petersburg in das Haus des Historiographen Müller, dessen Gehülfe er wurde. 1762 erhielt er eine Stelle an der S. Petersburger Akademie und 1769 eine Professur der Philosophie, Politik und Geschichte in Göttingen; 1804 wurde ihm der russische Adel verliehen. Er starb 1809. 43) Vgl. über ihn Goethe, Werke 26, 239—243; 15, 296 ff. und besonders Schlosser 2, 579 ff. 44) Vgl. § 258, 35.

sodann aber auch durch seine Beschäftigung mit Diplomatik und Geschichte. Während des siebenjährigen Krieges erwarb er sich in seiner amtlichen Stellung durch Einsicht, Uneigennützigkeit und weises Benehmen gegen diejenigen, welche die Macht in Händen hatten, um das Bisthum Osnabrück die grössten Verdienste. Als er von den Ständen in Landesangelegenheiten 1763 nach London gesandt wurde, benutzte er seinen achtmonatlichen Aufenthalt in England dazu, sich mit dessen Verfassung, Politik, Gewerbfleiss, Handel, Literatur, Theater etc. bekannt zu machen und vorzüglich seine Menschenkenntniss zu erweitern. Unterdess war dem zweiten, erst einige Monate alten Sohne Georgs III das erledigte Bisthum Osnabrück verliehen worden. Moeser hatte sich das Vertrauen des Königs in so hohem Grade erworben, dass dieser ihm eine Stellung anwies, in welcher er während der zwanzig Jahre bis zur Mündigkeit des jungen Prinz-Bischofs, wenn auch nicht dem Titel und Range nach, doch in der That der erste Rathgeber des Regenten war und unmittelbaren Einfluss in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten hatte. Er wirkte in diesem Verhältniss so segensreich für das Wohl des kleinen Staats, dass er sich der Achtung, des Danks und der Liebe seiner Mitbürger durch alle Klassen versicherte. 1761 gab er von seinen bedeutendern Schriften „Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskekomischen“ heraus; 1765 erschien das „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei dem Hrn. J. J. Rousseau“[45]. Ebenfalls 1765 liess er die ersten Bogen seiner osnabrückischen Geschichte drucken. Von 1766—82 erschienen die osnabrückischen Intelligenzblätter unter seiner Aufsicht: darin und in andern öffentlichen Blättern wurden zuerst die Aufsätze abgedruckt, die er nachher sammelte und unter dem Titel „Patriotische Phantasien“ von seiner Tochter, Frau v. Voigt, herausgeben liess[46]; und 1781 liess er in die westphälischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen sein „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur“ einrücken[47]. 1768 war Moeser geheimer Referendar bei der Regierung geworden, seit 1783 mit dem Titel eines geh. Justizraths. Er starb 1794. Wenn irgend jemand unter den Männern des vorigen Jahrhunderts ein Volksschriftsteller im edelsten Sinne genannt zu werden verdient, so war es Moeser: an ihm war, wie Merck einmal an Nicolai schrieb, alles

§ 297

---

45) Beides in den von Fr. Nicolai herausgegebnen „vermischten Schriften von J. Moeser, nebst dessen Leben“, Berlin und Stettin 1797 f. 2 Bde. 8.

46) Berlin 1775—86. 4 Bde. 8.; öfter aufgelegt; Goethe hatte den 1. Band schon im Dec. 1774 (vgl. Werke 60, 228); wahrscheinlich wurde er also erst in der Ostermesse 1775 ausgegeben.

47) Vgl. § 240, Anm. 7.

§ 297 gesund. Durch seine osnabrückische Geschichte[48], welche, wie Schlosser bemerkt, eigentlich eine Einleitung in die ganze deutsche Geschichte oder eine Anweisung, diese fruchtbar zu behandeln, genannt werden sollte, ward ein ganz neues Licht über das Wesen historischer Gelehrsamkeit verbreitet. Iselin[49], geboren 1728 zu Basel, studierte in Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften und bereiste sodann Frankreich, wo er die persönliche Bekanntschaft Rousseau's, Buffons und anderer Schriftsteller von Ruf machte. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich in Basel neben juristischen Studien auch viel mit Philosophie und Geschichte. 1754 wurde er Mitglied des grossen Raths in seiner Vaterstadt und zwei Jahre darauf Rathsschreiber. Wie er im engern Kreise seiner amtlichen Thätigkeit gute Sitten, weise Gesetze und den Wohlstand seiner Mitbürger zu fördern suchte, so bestrebte er sich als Schriftsteller in einem weitern Kreise Vaterlandssinn und politisches Bewusstsein zu wecken, und empfahl und unterstützte alles, was zur Veredlung und Beglückung der Menschen, zur Verbreitung hellerer und freierer Begriffe über Staatshaushalt, über Regenten- und Unterthanenpflichten, Volksbildung etc. dienen konnte. Er gründete mit seinem Freunde H. C. Hirzel zu Schinznach die patriotische Gesellschaft, deren Zweck war, die ausgezeichnetsten Menschen aus jedem Canton mit einander zu verbinden, einen allgemeinen patriotischen Geist zu bilden, Landeskenntniss zu fördern und Gemeingefühl unter allen Schweizern zu erzeugen[50]. Durch zu angestrengtes Arbeiten hatte Iselin seine ohnehin schwache Gesundheit völlig untergraben; er starb 1782. Sein berühmtestes Werk „Ueber die Geschichte der Menschheit", verfolgt in einer Art Mitte zwischen der geschichtlichen und philosophischen Betrachtung „den Fortgang der Menschheit von der äussersten Einfalt[51] zu einem immer höhern Grade von Licht

---

48) Der erste Theil erschien unter dem Titel „Osnabrückische Geschichte. Allgemeine Einleitung." Osnabrück 1768. 8.; neue vermehrte und verbesserte Aufl. und dazu ein zweiter Theil, Berlin und Stettin 1780. 8. Einen dritten Theil hat aus des Verf. handschr. Nachlass herausgegeben C. Stüve, Berlin und Stettin 1824. 8. Die beiden ersten Theile sind auch enthalten in „J. Moesers sämmtl. Werken." Berlin 1798. 8 Bde. 8.; alle drei in „J. Moesers sämmtl. Werken. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben vermehrt durch B. R. Abeken." Berlin 1842—44. 10 Thle. gr. 12. 49) Vgl. über ihn das Programm von W. Vischer. Basel 1841. 4. 50) Sie trat als „helvetische Gesellschaft" 1762 ins Leben und versammelte sich anfangs in Schinznach, später in Olten. Ausser den Stiftern zählte sie unter ihren Mitgliedern auch S. Gessner, Zimmermann und Lavater (vgl. Jördens 2, 563; 6, 376 f. und über die für das J. 1763 von der Gesellschaft gestellten Preisfragen Literatur-Br. 223. 51) Aber nicht von Rousseau's Naturzustand, von dem Iselin nichts wissen will.

und Wohlstand" und ist der schwache Vorläufer von Herders Ideen § 297
zur Philosophie der Geschichte der Menschheit[52]. Schroeckh, 1733 zu Wien geboren, besuchte anfänglich das lutherische Gymnasium in Pressburg und seit 1750 die Schule zu Kloster Bergen, von wo er sich nach Göttingen begab, um Theologie zu studieren. Er hörte besonders bei Mosheim und Michaelis; durch den erstern wurde die Neigung zur Geschichte und vornehmlich zur Kirchengeschichte in ihm angeregt. 1754 berief ihn ein naher Verwandter, den er bei seinen gelehrten Arbeiten unterstützen sollte, nach Leipzig. Schroeckh benutzte hier noch die Vorlesungen von Christ und Ernesti, habilitierte sich 1756, wurde nach einigen Jahren Custos an der Universitäts-Bibliothek, 1762 ausserordentlicher Professor der Philosophie, gieng 1767 als Professor der Poesie nach Wittenberg, vertauschte aber acht Jahre später seine Stelle mit der Professur der Geschichte und erhielt zugleich die Direction der Universitäts-Bibliothek. Er starb in Folge eines Falls von einer Bücherleiter 1808. Seinem Hauptwerk, der „christlichen Kirchengeschichte"[53], giengen voraus seine „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten"[54], und seine „Allgemeine Biographie"[55]. Keiner jedoch leistete in irgend einem Zweige der Geschichtschreibung schon damals so Grosses und Unvergängliches, wie Winckelmann in seiner Geschichte der alten Kunst, mit der er überdiess eine ganz neue historische Gattung geradezu schuf[56]. — 4. Wie mit

---

52) Es erschien zuerst als „Philosophische Muthmassungen über die Geschichte der Menschheit", Frankfurt und Leipzig 1764. 2 Bde. 8.; dann verbessert mit dem Titel „Is. Iselin über die Geschichte der Menschheit", Zürich 1768. 2 Bde. 8.; die 5. Aufl. Basel 1786, mit dem Leben des Verfassers. 53) Von ihr erschienen eilf Theile zuerst Frankfurt und Leipzig 1768—86. 8. (in einer zweiten verbesserten Auflage. Leipzig 1772—94); Th. 12—35. Leipzig 1788—1803. die „christliche Kirchengeschichte seit der Reformation", Leipzig 1804—9. 8 Thle. 8.

54) Leipzig 1764 ff. 3 Bde. 8. (umgearbeitet als „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten", Leipzig 1790). 55) Berlin 1767—91, 8 Thle. 8.; der erste Theil zwei-, die drei folgenden einmal neu aufgelegt. 56) Es ist gewiss recht bezeichnend für den Gang der ganzen neuern Geistesbildung in Deutschland, was Gervinus 5^{4}, 334 angemerkt hat, dass nämlich unsere Geschichtschreibung in ihren ersten bessern Leistungen sich gern an die Theologie anschloss, wobei er auf Schroeckhs Kirchengeschichte und auf die später fallenden kirchengeschichtlichen Werke von Planck und Spittler hinweist. Kaum minder bezeichnend dürfte aber auch das sein, dass wir weit eher ein ausgezeichnetes Werk über Kunstgeschichte als ein gleich umfassendes und dabei gleich vortreffliches Werk über Völker- und Staatengeschichte erhielten, und dass wiederum die Kunstentwickelung bei den Völkern der alten Welt schon zu einer Zeit der Gegenstand der sinnigsten Auffassung und genialsten Darstellung geworden war, wo alles, was uns die heimische Vorzeit an herrlichen Bau- und Bildwerken vererbt hat, noch von einem durchaus barbarischen Geschmack hervorgebracht und keiner aesthetischen Be-

§ 297 den historischen, so ungefähr verhielt es sich bis in die Fünfziger herein mit den politischen Wissenschaften in Deutschland: sie bildeten einen Theil der Universitätsgelehrsamkeit und standen in keinem nähern Bezuge zum Leben, als insofern sie den Juristen bei der Entscheidung staatsrechtlicher Fragen Dienste zu leisten vermochten. So lange diess dauerte, konnte bei uns noch nicht eine publicistische Literatur entstehen, die, wenn auch fürs erste nur in den gebildetern Klassen des Volks, den Sinn für politische Angelegenheiten geweckt, ein allgemeineres Interesse an der Staatsverwaltung, der Gesetzgebung, den öffentlichen Einrichtungen hervorgerufen, zur Prüfung der vorhandenen socialen Zustände aufgefordert hätte. Allerdings hatten bereits seit den dreissiger Jahren Johann Jacob Moser[57] und Johann Jacob Schmauss[58] den Grund zu einer

---

trachtung werth zu sein schien. In dieser letztern Beziehung wenigstens begann auch erst mit Goethe's Auftreten eine neue Zeit: denn so sehr er später hin und wieder den Werth der alten vaterländischen Kunst verkannt und auf sie geschmäht hat, so war er es doch, der einer unbefangenen und verständigern Würdigung derselben durch die kleine Schrift „von deutscher Baukunst" (vgl. § 259, 25) Bahn brach.

57) Geb. 1701 zu Stuttgart, studierte in Tübingen und wurde daselbst schon 1720 ausserordentlicher Professor der Rechte. In Wien, wohin er mehrmals gieng, hatte er Gelegenheit, sich in publicistischen Arbeiten zu üben. Von 1726—36 war er wirklicher Regierungsrath in würtembergischen Diensten, dazwischen aber auch ordentlicher Professor der Rechte in Tübingen und eine Zeit lang ohne Amt. Die drei nächstfolgenden Jahre lehrte er, zum preuss. Geheimenrath ernannt, als Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. Als er diese Stellung aufgegeben hatte, lebte er als Privatmann grossentheils zu Ebersdorf im Reussischen und nach einer kurzen Zwischenzeit, wo er in hessenhomburgischen Diensten stand, zu Hanau (seit 1749). Hier legte er eine Staats- und Kanzleiakademie für junge Männer von Stande an, die sich zu politischen Geschäften ausbilden wollten. Allein schon 1751 gab er, wiewohl ungern, dieses Unternehmen auf, da er zum Landschaftsconsulenten in sein Vaterland berufen wurde. Als hier nachher zwischen dem Herzog und den Landständen Zerwürfnisse eintraten, gerieth Moser in den Verdacht, die von der Landschaft gegen den Herzog gerichteten Schriften abgefasst zu haben: er wurde verhaftet und 1759 auf die Festung Hohentwiel in sehr strengen Gewahrsam gebracht. Erst nach fünf Jahren erhielt er in Folge eines Reichshofrathschlusses seine Freiheit wieder. Seitdem privatisierte er in Stuttgart, wo er 1785 starb. Vgl. J. J. Mosers Leben. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmidt. Stuttgart 1868. 8.; H. Schulze, J. J. Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts. Leipzig 1869. 8.; Chr. Fr. Hermann, J. J. Moser, der würtembergische Patriot als Gefangener auf dem Hohentwiel. Stuttgart 1869. 16. — Moser hat sehr viel und in sehr verschiedenartigen Fächern geschrieben: sein bedeutendstes Werk, (altes) „deutsches Staatsrecht" erschien zu Nürnberg und anderwärts 1737—53 (es sind 52 Theile in 26 Bänden; dazu kam [neues] deutsches Staatsrecht in einzelnen Werken 1766 ff. 58) Geb. 1690 zu Landau, habilitierte sich in Halle, trat 1721 in durlachsche Dienste und wurde 1734 als Professor nach Göttingen berufen, wohin er auch zehn Jahre später zurückkehrte,

freisinnigern Behandlung der Staatswissenschaften, insbesondere des § 297
Staatsrechts gelegt, der letztere als Lehrer an der Göttinger Hochschule, welche nachher eine Hauptpflegestätte für die gelehrte Publicistik wurde. Allein beide Männer gehörten ihrer wissenschaftlichen Methode und Darstellungsart nach noch zu sehr der alten Zeit an; ihre Schriften konnten über den Kreis der eigentlichen Fachgelehrten hinaus nicht bedeutend genug wirken und daher auch nicht zu einer Belebung des politischen Sinnes viel beitragen. Ungleich mehr geschah dafür schon durch einige populärphilosophische Schriften, die seit der Mitte der Fünfziger von den beiden Schweizern Isaac Iselin und Johann Georg Zimmermann[59], so wie von Thomas Abbt ausgiengen und die weitere Verbreitung der von englischen und französischen Publicisten aus Locke's Schule entwickelten Ideen bei uns vermittelten. Von dem erstgenannten gehören hierher die Schriften „Philosophische und

---

nachdem er ein Jahr lang in Halle gelehrt hatte. Er starb 1757. Er gab unter andren Büchern heraus eine „Einleitung zu der Staatswissenschaft", Leipzig 1741. 47. 2 Thle. 59) Geb. 1728 zu Brugg, studierte seit 1747 vier Jahre in Göttingen, vornehmlich unter Hallers Anleitung, Medicin, dabei aber auch mit vielem Eifer Mathematik, Physik, Statistik und andere Wissenschaften. Schon von Hause aus mit der französischen Sprache vertraut, machte er sich in Göttingen auch mit der Sprache und Literatur der Engländer bekannt. Nach seiner Promotion reiste er über Holland nach Paris und wurde einige Zeit darauf Stadtphysicus in Brugg. Er lebte hier, obgleich als Arzt vielfach beschäftigt, sehr zurückgezogen, studierte viel und schrieb ausser verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen, die in Zeitschriften erschienen, auch schon in der zweiten Hälfte der Fünfziger die „Betrachtungen über die Einsamkeit" und das Werk „von dem Nationalstolze", womit er sich als Schriftsteller zuerst bei dem grössern Publicum einen Namen machte. Da ihm sein Wirkungskreis immer weniger genügte, sehnte er sich von Brugg fort; zwar boten sich ihm mehrere Gelegenheiten, seine Lage zu ändern, allein bald hinderten ihn hypochondrische Launen daran, sie zu benutzen, bald traten Umstände ein, die seine Hoffnungen vereitelten. Endlich erhielt er die Stelle eines königl. grossbrittan Leibarztes in Hannover. Er fühlte sich aber auch in dieser Stellung nicht glücklich: daran waren theils seine Hypochondrie und ein äusserst schmerzhaftes Körperleiden schuld, theils mancherlei häusliche Trübsale und verdriessliche Erfahrungen, die er machte. Erst später, als er sich zum zweitenmal verheirathet hatte, wurde er heiterer gestimmt. Die Einladung der Kaiserin Katharina II nach Petersburg lehnte er ab: die Monarchin unterhielt aber seitdem einen Briefwechsel mit ihm und beschenkte ihn mit dem Wladimirorden. Während der letzten Krankheit Friedrichs des Grossen war Zimmermann in Potsdam, vom Könige selbst dahin berufen. Gegen Ende seines Lebens wurde er noch in viele ärgerliche Streitigkeiten verwickelt, wozu ein Paar Schriften über Friedrich d. Gr. den ersten Anlass gegeben hatten. Sie wirkten höchst unglücklich auf seine Gemüthsstimmung: in seiner Melancholie sah er sich überall von Gefahren und Schrecknissen umgeben: dazu kamen noch schwere Körperleiden, in deren Folge er 1795 starb.

§ 297 patriotische Träume eines Menschenfreundes"[60], „Ueber die Gesetzgebung"[61], „Philosophische und patriotische Versuche"[62] und anderes[63]; von dem zweiten seine Schrift „von dem Nationalstolze"[64]; von dem dritten die „vom Tode fürs Vaterland"[65]. Die meisten dieser Schriften wurden gleich nach ihrem Erscheinen von Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und in den Literatur-Briefen angezeigt. Man erkennt aus seinen Berichten darüber, wie grosses Interesse er daran nahm, und wie sehr er sich freute, dass sich nun auch in Deutschland eine publicistische Literatur, wie sie Engländer und Franzosen schon lange besassen, zu bilden anfieng. Als Zimmermanns erwähnte Schrift herausgekommen war, schrieb er[66]: „Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammen kommen, die Genie's der verschiedenen Nationen zu beurtheilen und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. (Die Alten haben uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen: in ihre Fussstapfen sind die Engländer und Franzosen getreten.) Die Deutschen — haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrichs mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen schränken sich in dem engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die grosse Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermisset haben[67]". Ganz besonders anregend wirkten in dieser

---

60) Die erste Ausgabe muss schon 1755 oder bald darauf erschienen sein; vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften 5, 41; 2. Ausg. Zürich 1758, öfter aufgelegt. 61) Basel 1758. 8.; nachher als „Versuch über die Gesetzgebung", 1760. 62) Zürich 1760. 8. 63) Vgl. Jördens 2, 564 ff. 64) Sie erschien Zürich 1758. 8.; die 6. Auflage 1789. 65) Berlin 1761 (vgl. § 240, Anm. 4); dann aufgenommen in den 2. Theil der „vermischten Werke", Berlin 1768—81. 6 Thle. 8. (die drei ersten von Fr. Nicolai, die übrigen von J. E. Biester herausgegeben: jene auch ein- oder mehrmal aufgelegt. 66) Bibliothek etc. 4, 552 f.

67) Vgl. dazu Literatur-Briefe 67; 138 (einige schweizerische Schriftsteller — Iselin und Zimmermann — seien die ersten unter den Deutschen gewesen, welche die Menschen in der grossen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen); 143; 181.

Beziehung Friedrich Karl von Moser und Justus Moeser, beide § 297
von wahrer Vaterlandsliebe und edlem Eifer für die Förderung des Gemeinwohls beseelt. Moser, J. J. Mosers ältester Sohn, geboren 1723 zu Stuttgart, studierte in Jena, wurde 1747 in Hessen-Homburg Kanzleisecretär und zwei Jahre darauf Hofrath, gab aber den Dienst in diesem Ländchen auf und gieng mit seinem Vater nach Hanau, wo er mit an der neu errichteten Staats- und Kanzleiakademie lehrte[68]. Nach dem Eingehen dieser Anstalt im Jahre 1751 trat er in hessen-kasselsche Dienste; er wurde Gesandter bei dem oberrheinischen Kreise, so wie bei mehrern kleinen deutschen Höfen, und zum hessischen Geheimenrath ernannt. 1763 erneuerte der Kaiser für ihn und seine Brüder den alten Adel seiner Familie; vier Jahre darauf wurde er Reichshofrath und nicht lange nachher, indem ihn der Kaiser zugleich in den Freiherrnstand erhob, Administrator der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein. 1772 berief ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt in seine Dienste: er wurde dessen erster Staatsminister, Präsident sämmtlicher Landescollegien und Kanzler. Als er 1780 in Ungnade fiel, und bei seiner Entlassung eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde[69], suchte er sein Recht und die Wiederherstellung seiner hart angegriffenen Ehre bei dem Reichshofrath in Wien nach. Während des Processes, den er zu diesem Ende mit dem Landgrafen führte, hielt er sich theils in Wien, theils auf seinem Gute Zwingenberg an der Bergstrasse und in Mannheim auf. Erst nach dem 1790 erfolgten Regierungswechsel in Hessen-Darmstadt wurde die zur Untersuchung seiner frühern Amtsführung in Giessen niedergesetzte Commission aufgelöst und ihm nicht bloss sein bis dahin eingezogenes Vermögen, mit Nachzahlung der Zinsen, herausgegeben, sondern auch eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit verliehen. Er begab sich nun nach Ludwigsburg, wo er 1798 starb[70]. Moser kämpfte in seinen zahlreichen Schriften[71], an deren Form

68) Vgl. Anm. 57. 69) Vgl. Mercks Aufsatz nebst K. Wagners Vorwort dazu in den von diesem herausgg. Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe S. 200 ff. 70) Vgl. über seinen schriftstellerischen Charakter besonders Goethe, Werke 24, 121 f.; Schlosser 2, 589 ff. und Gervinus 4, 172 ff. Goethe hat ihn als Philo in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" im Wilhelm Meister dargestellt; vgl. Düntzer, Frauenbilder etc. S. 194, Note 1. Vgl. auch H. vom Busche, Fr. C. Frhr. v. Moser. Stuttg. 1846, und R. Mohl in den Ergänzungsblättern z. Allg. Zeitung, August 1846. 71) Seine „Staatsgrammatik" erschien schon 1749. Unter den darauf folgenden Schriften von allgemeinerem Interesse gehören zu den bemerkenswerthesten: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit". Frankf. a. M. 1759. 8. (vgl. Literatur-Brief 88 und Hamanns Urtheil in der Nachschrift zum 180. Literatur-Brief); „Beherzigungen", Frankf. a. M. 1761. 8.; „Gesammelte moralische und politische Schriften",

§ 297 freilich noch vielerlei auszustellen blieb, mit kühnem Freimuth für Recht, Freiheit und Anerkennung der Menschenwürde, rügte viele Uebelstände in den staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Zeit und scheute sich weder, den Fürsten selbst die Wahrheit zu sagen, noch die Schliche und Ränke ihrer gewissenlosen Diener aufzudecken. Moeser suchte vorzüglich dadurch, dass er vermittelst kleiner, in einer vortrefflichen Sprache und dem edelsten Volkston geschriebener Aufsätze über die verschiedenartigsten Angelegenheiten und Verhältnisse, von denen das leibliche, sittliche und geistige Wohl des einzelnen Staatsbürgers, wie der Gesellschaft im Grossen und Kleinen mehr oder minder abhängt, klare Begriffe verbreitete, zunächst in dem Kreise seiner Berufsthätigkeit den verschiedenen Klassen seiner Mitbürger nützlich zu werden, bereitete aber diesen Aufsätzen, da er sie nachher als „patriotische Phantasien“ zusammen herausgeben liess [72], einen viel weiter und tiefer reichenden Einfluss. — 5. Auf die Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens hatten zwar schon im siebzehnten Jahrhundert einzelne Männer mit Ernst und Nachdruck hingearbeitet [73], im Ganzen jedoch befand sich dasselbe zu Anfang dieses Zeitraums noch immer in einem äusserst mangelhaften Zustande. Die gelehrten Schulen schienen keinen andern Zweck zu haben, als gute Lateiner zu bilden, das Griechische und die Mathematik wurden wenig und schlecht betrieben, die Muttersprache meist ganz unberücksichtigt gelassen, Realien, die etwa in Betracht kamen, mehr nur beiher gelernt: der Unterricht überhaupt hatte wenig oder gar keinen Bezug zur lebendigen Gegenwart, das Allermeiste, was erlernt wurde, lief auf blosses Gedächtnisswerk hinaus. Und nicht besser als mit den Einrichtungen für die geistige stand es mit denen für die sittliche Bildung

---

Frankf. a. M. 1763. 64. 8.; „Vom deutschen Nationalgeiste“, Frankf. a. M. 1765. 8.; „Reliquien“. Frankf. a. M. 1766. 8. Von den spätern Werken ist das wichtigste das „patriotische Archiv für Deutschland“, Frankf. u. Leipzig 1784–92. 12 Bde. 8. (wozu noch 2 Bde. als „neues patriotisches Archiv“. 1792–94, kamen). 72) Vgl. Anm. 46. Moeser selbst hat sie in einem Schreiben an Nicolai (Vermischte Schriften 2, 148) charakterisiert als „kurze Aufsätze, welche insgesammt die politische Moral und Polizei betreffen und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben.“

73) Mehr noch, als die II, 19 f. genannten, Wolfgang Ratich (geb. 1571, gest. 1635: Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft S. 120 f., bezeichnet ihn als „Charlatan“; vgl. über ihn Krause, Wolfgang Ratichius. Leipzig 1871. 8.; G. Voigt, „Zur Bibliographie des Ratichianismus“, in den N. Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 106, 37 ff.; Gloël, W. Ratich zu Magdeburg, ebenda, 104. Bd., 1. Heft) und Johann Amos Comenius (geb. 1592, gest. 1671); vgl. über beide K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit (2. Auflage. Stuttgart 1846 ff. 3 Bde. 8.) 2, 12 ff. Dieses Werk ist vorzugsweise auch für das Folgende zu vergleichen.

der Jugend; an ihre körperliche Ausbildung durch zweckmässige Leibesübungen aber wurde damals kaum erst von einzelnen Pädagogen gedacht. An Volksschulen fehlte es noch an vielen Orten, selbst in den protestantischen Ländern; wo sie bestanden, war durch sie höchstens für eine nothdürftige Unterweisung in den Grundwahrheiten des Christenthums gesorgt, und nur selten waren die Lehrer so gestellt, dass ihr Unterricht auch den Kindern der Armen zu Gute kommen konnte. Doch allmählig ward auch das Erziehungs- und Unterrichtswesen von der Bewegung ergriffen, in welche das deutsche Geistesleben nach allen Richtungen hin immer mehr gerieth, und bereits gegen Ende der Sechziger war alles zu der grossen Umwälzung vorbereitet, die gleich im nächstfolgenden Jahrzehent auf diesem Felde eintrat. Die ersten bedeutenden Schritte zu einer zweckmässigern, humanern, für Seele und Leib zugleich Sorge tragenden Jugendbildung und zu einer lebendigern und fruchtbarern Behandlung des Unterrichts in den Gymnasien, in den Volksschulen und sodann auch in eigens gegründeten Realschulen thaten A. H. Francke[74] und mehrere seiner Schüler, namentlich Johann Julius Hecker[75]. Locke's Buch über die Erziehung[76], für das man sich auch schon seit den Zwanzigern in Deutschland hier und da lebhaft zu interessieren anfieng[77], empfahl (zunächst zwar nur für junge Leute von Stande) eine Erziehungs- und Unterrichtsmethode, die im entschiedensten Gegensatz zu der altherkömmlichen stand und sich in manchen wesentlichen Stücken mit derjenigen berührte, nach welcher man in den franckischen Stiftungen und den damit verwandten Anstalten verfuhr. Unter den deutschen Philologen erkannte der zu seiner Zeit grösste, J. M. Gesner, auch schon frühzeitig die grossen Mängel des Sprachunterrichts auf den Gymnasien und das Einseitige und Ungenügende der gesammten Gymnasialbildung: er drang in lateinischen und deutschen Schriften[78] nicht allein auf eine Reform der bei dem Unterricht in den § 297

---

74) Vgl. II, 22. 75) Der Gründer vieler Armenschulen, der Realschule und des Pädagogiums in Berlin, geb. 1707 zu Werden an der Ruhr, seit 1739 Prediger in Berlin, 1750 zum Ober-Consistorialrath ernannt, gest. 1768. Vgl. F. Ranke's Programm „J. J. Hecker, der Gründer der königl. Realschule zu Berlin." Berlin 1847. 4. 76) „Some Thoughts concerning Education." 1693.

77) Vgl. § 282, Anm. 33. Eine französische Uebersetzung von Locke's Buch war schon 1695 in Amsterdam erschienen, die vermehrt 1708 in Paris neu aufgelegt ward; eine deutsche („Locke's Unterricht von Erziehung der Kinder, nebst Fenelons Tractat von Erziehung der Töchter") kam 1729 zu Hannover heraus.

78) „Institutiones rei scholasticae." Jena 1715; „Opuscula minora" etc. Breslau 1743 ff.; „Primae lineae Isagoges in eruditionem universalem." (Zuerst) Göttingen 1757; „Kleine deutsche Schriften." Göttingen 1756. — Wie gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts auch einzelnen Vorstehern gelehrter Schulen das Be-

§ 297 alten Sprachen so lange befolgten Methode, sondern auch auf grössere Berücksichtigung sowohl der Muttersprache wie der Realien in den gelehrten Schulen. Nun gab 1762 J. J. Rousseau, nachdem er die Grundlinien seiner Erziehungstheorie zum Theil schon in der neuen Heloise gezogen hatte[79], den „Emil" heraus, worin sie vollständig entwickelt war. Rousseau hatte seine Theorie in die Form des Romans gekleidet. Sie gieng von denselben Grundsätzen aus, die er zuerst in seiner Preisschrift (1750)[80] entwickelt hatte, dass nämlich die Verderbniss der Sitten und der aus ihr fliessende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen, und dass die Gegenstände und die Wirkungen der Künste und Wissenschaften nothwendig diese Folgen haben nach sich ziehen müssen[81]. Er schlug also ein Erziehungswesen vor, das der Natur des Menschen gemäss sein sollte; auf besondere Verhältnisse nach Ländern und Ständen sollte dabei keine Rücksicht genommen werden: es handelte sich nur von der Erziehung eines Menschen an sich. Dieses eben so geistreiche wie verführerische Werk führte mehr als alle zeither über Pädagogik erschienene Schriften und alle in ihr praktisch versuchte Reformen dahin, dass das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen in Deutschland umgestaltet wurde. Von Rousseau besonders stark angeregt und auf seine Theorie eingehend, suchte vornehmlich J. B. Basedow[82] seit 1768 durch Schriften einer neuen Erziehungslehre bei uns allgemeinen Eingang zu verschaffen. Er hatte früh angefangen über ihm nothwendig scheinende Aenderungen und Verbesserungen in der Pädagogik zu schreiben. Bereits 1752 liess er zu Kiel eine Dissertation „De inusitata et optima honestioris iuventutis erudiendae methodo" drucken; auch in seinem ersten Hauptwerke, der „praktischen Philosophie für alle Stände"[83], so wie in andern Schriften,

---

dürfniss einer Reform des lateinischen Jugendunterrichts immer fühlbarer wurde, kann man u. a. aus einer Mittheilung bei Schlosser 1, 629 erschien. 79) Im 26. Briefe des 3. Th. Vieles darin stimmt wörtlich mit dem Emil. 80) „Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs." 81) Wie sein Erziehungsprincip schon der Satz im 5. Briefe des 4. Theils der Heloise „Tout consiste à ne pas gâter l'homme de la Nature, en l'appropriant à la société" ausgesprochen hatte, so begann der Emil mit den Worten „Tout est bien sortant des mains de l'auteur des choses, tout dégénère entre les mains des hommes." 82) Vgl. § 289, Anm. 43. Ueber seinen Charakter, seine pädagogischen Tendenzen, die von ihm empfohlene und ins Werk gesetzte Unterrichtsmethode und die Mittel und Wege, welche er zur Ausführung seiner Pläne wählte, verweise ich besonders auf Goethe, Werke 26, 273 ff.; Schlosser 2, 613 ff.; 4, 121 ff.; Gervinus 5[4], 309 ff.; und K. v. Raumer, a. a. O. 2, 260 ff. 83) Leipzig 1758, 2 Thle. 8.

die er vor 1768 herausgab, handelte er mit von der Erziehung. Im § 297
Ganzen jedoch waren seine Bücher vorzugsweise theologischen und philosophischen Inhalts und in einem, mit der Zeit immer entschiedener hervortretenden rationalistischen Sinne abgefasst, so dass er von den Altgläubigen der Heterodoxie beschuldigt und von den Eiferern unter ihnen verfolgt wurde. Von seinen pädagogischen Schriften, die unter dem Einfluss von Rousseau's Emil entstanden, und durch die er vorzüglich als Reformator im Erziehungsfach zu wirken suchte, sind die merkwürdigsten die „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und deren Einfluss in die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntniss"[84]; das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker"[85] und das „Elementarwerk, ein Vorrath der besten Kenntnisse zum Lernen, Lehren, Wiederholen und Nachdenken"[86]. Durch Anwendung der in diesen Schriften entwickelten Theorie in dem 1774 zu Dessau eröffneten Philanthropin suchte er das Erfolgreiche einer solchen, wie es ihm schien, allein naturgemässen und wahrhaft menschlichen Jugendbildung zu bewähren. Wenn vieles von dem, was er selbst zur Verwirklichung seiner Absichten und Verheissungen unternahm, oder was von seinen Mitarbeitern und Nachfolgern zur Fortführung des von ihm begonnenen Werks versucht wurde, auch nicht die Probe bestand, und die ganze philanthropinische, der althergebrachten schnurstracks zuwiderlaufende Bildungsweise zu grosse Blössen darbot, um nicht alsbald mit Erfolg in vielen Stücken bestritten werden zu können und in der Meinung der Urtheilsfähigen mehr und mehr zu sinken: so wurde durch Basedow doch so viel Gutes und Zweckdienliches für die Jugenderziehung und den Schulunterricht angeregt und in dessen Folge auch so viel in der Lehrverfassung der Gymnasien und aller übrigen Schulanstalten wirklich vervollkommnet, dass sein reformatorisches Verdienst noch immer gross genug bleibt. Die Verbesserung der Volksschulen insbesondere liess sich ungefähr um dieselbe Zeit, wo Basedow sich am rührigsten und thätigsten für die Ausführung seiner Plane zeigte, Friedrich

---

84) Bremen 1768. 8. 85) Leipzig 1770 f. 8. 86) Dessau und Leipzig 1774. 4 Bde. 8., nebst den dazu gehörigen, einen neuen Orbis pictus liefernden Kupfertafeln. — Um dieselbe Zeit, wo Basedow mit seinen Reformplanen hervortrat, hatten Rousseau's Ideen auch schon in andern Männern gezündet und sie zu ähnlichen Bestrebungen angeregt. Wie namentlich Herder eine der basedowschen Bildungsmethode nah verwandte Umgestaltung des ganzen Erziehungs- und Unterrichtswesens verlangte und sich mit dem Gedanken trug, darauf mit aller Kraft hinzuarbeiten, bezeugt vorzüglich sein Reisetagebuch aus dem J. 1769

§ 297 Eberhard von Rochow[87] vorzüglich angelegen sein, nachdem kurz zuvor auch schon Johann Georg Schlosser[88] angefangen hatte, sich der sittlichen Bildung des Landvolkes anzunehmen. Rochow, der zuerst einen „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch der Dorfschulen" herausgab[89], hat sich als pädagogischer Schriftsteller am meisten durch seinen „Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen"[90] bekannt und verdient gemacht. Von Schlossers zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten[91] gehört insbesondere hierher sein „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk"[92], eins der besten Volksbücher, die wir aufzuweisen haben. Die Einleitung war mehr für Geistliche, Jugendlehrer und Beamte bestimmt; der Katechismus selbst sollte den Kindern des Dorfs ausser einer Unterweisung in der allgemeinen Sittenlehre auch einigen Unterricht über den Ursprung der Gesellschaften, Gesetze, Obrigkeiten und der damit ver-

---

(vgl. § 259, 5). 87) Geb. 1734 zu Berlin, trat jung in das preussische Heer, musste aber bald in Folge erhaltener Wunden seinen Abschied nehmen, lebte dann auf seinem Gute Rekahn in der Mark, wurde Domherr an dem Stift Halberstadt und starb 1805. 88) Geb. 1739 zu Frankfurt a. M. Er studierte die Rechte zu Giessen, Jena und Altorf, trat 1766 als Geheimsecretär in die Dienste des Herzogs Ludwig von Würtemberg, der sich in der pommerschen Stadt Treptow aufhielt, gab diese Stellung drei Jahre später auf und kehrte nach Frankfurt zurück, wo er mit Merck, Höpfner, Goethe etc. die Frankf. gel. Anzeigen herausgab (vgl. S. 139; 151 f.). 1773 gieng er nach Baden, wo er zunächst bei der markgräfl. Regierung zu Karlsruhe beschäftigt wurde und bald nachher zu Emmendingen die Stelle des Oberamtmanns der Markgrafschaft Hochberg mit dem Hofrathstitel erhielt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Goethe's Schwester, die aber schon 1777 starb. Im J. 1783 hielt er sich eine Zeit lang in Wien auf, wohin ihn Joseph II eingeladen hatte, um sich über die Möglichkeit einer Gesetzesverbesserung mit einigen Rechtsgelehrten zu besprechen. Vier Jahre später wurde er von seinem Landesherrn als Geheimer Hofrath nach Karlsruhe versetzt; anfänglich war er hier bei dem geh. Staatsarchiv angestellt, bald jedoch nahm er an den Geschäften des höchsten Landescollegiums Theil, in welchem er 1790 als Director des Hofgerichts und wirklicher Geheimerath Sitz und Stimme erhielt. Seine Redlichkeit und unerschütterliche Pflichttreue bewogen ihn, schon nach zwei Jahren von dem Directorium des Hofgerichts zurückzutreten; die politischen Zeitverhältnisse und das Verlangen nach einem ruhigen Leben an einem von dem Schauplatz des Revolutionskrieges entfernten Orte, 1794 ganz aus dem Staatsdienste zu scheiden. Er begab sich zunächst nach Ansbach und später nach Eutin, von wo er nach einem zweijährigen Aufenthalt, auf einen an ihn ergangenen höchst ehrenvollen Ruf, als Syndicus in seine Vaterstadt zurückkehrte. Aber noch hatte er seinem neuen Amte kein volles Jahr vorgestanden, als er 1799 starb. Vgl. J. G. Schlossers Leben und literarisches Wirken. Von D. Alfr. Nicolovius. Bonn 1844. 8. 89) Berlin 1772; ganz umgearbeitet 1776. 90) In 2 Thlen., Berlin und Leipzig 1776. 80; oft aufgelegt. 91) Sie sind verzeichnet im Anhange von Nicolovius' Schrift. 92) Frankfurt 1771. 8.; in vielen rechtmässigen und unrechtmässigen Ausgg. verbreitet.

bundenen politischen Einrichtungen gewähren[93]. Mit den Schriften § 297
dieser drei Männer aber hob eine pädagogische, „kinderfreundliche und volksfreundliche“ Literatur in deutscher Sprache an, die binnen kurzer Zeit zu einer unglaublichen Masse von Producten in allen möglichen Darstellungsformen anwuchs, wovon jedoch nur äusserst wenige in einer oder der andern Beziehung eine geschichtliche Bedeutung behalten haben. — 6. Der Stand der philologischen Wissenschaften blieb während der beiden ersten Jahrzehnte dieses Zeitraums noch ziemlich derselbe, wie er auf der Scheide des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen war[94]; seit den Vierzigern traten aber auch hier nach und nach sehr bedeutende Verbesserungen ein. Die griechische Literatur wurde allmählig mehr berücksichtigt und nicht mehr, wie früherhin, gegen die lateinische über alle Gebühr zurückgesetzt, obgleich das alte Missverhältniss selbst zu Ausgang der Sechziger noch keineswegs so weit gehoben war, dass Herders Klage über die Vernachlässigung der griechischen Studien in Deutschland[95] unbegründet gewesen wäre. Bei dem auf das Formelle der römischen Classiker gerichteten Studium blieb nicht mehr einziger Hauptzweck, von ihnen gutes Latein schreiben und sprechen zu lernen, und eben so wenig liess man sich, wo die Forschung dem Sachlichen zugewandt wurde, an einem bloss mechanischen Zusammentragen von Antiquitätenstoff genügen: Grammatik und Kritik, Auslegekunst und Kenntniss der Realien sollten fortan immer mehr darauf ausgehen, in den Geist und Gehalt der alten Schriftsteller einzuführen, sie der Neuzeit zum lebendigen Verständniss nahe zu bringen und damit einen tiefern Einblick in das antike Leben und die Geschichte der alten Völker zu eröffnen. Wenn die classischen Studien in diese Richtung bereits zu Ende der Fünfziger unverkennbar eingelenkt waren, so war diess hauptsächlich der akademischen und schriftstellerischen Wirksamkeit J. M. Gesners, J. F. Christs und J. A. Ernesti's zuzuschreiben. Christ war auch derjenige, der in Deutschland den ersten Grund zu einer fruchtbaren wissenschaftlichen Behandlung der bildenden Kunst des Alterthums legte und „die Archäologie von dem alten Antiquitätenstudium zu sondern anfieng“[96]. Was Winckelmann für die Geschichte der alten Kunst und die Würdigung ihrer Werke, was für die Erweiterung und Belebung der Alterthumswissenschaft überhaupt leistete, wie er, Lessing[97] und Herder ein unbefangenes und gründ-

93) Als zweiten Theil liess Schlosser einen „Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk“, Leipzig 1776. 8. folgen. 94) Vgl. II, 25.
95) Vgl. S. 440. 96) Vgl. Danzel, Lessing 1, 68 ff. 97) Ausser den in diesem Abschnitt bereits angeführten und näher besprochenen Arbeiten Lessings,

§ 297 liches Verständniss des geistigen Gehalts und der Kunstformen der alten Dichter, besonders des Homer und der Dramatiker, eigentlich erst anbahnten, ist oben hier und da angedeutet worden. Mit ihren Leistungen war ein Boden gewonnen, aus dem die philologischen Wissenschaften eine ganz neue geistige Nahrung zogen, auf dem sie sich schnell und lebenskräftig entwickelten und auch erst die rechte Frucht für die vaterländische Literatur trugen. Diess zeigte sich besonders von der Zeit an, da Heyne, der in seiner akademischen Wirksamkeit zu Göttingen und in seinen Schriften auf eine geschickte Weise für die Philologie im engern Sinne die Archäologie zu benutzen verstand und bei der Erklärung der alten Classiker mehr noch den aesthetischen als den streng grammatischen und kritischen Gesichtspunkt im Auge behielt, zu seinem grossen Einfluss auf das gesammte deutsche Bildungswesen gelangte.

---

die entweder ganz oder theilweise über Gegenstände aus dem Fache der classischen Literatur handeln, wie namentlich das, was er über Plautus, Horaz, Seneca geschrieben hat, seine Beurtheilung von Lieberkuhns Theokrit, die Abhandlungen über die Fabel, das Leben des Sophokles, der Laokoon und viele Abschnitte in der Dramaturgie, gehören hierher noch von seinen vor dem Jahre 1773 erschienenen Schriften, die „Briefe antiquarischen Inhalts“, 2 Thle. Berlin 1768. 69. 8., die Untersuchung „wie die Alten den Tod gebildet“, Berlin 1769. kl 4. (beide zunächst gegen Klotz gerichtet; vgl § 258, Anm 1), und die „zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten“, zuerst gedruckt mit Lessings „Sinngedichten“ im ersten Theil seiner vermischten Schriften, Berlin 1771. 8. Vgl. auch Guhrauer, Lessing 2. 1, 230 ff.

INHALT DES DRITTEN BANDES.

SECHSTE PERIODE.

Seite

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis in das beginnende vierte Zehent des neunzehnten, oder bis zu Goethe's Tod 3

Erster Abschnitt. Allgemeines Verhältniss der deutschen Literatur und des deutschen Lebens zu einander. Allgemeinster Charakter der Literatur in diesem Zeitraum . . . . 3 ff.; vgl. 155 ff.

Ihre Rückwirkung auf die geistige, sittliche und politische Entwickelung der Nation . . . . 5; vgl. 165 f.

Grosse Hindernisse, die vor der Mitte des 18. Jahrhunderts ihrem baldigen Aufschwunge noch entgegenzustehen schienen . . . . . 5 ff.

Einfluss Friedrichs des Grossen und des siebenjährigen Krieges auf das deutsche Leben und die deutsche Literatur . . . . 8 ff.

Vortheilhafte und nachtheilige Folgen der Friedensjahre bis zum Ausbruch der französischen Revolution . . . . 12 ff.

Umschwung des höhern deutschen Geisteslebens durch Kants kritische Philosophie und die sich daran unmittelbar oder mittelbar anschliessenden wissenschaftlichen Bestrebungen Anderer . . . . 21 ff.

Die französische Revolution und Verhalten der Deutschen ihr gegenüber; die neue kunstmässige Entwickelung der deutschen Poesie, die neu belebte ästhetische Kritik, die grossen Fortschritte der Wissenschaften etc. ziehen in Deutschland das Interesse des gebildetsten Theils der Nation von den politischen Bewegungen und Eroberungen Frankreichs ab und lassen die Gefahren, die von daher drohen, übersehen . . . . 23 ff.

Seite

Der grosse Widerstreit zwischen der hohen literarischen Bildung und den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland kommt den Schriftstellern im Allgemeinen noch gar nicht zum Bewusstsein . . . . 26 f.; vgl. 165 f.

Damit zusammenhängende Fortdauer eines mehr oder weniger sichtlichen Mangels unserer schönen Literatur an wahrer Volksthümlichkeit 27

Andere Hauptmängel in ihr und in dem Verhältniss zwischen der Literatur und dem Publicum; es hat sich immer mehr ein grosser Abstand zwischen einer höhern, mehr idealistischen Dichtung und einer niedern, gemeinen Unterhaltungsliteratur ausgebildet 27 f.; vgl. 161 f.

Kampf gegen die letztere und Verdienste des edlern Theils unserer Schriftsteller um die sittliche und poetische Kräftigung des Volksgeistes . . . . 28 f.; vgl. 102, 1[2]

Kriege mit Frankreich und deren unglückliche Ausgänge mit ihren nächsten Folgen . . . . 29 f.

Deutschlands Befreiung vom französischen Joch zunächst und am gründlichsten in Preussen vorbereitet, auch von Preussen am kräftigsten unternommen und durchgesetzt . . . . 31 ff.

(Dazu wirkt der bessere Theil der Literatur als eine geistige Macht wesentlich mit 34

Fühlbarer werdendes Bedürfniss nach einem höhern volksthümlichen Gehalt der schönen Literatur und nach einer entschiednern Wendung der Wissenschaft zur geschichtlichen Wirklichkeit und zum vaterländischen Alterthum . . . . 34 ff.)

Die sich neu gestaltenden politischen Zustände nach hergestelltem Frieden sind einer volksthümlichen Fortbildung der Poesie weniger günstig als einer reichen und mannigfaltigen Entwickelung deutscher Wissenschaft . . . . 36 ff.

Zweiter Abschnitt. Aenderungen in den örtlichen Verhältnissen der Literatur; ihre Hauptstätten . . . . 38 ff.

Dichterkreise und andere literarische Verbindungen. Ausbreitung des Interesses an dem Literaturleben, durch Zeitschriften vermittelt . . . . 42 ff.

(Allgemeines über die Orte, wo, und die Verhältnisse, unter welchen sich die Vereine bildeten; über ihre Mitglieder und deren Zwecke 43 f.; vgl. 107

Der Züricher literarische Verein . . . . 44 ff.

Leipziger von Gottsched ausgehende ältere und jüngere Dichterschule 48 ff.

Hallische Verbindungen . . . . 61 ff.

Berliner Verbindungen . . . . 68 ff.

Halberstädter Dichterkreis . . . . 80 ff.

Göttinger Hainbund . . . . 85 ff.; vgl. 101 f.

Seite

Anderweitige Sammelpunkte literarischer Kräfte: Hamburg, Braunschweig, Königsberg u. a.; Weimar und Jena . . . . 102 ff.

Hauptstätten für die deutsche Schauspielkunst; Universitäten, welche nicht bloss die Fachwissenschaften bereicherten und förderten, sondern auch noch einen mehr oder minder nahen Bezug zur Nationalliteratur oder einen bemerkbaren Einfluss auf die allgemeine Geistesbildung hatten 107

Grosse oder mindestens einflussreiche Persönlichkeiten, die bis in den Anfang der Siebziger herein allgemeine einigende Mittelpunkte für die verschiedenen Schriftstellergruppen wurden: Gleim, Klopstock, Nicolai, Lessing, Wieland, Herder, Merck, Goethe . . . . . 107 ff.)

Verhältniss der Schriftsteller und des Publicums zu einander . . 155—174

Dritter Abschnitt. Sprache . . . . 175 ff.

Verskunst . . . . 210 ff.

Vierter Abschnitt. Uebersicht über den Entwickelungsgang der Literatur überhaupt.

A. Von 1721—1773.

Allgemeinstes über das Verhältniss der wissenschaftlichen Literatur überhaupt und der Wissenschaft des Schönen und der Kunst insbesondere zu der schönen Literatur . . . . 278 f.

Nothwendigkeit einer verständigen und unbefangenen ästhetischen Kritik; Anfänge einer solchen, von Hamburg (Wernicke) und von der Schweiz (die Züricher, im Anschluss an „den englischen Zuschauer“, in den „Discursen der Mahler“) ausgehend . . . . 279 ff.

Weiteres Vorgehen Bodmers und Breitingers in der Bekämpfung der Uebelstände in der deutschen Literatur; vorübergehende Reibungen zwischen ihnen und Gottsched; jene bereiten ihre kritischen Hauptwerke vor; Gottscheds „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ etc. und Beginn seiner „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“ etc.; seine Auffassung der französischen Literatur in Bezug auf die deutsche . . . . 284 ff.

Gute Folgen, welche die Züricher von der Ausbreitung der wolff-leibnitzischen Philosophie und von einer Schrift Liscows erwarten; ihre entschiedene Vorliebe für Milton; Fortschritt der Kunsttheorie und der ästhetischen Kritik in ihren kritischen Hauptwerken (und in Breitingers „kritischer Dichtkunst“ insbesondere) 292 ff.

Die, besonders in der Beurtheilung von Miltons „verlornem Paradiese“, immer bestimmter hervortretende Verschiedenheit der Richtungen auf dem theoretischen Gebiet führt zu offnem Bruch und zu erbittertem Kampf zwischen Gottsched und den Zürichern; Parteinahme anderer deutscher Schriftsteller für Gottsched oder für die Züricher . . . . 305 ff.

Wie die ästhetische Kritik und die Dichtungslehre, so kündigt auch schon die poetische und prosaische Production seit dem Anfang

Seite

der Zwanziger das Erwachen eines neuen und bessern Geistes in der Literatur an; Uebersicht über ihre Haupterscheinungen bis gegen Ende der Vierziger . . . . 315 ff.

Wichtigkeit der Bremer Beiträge . . . . 320 f.

Mangelhaftes in der damaligen Production . . . . 321 ff.

Bessere Seiten derselben 323

Klopstocks Auftreten mit den ersten Gesängen des „Messias“; sie werden von den Zürichern enthusiastisch begrüsst; biblische Epopöen oder Patriarchaden von Bodmer, Wieland u. A. . . . . 324 ff.

Gottsched beginnt die Poesie Klopstocks und seiner Nachfolger aufs heftigste zu bekämpfen, seitdem er ihr v. Schönaichs „Hermann“ entgegenstellen kann . . . . 327 ff.

Sein Kampf hat für ihn den unglücklichsten Ausgang . . . . . 329 ff.

Geringer unmittelbarer Gewinn aus dem Streit für die Literatur selbst; bedeutenderer für sie und für das Verhalten des Volks zu ihr seine unmittelbaren Folgen . . . . 331 f.

Fortschreitende Entwickelung der Literatur auf den Gebieten

a) der Dichtungslehre und Kunsttheorie überhaupt vom Beginn der Vierziger bis zum Beginn der Siebziger (vgl. im Register zum 5. Bde., Dichtungslehre etc.) . . . . 332 ff.

b) der darstellenden Literatur: allgemeiner Charakter der dichterischen Production seit dem Auftreten Klopstocks bis zum Erscheinen der Literaturbriefe; Klopstock und seine Nachahmer; Hagedorn und Gleim mit ihren Nachfolgern; anhebende Wendung der Poesie zur Behandlung vaterländischer Gegenstände; Vorschreiten der ungebundenen Rede in den einzelnen Dichtarten; Verfeinerung der verschiedenen poetischen und prosaischen Stilarten und Ausbildung mannigfaltigerer und beweglicherer metrischer Formen . . . . 343 ff.

c) der ästhetischen Kritik: ihre Förderung in den Fünfzigern durch Lessing (Chr. F. Weisse, Uz) und Fr. Nicolai; die schärfste Kritik wird als das dringendste Bedürfniss zur Hebung der schönen Literatur erkannt (vgl. im Register unter Kritik) 352 ff.

Dass der Mittel- und Schwerpunkt bei der Umgestaltung unserer schönen Literatur in der dramatischen Gattung zu suchen sei, von Gottsched bereits richtig herausgefühlt, von Klopstock nicht erkannt, wird von Lessing immer deutlicher begriffen. Gottscheds Verdienste um das deutsche Drama; es aus den ihm angelegten Fesseln zu befreien und ihm eine volksthümlichere Kunstmässigkeit zu verschaffen, wird eine der Hauptaufgaben Lessings; seine praktischen und theoretischen Schritte zur Lösung derselben während der fünfziger Jahre . . . . 366 ff.

Dem Mangel an einer gründlichen und durchgreifenden Kritik der neuesten Literaturzustände und literarischen Erscheinungen, den

Seite

auch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" etc. noch nicht hebt, wird endlich durch die „Literaturbriefe" abgeholfen; Lessings Antheil daran . . . . 374 ff.

Höhepunkte von Lessings die ganze zeitherige Dichtungs- und Kunstlehre von grundaus reformierender kritischen Thätigkeit in den „Abhandlungen über die Fabel", im „Laokoon" und in der „hamburgischen Dramaturgie"; seine praktische Thätigkeit im Drama: „Philotas" und „Minna von Barnhelm" . . . . 388 ff.

Förderung der ästhetischen Bildung der Deutschen und der fernerweiten Entwickelung ihrer Literatur durch Winckelmann . . . 414 ff.

Erweckung ganz neuer Ideen über die ersten Quellen, das ursprüngliche Wesen und die früheste Bestimmung der Poesie, über Originalität und Nationalität im dichterischen Hervorbringen, über den Unterschied der Natur- und Volksdichtung von der Kunstpoesie durch viele den Deutschen von aussen her seit dem Ausgang der Fünfziger zugeführte poetische Erzeugnisse und Erläuterungsschriften fremder Dichtungswerke . . . . 418 ff.

Hamanns Stellung zu der geistigen Bewegung seiner Zeit; er dringt auf die Rückwendung der gemachten und gelehrten Dichtung der Neuzeit zur Natur, Einfalt und Unmittelbarkeit der Jugendpoesie der Völker und wirkt in diesem Sinne besonders durch seinen Schüler Herder auf das deutsche Literaturleben ein . . . . . 429 ff.

Herder wird Begründer der auf geschichtlicher Betrachtung und Erkenntniss von poetischen Werken und ganzen Literaturzuständen fussenden ästhetischen Kritik . . . . 434 ff.

Allgemeine Beschaffenheit der dichterischen Production vom Erscheinen der Literaturbriefe bis in den Anfang der Siebziger. Ihr Zurückbleiben hinter der ästhetischen Kritik; ihre Hauptmängel: fortdauernde Abhängigkeit vom Auslande und von irreleitenden Theorien (Ausnahmen Lessings „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti"); Bardenwesen; neue Wendung der sentimentalen Richtung in der Literatur, besonders in Folge ausländischer Einflüsse (Lorenz Sterne und J. J. Rousseau); Spielen und Tändeln mit der Poesie; leichtfertiger Realismus; Klopstock und seine Schule; Wieland und die Halberstädter . . . . . 455 ff.

Gleichzeitige Anzeichen einer lebendigern Regsamkeit und kräftigern Entwickelung des poetischen Geistes; Grundlegung zu einem wirklichen Nationaldrama durch Lessing; Fortwirken des poetischen Jugendfeuers von Klopstock in der ernsten Lyrik; Sichtbarwerden von Shakspeare's Einfluss im Drama (v. Gerstenbergs „Ugolino"); gute Folgen von Wielands poetischer Richtung für den Geist und den Gehalt der deutschen Dichtung, für die Verallgemeinerung des Interesses an ihr, für die Vervollkommnung der dichterischen Sprache und der metrischen Formen, für die

Seite

Wahl der poetischen Stoffe; zunehmende Ausbildung der grossen poetischen Gattungen (Drama; Roman); sich ankündigende Wendung der Poesie zur Volksmässigkeit . . . . 467 ff.

Zustand und Fortschritte der theoretischen und praktischen Wissenschaften, die neben der Dichtungslehre und der ästhetischen Kritik einen nähern und unmittelbarern Bezug zu unserer eigentlichen Nationalliteratur gehabt haben, der Philosophie und der Theologie, der Geschichte und der politischen Wissenschaften, der Erziehungslehre und der Philologie, von Anfang der zwanziger bis in den Beginn der siebziger Jahre . . . . 471 ff.

